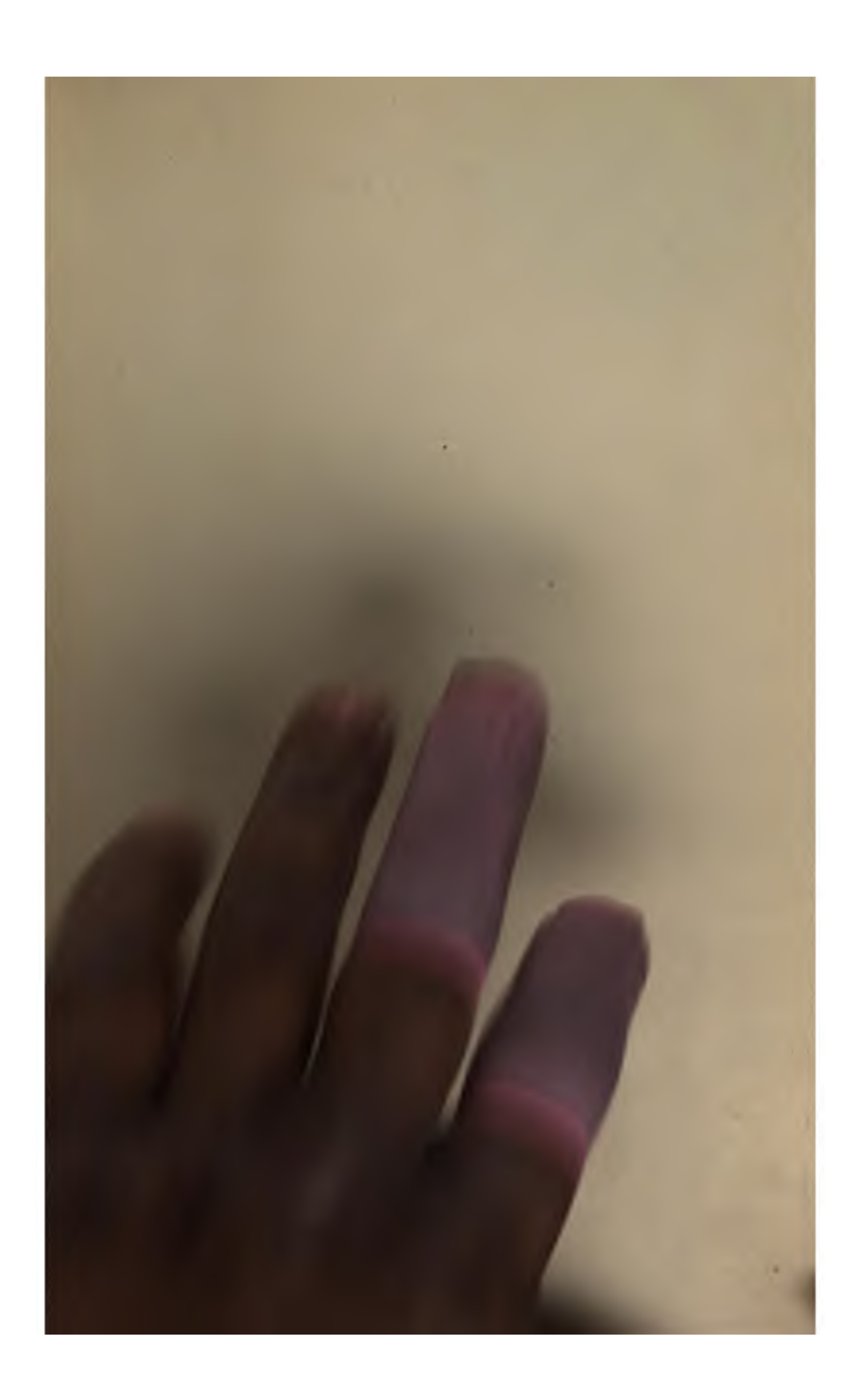





STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
HAKU



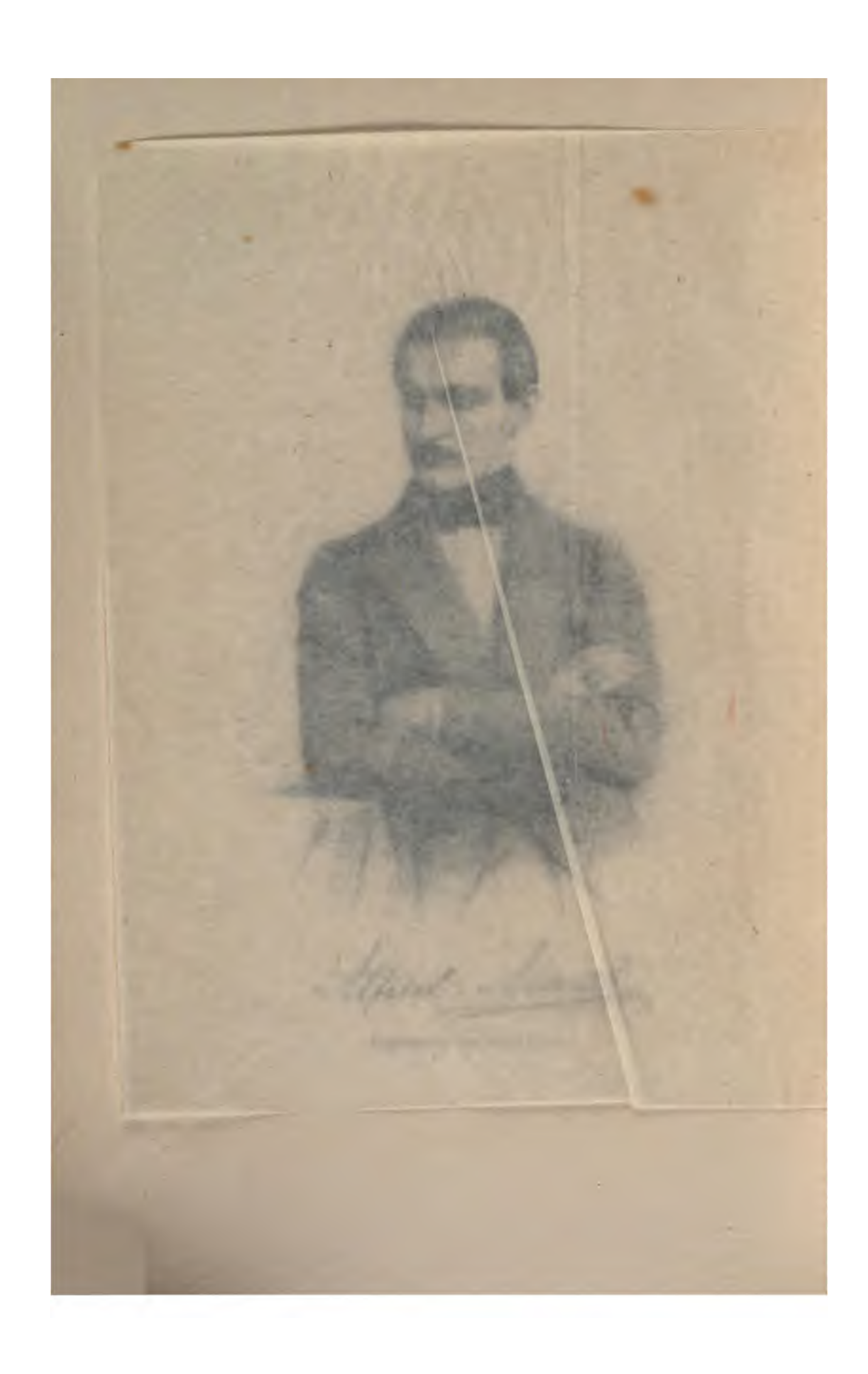


Alfred Arneth

Abgeordneter von Neunkirchen

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

SK



Aus meinem Leben.

Von

Alfred Ritter von Arneth.

Erster Band.

1819—1849.

Mit dem Bildnisse des Verfassers.



Stuttgart 1893.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Nachfolger.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Meiner Tochter gewidmet.



Vorwort.

Wenn einmal der Deutsche, und es geschieht dies in unseren Tagen doch viel häufiger, als es sonst wohl der Fall war, die Feder ergreift, um seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben, so denkt er hiebei fast immer zuerst an seine Familie. Ihr, seinen Söhnen und seinen Töchtern weiß er kein ihnen willkommeneres Vermächtniß zu hinterlassen als eine wahrheitsgetreue Darstellung seiner eigenen Persönlichkeit, seiner geistigen Entwicklung, der wichtigsten Ereignisse seines Lebens, der Gedanken und Empfindungen, zu denen sie ihn anregten, und der Art und Weise, in der er sich zu ihnen verhielt. Die ferner Stehenden, das lesende Publikum im Allgemeinen verliert er hiebei so ziemlich aus den Augen, und oft geht er schon von vorneherein von der Absicht aus, dasselbe gar nicht in den Kreis derjenigen zu ziehen, für welche er seine Aufzeichnungen eigentlich bestimmt.

Bei mir wenigstens war dies Letztere in entschiedenstem Maße der Fall. Denn da mein Leben durchaus kein ereignißreiches genannt zu werden verdient, durfte ich ein wärmeres Interesse für dessen Erzählung nur bei meinen Angehörigen, meinen Freunden und Bekannten voraussetzen, welche zum mindesten ein solches an mir selbst nehmen. Für sie allein schrieb ich daher meine Denkwürdigkeiten nieder und ihnen allein glaubte ich sie zugänglich machen zu sollen.

Es konnte mir nur zu lebhafter Freude gereichen, daß der Anschauung, von welcher ich ausging, als ich meine Lebenserinnerungen, als Manuscript gedruckt, an einen freilich nicht gerade eng gezogenen Kreis von Freunden vertheilte, von denjenigen,

welchen ich sie darbot, keineswegs beigepflichtet wurde. In sich fortwährend steigerndem Maße und in immer drängenderer Weise kamen mir von ihnen Aufforderungen zu, die Möglichkeit, meine Aufzeichnungen kennen zu lernen, nicht wie bisher nur verhältnißmäßig Wenigen, sondern sie der Allgemeinheit zu eröffnen. Wenn ich mich nach längerem Zögern endlich zur Nachgiebigkeit entschloß, so verkenne ich durchaus nicht das Wagniß, in welches ich mich dadurch begebe. Denn ich weiß sehr wohl, daß mein Leben, welches vorzugsweise ernster geistiger Arbeit gewidmet war, nur geringe Anhaltspunkte zu einer anziehenden Darstellung gewährt, und daß derjenige, dessen Thätigkeit sich wenigstens zum Theile auch auf dem so vielfach umstrittenen Felde der Politik abspielte, nur selten auf eine gerechte und noch seltener auf eine nicht allein wohlwollende, sondern auch zustimmende Beurtheilung zählen darf.

So klar ich dies auch erkenne, so fühle ich mich doch zu dem Entschlusse, welchen ich hiemit ausführe, durch die Hoffnung ermuthigt, es werde auch von Solchen, denen ich persönlich unbekannt bin, nicht leicht Einer mein Buch aus der Hand legen, ohne den Eindruck in sich aufgenommen zu haben, daß darin das Leben eines Mannes geschildert wird, der in selbstloser Weise dasjenige zu verwirklichen sich bestrebte, was er nach seiner innigsten Ueberzeugung als recht ansah, als edel und als gut. Wenn er sein Ziel auf dem Felde der Geschichtschreibung nur unvollkommen, auf dem der Politik aber noch weniger erreichte, so wird man hiefür nicht die Redlichkeit, und wohl auch nicht die Kraft seines Willens anzuklagen haben. Die Ursache hievon wird in ersterer Beziehung nur in einer etwaigen Unzulänglichkeit seines Könnens, in der zweiten aber in widrigen Umständen zu suchen sein, gegen deren Uebermacht auch weit Stärkere mit gleicher Fruchtlosigkeit ankämpften.

Wien, im Juni 1893.

A. v. Arneth.

Inhalt.

I. Meine Eltern.

II. Kindheit und Jugendzeit.

(1819—1836.)

III. Universität und Staatsdienst.

(1836—1848.)

Mein Vater.

Ein oft wiederholtes Witzwort sagt, man könne in der Wahl seiner Eltern nicht vorsichtig genug sein. Was meinen Bruder und mich angeht, so dürfen wir uns rühmen, daß uns in dieser Beziehung das Glück ungewöhnlich begünstigt habe. Das ganze Wesen unserer Eltern, ihre wirklich vortrefflichen Eigenschaften und insbesondere die Art und Weise, in der dieselben sich gegenseitig ergänzten, war in seltenem Maße dazu angethan, uns als das beste Vorbild zu dienen und günstig einzuwirken auf unsere eigene geistige Entwicklung. Mein Vater Joseph Arneth war am 12. August 1791 zu Leopoldschlag in Oberösterreich, hart an der Grenze des Mühlkreises gegen Böhmen hin, als der jüngste Sohn des Brauers Johann Arneth und seiner Ehefrau Magdalena, gebornen Wiesinger, zur Welt gekommen. Mein Großvater war am 4. Dezember 1746 als der Sohn des Chirurgen in Leopoldschlag, meine Großmutter aber am 2. Mai 1752 geboren. So wie mein Vater das jüngste, so war sein um mehr als zwanzig Jahre früher, am 9. Januar 1771 geborner Bruder Michael das älteste der vielen Kinder dieses Ehepaares, von denen sieben zu reiferen Jahren gelangten. Zwischen beiden Brüdern standen dem Alter nach fünf Schwestern, welche sich im Laufe der Zeit insgesammt in jener Gegend verheirateten. Ich erwähne aus ihnen nur eine, Namens Johanna, die, am 1. Mai 1786 geboren, an den Sensengewerksbesitzer Moser im Geyerhammer nahe von Leopoldschlag vermählt, Mutter von neun erwachsenen Kindern wurde, von denen sich zwei nun bereits verstorbene Söhne in weiteren Kreisen vortheilhaft bekannt machten. Während der eine, Alois, bis vor kurzem Gouverneur der Oesterreichisch-Ungarischen Bank, sich durch eigene Tüchtigkeit zu einer hohen und wichtigen Lebensstellung emporhob, erwarb sich der andere, Ignaz, im Fache der landwirthschaftlichen Chemie einen angesehenen Namen.

Aus den Erzählungen unseres Vaters über seine Kindheit und Jugend wissen wir nur, daß er, nachdem sein älterer Bruder sich lang schon dem geistlichen Stande zugewendet hatte, dazu bestimmt war, dereinst das väterliche Haus in Leopoldschlag zu übernehmen und das auf demselben haftende Braugewerbe auszuüben. Bei den vorbereitenden Arbeiten, die ihn in dasselbe einführen sollten, fühlte er sich jedoch außerordentlich unglücklich, und die herrische Art, mit der eine seiner älteren Schwestern den weit jüngeren Bruder hiezu antrieb, vergällte ihm vollends diese Beschäftigung. Immer stärker wurde die Sehnsucht in ihm, sich gleich seinem Bruder, der seine theologischen Studien im bischöflichen Seminar zu Linz begonnen hatte, im Jahre 1796 aber in das Augustiner-Chorherrenstift St. Florian getreten war und demselben seit 1797 als Priester angehörte, einem auf geistiger Thätigkeit beruhenden Lebensberufe widmen zu können. Zu seinem Glücke traf es sich zufällig, daß der in jeder Beziehung so ausgezeichnete Bischof zu Linz, Joseph Anton Gall, welcher, dereinst ein Liebling der Kaiserin Maria Theresia, durch sein humanes, liebreiches Wesen und seine große Wohlthätigkeit sich die allgemeine Verehrung seiner Diöcesanen erworben hatte, auf einer Visitationsreise nach Leopoldschlag kam. Dort prüfte der Bischof, selbst ein überaus tüchtiger Schulmann, mit der übrigen Schuljugend auch den damals dreizehnjährigen Knaben, dem er wohl auch schon aus dem Grunde seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, weil ihm der ältere Bruder, der seit Januar 1801 als Professor des Bibelstudiums am Lyceum zu Linz sich ungemein hervorthat, so vortheilhaft bekannt war. Durch die Antworten des jüngeren Arneth zeigte sich der Bischof sehr befriedigt, und er äußerte den Wunsch, auch ihn den Studien gewidmet zu sehen.

Dieser Ausspruch des hochverehrten Bischofs fiel natürlich bei den Eltern Arneths entscheidend in die Wagschale. Die Aussicht auf die Möglichkeit, die Freude, die sie an ihrem ältesten Sohne, schon damals dem Stolze ihres Hauses, erlebten, sich auch an dem jüngeren erneuern zu sehen, war hinreichend, sie jeden etwaigen Widerstand gegen die Erfüllung seines Wunsches bereitwillig aufgeben zu lassen. Und da derselbe auch bei dem älteren Bruder liebevolles Verständniß und thatkräftige Unterstützung fand, so fiel es diesem nicht schwer, ihn der Verwirklichung entgegenzuführen. Wohl durch seine Vermittlung geschah es, daß der Prälat von St. Florian, Michael Ziegler, dem vierzehnjährigen Knaben Wohnung und Kost im Stifte bewilligte, und daß ihm der tüchtige Philolog Karl Eduard Klein, ein vertrauter Freund des damaligen Professors Arneth, den ersten Unterricht in den klassischen Sprachen und in

der Geschichte ertheilte. Und zwei Jahre später trat mein Vater in die dritte Grammatikalklasse des Gymnasiums in Linz ein, wo er bald darauf mit einem Altersgenossen, Namens Joseph Gaisberger, einen Freundschaftsbund schloß, dem er bis an sein Lebensende gleichmäßig treu blieb.

Von den sonstigen Erlebnissen meines Vaters als Gymnasialschüler weiß ich nichts, und nur seine lebhafte Schilderung des schrecklichen Eindruckes ist mir im Gedächtnisse geblieben, den es auf ihn hervorbrachte, als er, bei Beginn der Schulferien auf einer Heimwanderung nach Leopoldschlag begriffen, von der letzten Anhöhe ober dem Marktflecken seinen Geburtsort in Flammen aufgehen sah.

Im Herbste 1810 ging mein Vater nach Wien, um hier seine philosophischen Studien zu vollenden und sich dann der juridischen Laufbahn zu widmen. In Wien fand er Aufnahme bei dem Religionsprofessor an der Universität, Vincenz Weintridt, an den ihn ein anderer Alters- und Stiftsgenoß seines Bruders, Franz Kurz, der sich schon damals als Geschichtschreiber hervorthat, angelegentlich empfohlen hatte. Mir ist, wenngleich aus viel späterer Zeit, die einnehmende Persönlichkeit Weintridts noch gut im Gedächtnis. Seine hohe, stattliche Gestalt, seine fließende Redeweise, sein sonores Organ, die Lebendigkeit seines ganzen Wesens und die ästhetische Richtung desselben waren besonders geeignet, empfängliche Gemüther für ihn zu gewinnen. Auch auf das meines Vaters scheint er nicht ohne mächtigen Einfluß geblieben zu sein und ihn, der schon für das Studium der Klassiker und insbesondere für die Lebensbeschreibungen Plutarchs schwärmte, in dieser Richtung bestätigt zu haben. In der Absicht, das Zusagendste aus denselben ins Deutsche zu übertragen, hörte er die Vorlesungen des damaligen Direktors des kaiserlichen Münz- und Antikencabinetes, Abbé Neumann, und fühlte dort sowie in der herrlichen Sammlung, die sich ihm nun erschloß, die entschiedenste Neigung für die Alterthumskunde in sich erwachen. Auch Neumann fand Gefallen an dem ernsten, ganz von der Liebe zur Wissenschaft beseelten Jünglinge, und er machte ihm schon im März 1811 den Antrag, eine bei ihm in Erledigung gekommene Praktikantenstelle einzunehmen. Mit Freuden ging mein Vater auf diesen Vorschlag ein, und er erfüllte die Pflichten seines neuen Amtes in so ausgezeichneter Weise, daß er schon im Jahre 1813, damals erst zweiundzwanzig Jahre zählend, zum dritten Custos am kaiserlichen Antikencabinete ernannt wurde.

Inzwischen hatte mein Vater, der ganz in historischen und archäologischen Studien lebte und webte und in denselben völlig aufging, sich auf Anregung Weintridts entschlossen, vor einem kleinen Kreise junger Leute aus vornehmen Familien Privatvorlesungen zu halten. Dieselben

müssen bei seinen Zuhörern einen für die Begabung des jugendlichen Lehrers, sowie für seine Persönlichkeit äußerst günstigen Eindruck hervorgebracht haben, denn einer derselben, Graf Joseph Dietrichstein, schloß sich ihm, wenn ich so sagen darf, für das ganze Leben an. Ein zweiter, Graf Walter Stadion, bewahrte ihm gleichfalls treue Anhänglichkeit, und lebhaft erinnere ich mich der reckenhaften Gestalt des allzeit schwarz gekleideten, hochgewachsenen Mannes, welcher, dem Malteserorden angehörend, nicht selten von seiner Commende Mailberg nach Wien kam und bei seinen häufigen Besuchen in dem bescheidenen Hause seines alten Freundes Arneth in demselben und nicht am wenigsten von uns Knaben stets als ein sehr lieber Gast begrüßt wurde. Die echte Humanität, die sein ganzes Wesen durchdrang, und die sprudelnde Lebhaftigkeit, mit der er seine manchmal etwas paradoxen, aber immer auf den edelsten Beweggründen beruhenden Gedanken vorbrachte, waren ganz dazu angethan, ihm unsere wärmsten Sympathien dauernd zu sichern.

Auch Walters jüngerer Bruder, Graf Franz Stadion, der nachmals in der Revolutionszeit des Jahres 1848 eine so bedeutende Rolle spielte, blieb meinem Vater freundschaftlich gesinnt, und er gab ihm hievon den sprechendsten Beweis, als er ihn im Jahre 1846, also mehr als drei Jahrzehnte nach ihrer ersten Bekanntschaft, zu sich nach Triest lud, wo er damals als Statthalter an der Spitze der Landesverwaltung stand. Voll der anregendsten Eindrücke kehrte mein Vater von dieser genußreichen Fahrt nach den österreichischen Küstenländern zurück, und mit Entzücken erzählte er oft von dem Zusammensein und den gemeinschaftlichen Ausflügen mit Stadion, sowie von seinem Besuche Pola's und des antiken Salona. Die Abhandlung, in welcher er die von ihm auf dieser Reise gemachten archäologischen Wahrnehmungen mittheilte, wurde in den Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gedruckt.

Auch die beiden Brüder Lanckoronski möchte ich hier erwähnen, von denen der jüngere, Kasimir, mit mir noch gemeinschaftlich im Herrenhause saß und mit vieler Pietät von meinem damals schon verstorbenen Vater sprach, während der ältere, Karl, als Nachfolger des Grafen Moriz Dietrichstein in dem Amte eines Oberstkämmerers der Vorgesetzte meines Vaters wurde und sich ihm so freundlich erwies, als die höfische Steifheit und Vornehmheit seines Wesens dies überhaupt zuließ.

Durch eine Empfehlung von Kurz kam mein Vater auch noch in eine andere gesellige Beziehung, welche später einen entscheidenden Einfluß auf seinen Lebensweg ausübte. Er erhielt Zutritt in den geselligen Kreis, den zu jener Zeit die Witwe des verstorbenen Hofrathes von Greiner in ihrem gastlichen Hause in der Alserstraße um sich versammelte und dessen

Hauptanziehungspunkt ihre Tochter, die als belletristische Schriftstellerin allgemein bekannte und ebenso als solche wie als Frau hochverehrte Karoline Pichler bildete. Um zweiundzwanzig Jahre älter als mein Vater, wandte doch die vielgefeierte Dichterin dem anspruchslosen jungen Manne, dessen ernstes Wesen und dessen Begeisterung für die Wissenschaft ihr ungemein wohlgefielen, aufrichtige Theilnahme zu, und ihrer Güte für ihn mußte mein Vater es zuschreiben, daß man ihm in dem dortigen erlesenen Kreise eine Stellung einräumte, auf die er bei seiner Jugend und dem bisherigen Mangel an irgend einer hervorragenden Leistung noch keinen Anspruch hätte erheben können.

Ein frisches und empfängliches Gemüth, das sich gleich dem meines Vaters frühzeitig daran gewöhnt hatte, sich fast ausschließlich mit der alten Welt und ihren heroischen Erscheinungen zu beschäftigen, sich an ihren Großthaten zu erheben und zu begeistern, konnte natürlicherweise von den Schicksalen des eigenen Vaterlandes nicht unberührt bleiben. Bei meinem Vater war dies umsoweniger der Fall, als er von früher Jugend an von einem Gefühle des Patriotismus durchdrungen war, dessen Tiefe und Lebhaftigkeit auch damals schon selten gewesen sein mag, in der heutigen Zeit und insbesondere bei der heutigen Jugend aber kaum mehr anzutreffen ist. Die Ursachen dieser betrübenden Erscheinung zu ergründen, wäre für einen Psychologen gewiß eine fesselnde Aufgabe. Man sollte glauben, daß, je mehr sich die Bevölkerung mit den Angelegenheiten ihres Vaterlandes beschäftigt, je mehr sie von ihnen hört und liest, desto größer auch das Interesse für sie, desto inniger die Liebe zu diesem Vaterlande sein müßte. Gerade das Gegentheil hievon tritt uns jedoch leider täglich vor Augen. Vielleicht rührt dies wenigstens zum Theile davon her, daß die Männer, welche unter der Aegide des Oberhauptes des Staates dessen Angelegenheiten leiten, der Bevölkerung nicht mehr wie ehedem in unnahbarer Ferne und mit dem Nimbus ihrer Würde umkleidet, sondern in nächster Nähe erscheinen, daß sie dieselben bei ihrer täglichen Arbeit, gleichsam im Hauskleide zu beobachten und sich von der Wahrheit des Oxenstierna'schen Wortes von der parva sapientia, mit der die Welt regiert wird, zu überzeugen manchmal mehr als hinreichenden Anlaß besitzt.

Schädlicher noch und verderblicher für die Entwicklung und die Erhaltung des österreichischen Vaterlandsgefühles wirkt aber in der Jetztzeit das Ueberhandnehmen des Nationalitätsprinzipes, denn naturgemäß kann hierunter kein anderer Staat so schwer als unser aus so verschiedenen Nationalitäten zusammengesetztes Oesterreich leiden. Wo der Ungar nur den Ungar, der Tscheche den Tschechen, der Pole den Polen Bruder

nennt, wo jeder eine dem anderen unverständliche Sprache spricht und einen Ehrenpunkt darein setzt, sich ausschließlich nur dieser Sprache zu bedienen und die Kenntniß derjenigen sich gar nicht mehr anzueignen, welche allein noch als gemeinsames Verständigungsmittel zwischen den verschiedenen Nationalitäten zu dienen vermöchte, wo soll da das Alle verbrüdernde Vaterlandsgefühl herkommen, wie vermöchte es da ungeschwächt fortzubestehen?

Ganz anders verhielt sich das Alles in der Zeit, von der ich jetzt rede, im Frühling des Jahres 1813. Noch einmal flammte durch ganz Oesterreich die Begeisterung empor, welche schon im Jahre 1809 einen so erhebenden Ausdruck gefunden hatte, und voll Ungeduld ersehnte man wenigstens in Oesterreichs deutscher Bevölkerung den Augenblick, in welchem die kaiserliche Regierung sich endlich entschließen werde, thatkräftigen Antheil zu nehmen an dem Kriege gegen den allgehaßten Völkerbedrücker, den Kaiser Napoleon. Gewiß zu den Ungeduldigsten gehörte damals mein Vater, aber auch nach dem Beitritte Oesterreichs zu dem Bunde gegen Frankreich mußte er wenigstens für seine Person sich noch in Geduld fassen, bis endlich der Umstand, daß im August 1813 die kaiserlichen Sammlungen verpackt wurden, um für alle Wechselfälle des Krieges bereit zu sein, auch ihm die Erfüllung seines innigsten Wunsches brachte, Eingang zu finden in die Reihen der Kämpfer gegen das Fremdjoch.

Daß dies ohne störendes Hemmniß geschehen konnte, verdankte mein Vater einem Manne, dessen Hand damals zuerst hilfreich und fördernd eingriff in den Gang seines Lebens, und der nebst dem älteren Bruder meines Vaters, ja vielleicht in noch höherem Maße als dieser das Seinige dazu that, das Leben meines Vaters zu dem, was es wirklich war, zu einem glücklichen zu gestalten. Es war dies Franz Fürst Dietrichstein.

Schon frühzeitig scheint der Fürst auf die sehr günstige Einwirkung aufmerksam geworden zu sein, welche mein Vater auf die geistige Entwicklung seines einzigen Sohnes übte. Er vergalt ihm die Sorgfalt für denselben durch den lebendigen Antheil, den er an den Schicksalen des selbst noch jugendlichen Mentors nahm. Das erste Kennzeichen hievon ist in einem Billet von der Hand des Fürsten an meinen Vater zu erblicken, das sich in dem Nachlasse des letzteren vorfand und folgendermaßen lautet:

„Herr General Graf von Bentheim, welcher sowie Herr Feldmarschall Graf von Bellegarde patriotischen Eifer zu schätzen weiß, ist geneigt, und auch insbesondere um diesen zu verbinden, welcher auf meine Bitte für Sie das Wort führte, Ihre Wünsche zu erfüllen. Suchen Sie ihn also noch heute auf und sagen Sie ihm, daß ich das nämliche thun

werde, um Sie seiner Gewogenheit zu empfehlen. Nur noch zwei Bemerkungen zu Ihrer Richtschnur. Erstens, daß ich auf eine Offiziersstelle insistirt habe; zweitens, daß Sie sagen können, daß Sie im Stande sind, sich zu equipiren, und daß Sie auf fernere Unterstützung rechnen können.

Fürst Dietrichstein."

Diesem am 19. Oktober 1813 geschriebenen Billet folgte binnen zwei Tagen ein zweites von der Hand des Fürsten. Es lautete:

„Feldmarschall Graf Bellegarde sieht die Sache als abgemacht an, jedoch muß noch Rücksprache mit dem Fürsten von Schwarzenberg genommen werden, dem ich schreibe. Sie werden gut thun, morgen früh gleich nach acht, aber nicht später als achteinhalb Uhr sich beim Feldmarschall Bellegarde vorzustellen; er erwartet Sie um diese Zeit.

„Sie werden auch gut thun — wenn Graf Bentheim morgen fortgeht — sich noch einmal bei ihm zu empfehlen und anzufragen, wie Sie sich indeß zu benehmen haben.

„Donnerstag den 21. Oktober (1813)."

Nicht ohne einige Verwunderung wird man gewahr werden, wie für eine wohl ziemlich geringfügige Sache, als welche insbesondere in einer Zeit, in der gewiß Noth an Mann war, der Eintritt eines jungen Mannes in die kaiserliche Armee doch wohl erscheint, die höchsten militärischen Autoritäten wie die Feldmarschälle Schwarzenberg und Bellegarde in Anspruch genommen wurden. Daß übrigens diese Schritte geschahen, konnte dem, in dessen Interesse sie Fürst Dietrichstein unternahm, nur zum Vortheil gereichen. Von dem General Grafen Wilhelm, späteren Fürsten Bentheim wohlwollend aufgenommen, trat mein Vater als Fähnrich in die von demselben damals neugebildete deutsch-österreichische Legion.

Allerdings entsprach die etwas prosaische Wirklichkeit wenigstens vorderhand auch nicht von fern den meinem Vater vorschwebenden Idealen, welche ihn zum Eintritte in den Kriegsdienst vermocht hatten. Während die Heere der Verbündeten nach Napoleons Besiegung bei Leipzig in der Richtung gegen Frankreich vordrangen, mußte mein Vater zu Moldautein in Böhmen sich mit der Einübung der neu eingereihten Mannschaft beschäftigen, und erst im Februar 1814 erhielt die deutsch-österreichische Legion Marschbefehl nach der Schweiz und dem südlichen Frankreich. Aber mit Ausnahme einiger Vorpostengefechte, zu denen mein Vater in einer ihn auszeichnenden Weise commandirt wurde, kam er zu keiner größeren Action, und selbst während der Treffen bei Montmélian am 10. und

11. April 1814, in denen es sich darum handelte, den Uebergang über die hoch angeschwollene Isère zu erzwingen, mußte er in der Reserve den nahen Kanonendonner unthätig mit anhören.

Nach diesen Gefechten gelang es ihm jedoch, vier französische Offiziere gefangen zu nehmen, die er allein von Montmélian nach Chambéry zu dem General Grafen Bubna, und da soeben der Waffenstillstand abgeschlossen worden war, von da wieder zurück escortirte. Mit der ihm eigenen Bescheidenheit, aber doch mit sichtlicher innerer Befriedigung erzählte mein Vater oft und oft seinen hochaufhorchenden Knaben von diesem Erlebnisse sowie von den sonstigen Ereignissen seines Feldzuges, von den Gegenden, die er in Südfrankreich durchzogen, von der schäumenden Isère und der nach ihrem Austritte aus dem Genfersee mächtig dahinströmenden Rhône. Und der Säbel, den mein Vater während des Feldzuges geführt hatte, wird noch jetzt von seinem dauernd dem Kriegerstande gewidmeten Enkel als theures Erbstück bewahrt.

Nach Wien und zu seinem jugendlichen Lieblingsfreunde Dietrichstein zurückgekehrt, dessen Vater, Fürst Franz, an dem durch gediegenes Wesen wie durch lebhaftes Gefühl für alles Edle und Schöne sich auszeichnenden Genossen seines Sohnes immer größeres Gefallen fand, trat mein Vater nun in eine glückliche Zeit seines Lebens. In Wien versammelte sich der Congreß, und sowohl im Dietrichsteinschen Hause wie durch seinen Wiedereintritt in den geselligen Kreis der Frau Pichler gerieth mein Vater mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten, welche der Congreß nach Wien geführt hatte, in anregende Berührung. Eine sich noch steigernde Ergänzung erfuhr dieselbe dadurch, daß die fremden Monarchen und Fürstlichkeiten, sowie die anwesenden Minister und Botschafter der auswärtigen Mächte die kaiserlichen Sammlungen und unter ihnen das Antikencabinet häufig besuchten. Da war nun mein Vater sehr oft der kenntnißreiche Führer und Erklärer, zu welchem Amte ihn auch noch sein urbanes Wesen, seine ausgesuchte Höflichkeit, sowie der Umstand besonders befähigten, daß er nicht nur seit seiner Jugend bemüht gewesen war, sich ein reines und dialektfreies Deutsch anzugewöhnen, sondern daß er sich auch während seines Aufenthaltes in Frankreich eine ziemliche Gewandtheit im Gebrauche der französischen Sprache angeeignet hatte.

Der Amtsvorstand meines Vaters, der Abbé Neumann, gab ihm ein sprechendes Zeugniß seiner ausnehmenden Zufriedenheit, indem er im März 1816 seine Ernennung zum zweiten Custos erwirkte. Und wie das Wohlwollen seines Vorgesetzten, erwarb sich mein Vater auch das Vertrauen des Fürsten Dietrichstein in immer höherem Maße. Zu Anfang

des Jahres 1816 legte er ihm einen förmlichen Plan für die fernere Ausbildung des Grafen Joseph vor, dessen ständiger Führer und Hausgenoß er inzwischen geworden war; der Fürst aber billigte diese Vorschläge mit den beifälligsten Worten. Und am 23. April 1816 richtete er mit eigener Hand das nachfolgende Billet an meinen Vater:

„Sie erhalten hiebei eine unbestimmte Anweisung an meinen Cassier. Ich werde es als einen neuen Beweis Ihrer Freundschaft ansehen, daß Sie monatlich 125 Gulden W. W. für sich selbst in jenen Beträgen begreifen, ohne deren Bestimmung auszudrücken. Ich werde Ihnen täglich mehr schuldig, und solche Schulden lassen sich nicht tilgen. Dies fühlt

„Ihr ergebenster

„Fürst Dietrichstein.“

In solch verbindlichen Worten schrieb der damals fast schon fünfzigjährige Fürst Dietrichstein, ein Mann, der nicht nur einer der vornehmsten Familien des Reiches angehörte, sondern sich auch als Militär in glänzender Weise hervorgethan und als solcher das Theresienkreuz errungen, dann aber äußerst wichtige diplomatische Dienste geleistet hatte, an einen sehr jungen Mann von geringer Geburt, der noch auf keinem Gebiete Hervorragendes zu leisten vermocht hatte. Da war es nur natürlich, daß dieser junge Mann von jener Zeit an seinem edlen Gönner eine wahrhaft begeisterte Anhänglichkeit weihte, die nur mit seinem Tode in ihm erlosch.

Das Jahr 1816 brachte meinem Vater außerdem noch die Freude, sich mit seinem Zöglinge auf eine im geistigen Interesse des letzteren unternommene Reise nach Dresden und Berlin begeben zu dürfen. Wenn er sich in der ersteren Stadt vor Rafaels Madonna di San Sisto schwärmerischem Entzücken hingab, so war hievon, wie wir später sehen werden, seine Kunstbegeisterung nicht die alleinige Ursache. Und in Dresden wie in Berlin ließ er es sich angelegen sein, die dortigen Sammlungen auf dem Gebiete seines Faches eifrigst zu studiren.

Das folgende Jahr — 1817 — brachte für meinen Vater das beglückendste Ereigniß seines Lebens, seine eheliche Verbindung mit meiner Mutter.

Meine Mutter.

a) Ihr Elternhaus.

Mein Bedauern, verhältnißmäßig nur wenig über die Jugendzeit meiner Eltern zu wissen, wird in dem Augenblicke, in welchem ich auf die meiner Mutter zu sprechen komme, einerseits verringert und andererseits noch vermehrt. Verringert dadurch, weil meine Mutter, durch vielfache Bitten der ihr Nächststehenden und durch die lebhafte Verwendung einer von ihr hochverehrten Persönlichkeit hiezu angeregt, ja fast gezwungen, wenngleich erst in sehr späten Jahren (1855—1857) daran ging, ihre Erinnerungen niederzuschreiben oder sie ihrer Enkelin in die Feder zu dictiren. Vermehrt aber aus dem Grunde, weil meine Mutter nicht weit mit ihren Aufzeichnungen kam und dieselben sehr rasch wieder abbrach. Und gewiß haben wir dies doppelt zu beklagen, denn während die Jugend meines Vaters anfangs in dem engbegrenzten Raume eines kleinbürgerlichen Hauses in einem entlegenen oberösterreichischen Marktflecken und dann in der nicht viel anregenderen Sphäre des Linzer Gymnasiums ziemlich einförmig dahinfloß und erst von dem Augenblicke seines Eintreffens in Wien an Mannigfaltigkeit und Interesse gewann, stand meine Mutter von ihrer frühesten Kindheit an unter dem geistigen Einflusse von Eltern, welche es beide auf dem Gebiete der Kunst, die sie ausübten, zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit gebracht hatten. Ihr Vater war der ausgezeichnete Tenorist am kaiserlichen Hoftheater nächst dem Kärtnerthore, Valentin Adamberger, ihre Mutter die noch berühmtere Schauspielerin am Hofburgtheater, Maria Anna Adamberger, geborne Jacquet.

Mein Großvater von mütterlicher Seite war am 22. Februar 1740*) in München geboren, stand anfangs als Sänger in kurfürstlich baierischen Hofdiensten, sang seit 1762 unter dem Namen Adamonti auf verschiedenen

*) In allen Büchern, in denen von ihm die Rede ist, finde ich das Jahr 1743 als das der Geburt meines Großvaters angegeben. In dem Kirchenbuche bei den Augustinern in Wien aber, sowie in dem amtlichen Verzeichnisse der Verstorbenen in der „Wiener Zeitung" steht bei der Angabe seines am 24. August 1804 erfolgten Todes: „64 Jahre alt".

Theatern Italiens, und kehrte hierauf wieder nach München zurück, wo er bis gegen 1777 blieb. Der Engländer Burney, der ihn dort sah und hörte, lobt in seinen „Musikalischen Reisen" Adambergers Stimme und Singweise als äußerst angenehm. Und der bekannte Dichter Schubart, später auf dem Hohenasperg durch zehn Jahre gefangen, rühmt sein Feuer und seine Fertigkeit, „die schwierigsten Passagen rund hervorzubringen".

Von München aus unternahm mein Großvater eine Kunstreise nach London; hierauf begab er sich nach Wien, wo er am Hoftheater nächst dem Kärtnerthore und an der Hofkapelle angestellt und wegen seiner schönen, weichen und melodischen Stimme von echtem Tenorcharakter, sowie wegen seiner vortrefflichen Schule sehr geschätzt wurde; hat ja doch sogar Mozart verschiedene Gesänge für ihn componirt.

„Dies sind," sagt hierüber Mozarts ausgezeichneter Biograph Otto Jahn, „die schöne Arie Per pietà non ricercate (Konzertarie Nr. 8), ferner die für das Oratorium Davidde penitente geschriebene Arie (6) A te fra tanti affanni, und eine große Arie aus dem Jahre 1783 (André, Verz. 82), welche zu den schönsten gehört. Ein treuer Liebhaber findet sich beim Erwachen eingekerkert und spricht in einem bewegten Recitativ: Misero! O sogno! seine Ueberraschung und seinen Zorn aus. Im Andante Aura che intorno spiri wenden sich seine Gefühle der Geliebten zu, um derentwillen er leidet: eine einfache, herrliche Cantilene voll warmen und innigen Gefühls; das Allegro, in welchem das Entsetzen über seine Lage sich ausspricht, drückt nicht sowohl wilde Aufgeregtheit als tiefen Schmerz und Entrüstung aus. Das Ganze ist einfach gehalten, ohne Bravour und von einer edlen männlichen Würde durchdrungen, welche Adambergers Gesang vorzugsweise eigen gewesen zu sein scheint."

Es ist auch nicht von fern zu bezweifeln, daß mein Großvater aus Italien lebhafte Vorliebe für den dort üblichen Gesang mit nach Deutschland gebracht habe. Dies wird auch durch ein Urtheil bewiesen, das er einmal über eine berühmte Sängerin aus Norddeutschland abgab. Als man ihn um seine Meinung über sie anging, anwortete er, sie singe lutherisch, was er auf näheres Befragen dahin erläuterte: „Lutherisch singen nenne ich, wenn man eine schöne Stimme bei einem Sänger hört, wie sie derselbe von der Natur erhalten hat, wenn man ferner eine gute musikalische Bildung wahrnimmt, wie sie in Norddeutschland recht häufig gefunden wird, wenn aber gar keine italienische Schule des Gesanges sichtbar ist, durch die man doch ganz allein erst zum wahren Sänger gebildet wird."

Am 15. Mai 1781 vermählte sich Valentin Adamberger mit der Hofschauspielerin Maria Anna Jacquet, Tochter des Hofschauspielers Karl Jacquet. Am 23. Oktober 1752 in Nürnberg geboren, stand sie damals in ihrem neunundzwanzigsten Lebensjahre. Schon seit ihrer frühesten Kindheit war sie, so erzählte sie einmal dem Dichter Collin, für das Theater geübt worden. „Soweit ich zurückdenke," sagte sie zu ihm, „erinnere ich mich auch immer an diese oder jene dramatischen Versuche. Mein Vater kann es nicht vergessen, daß ich schon in einem Alter von zwei Jahren so verständlich, bestimmt und klar, als sollte ich es heute sagen, die Worte hervorbrachte: ‚Ich bin der wahrhaftige lapis philosophorum!' Unvermerkt wuchs ich so auf der Bühne heran und trat von Kinderspielen zu eigentlichen Rollen über. Ich kann also auch keinen bestimmten Zeitpunkt angeben, von welchem an ich mich als Schauspielerin betrachten darf."

Dennoch wird man kaum fehlgehen, wenn man hiefür ihr sechzehntes Lebensjahr annimmt, denn von diesem an scheint sie für das Burgtheater wirklich engagirt worden zu sein. Unterstützt durch einen wahrhaft seltenen Liebreiz der Gesichtszüge und eine bezaubernde Grazie der Erscheinung, glänzte sie als ein Stern erster Größe auf der Hofbühne, und noch in viel späterer Zeit erfüllte es uns Knaben mit Stolz, daß nicht nur Heinrich von Collin über sie geschrieben, sondern daß sogar Hormayr in seinem „Oesterreichischen Plutarch" unserer Großmütter drei Jahre nach ihrem Tode eine eigene, wenn auch nur kurze Biographie, gleich nach derjenigen Mozarts, gewidmet hat. Ihr ist auch eine Nachbildung des von Hickel gemalten, im Foyer des neuen Hofburgtheaters befindlichen Bildnisses beigefügt, das sie als Rosine in dem damals sehr häufig gegebenen Stücke von Rautenstrauch „Jurist und Bauer", einen Korb mit Eiern am Arme, darstellt. Mein Bruder besitzt ein zweites Exemplar dieses schönen Porträts.

Bemerkenswerth ist der auch von Hormayr und von Collin hervorgehobene Umstand, daß Anna Jacquet anfangs im tragischen Fache auftrat, während ihre um sieben Jahre jüngere Schwester Katharina in naiven und komischen Rollen debutirte. Erst nach einiger Zeit und durch einen Zufall, über welchen sich beide Autoren nicht näher aussprechen, vertauschten die Schwestern ihr Fach[1], wodurch erst jede in das richtige Fahrwasser kam.

Auch ein anderer Unterschied waltete zwischen den zwei Schwestern Jacquet ob, der darin bestand, daß die ältere, Anna, oder wie man damals sagte, Nanny, alles nur ihren glücklichen Naturanlagen verdankte, daß sie wenig in Büchern studirte, daß sie sich auf der Bühne ganz so

gab, wie sie im Leben wirklich war, und daß sie gerade dadurch die Zuschauer am höchsten entzückte. „Ihr Ton," sagt Hormayr, indem er von ihrer Darstellungsweise naiver Rollen spricht, „war so melodisch, so herzlich und innig, so scharf bezeichnet, daß sich jedem unwillkürlich die stille Bemerkung aufdrängte: Ja, so und nur so mußte das gesagt werden." Das ist ja das eigentliche Kennzeichen einer wahrhaft genialen Natur, daß sie gleichsam ohne Anstrengung, ohne Vorbereitung und Mühe wie von selbst die größten Leistungen hervorbringt.

Auch darin unterschieden sich die beiden Schwestern von einander, daß Anna mit geringerem Enthusiasmus als Katharina der Kunst sich widmete. Wie sie selbst Collin erzählte, hegte sie, aber freilich nur bis in ihr sechzehntes Lebensjahr, den lebhaften Wunsch, der Bühne nicht dauernd angehören zu müssen. Da sah sie ihren Vater von vielen Kindern umringt, alle jünger als sie, und von der Sorge um deren Unterhalt aufs tiefste bekümmert. Ihm diese Last zu erleichtern, entschloß sie sich, bei dem Theater zu bleiben.

Bei Katharinen hingegen fand von dem allen gerade das Gegentheil statt. Ausgestattet mit einer wahrhaft prachtvollen Gestalt und von ernsterer und regelmäßigerer Schönheit als ihre Schwester, besaß sie doch nicht deren natürlich liebreizendes Wesen. Auch ihr Organ war von geringerem Wohllaut, aber alle diese Hemmnisse überwand sie durch rastloses Arbeiten an sich selbst, durch unausgesetztes Streben nach immer höherer Ausbildung und Vervollkommnung. Gleich ihrer älteren Schwester von musterhaftem Lebenswandel, erfreute sie sich deshalb auch gleich dieser allgemeinster Achtung, als Künstlerin aber kaum weniger enthusiastischer Bewunderung. Aber leider setzte ein unerbittliches Schicksal ihrer glänzenden Laufbahn ein allzufrühes Ziel. Am 29. Februar 1760 zu Graz geboren, starb sie, noch nicht ganz sechsundzwanzig Jahre alt, allgemein betrauert am 31. Januar 1786. Und es wird erzählt, daß Kaiser Joseph II. persönlich die Aufschrift zu ihrem gleichfalls in der Porträtgalerie des Burgtheaters befindlichen Bildnisse von Hickel verfaßte, welches sie in einer ihrer besten Rolle, als Ariadne in dem gleichnamigen Melodram von Benda, aber freilich nach der damaligen Unsitte im Spitzleib und mit gepudertem Haar zur Darstellung bringt.

Als charakteristisch für jene Zeit mag hier noch erwähnt werden, daß in einem Ausweise über die Ausgaben des Hofburgtheaters vom Jahre 1781 meine Großmutter mit einem Jahresgehalte von 1600, ihre Schwester Katharina aber mit einem solchen von 1200 Gulden erscheint. Ihr eigener Vater Jacquet bezog nur 1000 Gulden, mein Großvater Adamberger aber 2130 Gulden jährlich, den höchsten Betrag, der damals

überhaupt in Wien einem Sänger bezahlt wurde. Und hiezu kamen noch 800 Gulden, welche mein Großvater als Tenorist an der Hofkapelle bezog. Das Gesammteinkommen meiner Großeltern belief sich also in der ersten Zeit nach ihrer Verheiratung auf etwas mehr als 4500 Gulden, ein Betrag, der, wenn man bedenkt, daß damals der große Schauspieler Schröder bei seiner Berufung nach Wien nicht mehr als 2500 Gulden erhielt, kein ganz geringfügiger genannt werden kann.

Um das Hauswesen meiner Großeltern zu schildern, über welches meine Mutter uns ziemlich eingehende Aufzeichnungen hinterließ, beginne ich wie billig mit dem eigentlichen Haupte desselben, dem Großvater meiner Mutter, meinem eigenen Urgroßvater Karl Jacquet. Derselbe, einer ursprünglich französischen Familie entstammend, war am 19. November 1725 als der Sohn eines Mannes geboren, der in den Diensten des Fürsten Esterhazy als Verwalter zu Eisenstadt stand. Von hoher und kraftvoller Gestalt, überhaupt von der Natur aufs günstigste ausgestattet und mit einem lebhaften Temperamente begabt, ließ sich der warmfühlende Jüngling in dem Augenblicke, als in Ungarn die Begeisterung für die jugendschöne Königin Maria Theresia die Waffenfähigen unter die Fahne trieb, hiezu gleichfalls mit fortreißen. Er soll zuerst in dem Pandurencorps Dienste genommen haben, welches damals von dem Freiherrn Franz von der Trenck gebildet wurde und das einestheils durch die Tapferkeit, mit der es für seine Monarchin kämpfte, andererseits aber auch durch die wilden Excesse, die es verübte, ein bald gepriesenes und bald wieder geschmähtes, auch heute noch nicht völlig vergessenes Andenken hinterließ.

Von dieser Wildheit scheint sich nun allerdings in dem Charakter meines Urgroßvaters auch nicht ein Körnchen vorgefunden zu haben. Als derselbe nach Abschluß des Aachener Friedens — 1748 — in das Haus seiner Eltern zurückkehrte, — doch ich thue wohl besser, hier das Wort meiner Mutter abzutreten, welche ihren eigenen, leider nur zu kurzen Aufzeichnungen die folgende Betrachtung vorangehen läßt:

„So wie eine kleine, zum Schein unbedeutende Münze“ — sagt sie — „durch ihr eigenthümliches Gepräge den Geist, die Bildung, die Richtung ihrer Zeit beweiset, so wie sie manchmal sogar für die Existenz gewisser Verhältnisse ein unumstößlicher Beweis ist und sein muß, so zeugen gewisse kleine Thatsachen unwiderleglich für oder wider den Charakter eines Menschen, besonders wenn man sie mit den Gewohnheiten, Gebräuchen oder Vorurtheilen der Zeit zusammenhält, in welcher sie vorkamen. Ich gestehe, daß ich mit Stolz und Freude diese kleinen Züge aus dem Leben meiner Eltern festhielt, theils aus Dankbarkeit, in

einer ehrenwerthen Familie, wenngleich von schlichtem Bürgerstande geboren worden zu sein, theils der Wahrheit wegen, ohne welche ja diese Blätter für meine Söhne, für die ich sie niederschreibe, keinen Werth hätten. Ich erlaube mir daher auch, weil es mich selbst ehrt und mit Freude erfüllt, hier offen zu sagen, daß meine verehrte Kaiserin Karoline Auguste mich einst wahrhaft rührend bat, Alles, was ich aus meiner Jugend wisse und was meine kernbraven Eltern beträfe, aufzuschreiben, was ich ihr auch versprechen mußte.

„Von frühester Kindheit an nannte man meinen Großvater," fährt meine Mutter fort, „den schönen Karl, ein Name, den seine Kameraden ihm auch dann noch ließen, als Unvorsichtigkeit ihn verleitete, Pulver auf dem Ofen zu trocknen, wobei eine Explosion ihm die ganze Haut vom Gesichte riß. Die früheren leichten Blatternarben waren damit verschwunden, und er bekam einen weißen Teint, der zu seinen dunklen Haaren und schwarzen Augen ungemein frisch und angenehm stand.

„Als mein Großvater, dem Zeit seines Lebens die fröhlichste, heiterste Laune eigen war, nach Beendigung der Feldzüge im Hause seiner Eltern zurückgezogen lebte, lernte er ein ungemein schönes Mädchen, Therese Weber kennen, das von seinen Eltern auf den Händen getragen wurde. Dem jungen Unteroffizier konnten sie die Tochter nicht geben, aber gerne willigten sie ein, ihre Hand einem so braven Menschen zu gewähren, wenn er nur einen anderen Beruf ergreifen würde. Aber da war guter Rath theuer. Seine ganze Jugendzeit hatte mein Großvater in den Feldlagern zugebracht, eine gleichmäßig höhere Bildung sich nicht erwerben können, es mußte daher ein Beruf ergriffen werden, der weniger auf tieferen Kenntnissen als auf natürlichem Talent beruhte, mit welch letzterem sowohl mein Großvater als seine Braut hinreichend begabt waren. Nach ihrer Trauung gingen daher Beide mit Einwilligung ihrer Eltern zum Theater, was damals einen ungleich schwereren Entschluß kostete, als es heutzutage der Fall wäre. Denn damals wurde der Künstler nicht wie jetzt gleich einem Beamten behandelt; er nahm nicht wie jetzt einen ehrenvollen Platz in der Gesellschaft ein und seine Zukunft war nicht wie jetzt nach Recht und Billigkeit gesichert. Damals wurde der Schauspieler als Lustigmacher behandelt, und man bedachte nicht, wie oft er mit Unterdrückung seiner ganzen Individualität, seiner innigsten und heiligsten Empfindung eine ganz andere Stimmung zur Schau tragen muß, als diejenige ist, die ihn eben erfüllt, wie oft er durch die höchste Anspannung seiner Nerven seine Gesundheit aufs Spiel setzt, nur um seiner Kunst zu genügen und den Beifall des Publikums

zu erringen, eine Belohnung, die freilich auf den tiefsten Empfindungen beruhend, zu beglückend einwirkte."

Aber das neuvermählte Ehepaar gab sich so ernsten Betrachtungen damals gewiß nicht hin. Glückselig durch ihre wechselseitige Liebe, traten Beide voll Frohsinn und Muth ihre etwas unsichere Laufbahn an. Nachdem ihnen im October 1752 ihre älteste Tochter, meine Großmutter, in Nürnberg zur Welt gekommen war, wurde ihnen bei einem längeren Aufenthalte in München wieder eine Tochter bescheert. Die Kurfürstin Maria Anna aus dem Hause Sachsen, Maximilian Josephs Gemahlin, bot sich der jungen und blühenden Mutter, die ihr Wohlgefallen erregt hatte, freiwillig, denn um eine solche Gnade durfte nicht gebeten werden, als Taufpathin an. Selbstverständlich wurde dieser Beweis von Huld auf das dankbarste acceptirt, aber er zog den eigenthümlichen Umstand nach sich, daß, nachdem der damaligen Sitte gemäß das neugeborne Kind nothwendiger Weise den Namen der durchlauchtigen Pathin erhalten mußte, Jacquets zweite Tochter ebenso wie die erste auf die Namen Maria Anna getauft und gleichfalls Nanny genannt wurde.

Im Jahre 1760 erhielt Jacquet ein Engagement an der Hofbühne in Wien, und er bezog nun mit seiner immer zahlreicher werdenden Familie das jetzt lang schon verschwundene Haus „zum goldenen Pfau" an der Ecke der Kärntnerstraße in das gleichfalls nicht mehr existirende Komödiengäßchen Nr. 1102, später 1039. Oft und oft lenkte unsere Mutter im Vorübergehen unsere Blicke nach der thurmgleichen Höhe der Wohnung, in der ihre Großeltern wie ihre Eltern lebten und starben, in der sie selbst sowie ihre Geschwister zur Welt kamen und in welcher sie ihre eigene Jugendzeit zubrachte.

So wie in München, gelang es meinen Urgroßeltern auch in Wien, durch ihr heiteres Spiel die beifällige Aufmerksamkeit des Hofes auf sich zu ziehen, durch den überaus günstigen Ruf aber, den sie sich durch ihr musterhaftes Familienleben erworben hatten, das Wohlwollen der so sittenstrengen und den Schauspielern im Allgemeinen nichts weniger als geneigten Kaiserin Maria Theresia zu erlangen. Zu meiner Urgroßmutter fühlte sich die erhabene Monarchin auch durch die Sympathie hingezogen, die sie gleichsam aus einem unbestimmten Gefühle der Collegialität für Frauen empfand, die gleich ihr in glücklicher Ehe sehr viele Kinder geboren hatten. Ein Zufall fügte es, daß die Kaiserin eines Tages im Garten des Laxenburger Lustschlosses meiner Urgroßmutter begegnete, ehe dieselbe sich zurückgezogen hatte, um sich für das Auftreten auf dem Theater umzukleiden. Eine Schaar von Kindern war ihr zur Seite, und ihr Aussehen verrieth, daß sie bald ein neues erwarte. „Zum

wie vielten Male," fragte die Kaiserin in gütigem Tone. „Zum zwölften Male, Eure Majestät, halten zu Gnaden," war die demüthige Antwort. „Nun so soll Sie," erwiderte die Kaiserin, „weil Sie eine so brave Frau ist, künftighin aus meinem Kammerbeutel zweihundert Gulden zu beziehen haben."

Mit welch dankbaren Gefühlen meine Urgroßmutter an diesem Abende ihre Rolle in dem Stücke von dem jüngeren Stephanie: „Die Wirthschafterin oder der Tambour bezahlt Alles" vor ihrer hohen Wohlthäterin spielte, kann man sich denken.

Nachdem sie noch vier Kinder — im Ganzen sechzehn — also genau so viel wie die Kaiserin selbst, geboren, sie alle genährt und die älteren aus ihnen auch erzogen und unterrichtet hatte, starb die vortreffliche Frau, erst sechsundvierzig Jahre alt, am 27. Juni 1768 im Wochenbette. „Mit ihr verlor," so drückt sich meine Mutter in ihren Aufzeichnungen aus, „eine ehrenwerthe Familie ihre Stütze, ihren Schmuck, ihren Schutzgeist." Aufrichtig wurde sie von ihrem trostlosen Gatten und denjenigen ihrer zahlreichen Kinder beweint, welche die Größe des Verlustes, den sie erlitten, schon zu ermessen vermochten.

Von den acht am Leben gebliebenen Kindern, welche meine Urgroßmutter bei ihrem Tode zurückließ, stand das älteste, meine Großmutter, erst im Beginne des sechzehnten Lebensjahres. Schon gehörte sie der Hofbühne an, und auf derselben sehr viel beschäftigt, konnte sie schon aus diesem Grunde ihren kleineren Geschwistern nicht viel Zeit widmen. Dieses Amt fiel also ihrer nächstjüngeren Schwester zu, welche, wie bereits erwähnt wurde, gleichfalls Nanny hieß. „Die zwei jüngsten Kinder," so fährt meine Mutter in ihren Aufzeichnungen fort, „mußten zu einer braven Bürgersfrau in Verpflegung gegeben werden, und die Pflichten meiner Tante begannen schon um sechs Uhr früh, wo sie täglich nach der weit entfernten Vorstadt lief, um ihrem überaus gutmüthigen, aber doch auch wieder strengen Vater schon bei seinem Frühstück Bericht erstatten zu können, wie es den armen kleinen Geschöpfen gehe."

Daß heitere Gutmüthigkeit der Grundzug des Charakters ihres Großvaters war, wird von meiner Mutter sehr oft und mit besonderer Vorliebe betont. „Er war und blieb," sagt sie von ihm, auch von seiner späteren Lebenszeit sprechend, „ein schöner, heiterer Greis zu unserer innigen Freude. Er war der großmüthigste Beschützer fehlender Menschen, nur hielt er sie consequent in einer gewissen Entfernung von seinem Hause, weil er seine Kinder ungemein liebte, sie mit Strenge bewachte und lieber gleich Anfangs jede Gelegenheit zu unerfreulichen Berührungen

abschnitt, als sie dann später mit noch viel größerem Verdrusse wieder rückgängig machen zu müssen. Nur wenigen Künstlern gönnte er die Freude, bei ihm ein- und ausgehen zu dürfen. Verheiratete Schauspieler mit ihren Frauen und einige bürgerliche Familien bildeten den Kreis seines Umganges. Nie wurde Jemand im Hause aufgenommen, den nicht er selbst dort eingeführt hatte. Besuche fremder Künstler, Besprechungen mit Autoren oder Schauspielern wurden lediglich als Geschäft betrachtet, und er unterzog sich der Mühe, immer dabei gegenwärtig zu sein, um einer größeren Vertraulichkeit vorzubeugen, welche ja zwischen Künstlern begreiflicherweise so leicht sich einschleicht.

„Eine Eigenschaft war es besonders, die ich für eine glückliche Gabe halte, die meine Mutter von ihrem Vater erbte, und welche wohl durch sie auch auf mich überging. Diese Gabe ist der gänzliche Mangel an reizbarer Empfindlichkeit. Jede kleine Schwäche, die mein Großvater besaß, belächelte er in seinem guten Humor gerade so treuherzig, als spräche er von einem Fremden. Er liebte es sogar, geneckt zu werden; selbst seine Kinder durften über manche kleine Pedanterie scherzen, die er aus seinem Soldatenstande mit herübergebracht, und noch in hohem Alter — wir hatten das Glück, ihn bis in sein achtundachtzigstes Jahr zu erhalten — lächelte er schelmisch vergnügt, wenn meine Tante ihn den ‚schönen Karl‘ nannte. Und schön war er! Hoch und vortrefflich gebaut, vereinigte er gute Haltung mit gewandten Manieren in Gang und Bewegung. Voll Leben und Feuer, das aus seinen dunklen Augen sprühte, besaß er ein unwiderstehlich gutmüthiges Lächeln, und so kam es, daß auch sein Scherz niemals beleidigte, denn nie mengte er auch nur einen Tropfen Gift demselben bei. Mein Großvater liebte die Menschen wahrhaft, aber er liebte auch sich selbst, und um in seinem Leben so vergnügt sein zu können als möglich und erlaubt, trachtete er an Anderen wie an sich selbst immer die bessere Seite herauszufinden und sein Leben mit kleinen Freuden auszuschmücken, denen er jedoch unnachsichtlich so scharf begrenzte Schranken zog, daß er auch vor den Augen seiner Kinder nicht das Geringste zu verbergen brauchte.

„Mit so warmer, ungekünstelter Liebe hing meine Mutter an ihrem strengen Vater, daß sie ihm gegenüber niemals einer Mittelsperson bedurfte. Schon an und für sich konnte sie nichts Verstecktes, Heimliches leiden und wollte lieber ein wenig gezankt werden, als irgend etwas verbergen. Dadurch bildete sich zwischen Vater und Tochter ein so schönes Verhältniß heraus, daß ihr gegenseitiges Vertrauen ein unverbrüchliches war. Oft erklärte das fröhliche Mädchen, welches gar manchen Heiratsantrag ablehnen mußte, sie möchte eigentlich Niemand heiraten als ihren

Vater, denn er sei nicht nur der schönste, sondern auch der liebenswürdigste Mann, den sie kenne. Sie fügte hinzu, sich nie verheiraten zu wollen, weil ja das ganze Publikum um so inniger an ihr hänge, wenn sie noch erreichbar sei. In diesem Ideenkreise befangen, gelangte sie fast bis in ihr dreißigstes Lebensjahr, als sie zum ersten Male meinen Vater singen hörte. Sie wandte sich um und sagte tief ergriffen, aber heiter: ‚Papa, der wird mir wohl das Herz wegsingen.' In einem halben Jahre waren sie Mann und Frau."

Es wurde, wie es scheint, als etwas Selbstverständliches betrachtet, daß das neuvermählte Paar kein eigenes Hauswesen gründete, sondern daß lediglich mein Großvater als neuangeworbenes Familienglied in dasjenige seines Schwiegervaters eintrat. Und sein mildes, jeder Aufregung sich möglichst fernhaltendes Wesen machte ihn gerade für diese Stellung besonders geeignet. „Ich darf wohl sagen," so läßt sich meine Mutter über ihren Vater vernehmen, „allen Anforderungen eines treuen, deutschen, redlichen Gemüthes konnte dieser vortreffliche Mann genügen, aber die Schwingen eines leicht beweglichen Geistes besaß er nicht. Er hatte sein wundervolles Talent, und in der Ausbildung dieser herrlichen Gabe war ihm im Generalseminarium von München harmlos das erste Jünglingsalter verflossen. Durch und durch ein Deutscher, gewissenhaft und treu, blickte seine reine Seele aus seinen heiteren blauen Augen, was ihm wohl einen freundlichen und wohlwollenden Ausdruck verlieh, aber nie ein dämonisches Aufblitzen seiner Leidenschaft zuließ. Im Ganzen sprach er nicht viel. Aber wenn man ihm gegenüber auf seine großen Meister, auf seine Reisen in Italien zu reden kam, wenn er von den herrlichen Vorbildern, die er dort gehört, von den Triumphen eines Davide, einer Storace, Marra oder eines Marchesi sprechen konnte, da war eine wahre Begeisterung über ihn ausgegossen, die seine feinen und edlen Züge förmlich verklärte."

Sowohl mein Großvater als meine Großmutter setzten auch nach ihrer Verheiratung die Ausübung ihrer Berufspflichten eifrigst fort. Die künstlerische Thätigkeit der letzteren wird von meiner Mutter mit lebhaften Worten geschildert, und gleichzeitig zieht sie auch diejenige der jüngeren Schwester, Katharina Jacquet, in den Kreis ihrer Besprechung. „Nichts konnte verschiedener sein," sagt sie, „als die Gemüthsart dieser beiden Schwestern, und doch fand sich auch bei ihnen gar manche Aehnlichkeit. Gleich war in Beiden die Liebe zur Kunst und das Talent für sie, aber das letztere äußerte sich bei Beiden in völlig verschiedener Weise, weshalb auch die Fächer, denen sie sich widmeten, ganz verschiedene waren. In der ersten Zeit ihrer künstlerischen Thätigkeit spielte meine

Mutter fast Alles. Als aber die um sieben Jahre jüngere Schwester schon in ihrem achtzehnten Lebensjahre ein überwiegendes Talent für das tragische Fach entwickelte und sich mit wahrhaft leidenschaftlichem Fleiße dem Studium desselben hingab, da entschied sich meine Mutter völlig für das naive Fach und entfaltete in demselben einen Reichthum und eine Vielseitigkeit, welche Staunen und Bewunderung erregten. Am lebhaftesten gaben die Dichter diese Empfindungen kund. Kotzebue, der in späterer Zeit fast nur für meine Mutter und die große Schauspielerin Bethmann-Unzelmann schrieb, versicherte oft, daß es ihm unbegreiflich sei, wie eine und dieselbe Schauspielerin in einem und demselben Fache so reich an den verschiedensten Nüancen sein könne. Oft schon habe er eingestanden, daß er bei der großen Menge von Lustspielen, die er geschrieben, für seine muthwilligen wie für seine naiven Mädchen einen gewissen Typus gehabt habe, und gleichsam beschämt von der reichhaltigen Entfaltung des Talentes meiner Mutter in Erstaunen gerathen sei. Ach damals besaß man noch auf der Bühne wie im Leben naive Mädchen; — wo kamen sie hin? Die schöne Zeit der wirklichen Naivetät ist schon lang vorüber; die Mädchen sind superklug und viel zu selbstbewußt. In ihrer Blasirtheit würden sie sich für dumm halten oder uns Anderen in der jetzigen Zeit wie impertinent erscheinen, was doch Beides so weit von Naivetät entfernt ist. Das einzige Studium, das meine Mutter anwendete, bestand in der Aufmerksamkeit, die sie den Kindern schenkte. Das war ihr Studium, und vor einer Gruppe von Kindern konnte sie Stunden lang stehen oder mit ihnen spielen und sie dabei beobachten. Schon von Natur besaß sie ein so kindliches Wesen, und auch noch in vorgerückterem Alter erzählte sie Alles auf eine so liebe und natürliche Weise, daß ich mich wohl erinnere, wie mein Vater bei Tische aufsprang, um sie zu umarmen, so entzückt war er über sie, und wir Kinder, sowie etwa anwesende Freunde lauschten jeder Silbe von ihren Lippen und wollten uns über ihre drolligen Einfälle halb todt lachen. Dabei bewahrte eine unaussprechliche Anmuth und angeborene Grazie sie vor jeder, auch der leisesten Trivialität."

Die Rosine in „Jurist und Bauer" war eine ihrer vorzüglichsten Rollen, in der sie auch, wie bereits erwähnt, abgebildet ist, „und nie hat," so fährt meine Mutter in ihren Aufzeichnungen fort, „dieses Stückchen nach ihr mehr gefallen können. Wie die Mars in Paris, hatte sie fast in jeder Rolle eine berühmte Stelle, die durch die Natürlichkeit ihres Vortrages eine entzückende Wirkung auf das Publikum äußerte. So antwortete sie als Rosine auf die Bemerkung des Advokaten, die Eier seien etwas klein, halb entschuldigend, halb muthwillig: ‚Unsere

Hühner legen keine größeren' — mit einem so schelmischen Ausdruck, daß der allzeit fröhliche Jubel des Publikums kaum ein Ende fand.

„Als Josephine in ‚Armuth und Edelsinn' spielte sie so geistreich und heiter, daß Kotzebue erklärte, er habe nie geglaubt, daß man diese Rolle mit so viel Schalkhaftigkeit und doch so edlem Anstand darstellen könne. Mit gleichem Glücke und doch so verschieden spielte sie Minna von Barnhelm und Franziska. Ungemein anziehend war sie als Elise Valberg, und den schönsten Einklang wußte sie in diesen interessanten Charakter zu bringen, der sich insbesondere in den letzten Akten des Stückes so ernst und würdig zeigt. In welch herzzerreißenden Schmerz brach sie als Kathinka in Kratter's ‚Mädchen von Marienburg' aus, nachdem ihr Selbstgefühl und ihr Stolz gesiegt und sie den Zar bittet, keines Weibes Herz mehr zu brechen und hinzuopfern. Wie oft wurde es uns Kindern erzählt, daß Kaiser Joseph II. von der Darstellung Kathinka's durch meine Mutter und derjenigen des Zars Peter durch Lange so hingerissen war, daß er, das Theater verlassend, den Befehl gab, der Theaterwagen solle eher als der seinige vorfahren, da die Künstler sich so erhitzt hätten. Und nach einer anderen Darstellung desselben Stückes befahl er, das Erträgniß des Abends zwischen meiner Mutter und Lange zu theilen.

„Zu den Stücken, in denen meine Mutter das Publikum am meisten entzückte, gehörte auch Iffland's ‚Selbstbeherrschung', wo sie, ohne auch nur einen Augenblick lächerlich zu werden, mit wahrer Meisterschaft die vierzigjährige Frau darstellte, welche einen Jüngling liebt, der den Jahren nach ihr Sohn sein könnte. Es war ihre erste ältere Rolle, und als sie am Ende der Vorstellung lärmend herausgerufen wurde, sagte sie nur: ‚Aller Anfang ist schwer'. Hofrath Escherich, der damals unter Baron Braun das Theater dirigirte, verfaßte ein schönes Gedicht auf sie, das mit den Worten begann: ‚Wohl dem, der so endet, wie du anfängst'.

„Nach einer gefährlichen Lungenentzündung, in welcher meine Mutter von dem damals berühmten Arzte Maximilian Stoll glücklich behandelt worden war, fühlte sie sich längere Zeit hindurch recht schwach. Dennoch drang man in sie, bald wieder zu spielen, und obgleich Stoll dagegen war, gab sie doch in ihrer Pflichttreue nach, nahm ihre Rollen wieder auf und legte hiedurch den Keim zu einer sich allmälig entwickelnden Lungensucht. Als sie schon 46 Jahre alt war, 1798, kam Kotzebue zum letzten Male nach Wien und bat sie dringend, noch einmal die Gurli vor ihm zu spielen, in welcher Rolle sie insbesondere in der Scene mit der Katze unnachahmlich war. Lang sträubte ihr Gefühl sich dagegen, dem Publikum eine alte Gurli zu zeigen, obwohl bei der Jugendlichkeit ihrer

Gestalt insbesondere auf dem Theater Niemand merkte, wie alt sie war. Von allen Seiten zur Nachgiebigkeit gedrängt, fügte sie sich endlich, und jene Vorstellung erlangte in der Theaterwelt durch das einzige Wort: ‚Gewesen', welches meine Mutter mit einem wahrhaft bezaubernden Ausdrucke innigster Dankbarkeit und tiefster Wehmuth aussprach, eine Art von Berühmtheit. Man glaubte, das Theater müsse zusammenstürzen unter dem dröhnenden Beifallssturme, den dieses schlichte Wort hervorrief. Der Glücklichste unter Allen war mein Vater, und mit freudigem Stolze schloß er meine Mutter in seine Arme und frohlockte nur: ‚Meine Nanny!' Ich aber stand zitternd und bebend in einem Winkel und Thränen der Wonne, der Rührung und der Begeisterung strömten über meine Wangen."

Indem sie diesen ihr das ganze Leben hindurch unvergeßlich gebliebenen Auftritt schildert, kommt meine Mutter in ihren Aufzeichnungen zum ersten Male auf sich selbst zu sprechen. Glücklich und fröhlich war ihr bis dahin ihre Kinderzeit vergangen, denn sie nahm in dem Hause ihrer Eltern eine vielleicht nur allzu bevorzugte Stellung ein. Der älteste Bruder, Valentin, scheint ein braver und tüchtiger, aber sehr kränklicher Jüngling gewesen zu sein, der mit großer Liebe an der viel jüngeren Schwester hing, obgleich oder vielleicht weil ihr ganzes Wesen in entschiedenem Gegensatze zu seinem eigenen stand. So schwächlich und zart er selbst, so kräftig und gesund war seine zweite Schwester, Antonie, zwischen der und ihm dem Alter nach, wenn ich nur diejenigen Geschwister in Betracht ziehe, welche nicht schon in früher Kindheit starben, noch ein Bruder, Namens Heinrich, der sich gleich meiner Mutter einer guten Gesundheit erfreute, und eine so wie Valentin zarte und schwächliche Schwester, Louise, standen. Auf meine Mutter folgte noch ein Knabe, Namens Joseph, nach alter Wiener Gewohnheit in der Familie Pepi genannt, der ungemein phlegmatischen Temperamentes, aber, was man damals vielleicht noch nicht bemerkte, auch von keiner festen Gesundheit war, wenigstens war es ihm nicht beschieden, ein hohes Alter zu erreichen.

Man sieht wohl, daß meine Mutter, deren Gesichtszüge schon, als sie noch ein Kind war, ungemein schön gewesen sein müssen, zu jener Zeit als das Prachtstück in der Familie galt und auch so behandelt wurde. Als sie zur Welt kam, am 30. December 1790, hatten, wie meine Mutter selbst sich ausdrückt, „die französischen Moden ganz Deutschland überschwemmt, aber nicht nur Moden waren es, die in Ballen versendet wurden und zur Nothwendigkeit geworden zu sein schienen, auch Lehrer und Erzieher, Gouvernanten und Bonnen wurden überall nach Deutschland berufen, und gar manches Mädchen verlor durch solche Erziehung

den richtigen Leitfaden für das Leben, gar manches tiefe Gemüth ging unter und wurde störrisch, weil es der Anforderung, sprudelnden Geist zu entwickeln, nicht zu genügen vermochte. Und im entgegengesetzten Falle gestaltete sich die Sache nicht selten noch schlimmer, denn so manches talentvolle und lebhafte Mädchen würde unter einer einfach häuslichen Leitung, die damals bespöttelt wurde, ein schönes Gleichgewicht erlangt haben. Rousseau hatte seine verlockenden Schriften über die Welt verbreitet und jedenfalls sind ihr, was man auch über ihn sagen mag, seine Grundsätze zu gefährlichem Gifte geworden, am meisten für uns nachahmende Deutsche. Alles sollte nur geistsprühend sein und Jeder wollte im Schoße seiner Familie eine Gattung Emil erziehen. In unser Haus aber mochte dies noch weniger als in viele andere passen. Und dennoch hielt sich dasselbe, so schlicht und einfach es an und für sich auch sein mochte, von jenem Abwege nicht vollkommen fern.

„Um die Mädchen muthig, kraftvoll, degagirt, wie man sich ausdrückte, zu machen, kleidete man sie als Knaben. Auf die Bäume zu klettern, über Stock und Stein zu springen, jede Art von körperlicher Ungezwungenheit auszuüben, war Mode geworden. Die Schaukel mit dem eigenen Beine so hoch als möglich zu schleudern, mußte erlernt, zu nicht sehr hohem Fenster aus- und einzuspringen, mußte versucht werden, und jedes Handgemenge mit Jungen gereichte den Mädchen zur Ehre. Ach, und auch ich war ein in diesem Sinne wohlerzogenes Kind! Außer meinem Bruder Heinrich, der fast sechs Jahre älter war als ich, war ich das stärkste unter uns Geschwistern. Kräftig gebaut, aber dafür auch unbändig, wurde mir das Letztere immer verziehen, und wenn ich selbst nicht begreifen konnte, was denn Schönes an meinen Kämpfen mit meinen Brüdern sei, so unterhielten sie mich doch sehr, besonders wenn ich dabei die Siegerin blieb. Beklagte ich mich aber je einmal, daß sie mich allzusehr geschlagen hätten, so meinte meine französische Bonne, die Schande für mich läge nur darin, daß ich mich nicht kräftig genug gewehrt hätte. Jede Ungezogenheit war mir erlaubt, jeder Muthwille, den ich verübte, wurde als ein Zeichen von Geist beifällig belächelt, ja oft vor Fremden gepriesen. Und da gerade meine mir dem Alter nach am nächsten stehenden Geschwister Louise und Pepi phlegmatische und weinerliche Kinder waren, so erweckte diese Parteilichkeit für mich meinen ganzen Muthwillen. Jeden Augenblick fiel mir ein anderer Schabernack ein und immer wurde darüber gelacht, immer wieder alles sehr hübsch gefunden. Jeder tolle Streich wurde, und zwar je kecker und kühner er war, um so eifriger belobt und jede Weichlichkeit, jede Verzagtheit wurde mir immer mehr verhaßt.

„Auf diese Art war ich fast sieben Jahre alt geworden, da trat plötzlich wie mit einem Zauberschlage eine gewaltige Aenderung für mich ein. Meine Mutter gebar im Alter von fünfundvierzig Jahren ein allerliebstes Mädchen, welches, auf den Namen Marie getauft, von uns gewöhnlich Mimi genannt wurde, und nun hatte sich das Blatt vollständig gewendet. Ihre ganze Liebe widmete sie von nun an diesem schönen und zierlichen Kindchen, das in unserer Familie ein wahrer Benjamin war.

„Ich aber konnte mich so schnell nicht verändern, meine üblen Angewöhnungen so rasch nicht abstreifen. Voll Jugendkraft und Uebermuth, wußte ich nicht aus und ein und kam meiner Mutter zehnmal recht ungelegen in den Weg, worüber sie in früheren Jahren gelacht haben würde, weil ihre eigene Heiterkeit ihr meine kindische Lebhaftigkeit verzeihlich hätte erscheinen lassen. Aber jetzt war vielleicht in Folge der späten Geburt dieses jüngsten Töchterchens ihr Lungenübel immer fühlbarer geworden und sie ließ ihrer angebornen Heftigkeit mehr und mehr, und insbesondere gegen mich freien Lauf, wozu ich ihr freilich reichlichen Anlaß bot. Denn viel zu früh war ich in die Jahre getreten, die man bei den Knaben die Tölpeljahre nennt, weil ich viel zu lang als kleines, muthwilliges Kind behandelt worden war und das Bedürfniß sich dringend geltend machte, mich in das gewöhnliche Geleise hineinzuzwängen. Da ich nicht gehen, sondern nur laufen und springen konnte, zerriß ich meine Kleider, brachte meine Haare in Unordnung, war beinahe immer nachlässig angezogen und that eigentlich niemals das, was ich hätte thun sollen, weil mir immer andere Dinge den Kopf durchkreuzten. Meine Mutter glaubte Alles versucht zu haben, wenn sie mich einschloß und strafte; dadurch wurde aber oft nur mein besseres Gefühl unterdrückt, was freilich nicht allzulang vorhielt, denn alle Schelmereien, die einen Kinderkopf nur immer beschäftigen können, war ich zu verüben gewohnt. Da wurde denn zu einem Mittel gegriffen, das gerade durch seine Schärfe seine Wirkung verfehlte, ich wurde häufig geschlagen. Oft suchte ich Trost bei meinem Vater, der mir ihn in seiner sanften und lieben Weise beinah immer gewährte. Er beschützte mich und kam auf allerlei kleine Mittel, mich zu zähmen. Er erlaubte mir, bei ihm in seinem Zimmer zu bleiben und dort zu stricken. Er gab mir kleine Aufgaben nach der Uhr und gestattete mir, seinen Musikübungen beizuwohnen. So zauberisch wirkte seine Stimme auf mich, daß ich fast ohne Uebertreibung sagen kann, er überwand mich mit seiner Musik wie Orpheus die wilden Thiere. Diese heiligen Stunden werde ich niemals vergessen! Wenn er sang oder mit seiner Violine auf- und abgehend die Quartette Mozart's oder Haydn's

spielte, war ich wie verwandelt. Tausendmal hätte ich mein Leben für ihn, für meine Mutter, für meine Geschwister hingegeben, jedes Opfer wäre ich bereit gewesen zu bringen, große Thränen standen mir in den Augen, und daher kommt denn wohl auch meine gar so große Vorliebe für diese Art von Musik. Jedesmal, wenn ich diese Töne höre, tritt meine Jugendzeit in vollem Glanze vor mich hin, und ich kann Gott nicht genug für die Fähigkeit danken, dies noch in meinem Alter mit solcher Wärme empfinden zu können."

Nicht nur an ihrem Vater, sondern auch an ihrem ältesten Bruder scheint meine Mutter einen treuen Beschützer besessen zu haben, wenigstens geht Aehnliches aus einem Briefe hervor, den dieser im Mai 1801 aus St. Pölten an seine Mutter schrieb. Im vorhergegangenen Winter war das jüngste der Geschwister an einem sehr gefährlichen Keuchhusten erkrankt. Wahrscheinlich um mit meiner Mutter das turbulente Moment aus dem Hause zu bringen, gab man sie zu einem befreundeten Ehepaare, dem pensionirten Cabinetscourier Streins und seiner Frau, welche St. Pölten bewohnten. Auch Valentin wurde nach dieser Stadt geschickt, um sich, da er stets kränkelte, dort einigermaßen zu erholen. Von St. Pölten berichtet er seiner Mutter, daß das Ehepaar Streins mit Toni „sehr zufrieden" sei. „Ich sage es immer," fügt er wohl nicht ganz ohne die Absicht hinzu, daß die Mutter diesen Wink beherzigen möge, „wenn das Kind allein ist und man ihr weder Anreiz gibt, noch sich beständig an ihr reibt, so ist sie doch brav."

Für den armen Valentin wie für meine Mutter scheint jedoch der bescheidene Landaufenthalt in St. Pölten nicht zur dauernden Wohlthat geworden zu sein. Der erstere fand dort seine Gesundheit nicht wieder, und beide mußten zurück in das elterliche Haus, welches nun durch die schweren Krankheiten, die es heimsuchten, ein ungemein trauriges geworden war. Man weiß wirklich nicht, welches der Familienmitglieder das leidendste war, der Vater oder die Mutter, der älteste Sohn oder die jüngste Tochter, die kleine Mimi.

Mein Großvater hatte sich eigentlich sein ganzes Leben hindurch einer guten Gesundheit erfreut und war nur in der letzteren Zeit einmal von einem kalten Fieber befallen worden, das ihm tüchtig zusetzte. Um sich von demselben zu befreien, nahm er im Uebermaße China, das jedoch dadurch schädlich auf ihn wirkte, daß seine Leber sich ganz verhärtete und bald die Gelbsucht an ihm sichtbar wurde. Eine gründliche Untersuchung seines Körpers, zu der er sich endlich auf das Zureden seiner von ihm so sehr geliebten Frau herbeiließ, ergab das traurigste Resultat und schloß jede Hoffnung auf seine Wiederherstellung aus.

Neben ihrem schwerkranken Manne erging es meiner Großmutter nicht besser. Nachdem ihr jüngstes Kind fünf Monate hindurch im Bette und manchmal am Rande des Grabes gewesen war, schien die ohnedies nicht mehr reichlich bemessene Kraft der treuen mütterlichen Pflegerin ganz gebrochen zu sein. „Und als endlich," sagt meine Mutter in ihren hier schon so oft benützten Aufzeichnungen, „die Krankheit des Kindes sich allmälig löste, war unsere Mutter durch die Sorge und den Kummer, dasselbe oft des Abends verlassen zu müssen, um ihren Berufspflichten nachzugehen, so erschöpft, daß die Angst um die Mutter eine bei weitem peinigendere für uns war als die Furcht, die Schwester zu verlieren. Der Keuchhusten der letzteren hatte sich auch uns mitgetheilt, und wir waren alle derart von demselben ergriffen, daß wir, um der kleinen Hauptpatientin Ruhe zu gönnen, in die hinteren Zimmer verbannt wurden. Für einen Augenzeugen müßte es zugleich rührend und komisch gewesen sein, zu sehen, wie bei jedem heftigen Brechanfall, von dem mein jüngerer Bruder ergriffen wurde, ich auf seinen Stuhl sprang und mich hinter ihn hinhockte, um die Kraft zu gewinnen, seinen fieberisch erhitzten Kopf mit beiden Händen an der Stirne festzuhalten. Ganz erstaunt war ich, als er, der ein höchst phlegmatischer Junge war, mir nach einem solchen Anfalle einmal sagte: ‚Du bist mein Schutzengel'. Das wäre mir niemals eingefallen, denn ich war des Scheltens so gewöhnt, daß ich an meinen eigenen Eigenschaften kein gutes Haar fand. Aber Leiden nähern und vereinigen. Wir wurden in dieser Leidenszeit so innig verbunden und gewannen uns so lieb, daß ich hundert Mal die Schläge für ihn ertrug, ohne nur zu mucksen. Während er nicht begreifen konnte, weshalb ich so großmüthig sei, auch seine Sünden auf mich zu nehmen, verstand ich wieder nicht, wie er aus einigen Hieben so viel Wesens machen konnte. Ich war eben älter, viel stärker und robuster und viel lustiger als er, und ertrug daher auch weit leichter das Ungemach, das über mich kam.

„Als ihr Lieblingskind sich allmälig, wenn auch nur sehr langsam erholte, schien auch meine Mutter wieder aufzuleben. Ihre wenngleich noch so erschöpften Kräfte reproducirten sich allzeit rasch, ja in der wärmeren Jahreszeit wurde sie wieder so blühend, daß man eigentlich sagen konnte, ihr Lungenübel schlich unter Blumen einher, wie eine Schlange. Wenn hingegen im Herbste die kalten Stürme eintraten, da stellte sich gewöhnlich bei ihr starker Husten mit rheumatischem Fieber ein und warf sie für einige Monate aufs Krankenlager. Dies war auch im Winter des Jahres 1801 auf 1802 der Fall, während der nachfolgende Sommer wieder Linderung brachte. Für mich wurde er durch

ein an und für sich unscheinbares Ereigniß wichtig, das aber auf mein ganzes Leben eine entscheidende Wirkung äußern sollte.

„Während wir in Hietzing eine kleine Landwohnung inne hatten, wurde eine Nachbargemeinde durch eine heftige Feuersbrunst sehr hart mitgenommen. Die sich allgemeiner Verehrung erfreuende Gemalin des Hofrathes von Dürfeld, welche mit meiner Mutter freundschaftliche Beziehungen unterhielt, unternahm mit ihrer Beihilfe zum Besten der Abgebrannten die Aufführung eines von Kindern darzustellenden Stückes: ‚Die kleine Aehrenleserin'. Der Hof gab huldreichst das kleine geschmackvolle Theater im Lustschlosse zu Schönbrunn dazu her. Die Enkelin der Frau von Dürfeld, die schöne Resi, nachmals Gattin des Präsidenten von Hauer, spielte die Hauptrolle, mein Bruder den Flurwächter, meine kleine herzige Schwester das Gutsfräulein, und ich mußte die rührende Mutter darstellen. Meine Mutter theilte uns die Rollen zu und ließ sie uns ganz allein studiren, ja sie versammelte nur wenige competente Zuseher zur ersten Probe. Offenbar hatte der Name meiner Mutter ihren Kindern Credit verschafft, denn die Vorstellung selbst war zum Erdrücken voll. Meine Angst war so groß, daß man behauptete, es sei kein Auge trocken geblieben, so rührend sei ich gewesen. So viel sprach man nach Beendigung der Vorstellung von meinem großen Talente, und ich sah in den Augen meiner Mutter eine so lebhafte Satisfaction darüber, daß ich aus dem Erstaunen gar nicht herauskommen konnte. Ja, dieses Erstaunen war noch viel größer als meine Freude, denn ich konnte gar nicht begreifen, wo denn das Talent gesteckt habe, von dem nun so viel gesprochen wurde und auf welches früher Niemand verfallen war.

„Durch ihre eigene immer heftiger auftretende Krankheit und durch den Kummer, den ihr das Siechthum der Mehrzahl der Ihrigen verursachte, aufs Tiefste herabgebracht, mußte meine Mutter, welche nicht mehr im Stande war, ihren Berufspflichten nachzukommen, sich ihre Entlassung erbitten. Der damalige Director des Burgtheaters, Freiherr von Braun, der ihr freundschaftlich ergeben war, bewilligte ihr eine Benefizvorstellung und unterrichtete sie von dem dringenden Wunsche der damaligen Kaiserin Maria Theresia, Franz II. zweiter Gemalin, sie möge sich, wenn auch kraftlos und krank, doch an diesem Abende noch einmal dem Publikum zeigen. Meine Mutter konnte sich nicht entschließen, eine derartige Tragicomödie mit dem von ihr so hochgeachteten und so sehr geliebten Publikum zu spielen; auch fürchteten die Aerzte in Folge der zu heftigen Gemüthsbewegung den Eintritt einer Katastrophe. So mußte denn ein hübsches kleines Gelegenheitsstück von Kotzebue, welcher meiner Mutter immer sehr ergeben war, und der sie als Künstlerin wie als

Frau außerordentlich hochstellte, bei Seite gelegt werden. Mein nachmaliger Lehrer, Heinrich von Collin, unternahm es, ein kleines Stückchen — ‚Der gestörte Abschied‘ — zu schreiben, in welchem ich das erste Mal vor das Publikum treten und für meine Mutter danken sollte. Es war am Geburtstage meines Vaters, dem 22. Februar, und zwar im Jahre 1804, daß dies geschah. Der Senior der Schauspielergesellschaft, Joseph Lange, führte mich in dem Stücke einer kleinen Gesellschaft von Menschen vor, in der Frau Einzig ihre letzten Sommermonate zugebracht hatte. Zum Tode erkrankt, sei sie nicht mehr im Stande, von ihnen Abschied zu nehmen, und sende zu diesem Behufe ihre Tochter. In keiner Stadt der Welt, ich bin aufs Tiefste davon überzeugt, kann das Publikum einen so innigen Antheil nehmen und ihn mit so überströmender Herzlichkeit zeigen. Meine Angst und meine Rührung waren so heftig, daß ich nur schluchzend reden konnte. Der Glanz der Lampen, die wie glühende Kugeln vor meinen Augen tanzten, blendete mich so, daß ich keinen Schritt zu thun wagte; man mußte mich immer leiten und führen. Die ganze Vorstellung erhielt durch die Liebe der Schauspieler, denen meine Mutter nie auch nur einen Augenblick des Lebens verbittert hatte, einen so rührenden Anstrich, daß das Publikum ausnahmslos vom tiefsten Mitgefühl durchdrungen wurde. Auf der Bühne wie vor der Bühne weinte man so heftig, daß der Dialog mehrmals unterbrochen werden mußte. Keiner der mitspielenden Künstler hatte jemals eine ähnliche Vorstellung erlebt, Allen erschien ich als das Kind ihres Herzens und Alle trugen die Liebe, die sie für meine Mutter empfanden, auf mich als deren Tochter über.

„In meinem Elternhause war inzwischen das Mißgeschick, welches dasselbe heimsuchte, aufs Höchste gestiegen. Die Aerzte erklärten meinen ältesten Bruder für verloren; er mußte sich, um ein südliches Klima aufzusuchen, nach Italien begeben und starb schon nach sechs Wochen in Mailand, ohne den Trost zu haben, von den Seinigen gepflegt zu werden. Von diesem Augenblick an war unser Haus noch mehr als bisher zur Trauerstätte geworden, denn auch bei meinem Vater machte, wohl auch in Folge der so tiefschmerzlichen Trauer um seinen Sohn und der quälenden Sorge um seine Frau, das Leberleiden wahrhaft reißende Fortschritte.

„Da meine Mutter bei Beginn des Sommers wieder aufs Land gebracht werden mußte, blieb mein Vater in der Stadt unter den Händen des Arztes. Wir mußten uns theilen; meine Mutter nahm die kränklicheren Geschwister mit sich nach Penzing; mein Bruder Heinrich und ich blieben zur Pflege des Vaters in der Stadt zurück. Wie lehr-
diese Stunden für mich, wie trat zum ersten Mal die Härte

des Schicksals vor meine Augen! Solche Erinnerungen kann man nur nachfühlen, nie nacherzählen. Ich war noch nicht vierzehn Jahre alt, und was lag schon auf mir! Ich fühlte meine Kraft so gering, meine Aufgabe aber stand so riesengroß vor mir. Am 14. August 1804 als dem Sterbetage meines Bruders wurde mein Vater in der Nacht so schlecht, daß er zu wiederholten Malen um Verabreichung der Sterbesakramente bat. Meine Mutter wurde in einer Sänfte hereingebracht, und von diesem Augenblicke an konnte man ihn sterbend nennen. Wir waren Tag und Nacht um ihn; mein Bruder Heinrich und ich wechselten. Die Nacht des Verscheidens, die vom 23. auf den 24. August 1804, traf meinen Bruder mit dem Arzte; als ich wie gewöhnlich um fünf Uhr Morgens ins Zimmer trat, um die Beiden abzulösen, legte mein Bruder den Finger an den Mund, um mich zu bedeuten, daß unser Vater schlafe. Er war aber todt. Denn nach einer Weile bemerkte ich, daß seine Augen offen standen; ich wollte ihm wie immer ‚Guten Morgen‘ sagen und seine Hand küssen, aber sie war eisig kalt. Ich weiß nicht, welche Empfindung es war, die mich so vollständig lähmte: war dies Schrecken, Angst oder Betäubung, aber ich konnte mich nicht von ihm trennen. Längere Zeit mochte ich so vor ihm gestanden haben, bis das ganze Gewicht unseres Verlustes über mich kam. Mechanisch nahm ich seine goldene Uhr und Dose, ging hinüber zu meiner Mutter und stellte sie ihr lautlos auf den Nachttisch. Sie sah mich lange und staunend an, machte dann das Zeichen des heiligen Kreuzes und nun erst strömten mir die hellen Thränen herab. Ich kniete neben ihr nieder, sie aber legte die Hand auf meinen Mund und sandte mich wieder zur Leiche meines Vaters, dessen erstarrte Hände ich nun, aufgelöst in Schmerz, mit tausend Küssen bedeckte.

„Neun Wochen später unterlag meine Mutter ihrer Krankheit und ihrem Schmerze. Während mein Vater in den letzten acht Tagen seines Lebens fast immer dahinschlummerte, nur sehr selten zu völligem Bewußtsein kam und deshalb auch nur sehr wenig sprach, besaß meine Mutter bis zu ihrem letzten Augenblicke ihre ganze geistige Kraft. Sie hatte sich während der letzten Zeit auf den fürchterlichen, aber unabweisbaren Tag, der ihrem Leben ein Ende machen sollte, vorbereitet und mit Collin über unseren Charakter, unser Temperament und unsere Anlagen viel und oft gesprochen und ihm über ihre Wünsche manche Winke gegeben. Aber sie brachte es nicht über sich, uns irgendwelche bestimmte Weisungen zu ertheilen, weil sie meinte, daß uns dies später zum Zwang werden könnte, denn sie wußte ja wohl, daß Alles, was sie von uns verlangt hätte, von unserer Seite mit der größten Gewissenhaftigkeit voll-

zogen worden wäre. Am letzten Abende ihres Lebens bat sie ihre Schwester mit aufgehobenen Händen, Mutterstelle an uns zu vertreten, uns aber, sie so zu ehren und zu lieben, als wäre sie wirklich unsere Mutter. Am 5. November 1804, gegen sieben Uhr Abends, wie sie es lange vorher gesagt und behauptet hatte, schloß meine geliebte Mutter ihre Augen für immer. Die Leitung unseres Haushaltes aber, als dessen oberstes Mitglied unser schon hochbetagter, aber noch rüstiger Großvater erschien, und unserer Erziehung ging nun auf unsere in jeder Hinsicht vortreffliche Tante über, die sich ihrer schwierigen Aufgaben nach allen Richtungen hin in ausgezeichnetster Weise entledigte. Die pflichtmäßige Unterordnung unter sie wurde mir um so leichter, als ich schon seit meiner frühesten Jugend mit ungewöhnlicher Wärme an ihr hing.

„Dennoch war die Prüfung, der ich nunmehr entgegenging, ungemein schwer. Nach mehreren Wochen, die wir im tiefsten Schmerze zubrachten, nahm mich mein unvergeßlicher Lehrer und Freund Collin in Gegenwart meiner hierauf schon genügend vorbereiteten Tante vor, um mich über den wahren Stand der Dinge vollkommen aufzuklären. Ich sei die Einzige unter uns, sagte er mir, welche Kraft und Gesundheit genug besitze, um für meine armen Geschwister wirken zu können. Mein Bruder Heinrich stand erst in seinem neunzehnten Jahre und diente in einem Großhandlungshause als Praktikant. Wenn auch seine Charakterfestigkeit schon damals sich zu zeigen begann, so war er doch noch zu jung, als daß man die begründete Hoffnung zu hegen vermocht hätte, er werde schon in der nächsten Zukunft im Stande sein, Ausgiebiges für uns zu leisten. Es bleibe somit nichts übrig, als daß ich mich entschlösse, dem Stande, dem meine Mutter so viel Ehre gemacht, künftighin gleichfalls anzugehören.

„Ich gestehe, daß mich dieser Vorschlag, als ich ihn zum ersten Mal vernahm, bis ins tiefste Innere erschreckte. Nur allzu oft hatte ich es mit angehört, wie meine Mutter sich gegen diese Berufswahl aussprach. Wie oft hatte sie erklärt, die Kräfte einer Frau seien unzulänglich, um der doppelten Aufgabe einer Künstlerin und einer Hausfrau völlig zu genügen. Aber Collin zeigte mir für die Zukunft ein Bild, das mich mit freudiger Begeisterung erfüllte. Er eröffnete mir die Aussicht, unsere Wohlthäter, die uns mit größter Selbstaufopferung zu sich nahmen, dereinst unterstützen, meinen Geschwistern, von denen das Jüngste erst sieben Jahre zählte, besseren Unterricht und bessere Erziehung verschaffen zu können. Er sprach mir davon, wie beseligend es für mich sein würde, wenn ich auch dem Publikum mit Anspannung all meiner Kräfte unseren Dank darbringen könnte für die Liebe, die es meiner Mutter erwiesen.

Er erweckte die Ueberzeugung in mir, daß wohl auch meine Eltern, wenn sie sich noch am Leben befänden, diese Laufbahn für mich gewählt haben würden. So fügte ich mich denn, und dieser Entschluß wurde mir dadurch erleichtert, daß Baron Braun die Freundschaft, die er für meine Mutter gehegt, auch auf mich übertrug. Er bewies dies dadurch, daß er mir einen Tanzmeister hielt und veranlaßte, daß mir der bekannte Dichter Streckfuß Vorlesungen in der Literatur gab.

„Bis zu dem Augenblicke, in welchem ich in einem Alter von noch nicht ganz vierzehn Jahren meine Eltern verlor, bestand das einzige wirklich Interessante, das ich jemals gehört, in dem, was uns der Erzieher meiner Brüder, Franz Schneller, der schon in seinem neunzehnten Lebensjahre als Lehrer in unser Haus gekommen war, in den Abendstunden vorlas. Man kennt seine poetische Auffassung und seine phantasiereiche Feder. Die damals üblichen Kinderschriften waren nicht sehr zahlreich. Robinson, Columbus, Pizarro, der Kinderfreund, wurden durch seinen wahrhaft geistreichen Vortrag für mich wirklich hinreißend. So ungern ich auswendig lernte oder Schreibübungen mich unterzog, so lebhaft beschäftigte sich meine Phantasie mit derlei sie in hohem Grade anregenden Erzählungen, die ich dann in frohem Dahinträumen bis ins Unendliche ausmalte."

Schon im Jahre 1803 war Schneller zum Professor der Geschichte am Lyceum zu Linz ernannt worden. Drei Jahre später nach Graz versetzt, heiratete er im Jahre 1812 die Witwe des vier Jahre früher verstorbenen steiermärkischen Gutsbesitzers Maximilian Prokesch und wurde hiedurch der Stiefvater des nachmaligen Internuntius Grafen Prokesch. Dem nach Beendigung der Befreiungskriege in Oesterreich herrschend gewordenen Polizeiregimente mißliebig geworden, nahm Schneller 1823 einen Ruf als Professor der Philosophie in Freiburg an, wo er schon 1832, erst fünfundfünfzig Jahre zählend, einem Schlagflusse erlag.

„Was Schneller begonnen, setzte Streckfuß fort, ja er erschloß mir," berichtet meine Mutter in ihren Aufzeichnungen weiter, „eigentlich zuerst das herrliche Reich der Poesie, welches freilich für mich seine wahre Weihe nur durch einen vierjährigen, angestrengt fleißigen Unterricht erhielt, den Collin mir gab. Es waren nicht allein die Verse, die Gedichte, die wir lasen, die Rollen, die wir einstudirten, es war der tiefe Sinn, der in allem wahrhaft Poetischen enthalten ist, den Collin mir zu erklären sich bestrebte. Wie wenig ich auch im Anfang von dem Allen verstand und zu fassen vermochte, was er mir zu verdeutlichen sich unablässig bemühte, nach und nach fand sich doch ein besseres Verständniß ein, und mit ihm wuchs die Lust, selbstthätig mit Hand anzulegen zu meiner weiteren Aus-

bildung. Halbe Nächte hindurch declamirte ich, immer ebensowenig zufrieden mit meinem Vortrage, als es mein guter Lehrer war. Um hier eine Probe seiner Geduld mit mir zu geben, sei erwähnt, daß ich an ‚Iphigenia auf Tauris' volle sechs Monate hindurch lernte. In dieser Weise wurden nicht nur alle eigenen Stücke Collin's, z. B. in ‚Polyxena' sämmtliche darin enthaltenen weiblichen Rollen, sondern auch alle die Meisterwerke Schiller's und Goethe's durchgearbeitet, so daß ich es in späteren Jahren manchmal recht leicht hatte. So sollte z. B. ‚Iphigenie' in sechzehn Tagen einstudirt werden. Alle meine Collegen fanden dies eine Tyrannei; ich aber war rasch bei der Hand, denn seit langen Jahren schon hatte ich dieses herrliche Gebilde ganz in mich aufgenommen. Und ebenso erging es mir mit Klärchen im ‚Egmont' und Thekla im ‚Wallenstein', wobei ich nur die größte Mühe hatte, das zu vergessen, was weggelassen werden sollte. In dieser Beziehung dankte ich wahrlich meinem Lehrer viel, wo aber könnte ich Worte finden, um ihm für das zu danken, was er für meinen Charakter that? Die weisen Lehren, die er so wie köstliche Perlen in die goldene Fassung seines Unterrichtes einzuflechten verstand, kann ich ihm nie und niemals vergessen. Tausendmal rief ich mir ins Gedächtniß zurück, wie wahr und wie tief ins Gemüth eindringend all die Lebensregeln waren, die er mir gab, um mich vor den Gefahren zu schützen, welche insbesondere für ein Mädchen die Laufbahn des dramatischen Künstlers mit sich bringt. Unterstützt durch die eiserne Strenge meiner Tante, die an Kraft und Consequenz einen wahrhaft männlichen Charakter besaß, gelang es mir, meinen guten Namen fleckenrein zu erhalten, so daß sogar in verschiedenen Decreten meiner Theaterbehörde mein sittlich-moralischer Charakter mit besonderem Lobe betont wurde."

Kehren wir jedoch nach dieser etwas vorgreifenden Abschweifung zu dem Zeitpunkte zurück, in welchem die Vorbereitung meiner Mutter zu ihrer zukünftigen Laufbahn begann.

b) Ihre Theaterzeit.

Mit dem Tode ihrer beiden Eltern und dem Versiegen des ziemlich reichlichen Einkommens derselben war in der an und für sich schon bescheidenen Haushaltung in dem Hause „zum goldenen Pfau" sehr große Einschränkung dringend nöthig geworden. Zwar hatten meine Großeltern als Beweis ihrer Sparsamkeit ein für ihre Verhältnisse nicht ganz unbeträchtliches Vermögen, etwas mehr als 40000 Gulden in Werthpapieren hinterlassen, aber die Rente hievon in Verbindung mit der Pension des

Großvaters von tausend Gulden reichte wohl kaum hin, um den Unterhalt für sieben Personen und die Auslagen zu bestreiten, welche Unterricht und Erziehung von vier derselben verursachten. Wenngleich nur selten und in verhältnißmäßig geringfügigem Maße, mußte doch ohne Zweifel hie und da auch das Kapital angegriffen werden, was freilich nur in der Hoffnung geschah, die zukünftige Besoldung meiner Mutter werde dereinst die Möglichkeit gewähren, solches nicht mehr zu thun, ja vielleicht sogar das Aufgebrauchte wieder zu ersetzen.

Aber freilich, bis auch nur von fern an die Erfüllung solcher Hoffnungen gedacht werden konnte, mußte noch ein sehr weiter Weg zurückgelegt werden. Gegen den Schluß des Jahres 1804, in welchem Zeitpunkte meine Mutter erst ihr vierzehntes Lebensjahr vollendete, scheint sie von dem Burgtheater noch gar keinen Geldbezug gehabt zu haben, auf welchen sie ja auch selbstverständlich nicht den mindesten Anspruch besaß. Dennoch befand sie sich ohne Zweifel schon in einem gewissen Unterordnungsverbande zu dem Theater; wenigstens besitze ich einen Erlaß des Wiener Magistrates als der damaligen Vormundschaftsbehörde vom 16. April 1805, durch welchen der minderjährigen Antonia Adamberger im Einvernehmen und mit Einwilligung ihres Vormundes, des Magistratsrathes Anton von Spaun die Bewilligung ertheilt wurde, Freitags den 19. April in dem kaiserlichen und kaiserlich-königlichen Hoftheater — so lautete damals der officielle Titel des Burgtheaters — aufzutreten. Meine Mutter spielte die Marianne in Goethes „Geschwistern", und wiederholte diese Darstellung in demselben Jahre noch drei Mal. Am 15. October aber trat sie in einem nun längst verschollenen Stücke ihres zukünftigen Schwagers, des im Zahlamte der Staatskanzlei angestellten Herrn Mathias Dilg, „Das Mädchen aus Sibirien" auf, welche Rolle sie zwei Mal wiederholte. Ob sie bei diesen Erstlingsversuchen irgendwelchen Erfolg gehabt, darüber vermochte ich nichts zu constatiren. Aber jedenfalls handelte die Theaterdirection vernünftig, daß sie dieselben während des Jahres 1806 nicht mehr stattfinden, sondern meine Mutter ruhig ihre so eifrig betriebenen Studien fortsetzen ließ. Erst vom Sommer 1807 angefangen gehörte sie als nunmehr sechzehnjähriges Mädchen, somit gewiß noch ungewöhnlich früh, dem Burgtheater als ständiges Mitglied an und bezog als solches einen Jahresgehalt von 400 Gulden, welcher am 20. December 1808 „zur Belohnung ihres Fleißes und zu ihrer ferneren Aufmunterung vom 1. Januar 1809 angefangen um 200, somit auf 600 Gulden erhöht wurde."

Ich schalte hier nur noch ein, daß der Magistratsrath von Spaun die officielle Vormundschaft über meine Mutter bis zu ihrer im Jahre 1815

erlangten Volljährigkeit ausübte. Irgendwelchen Einfluß auf ihre geistige Entwicklung und ihren Lebensgang scheint er jedoch nicht genommen zu haben, und nur so läßt es sich erklären, daß sie eigentlich ihren hochverehrten Lehrer Heinrich von Collin als ihren Vormund ansah und ihn in ihren Aufzeichnungen wiederholt ausdrücklich so nennt.

Wie sehr die Theaterdirection mit den künstlerischen Leistungen meiner Mutter zufrieden zu sein Ursache besaß, beweist ein neues Decret, das ihr schon am 13. Januar 1809, also zwei Wochen nach der oben erwähnten Gehaltsvermehrung zuging. „Derselben wird," so heißt es darin, „in Rücksicht ihrer eifrigen Verwendung und der Fortschritte, welche sie in der Schauspielkunst macht, eine Remuneration von 200 Gulden angewiesen. Auch hat die k. k. Hoftheaterdirection zu ihrer ferneren Aufmunterung beschlossen, derselben das förmliche Decret als k. k. Hofschauspielerin, womit die Pensionsfähigkeit verbunden ist, gegen dem ausfertigen zu lassen, daß selbe einen Revers ausstelle, durch welchen sie sich gleich den übrigen Hofschauspielern verpflichtet, während der Contractsjahre der Theatergesellschaft bei dem hiesigen Theater in Engagement zu verbleiben, wenn selber anders daran liegt, daß die Hoftheaterdirection für sie nach Umständen und Thunlichkeit sorge und ihr die zugedachte Bereitwilligkeit beweise."

Wohl mag es in Wien nur äußerst selten, ja vielleicht niemals vorgekommen sein, daß einem achtzehnjährigen Mädchen das Decret einer pensionsfähigen Hofschauspielerin ausgefertigt wurde. Meine Mutter wußte die ihr hiedurch zu Theil werdende Auszeichnung in hohem Grade zu würdigen und war von Dankbarkeit für sie durchdrungen, aber zur Ausstellung des geforderten Reverses vermochte sie sich nicht zu entschließen. Es könne sich finden, antwortete sie der Theaterdirection, daß sie in der Folge sich verheiraten oder aus anderen Gründen die Bühne ganz verlassen wolle. Es scheine ihr daher unthunlich, sich für so lange Zeit im vorhinein zu binden. Sie sei hingegen fest entschlossen, es niemals an aufopferndem Fleiße fehlen zu lassen, und liebe mit Leidenschaft die Kunst. Ebenso sei sie überzeugt, daß die Theaterdirection ihr schon aus Achtung für ihre verstorbene Mutter nie dasjenige versagen werde, was sie wirklich verdiene. Und da man sie nie unbescheiden in ihren Anforderungen finden werde, so hoffe sie demungeachtet das gleiche Glück mit ihrer Mutter zu genießen und so lang ihre Künstlerlaufbahn dauere, sich einzig und allein der Hofbühne ihrer Vaterstadt widmen zu dürfen.

Diesem Entschlusse meiner Mutter, den sie als einen „reiflichen und unerschütterlichen" erklärte, wurde denn auch von der Theaterdirection willfahrt, welche sie von der Ausstellung des gewünschten Reverses enthob.

Immer reicher wurde nun die künstlerische Thätigkeit, welche meine Mutter am Burgtheater entwickelte, immer lebhafter und enthusiastischer die Bewunderung, die sie überall erntete, immer inniger die Liebe, die ihr ihre artistischen Collegen entgegenbrachten. Wie oft habe ich selbst als Knabe und als Jüngling begeisterte Lobpreisungen von solchen mit anhören dürfen, welche meine Mutter noch auf der Bühne gekannt hatten. Bei einem derjenigen, welche den höchsten Werth auf ihre Kunstthätigkeit legten und nicht aufhören konnten, von ihr als von einer seiner schönsten Erinnerungen zu schwärmen, dem nachmaligen Oberstkämmerer Grafen Moriz Dietrichstein ging dieser Enthusiasmus so weit und erwies sich als so nachhaltig, daß er noch in seinen späten Lebensjahren mit eigener Hand und mit äußerster Mühe ein mit größter Genauigkeit gearbeitetes tabellarisches Tableau über die mehr als zehnjährige Bühnenthätigkeit meiner Mutter verfertigte. Dieser bis in das letzte Detail gehenden Uebersicht will ich nur entnehmen, daß meine Mutter im Jahre 1807, in welchem ihre Verwendung noch eine geringe war, in sechs Stücken zwanzig Mal, und daß sie im Jahre 1808 in fünfzehn verschiedenen Stücken einundvierzig Mal spielte. Im Jahre 1809 aber spielte sie schon in fünfundzwanzig Stücken achtundsiebzig Mal und war der erklärte Liebling des Publikums.

War durch die glänzenden Erfolge, die sie durch ihre herrliche Begabung, ihren unermüdeten Fleiß und ihre seltene Schönheit errang, das Jahr 1809 für meine Mutter ein glückliches, so war es bekanntlich für Oesterreich in Folge der Siege Napoleons und des Einmarsches der Franzosen in Wien ein unheilvolles zu nennen. In einem Hause, in welchem Alles von tiefempfundener Anhänglichkeit an das Kaiserhaus und an Oesterreich so innig durchdrungen war wie in dem meines Urgroßvaters, von meiner Mutter insbesondere, welche auch in dieser Beziehung unter dem geistigen und begeisternden Einflusse des edlen Dichters der „Landwehrlieder" Heinrich von Collin stand, wurde natürlich das Unglück des Vaterlandes aufs Schmerzlichste beklagt. Aber in der Verpflichtung meiner Mutter, ihren künstlerischen Aufgaben nachzukommen, trat hiedurch kaum eine Aenderung ein, und französische Offiziere, insbesondere aber solche der süddeutschen Hilfstruppen Frankreichs bildeten gar bald einen nicht zu übersehenden Theil des Publikums des Theaters. Gar manches Auge mag sich nicht nur bewundernd, sondern auch begehrlich, aber freilich ganz erfolglos zu der bildschönen Schauspielerin mit den kohlschwarzen Augen und dem dunklen Haare erhoben haben, denn man wußte ja, daß sie jeder Versuchung unzugänglich und außer der eigenen Tugend auch noch von einer strengen Tante geschützt war, welche um

deswillen zu jener Zeit den sie ehrenden Beinamen eines „dragon de vertu“ erhielt.

Von den Erzählungen meiner Mutter aus der „Franzosenzeit“ ist mir nur die einzige gut im Gedächtnisse geblieben, daß einmal die Burgtheatergesellschaft die „Phädra“ in der Bearbeitung Schiller's in Schönbrunn vor Napoleon gespielt habe, wobei ihr die Rolle der Aricia zugefallen war. Napoleon sei, das französische Textbuch in der Hand, mit ernster Aufmerksamkeit der Darstellung gefolgt.

Das Jahr 1809 ging nicht zu Ende, ohne daß die Theaterdirection meiner Mutter in Berücksichtigung ihrer eifrigen Verwendung und der bestehenden Theuerung einen neuen Beweis ihrer Zufriedenheit dadurch gab, daß sie ihr — mit Decret vom 16. December — eine Erhöhung ihres Spielhonorars auf zwei Gulden für den Abend und ihres Garderobegeldes auf 200 Gulden jährlich bewilligte. So kärglich waren damals die Bezüge, mit denen sich auch die ausgezeichnetsten Künstler begnügen mußten.

Um die Kategorie der Rollen zu characterisiren, welche meine Mutter spielte, müßte man eine Reihe von Stücken anführen, die jetzt bis auf den Namen vergessen sind. Aber das läßt sich wohl sagen, daß ihr Repertoire von einer Reichhaltigkeit war, welches sogar mit dem ihrer Mutter sich messen konnte, ja dasselbe vielleicht noch übertraf. Kotzebue'sche Lustspiele, ja selbst Possen, wie „Die Zerstreuten“, Iffland'sche Rührstücke, Collin'sche Tragödien folgten rasch auf einander; wenn aber die Stärke meiner Großmutter in den naiven Rollen bestanden hatte, so beruhte die meiner Mutter im Schauspiel und in der Tragödie.. Immer lebhafter machte diese Erkenntniß auch bei der Theaterdirection sich geltend, so daß das Jahr 1810 meiner Mutter nicht weniger als vier tragische Rollen ersten Ranges' brachte, die der Beatrice in der „Braut von Messina“, der Desdemona im „Othello“, der Emilia Galotti und des Klärchen im „Egmont“.

Die Beatrice spielte meine Mutter mit Korn als Don Manuel und Koberwein als Don Cesar. Von dem letzteren sagt sie, er sei zwar ein äußerst talentvoller, aber doch kein wirklich großer Künstler gewesen. „Als Don Cesar,“ so lauten ihre Worte, „verstand er es so vollkommen, durch sein inniges Gefühl das Publikum mit dem Mörder seines Bruders auszusöhnen, daß man vielleicht ungerechter Weise dem wüthenden Verfolger des armen sanften Manuel zu rasch verzieh. Dieser, durch unseren unvergeßlichen Korn dargestellt, wurde durch das äußerst lebhafte Colorit und die brillante Färbung, welche Koberwein seinem Don Cesar zu geben verstand, in den Schatten gedrängt, und doch war Korn der größere Künstler.“

Die Desdemona spielte meine Mutter mit Lange als Othello, und ihn nennt sie das bedeutendste Talent, das sie jemals auf der Bühne gekannt habe. „Unbeschreiblich war," sagt sie von ihm, „die innere Wärme, die reine Begeisterung, welche Lange sich bis in sein hohes Alter erhielt. Niemals in meinem ganzen Leben hat weder ein einheimischer noch ein fremder Künstler eine so gewaltige Wirkung auf mich hervorgebracht, wie dies bei Lange jedesmal geschah. Sein Othello war das Gelungenste, das ich mir denken kann. Jede Fiber zitterte in mir, und bei jeder Vorstellung, ja sogar bei den Proben wiederholte sich dieser Eindruck, wenn er mit seinem tiefen Blick mir forschend ins Auge sah und immer gesteigerter rief: ‚Das Schnupftuch, Desdemona, das Schnupftuch!' und im Gegensatze zu allen anderen Schauspielern sank seine Stimme immer tiefer, sprach er immer leiser, bis er endlich vor Wuth kaum zu lispeln im Stande war: ‚Das Schnupftuch.' Im Parterre athmete Niemand, und ich glaubte, vor Angst müsse mir das Herz zerspringen. Ich war neunzehn, er sechzig Jahre vorüber. Da alle älteren Schauspieler meine Eltern sehr lieb gehabt und mich noch in der Wiege gekannt hatten, nannten mich beinahe alle du, und nach der Vorstellung, nachdem er mich wüthend erdrosselt hatte, streichelte er mir freundlich die Wangen und sagte: ‚Kind, fürchtest du dich noch?' — und ich fürchtete mich wirklich noch.

„Auch den ‚Appiani' in ‚Emilia Galotti' spielte Lange zu jener Zeit noch, wie es kein Anderer vermocht hätte. Ihn stempelte wirklich die Ueberfülle seines Talentes zum großen Künstler, ohne daß ihm dies jemals ein angestrengtes Studium gekostet hätte. Sein angeborner Adel, sein bezaubernbes Wesen verleugneten sich niemals, und wenn er in dem anmuthigen Ritterlustspiele von Ziegler, ‚Liebhaber und Nebenbuhler', als Schmiedgeselle verkleidet hervortrat, so wußte Jedermann im Theater, daß dieser ein Ritter sei."

Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß meine Mutter auch von Lange, neben dem sie die Emilia Galotti spielte, in dieser Rolle gemalt wurde. Denn dieser so ganz außerordentliche Schauspieler war seinem ursprünglichen Berufe nach eigentlich Maler, und zwar ein sehr tüchtiger Maler. Etwa achtzig Jahre hindurch hing dieses Bild meiner Mutter in arg verwahrlostem Zustand und ohne daß Jemand wußte, wen es eigentlich darstelle, in der Theaterkanzlei. Als ich es dort auffand und mit den eigenen Worten meiner Mutter zu beweisen vermochte, daß es wirklich ihr Bild sei, wurde es mir auf meine Bitte, es mir um den Schätzungswerth abzutreten, von der gegenwärtigen Generalintendanz der k. k. Hoftheater mit den schmeichelhaftesten Worten zum Geschenke ge-

macht. Es bildet nun, ungemein glücklich restaurirt, einen mir höchst sympathischen Schmuck meiner bescheidenen Wohnung.

Die Vorbereitungen zum „Egmont" verdienen aus dem Grunde eine etwas ausführlichere Erwähnung, weil sie meine Mutter zum ersten und einzigen Male in ihrem Leben in nähere Berührung mit Beethoven brachten, der bekanntlich von der Theaterdirection beauftragt worden war, die Musik zum „Egmont" zu componiren. Der Bitte Thayer's, des Biographen Beethoven's, entsprechend, hat meine Mutter diese Begebenheit in so anschaulicher und anmuthiger Weise, und zwar kurz vor ihrem Tode zur Darstellung gebracht, daß ich wohl nichts Besseres thun kann, als die letztere einfach hieher zu setzen.

„Ich war damals," erzählt meine Mutter, „ein kindliches, heiteres, fröhlich junges Ding, das Beethoven's Werth nicht zu schätzen wußte und dem er auch gar nicht imponirte, während ich jetzt (1867) mit sechsundsiebzig Jahren das Glück, ihn gekannt zu haben, vollkommen fühle. Daher kam es auch, daß ich ihm ohne alle Befangenheit entgegentrat, als meine selige Tante, meine Erzieherin und Wohlthäterin, mich auf ihr Zimmer rief und ihn mir nannte. Seine Frage: ‚Können Sie singen?' beantwortete ich mit einem unbefangenen: ‚Nein!' Erstaunt betrachtete mich Beethoven und sagte lachend: ‚Nein? Ich soll ja die Lieder zum Egmont für Sie setzen.' Ich erwiderte ganz einfach, daß ich nur vier Monate gesungen, nach einer Heiserkeit aber aufgehört habe, weil man fürchtete, daß bei meinem angestrengten Studium des Recitirens mein Organ leiden könnte. Da sagte er lustig im scherzhaft angenommenen Wiener Dialect: ‚Nun das wird was Sauberes werden', und von seiner Seite wurde es etwas Herrliches. Wir gingen an das Clavier, und meine Musikalien — alte Erbstücke von meinem Vater, die ich alle wie ein Papagei ihm nachsang und zu dieser Stunde noch auswendig weiß — umstörend, fand er obenauf das allbekannte Rondo mit Recitativ aus ‚Romeo und Julie' von Zingarelli. ‚Das singen Sie,' rief er lachend heraus, daß es ihn schüttelte, indem er sich zweifelnd zum Accompagniren setzte. Ebenso harmlos, als ich mit ihm schwatzte und lachte, sang ich meine Arie herunter. Da wurde sein Auge sehr wohlwollend, er strich mir mit der Hand über die Stirne und sagte: ‚Ja so, jetzt weiß ich es,' kam nach drei Tagen wieder und sang mir die Lieder einige Male vor. Als ich sie nach wenigen Tagen inne hatte, ging er von mir mit den Worten: ‚So, jetzt ist's recht. So, so ist's recht, so singen Sie, lassen Sie sich nichts einreden und machen mir nicht einen Mordent hinein.' Er ging, ich sah ihn auf meinem Zimmer nie mehr. Nur auf der Probe, als er dirigirte, nickte er mir öfters freundlich wohlwollend zu. Daß

ich seine Lieder so schnell zu seiner Zufriedenheit faßte und sang, um sie nie wieder zu vergessen, ist eine Gabe, die mir vom Himmel fiel, eine Erbschaft von meinem Vater."

Außer den vier früher genannten Tragödien hatte meine Mutter im Jahre 1810 noch zwölf Stücke neu einzustudiren, und sie spielte im ganzen 121 Mal in 29 Stücken. Nicht ganz so angestrengt war ihre Thätigkeit im Jahre 1811, in welchem sie 101 Mal in 33, darunter in vierzehn neu einstudirten Stücken spielte.

Das Jahr 1811 brachte meiner Mutter einen sehr großen Schmerz. Am 28. Juli starb ihr hochverehrter Lehrer Heinrich von Collin, noch nicht vierzig Jahre alt, und immer hat sie seiner, dem sie so Vieles schuldete, nur mit gerührtester Dankbarkeit gedacht. Sie vermochte ihm dieselbe nicht mehr anders zu beweisen als durch ihre Mitwirkung bei der Trauerfeier, welche ihm zu Ehren am 3. April 1812 im Burgtheater veranstaltet wurde. Von Allen, die sich dabei betheiligten, wird dies wohl Niemand bewegteren Herzens gethan haben als meine Mutter, indem ihm ja auch Niemand so viel verdankte als sie. Das Erträgniß der Feier wurde, wenn ich nicht irre, als Beisteuer zu dem Denkmale verwendet, welches hauptsächlich auf Anregung des Grafen Moriz Dietrichstein Collin in der Karlskirche in Wien errichtet wurde. Nach einer Idee des Malers Füger von dem Bildhauer Zauner verfertigt, wurde es im Jahre 1813 vollendet.

Um neben der Poesie des Lebens auch dessen Prosa nicht völlig aus den Augen zu verlieren, sei hier wenigstens im Vorbeigehen erwähnt, daß, wie damals alle Welt, so auch meine Mutter und ihre Geschwister durch das Finanzpatent des Jahres 1811 auf das Härteste mitgenommen wurden. Das an und für sich schon bescheidene Vermögen, das sie von ihren Eltern ererbt hatten, wurde hiedurch, als in Staatspapieren bestehend, auf ein Fünftheil reducirt, und die arg geschmälerte Rente machte von nun an womöglich noch größere Sparsamkeit nöthig, als ohnehin schon bisher mit peinlichster Gewissenhaftigkeit beobachtet worden war.

Aber so ist es schon im Leben, auf Regen folgt Sonnenschein, und auf das unheilvolle Jahr 1811 folgte das Jahr 1812, vielleicht das glücklichste, welches meiner Mutter überhaupt beschieden war. Doch lasse ich wohl am Besten ihr selbst das Wort, wenn sie es unternimmt, dasjenige wenigstens in flüchtigen Umrissen zu schildern, was damals so beseligend an sie herantrat.

„Ich war einer kleinen Erkältung wegen," erzählt sie, „zu Anfang des Jahres 1812 mehrere Wochen hindurch in meinem Zimmer eingeschlossen und nicht an der Luft gewesen, denn weil meine arme Mutter

in Folge einer heftigen Erkältung, in der sie sich nicht lang und hinreichend genug geschont hatte, brustkrank geworden, war meine Tante, welche mich vor einem gleich traurigen Schicksale bewahren wollte, ungemein ängstlich und vorsichtig für mich. Doch war ich schon fast ganz wiederhergestellt, als der alte Schauspieler Krüger bei uns vorsprach, sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Auf die freundlichste Weise damit beschäftigt, zu meinem ersten Wiederauftreten auf der Bühne nach einer wenn auch nicht gerade bedeutenden Unpäßlichkeit eine passende Vorstellung zu wählen, hatte ihm der Zufall oder die Vorsehung, die mich prüfen wollte in Glück und in Schmerz, ein angenehmes Mittel zur Erreichung seiner Absicht an die Hand gegeben. Von einem Freunde — ich glaube in Berlin — wurde ihm ein junger talentvoller Dichter zugewiesen, der mehrere kleine Bühnenstückchen als Knospen späterer gediegener Früchte geschrieben hatte, die so wie sein Name bei uns ganz unbekannt waren. ‚Geh' du nach Wien,' hatte dieser joviale Mann ihm scherzend gesagt, ‚da sende ich dich an meinen Freund Krüger, der hat eine bildschöne Tochter, für diese schreibst du einige Rollen, verliebst dich gelegentlich in das Mädchen, und dein Glück ist gemacht.' Der junge Musensohn, kräftig und heiter wie er war, stimmte in lustiger Weise ein und kam in den ersten Tagen des Januar 1812 nach Wien.

„Hier muß ich sagen, daß Netti Krüger wirklich ein bildschönes Mädchen war. Nicht daß ihre Züge regelmäßig gewesen wären oder daß sie außer der Bühne gerade viel Eindruck hervorgebracht hätte, aber es war doch Alles an ihr wie für das Fach geschaffen, das sie spielte. Eine glühende Leidenschaftlichkeit schlummerte in ihrem Wesen; ihre Phantasie entrückte sie jedem natürlichen Zustande und gab ihrer Begeisterung einen Ausdruck von Wahrheit, der ihre Darstellungen hinreißend machte. Wenn sie als Johanna d'Arc die Fahne schwingend fortstürzte, so glaubte man ihr Flügel wachsen zu sehen, die sie aufwärts trügen in das Land ihrer geträumten Wünsche.

„Sie war wirklich eine Künstlerseele, aber sie sah auch in Allem, was unvermeidlich ist, ein Unglück, und in allem Unerreichbaren suchte sie allein das Glück. Unbeschreiblich und für einen Uneingeweihten unglaublich ist die Einwirkung des Künstlers auf seinen Nebenkünstler. Wie zwei aus einer Schule hervorgegangene Sänger auf der Stelle verstehen, was der Eine oder der Andere thun will, wie der Eine allsogleich eindringt in den Sinn des Anderen und sie gerade bei der größten Verschiedenheit der Stimmlage die höchste Harmonie hervorbringen, so berührt der Genius des einen Schauspielers die Seele des anderen, erleichtert dessen Aufgabe und verwirklicht so in edelster Poesie das schönste Ideal.

„Nie wurde der Charakter der Elvire in der ‚Schuld‘ so rührend, so bemitleidenswerth, so anziehend und so poetisch dargestellt wie von ihr. Es schien, als sei ich ebenso zur Jertha geboren wie die Krüger zur Elvire, und ich kann nicht beschreiben, mit welchem Vergnügen wir überhaupt zusammenwirkten, wie wir uns in unserer völligen Verschiedenheit verstanden und ergänzten, ja zwei Instrumenten gleich in einander flossen. So arbeiteten wir eine kurze, aber schöne Zeit hindurch gemeinsam, sie als Künstlerin von mir bewundert, ich als Mädchen stets von ihr beneidet. Immer in Ekstase, niemals ruhig, niemals heiter und darum auch niemals glücklich, konnte sie nur in einzelnen Augenblicken stürmisch aufjauchzen in wilder Lustigkeit, die sie gleich darauf wieder als Verbrechen ansah und verwarf. Sie hatte eine traurige Jugend gehabt. Ihre Mutter hatte das Mädchen ganz vernachlässigt, weil sie mit ihrer eigenen Schönheit so viel beschäftigt war, daß die hold aufblühende Tochter ihr lästig fiel und sie dieselbe in einem Alter von siebzehn Jahren auf eine Provinzbühne schickte. Dort lernte das schöne, schwärmerische, von Sehnsucht gequälte Mädchen einen hübschen, jungen Musiker kennen, der ihr so süß von Liebe sprach, wie er es auf dem Theater gehört hatte. Die feurige Seele des Mädchens träumte all die schönen Eigenschaften, die ihr als Ideal vorschwebten, in den Gegenstand ihrer ersten Liebe hinein, und sie hoffte durch ihn glücklich zu werden. Der Himmel bewahrte sie rein, aber sie wurde tief unglücklich, denn seine Rohheit schlug ihrem Herzen gar manche Wunde, die auch im Laufe der wenigen Jahre, die sie noch lebte, nie mehr heilte. Sie erkannte seine Gemeinheit, trennte sich von ihm und kam nach Wien, wo wir neben einander, ganz verschieden und doch recht einig unsere sich so entgegengesetzten Rollen spielten und uns mit wechselseitiger herzlicher Zuneigung über so Vieles friedlich besprachen und zu verständigen wußten.

„Auch im Aeußeren waren wir vollkommen verschieden. Ich war etwas kleiner, hatte dunkle Augen und Haare und eine starke und klare Stimme, ein Erbtheil von Vater und Mutter. Ich war sehr beweglich und spielte mit gleicher Freude im Lustspiel, was mir ungemein leicht wurde, weil ungetrübte Heiterkeit das Element meines Wesens war, wie in der Tragödie, der ich ein so langes und eifriges Studium gewidmet hatte.

„Was aber Netti Krüger betrifft, so weiß ich nicht, ob es mir gelingen wird, diese gleichzeitig reizende und rührende Gestalt anschaulich zu beschreiben. Schwärmerisch blaue Augen unter einer hochgewölbten Stirne, die von den reichsten blonden Goldlocken umrahmt war, die Stimme hoch und zitternd, von dem rührendsten Lispeln, von den einschmeichelndsten Tönen bis zu dem leidenschaftlichsten Vibriren. Wunder-

voll war der Bau ihrer Glieder, sie besaß die feinste und zarteste Hand und den kleinsten Fuß, war schlank und bewegte sich insbesondere auf der Bühne in anmuthigster Weise. Leider hatte man ihr den Fehler des allzustarken Schnürens so angewöhnt, daß ihr Teint darunter litt. Vor jeder Vorstellung wurde sie von ihrer Mutter fast tyrannisch geschnürt, so daß sie beim Ankleiden drei längere Pausen eintreten lassen mußte. In Folge dessen stieg ihr das Blut so sehr zu Kopfe, daß sie oft an Entzündungen litt. Diese Entzündungen nahmen immer mehr zu und verursachten ihren frühen Tod. Sie starb schon im Jahre 1813 in Pest, wohin sie mit ihren Eltern zu einem Gastspiele gereist war.

„Große Uebung in irgend einem Fache bringt auch sehr viel Leichtigkeit in Erfüllung der demselben angehörenden Aufgaben mit sich, und daher konnte ich dem alten Krüger leicht versprechen, binnen drei Tagen die mir zugedachte Rolle in dem kleinen Lustspiele ‚Der grüne Domino‘ zu erlernen, das ich mit seiner Tochter spielen sollte; denn es war in Alexandrinern geschrieben, die sich so leicht dem Gedächtnisse einprägen. ‚Die Braut‘, ein Gegenstück dazu, auch nur zu zwei Personen, durch Krüger und Korn dargestellt, sollte vorangehen, und so hofften wir dem Publikum einen angenehmen Abend zu bereiten. Wie viel tiefe Leiden und doch auch was für heilige Freuden bereitete dieser Abend mir. Und dennoch danke ich Gott gerührt und innig, daß er mich Beides erleben ließ!

„Der Wagen holte mich des Morgens um neun Uhr ab. Es war einer jener kalten herrlichen Wintertage, welche alle Nerven erfrischend bis in das Innerste dringen. Die helle Sonne schien so warm und goldig, daß ich, fröhlich ins Leben hineinblickend, Gott dankte, daß er mir erlaubte, nach längerer Zeit wieder die kühle Luft in langen Zügen einzuathmen. Im Theater angekommen, wurde ich mit heiterem Jubel empfangen, denn man hatte mich wirklich lieb und ‚Toni, grüß' Gott, Toni!‘ schallte mir von allen Seiten lustig entgegen. Alle umringten mich, und die Herzlichkeit, mit der sie mich begrüßten, war wirklich rührend, weil sie so wahr und aufrichtig empfunden war.

„Mit ihrem gewohnten leidenschaftlichen Eifer rief Netti Krüger: ‚Nun, jetzt haben wir gleich einen Schiedsrichter, dessen Ausspruch wir uns unterwerfen.‘ Und rückwärts deutend und gegen den Ofen gewendet sagte sie: ‚Ich bin im Streite mit diesem Herrn.‘ Ein junger Mann stand im Halbdunkel des Zimmers und hatte der Scene mit lebhaftem Erstaunen zugesehen. Die großen, ausdrucksvollen, tiefblauen Augen ruhten auf mir mit dem Ausdrucke höchster Verwunderung. Er hatte so oft und so viel von dem Neide und der Mißgunst reden gehört, welche

unter dem so reizbaren Volke der Schauspieler leben sollten, daß ihm diese ungeheuchelte Freundschaft für mich ein günstiges Urtheil für sie wie für mich abnöthigte. Ich sah ihn ebenso verwundert an und so standen wir einen Augenblick einander stumm gegenüber. Es war Theodor Körner.

„‚Darf ein Kaiser seinem Publikum einen großen Kunstgenuß vorenthalten oder nicht? Darf er etwas versprechen, was er nicht hält oder nicht halten kann?‘ so schallte es bunt durch einander in dem Kreise, der mich noch immer umgab. — ‚Ja, Kinder, wovon redet Ihr denn, ich weiß noch gar nichts.‘ — Da sagte der alte Krüger: ‚Der Kaiser versprach seiner verstorbenen Gemahlin, ‚Maria Stuart‘ wegen des darin vorkommenden Streites der beiden Königinnen nicht mehr geben zu lassen, der ihr nicht edel genug schien. Nun dringt man mit Recht in den Kaiser, die Darstellung des Stückes wieder zu erlauben, er aber kann sich nicht dazu entschließen. Körner aber behauptet, ein Kunstwerk sei Eigenthum der Gesammtheit.‘ Da sagte ich ganz einfach: ‚Ich weiß durchaus nicht, was ein Kaiser darf und was er nicht darf. Aber ich weiß, daß ich als Mensch nie, unter keiner Bedingung das Wort brechen würde, das ich einem Menschen gegeben, — unter keiner Bedingung.‘

„Darüber wurden wir zur Probe gerufen. Ich sang und Körner meinte, ich solle nicht mehr aufhören. Die Rolle der Marie war wie für mich geschrieben, denn Pauline mußte als Mann erscheinen, und ich glaube, im Stillen gefiel es ihm, als er hörte, ich hätte die thörichte Laune, nie als Mann erscheinen zu wollen. Die Vorstellung gefiel sehr, und die Freundlichkeit meiner Mitkünstler wiederholte sich bei meinem Erscheinen von Seite des Publikums; Körner aber wurde am Schlusse einstimmig gerufen.

„Wie wir uns dann öfter sahen, wie er all die Meinen durch sein edles, treuherziges Wesen gewann, wie er mir später gestand, daß dieser Augenblick über sein Herz entschieden hatte, wie sein Talent sich entwickelte, er für mich die ‚Toni‘ schrieb, wie sein reges Vaterlandsgefühl jede andere Empfindung schweigen machte und er das Jahr darauf fortzog, um nie wieder zu kommen, das wird mir noch immer schwer zu erzählen, auch noch nach vierundvierzig Jahren.

„Seine Eltern kamen im Juli nach Wien, um mich kennen zu lernen, und sie segneten mich. Sein lieber Vater schien mit mir zufrieden, und die interessante Mutter gab mir unter den zärtlichsten Küssen — eine Perlenschnur. Nie habe ich sie getragen, aus Ehrfurcht und andächtiger Scheu nie getragen, aber gefühlt habe ich den Spruch eingegraben in mein Herz: ‚Perlen bedeuten Thränen.‘

„Theodors Schwester, Emma, starb schon zwanzig Monate, nachdem ihr Bruder gefallen war, der Vater aber überlebte um achtzehn Jahre seinen herrlichen Sohn. Die arme Mutter blieb einsam zurück und überlebte ihren Jammer um ihre Kinder durch fast dreißig Jahre.

„Als Theodor zu Tode getroffen fiel, hatte er mein Bild, von Lieder gemalt, auf der Brust, einen Ring mit einem kleinen Herzen von mir am Finger, meine Briefe in der Tasche.

„Unbeschreiblich ist die Wirkung des Beifalls, weit unbeschreiblicher aber noch die des Mitgefühls eines ganzen Publikums. Mit zerrissenem Herzen vor einem überfüllten, athemlos lauschenden Hause jubeln zu müssen über die Siege, welche dem eigenen Gemüthe das größte und schwerste Opfer auferlegt hatten, und nicht blos zu ahnen, sondern zu wissen und zu hören, wie diese ganze Menge den unendlichen Jammer versteht, welcher im tiefsten Innern aufschreit, das ist und bleibt unsagbar und kann unmöglich beschrieben werden. Das ist nicht wie glühendes Eisen ins kalte Wasser geworfen, es ist glühendes Erz, geschmolzen und zermalmt, woraus ein Schild geschmiedet wurde gegen alle nachkommenden moralischen Leiden!"

Diese wenigen, aber für mich ergreifenden Worte sind alles, was meine Mutter in ihren freilich nur sehr aphoristischen Aufzeichnungen über ihre Jugendzeit hinsichtlich ihres Verhältnisses zu Körner, und noch dazu erst mehr als vierzig Jahre später, während eines Winteraufenthaltes in Nizza im Jahre 1857 zu Papier brachte. Nichts Näheres über ihren sie Beide so beglückenden, fast ein Jahr dauernden Brautstand mit Körner, nichts über den lebhaften Verkehr zwischen ihnen, nichts über den schmerzvollen Abschied von ihm, in dem sie sich gleichwohl so standhaft und seiner würdig erwies, nichts über die Art und Weise, in der sie die niederschmetternde Todesnachricht erhielt, nichts darüber, wie sie über die nächste Zeit nach derselben hinwegkam. Ja sogar, wenn man das recht ins Auge faßt, was sie fast ein halbes Jahrhundert später niederschrieb, sieht man deutlich, wie schwer es ihr wird, von der glücklichsten und gleichzeitig schmerzlichsten Episode ihres Lebens überhaupt nur zu erzählen. Ist es nicht auffallend, wie redselig sie noch ist, wenn sie von der Krüger spricht, welche doch eine verhältnißmäßig nur geringe Rolle spielte in ihrem Leben, und wie einsilbig sie wird, wenn sie von dem redet, dessen glühende Liebe doch die Blüthe dieses Lebens erst recht zur Entfaltung brachte? Und so war es auch, während sie noch unter uns wandelte. Sonst so heiter und so gesprächig, voll geistiger Anregung und voll froher Rückblicke auf ihre früheren Tage, brachte sie doch fast niemals die Rede auf Körner, und erfüllte dadurch auch uns Söhne mit einer Art von Scheu, ihr gegenüber dieses Thema zu berühren. Daher

wissen wir nichts Näheres über ihre Beziehungen zu Körner, als was in seinen und seines Vaters Biographien zu lesen ist. Diese Mittheilungen aber hier einzuflechten, unterlasse ich lieber, wenn auch meine Mutter in ihnen, insbesondere in Theodors Worten nur im herrlichsten Lichte erscheint. Es dünkt mir der edlen Sache am würdigsten zu sein, wenn ich mich hier einzig und allein auf das Wenige beschränke, was meine Mutter selbst hierüber sagt, und nur noch hinzufüge, daß sie uns auch keine Briefe, keine noch ungedruckten Gedichte Körner's oder sonstige Reliquien von ihm hinterließ.

Das für meine Mutter so schmerzensreiche Jahr 1813 hatte auch schon recht traurig für sie begonnen. Am 25. Januar verlor sie ihren Großvater, den sie so innig geliebt und verehrt hatte, das hochbetagte Haupt der Familie, in seinem achtundachtzigsten Lebensjahre. Wie emsig sie sich um den ihr so theuren Greis in seiner letzten Krankheit bemühte, geht aus einem Briefe Körner's an seinen Vater recht deutlich hervor. „Der Großvater meiner Braut," schreibt er am 27. Januar, „ist vorgestern gestorben. Er ist achtundachtzig Jahre geworden, da kann man die ihren Zoll fordernde Natur nicht grausam nennen. Ich stand an seinem Sterbebette. Toni mit ihrer heillosen Manie, sich nie zu schonen, sondern für alle Anderen zu opfern, hat mit einer unendlichen Charakterstärke alle Anstalten zum Begräbnisse, kurz alles eigentlich Fürchterliche solcher Lagen auf sich genommen und es mit grenzenloser Ueberwindung durchgeführt. Nur gegen mich ließ sie sich aus, nur in meine Brust goß sie ihren ganzen Schmerz aus. Sie ist ein Engel! Sein Tod war ruhig und sanft. Man sollte doch, so oft man könnte, an das Lager eines Sterbenden treten." Und gleichsam das vorahnend, was ihm selbst binnen Kurzem bevorstand, fügte er hinzu: „Es rückt ein großer Augenblick des Lebens heran. Seid überzeugt, Ihr findet mich Eurer nicht unwürdig, was auch die Prüfung gelte."

Meine Mutter erblickt, indem sie von dem Hinscheiden ihres Großvaters redet, einen sprechenden Beweis für dessen vortreffliche Eigenschaften auch in dem Umstand, daß er zweiundfünfzig Jahre hindurch eine und dieselbe Wohnung bewohnt hatte. „Nur eine sehr geregelte Wirthschaft," sagt sie bei dieser Gelegenheit, „spinnt sich so consequent auf einem und demselben Fleckchen Erde fort, und gewöhnlich ist es ein reiner Lebenswandel, der eine solche Ruhe, Stille und Einfachheit in allen Lebensbedingungen voraussetzt."

Welch hohe Achtung der Verstorbene auch bei der ihm vorgesetzten Behörde genoß, geht aus einem Decrete hervor, welches die Hoftheaterdirection am 5. März 1813 an seine Tochter, die Tante und Erzieherin

meiner Mutter, ergehen ließ. „Schon bevor der unglückliche Fall eintrat," heißt es darin, „welcher Sie eines Vaters beraubte, erwog die k. k. Hoftheaterdirection die Lage, in der Sie sich nach diesem Todesfalle befinden würden, und sie schritt schon damals bei Seiner Majestät um die Verleihung einer Pension für Sie ein, weil sie wünschte, daß der Verblichene noch bei seinem Leben den Trost genieße, daß seine Tochter nicht ganz ohne Unterstützung sei." Die Direction bedauerte, daß der allzu rasch eintretende Tod diese wohlgemeinte Absicht vereitelt habe, und verständigte die Zurückgebliebene von der geschehenen Bewilligung einer freilich nur sehr kleinen Pension, die sie während ihrer noch übrigen Lebenszeit beziehen dürfe.

Wenn man bedenkt, daß zwischen dem Todestage meines Urgroßvaters und dem der Ausfertigung des hier angeführten Decretes fast sechs Wochen vergingen, so kann man sich einen Begriff von der Langsamkeit der damaligen Geschäftsbehandlung machen.

Am 26. August 1813 war Theodor Körner im Mecklenburgischen gegen die Franzosen gefallen, und noch zwei Tage später spielte meine Mutter in froher Unbekanntschaft mit dem fürchterlichen Unglücke, von dem sie betroffen worden, in einer neuen Tragödie von Klingemann, „Rodrigo und Chimene", die Rolle der letzteren. Ebensowenig als ich weiß, wann und wie meine Mutter die Nachricht von Körner's Tod erhielt, ebensowenig kann ich mit voller Bestimmtheit sagen, wie lang es ihr nach dem schrecklichen Augenblicke, der sie ihr brachte, erspart blieb, die Bühne wieder zu betreten. Ich finde nur, daß sie am 27. October als „Margaretha von Oesterreich" in dem neuen Trauerspiele von Frau Karoline Pichler „Heinrich von Hohenstaufen" auftrat, eine Rolle, die sie nachher noch oft wiederholte. Daß sie geradezu für meine Mutter geschrieben war, wird von der, wenngleich viel älteren, aber doch mit ihr innig befreundeten Verfasserin des Stückes in ihren „Denkwürdigkeiten" ausdrücklich erwähnt. „Wir besuchten uns öfters," fährt sie, von meiner Mutter redend, fort, „und Toni, so wurde sie allgemein nach ihrem Taufnamen genannt, galt in ganz Wien, ja in ganz Deutschland, vor dessen Augen sie nicht blos ihr schönes Talent, sondern mehr noch Körner's Liebe und Wahl verklärte, für ein Muster weiblicher Zucht und Sitte, sowohl unter den Schauspielerinnen als unter den Mädchen überhaupt. Mit den Zeilen, welche sie als Margaretha zu sprechen hatte:

„Und die so freundlich sich um uns erweisen,
Die stets umsonst der Schuldbewußte sucht,
Die guten reinen Engel heißen:
Geduld und Frömmigkeit und Zucht —

glaubte ich der Schauspielerin eigenstes Wesen geschildert zu haben, und ganz Wien theilte meine Ueberzeugung."

Dieser Rolle der Margaretha schlossen sich im Jahre 1814 neben sehr vielen anderen die der Thekla in Schiller's „Wallenstein", in Oehlenschläger's „Axel und Walburg" aber die der letzteren an. Und am 18. November 1814 erhielt meine Mutter von Seite der Hoftheater-Direction die Verständigung, daß ihr „in Anbetracht ihrer schönen Talente, ihrer unermüdeten Verwendung und ihres ausgezeichneten sittlichen Betragens, welche Eigenschaften sie zu einer Zierde des Hoftheaters machten", eine Personalzulage von jährlich fünfhundert Gulden verliehen worden sei.

Das Jahr 1815 brachte meiner Mutter die Rollen der „Minna von Barnhelm" und der „Iphigenie auf Tauris", das Jahr 1816 aber Goethe's Leonore im „Tasso" und Shakespeare's Julie. Ihre letzte größere Rolle war die der Camilla in Collin's „Horatier und Curiatier", die wohl zu denjenigen gehörte, die sie noch unter der Leitung ihres unvergeßlichen Lehrers einstudirt hatte. Am 20. Januar 1817 trat sie in dieser schwierigen Rolle auf. „Sie entwickelte in ihr," heißt es in einem gleichzeitigen Referate, „eine hohe tragische Kraft, und belebte, fern von aller Manier, festgehalten in den Schranken der Kunst, ihr Spiel mit einem Feuer, welches unwillkürlich das Mitgefühl der Zuschauer in Anspruch nahm und in ihr die liebende und tiefgebeugte, aber allzeit hochgesinnte Römerin erkennen ließ."

Heirat meiner Eltern.

Mit dem Jahre 1817 trat eine Wendung in dem Leben meiner Mutter ein, welche für sie eine völlige Umgestaltung desselben mit sich brachte.

Schon auf den ersten dieser Blätter habe ich des Umstandes Erwähnung gethan, daß mein Vater Zutritt in dem Kreise gefunden hatte, welcher zu jener Zeit sich in dem Hause der Karoline Pichler versammelte. So hoch stand mein Vater in der Gunst dieser ausgezeichneten Frau, daß sie es nicht verschmähte, den jungen und strebsamen Offizier durch mehrere eingehende Briefe, die sie ihm noch nach seinem nichts weniger als vergnüglichen Aufenthaltsorte Moldautein schrieb, wahrhaft zu entzücken. Auch daß er nach seiner Rückkehr nach Wien bei ihr wieder die

herzlichste Aufnahme fand, wurde bereits erwähnt, und er besuchte mit seinem Zöglinge, dem Grafen Joseph Dietrichstein, fast täglich diesen Kreis. Dort traf er häufig mit meiner Mutter zusammen, welche schon während des Winters von 1815 auf 1816 einen sehr tiefen Eindruck auf das jugendliche Gemüth meines Vaters hervorgebracht zu haben scheint, denn ihre Züge waren es ja, die er in der herrlichen Madonna di San Sisto zu Dresden, als er im Sommer des Jahres 1816 vor diesem Meisterwerke Raffael's stand, wiederzufinden meinte.

Von einer solchen Stimmung beherrscht, scheint mein Vater sich während des nächstfolgenden Winters eifrig bemüht zu haben, sich meiner Mutter mehr und mehr zu nähern. Die geselligen Vereinigungen bei der Pichler gewährten den besten Anlaß hiezu, und die stille, aber innige Werbung meines Vaters brachte allmälig auch auf die, welcher sie galt, eine immer tiefere Wirkung hervor. War es auch vielleicht nicht mehr die heiße, ja glühende Liebe, welche sie fünf Jahre früher dem begeisterten Dichter Körner entgegenbrachte, so war es doch gewiß eine wahre, tiefempfundene Neigung, die sie dem jungen und ernsten Manne zuwandte, dessen edle Gesinnung, dessen sittenreiner Charakter sie mit hoher Achtung durchdrang und von dem sie mit Bestimmtheit annehmen durfte, daß sie in eine bessere, eine treuere und eine sicherere Hand als die seinige ihr zukünftiges Lebensschicksal niemals zu legen im Stande sein würde.

Wenn aus dieser Empfindung nach und nach ein freundliches Entgegenkommen erwuchs, das meine Mutter einem für sie so begeistert fühlenden jungen Manne, wie mein Vater dies war, zu Theil werden ließ, so ermuthigte ihn das nicht wenig, rascher und entschiedener als bisher auf ein Ziel loszugehen, von dessen Erreichung nach seiner Meinung sein Lebensglück abhing. Am Morgen des 21. April 1817 schrieb er ihr aus Anlaß eines Zusammentreffens, das an ihrem gewöhnlichen Vereinigungsorte projectirt war, ein Billet, in welchem er sich folgendermaßen ausspricht:

„Vielen Dank bin ich der guten Frau von Pichler schuldig, daß sie es so fügte, daß ich heute länger die Seelenlust genieße, um Sie zu sein, denn es ist nicht leicht zu sagen, wie viel mir Ihr Bild seit langem vorschwebt, besonders seitdem ich vor der heiligen Jungfrau Himmelfahrt zu Dresden stand und Sie lebend vor mir dachte; seitdem üben Sie, mein Fräulein, eine heilige Gewalt über mich. Zürnen Sie mir nicht und verkennen Sie mich nicht."

So deutlich auch diese Sprache meines Vaters war, so wagte er es doch noch durch einige Zeit nicht, weiter zu gehen, und erst nach mehr als zwei Wochen, am 7. Mai, schrieb er meiner Mutter neuerdings ein

Billet, in welchem er ähnliche Andeutungen wiederholte. „Ich kann Ihnen, mein verehrtes Fräulein,“ so schließt es, „nicht oft genug sagen, wie wohl mir die Sonne Ihrer Gegenwart thut, und wie sie alle besseren Kräfte meiner Seele zu frischerem Leben erweckt, das sich der Schöpfung und des Schönsten in derselben unnennbar freut. Doch seien Sie nicht blos großmüthig, sondern auch wahr gegen mich!“

Noch an demselben Abende antwortete meine Mutter hierauf unter anderem Folgendes:

„Wie könnte ich bei so herzlicher Theilnahme an meinem Schicksal, bei so zarter Güte, mit der Sie mich behandeln, unwahr gegen den Menschen sein, der vor so vielen Anderen so vortheilhaft sich auszuzeichnen vermag. So gebe ich Ihnen hier feierlich mein Wort: Ihre Achtung ist mein Stolz! Bedecken Sie es mit Ihrer freundlichen Güte, wenn ich zu weit gehen sollte, und denken Sie, daß seit langer, langer Zeit kein so reines Gemüth in meine düsteren Lebenskreise trat, daß mein Herz stilljubelnd sich öffnet und die herzliche Annäherung mir sehr wohlthätig ist. Darin suchen Sie meine Entschuldigung, wenn ich vielleicht die Grenze überschreite, welche Natur und Geschlecht mir anweisen und die mir noch nie drückend erschien. Ich denke immer, durch Ihre Güte gestärkt, recht vertrauensvoll: ‚Er weiß schon, wie du es meinst, sag's nur‘ — und heraus strömt fast Alles, was ich auf dem Herzen habe. Nehmen Sie also die Versicherung von mir, ich bin nicht großmüthig gegen Sie, aber wahr!“

Damit war endlich das Eis gebrochen, und am Abende des 9. Mai schrieb mein Vater an meine Mutter einen Brief, in welchem er ihr in schwärmerischen Worten seine Empfindungen schilderte und sie um ihre Hand bat. Sie aber antwortete ihm am folgenden Morgen in fröhlicher Weise. „Verzeihen Sie,“ schreibt sie ihm, „daß ich Ihnen nicht ernster zu erwiedern vermag. Ich bin sehr, sehr vergnügt und heiter, es lacht Alles um mich, in mir, und darum kann ich Ihnen nichts Anderes sagen als dies: ‚Ich habe Sie von ganzem Herzen lieb, habe keine Freude, keine Zufriedenheit als Ihr Glück, und recht festen, ernsten Willen für das Gute; daß davon Muth im Unglück unzertrennlich ist, glaube ich‘.“

In seinem Werbungsbriefe hatte mein Vater auch, schlicht und treuherzig, wie es in seinem Wesen lag, seine materiellen Verhältnisse erwähnt und offen erklärt, daß die Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche eigentlich von der freilich schon oft bewährten Güte des Fürsten Dietrichstein abhängig sei. „Wenn der Fürst,“ so lauten seine Worte an meine Mutter, „auf meinen Vorschlag eingeht, so kann ich Ihnen eine ziemlich unabhängige, auch bürgerlich nicht unangenehme Lage zusichern; wenn

das nicht, so muß ich wahr sein und mir selbst das Wehthuendste sagen, dann kann ich das nicht."

Fürst Dietrichstein aber rechtfertigte das Vertrauen meines Vaters auch diesmal in glänzender Weise. Schon am 14. Mai schrieb er an ihn:

„Wir Alle sind sterblich, und selbst wenn von Hochzeit die Rede ist, muß man das nicht vergessen. Ich bin Ihnen seit sechs Jahren schon viel schuldig geworden und werde es Ihnen noch mehr werden. Ein glücklicher Zufall, da doch manchmal der Zufall auch gerecht ist, bietet mir nun eine Gelegenheit dar, zu Ihrem Lebensglück mitzuwirken: ich kann sie nur mit Vergnügen und Eile ergreifen." Und als das Resultat dieser Bereitwilligkeit übersandte der Fürst meinem Vater den Entwurf eines Vertrages, der im Falle der Zustimmung des letzteren von dem jungen Grafen copirt, von dem Fürsten und meinem Vater aber als Contrahenten und von den zwei Brüdern des Fürsten als Zeugen unterzeichnet werden sollte. Es ist wohl unnöthig zu versichern, daß all dem aufs pünktlichste nachgekommen wurde.

Die gütevolle Willfährigkeit des Fürsten ist um so höher anzuschlagen, als durch die plötzliche Verlobung meines Vaters die Plane, welche der Fürst für die nächste Zukunft seines Sohnes entworfen hatte, in arge Verwirrung geriethen. Noch im Frühsommer 1817 sollte mein Vater den jungen Grafen zu einer Zusammenkunft mit seiner Mutter, welche, von ihrem Gemal getrennt, meistens in Italien lebte, nach Florenz geleiten und mit ihm bei diesem Anlasse die dortigen Kunstsammlungen eingehend studiren. Dann aber war ein längerer, vielleicht mehrjähriger Aufenthalt in Genf in Aussicht genommen, denn zu jener Zeit geschah es nicht selten, daß die Söhne vornehmer Familien sich dorthin begaben, um sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen und außerdem nicht nur die Vorlesungen der vielen ausgezeichneten Gelehrten zu hören, an denen Genf gerade zu jener Zeit ungemein reich war, sondern sich auch womöglich im näheren Umgange mit ihnen noch mehr auszubilden. Was war nun zu thun? Bei allem Wohlwollen für meinen Vater ließ doch der Fürst seine eigenen Plane nicht gern durch eine äußere Einwirkung stören; es blieb also nichts übrig, als einen Weg einzuschlagen, auf welchem beide Projecte, das der Reise und das der Heirat meines Vaters realisirt werden konnten.

So geschah es denn auch in der That. Vor allem mußte auf die schleunigste Lösung des dienstlichen Verhältnisses meiner Mutter zum Burgtheater hingearbeitet werden, und dann wurde verabredet, daß sie zwar nicht mit nach Italien reisen, aber die Zeit, die mein Vater dort

zubringen würde, bei seinen Eltern in Oberösterreich verweilen, dort von meinem Vater abgeholt werden und hierauf mit ihm und seinem Zöglinge in Genf bleiben solle.

Nicht nur in Oesterreich allein gehen auch ungewöhnliche Dinge leicht und rasch von Statten, wenn eine vornehme Hand fördernd in sie eingreift. So geschah es auch mit der Beurlaubung meines Vaters vom Antikencabinete und mit der Entlassung meiner Mutter aus dem Burgtheater; ja schon der 17. Juni 1817 wurde als der Tag bestimmt, an welchem ihre Abschiedsvorstellung stattfinden sollte. Die hiefür gewählte Rolle war die der Jertha in der „Schuld", denn sie war eine derjenigen, in denen sich meine Mutter durch ihre herzgewinnende Persönlichkeit und durch ihr vortreffliches Spiel zum Liebling des Publikums gemacht hatte. Auf dieses Stück sollte ein von der Pichler gedichteter, von meiner Mutter gesprochener Epilog folgen, und das Erträgniß der Vorstellung war ihr bestimmt.

„Zum letzten Mal stand ich," sagt sie selbst über diesen Abend, „vor denen, die mir schon als Kind liebreich die Hand boten, um meine Schritte zu leiten, vor deren Augen ich begonnen hatte, als meine arme Mutter enden mußte, weil ihre Krankheit sie frühzeitig ins Grab brachte. Von denjenigen sollte ich dankend Abschied nehmen, die meine Mutter geehrt, geliebt, auf den Händen getragen hatten. Es war eine schwere Aufgabe. Der Gedanke, so gewichtig als er war, hatte noch eine schmerzliche Seite. Ich fürchtete, die Rührung würde mich übermannen und Arneth vielleicht den Gedanken fassen, es sei ein zu großes Opfer für mich. Früher wußt' ich es nicht, als aber der Augenblick wirklich da war, als ich hervortrat, mein Wort an diese liebenswürdige Menge richtend, vor welcher ich so oft und in jeder Bewegung jede Faser meines Herzens entwickelt, welche jeden Kummer meiner Seele, jede Hoffnung, jede Freude, jeden Schmerz und jede Anstrengung mit gütiger Theilnahme verfolgt und belohnt hatte, — da brach auch jede Schranke und jede Rücksicht schwand, und mit tausend Thränen, die ich nicht stillen, deren ich nicht Herr werden konnte, sagte ich meinen geliebten Mitbürgern Lebewohl. Meine mütterliche Freundin Pichler hatte mir schlichte, anspruchslose Worte in den Mund gelegt; es ging auch ganz gut bis zu der Stelle, wo ich anerkennend davon sprach, daß ich ja dem Andenken an meine Mutter die Liebe des Publikums verdanke. Da brach ein Sturm des Beifalls los, den ich nur mit dem Sturme meines Gefühles vergleichen kann, der noch jetzt, nach sechsundvierzig Jahren, meine Dankesthränen fließen macht. Habe ich es auch nie nur einen Augenblick bereut, so werde ich doch diesen Tag niemals im Leben vergessen können."

Zwei Tage nach dieser Abschiedsvorstellung meiner Mutter fand zu Weidlingau bei Wien die Trauung meiner Eltern statt. Die Wahl dieses Ortes wurde dadurch herbeigeführt, daß Fürst Dietrichstein in seinem dortigen Schlosse die kleine Festlichkeit veranstalten ließ, welche die Trauung begleitete. Er selbst aber war nicht dabei anwesend. „Ich heiße Sie beide," schrieb er an diesem Tage meinen Eltern, „in der Heimat willkommen. Ich hätte Sie freilich als Hausherr empfangen sollen, aber ich vermuthe, Sie brauchen eben keine Zeugen. Glückseligkeit genießt sich am besten in der Einsamkeit. Sit vobis vita dulcis."

Ganz im Gegensatze zu der heutigen Gewohnheit blieb das junge Ehepaar noch durch etwa vierzehn Tage in Wien, dann aber begab es sich nach Leopoldschlag, dem Geburtsorte meines Vaters, bei dessen Eltern meine Mutter untergebracht werden sollte, bis er käme, sie nach Genf abzuholen. Einige glückliche Tage brachten sie dort zusammen zu, bis nur allzufrüh für sie die Stunde des Abschiedes schlug. In Freistadt, wohin meine Mutter ihren Gatten begleitete, fand am 11. Juli die Trennung statt, und am 14. traf mein Vater zu großer Zufriedenheit des Fürsten, der Verabredung gemäß, in Weidlingau ein. Es scheinen Zweifel rege geworden zu sein, ob sich denn auch mein Vater von seiner ihm erst angetrauten Gattin so rasch werde losreißen können. Aber wie allzeit während seines ganzen Lebens bewährte er sich auch diesmal vor Allem als pflichttreu. „Ich habe es ja gesagt," rief der Fürst bei seinem Eintritte aus, „er kommt gewiß!"

Für meine beiden Eltern begann damals eine recht trübselige Zeit. Meine Mutter war, von ihrem Schwiegervater und einer ihrer Schwägerinnen begleitet, von Freistadt nach Leopoldschlag zurückgekehrt, und trotzdem man es dort an liebevoller Behandlung nicht fehlen ließ, mußte sie sich doch wie in einem Exil daselbst fühlen. Eine größere Verschiedenheit zwischen den Verhältnissen, in denen sie aufgewachsen war und bisher gelebt hatte, und denjenigen, die sie in dem Vaterhause ihres Gatten vorfand, läßt sich wirklich kaum denken. Nicht als ob sie etwa durch Luxus irgendwie verwöhnt gewesen wäre, was nicht im entferntesten der Fall war. Auch nicht die Verschiedenheit der Lebenseinrichtungen, hinsichtlich deren das kleinbürgerliche Anwesen in Leopoldschlag doch hinter dem, was man in Wien gewohnt war, sehr weit zurückstand, fiel bei meiner Mutter irgendwie ins Gewicht. Aber unendlich schwer wurde es ihr doch, sich in den Mangel jeder geistigen Anregung zu finden, welche ihr gerade in ihrem bisherigen Berufe in Hülle und Fülle zu [illegible] gewissermaßen zu einem fast unentbehrlichen Lebenselemente [illegible]r. Dazu kam noch die Trennung von ihrem ihr erst vor

so kurzer Zeit angetrauten Gatten, den sie wahr und innig liebte und nach welchem sie, je einsamer sie sich fühlte, um so heißere Sehnsucht empfand.

Gewiß geschah auch von Seite ihrer neuen Familie, ihrer neuen Umgebung so viel, als nur immer in deren Kräften stand, meiner Mutter den Schmerz der Trennung zu erleichtern, ihr das Gefühl des Verlassenseins möglichst zu benehmen. Um sie etwas zu zerstreuen, unternahm ihr geistlicher Schwager mit ihr und einer seiner Schwestern einen Ausflug, der sie nach Kremsmünster, nach Gmunden und an den Attersee führte. Von der prächtigen Benediktinerabtei entwirft sie, ohne zu ahnen, welchen wichtigen Platz dieselbe dereinst als Bildungsstätte ihrer Söhne in ihrem eigenen Ideenkreise einnehmen werde, in einem ihrer Briefe an ihren Gatten eine ebenso anschauliche als günstige Schilderung. Von der Schönheit der beiden Seen aber, obgleich ihr der Anblick des einen durch den in Gmunden herrschenden Regen etwas vergällt wurde, ist sie entzückt. Dennoch freut sie sich von Linz aus wieder auf die baldige Rückkehr nach Leopoldschlag, wo sie sich wenigstens äußerlich ruhig ihren nach der Ferne schweifenden Gedanken hingeben konnte.

Aber nicht mit diesen allein war sie beschäftigt. Um sich als Vorbereitung für den Aufenthalt in Genf im Französischen auszubilden, übersetzte sie — allerdings eine eigenthümliche Wahl, die wohl zunächst meinem guten Vater zur Last fällt — eine Schrift des berühmten Republikaners Carnot — „Réponse au rapport fait sur la conjuration du 18 fructidor par Bailleul“ — ins Deutsche. Sie selbst aber war keineswegs sehr zufrieden mit dieser Arbeit, die auch, wie es scheint, trotz des auf sie verwendeten Fleißes nicht eben rasche Fortschritte machte. Daneben las sie zu ihrer Erbauung den Thomas a Kempis, zu ihrer Zerstreuung aber die Schriften von Claudius, und über die geistige Anregung, die sie beiden Büchern, so verschieden sie auch waren, doch gleichmäßig verdankte, äußerte sie sich gegen ihren Gatten in anerkennenden Worten.

Aber auch für die Personen und die Verhältnisse um sie her besaß sie ein offenes Auge, einen offenen Sinn. In wirklich rührender Weise äußert sich dies, wenn es um die Armen, die Gebrechlichen in dem Marktflecken sich handelt. Da will ich nur einen einzigen der verschiedenen Fälle erwähnen, von denen sie in ihren Briefen an meinen Vater erzählt. „Ich habe hier,“ so schreibt sie ihm einmal, „schon recht viele Freunde gewonnen, besonders die arme alte blinde Sandel, die Schwester der Kuhhirtin; sie kennt Dich auch und möchte gar so gern einmal Deine Hand küssen. Ich habe sie mir eigentlich durch eine Kleinigkeit erobert; da sie neulich in der überfüllten Sonntagskirche so herumgestoßen wurde,

nahm ich die Hilflose in meinen sicheren verschlossenen Betstuhl. Da er nun der erste ist, und ich mich in demselben befand, so fühlte sie weniger die Wohlthat, nicht mehr gedrückt und gestoßen zu werden, als, wie wenigstens sie es nennt, die Ehre, die ich ihr anthat, und meine Herablassung und Güte. Glaube nur ja nicht, daß ich so kindisch bin, dies für etwas Gutes zu halten, aber ihre Rührung that mir so wohl, daß ich jetzt recht oft komme, die dunkle Nacht dieser Armen durch einen kleinen Besuch zu erhellen, wobei ich ihr aus einem Gebetbuche vorlese, während die Unglückliche spinnt. Wenn es wahr ist, was ich selbst zuversichtlich glaube, daß eine innige Fürbitte etwas nützt, so haben wir beide eine Fürbitterin an dem alten Mütterchen gewonnen, ich wenigstens eine Gefährtin meines heißen Gebetes für Dich, und wenn ich in der Kirche in diesem Gebete für Dich die Hände falte, so thut es mir ungemein wohl, zu wissen, daß noch Jemand mit mir an Dich denkt und für Dich betet."

Ich weiß nicht, welchen Eindruck diese schlichten und anspruchslosen Zeilen auf Menschen hervorbringen werden, welche meine Mutter niemals gekannt haben. Ich für meine Person aber kann mir nicht leicht ein anziehenderes Bild denken als die junge und selten schöne, vor Kurzem noch so viel gefeierte Frau darbieten mochte, welche, wie Körner seinem Vater von ihr schrieb, in den ersten Zirkeln der Residenz die zuvorkommendste Aufnahme gefunden hatte, wie sie nun aus reiner Menschenliebe einer armen, alten und blinden Spinnerin aus ihrem Gebetbuche vorliest.

Weniger herzerfreuend ist die Schilderung, welche meine Mutter in demselben Briefe von den damaligen Schulzuständen in Leopoldschlag entwirft, aber sie mag hier um so mehr eine Stelle finden, als sie wenigstens einen kleinen Beitrag zur Beurtheilung des Zustandes liefert, in welchem sich damals das Schulwesen unter der jetzt von gewisser Seite so lebhaft zurückersehnten geistlichen Oberaufsicht befand. „Heute war Schulvisitation," schreibt meine Mutter, „und ich war eingeladen, der Prüfung beizuwohnen. Aber weit besser hätten die Leute gethan, nur ja Niemand zu laden, denn die Unwissenheit der Kinder ist groß, noch größer aber jene des Lehrers. Der Schulmeister geht kaum einmal die Woche zur Schule, und er ist so heftigen Temperamentes, daß die Kinder von ihm gar nichts, während sie von dem höchst unwissenden Lehrer alles verkehrt lernen. Hat sich seit Deiner Schulzeit hier Alles so sehr ins Schlechte verändert, oder dankst Du es Deinen ungewöhnlichen Anlagen, daß Du hier als Kind etwas lerntest? Jedenfalls spricht dies sehr für Dich."

Ein wahres Glück war es für meine Mutter, daß das freundliche Verhältniß, welches von allem Anfange an zwischen ihr und ihren Schwiegereltern herrschte, sich, je länger ihr Aufenthalt in dem Hause derselben dauerte, stets inniger gestaltete. Besonders zu der Mutter ihres Gatten fühlte sie sich immer mehr hingezogen, und die gemeinsame Liebe zu einer und derselben Person fesselte die zwei Frauen aufs engste an einander. „Komm zurück in unsere Arme," schrieb meine Mutter an meinen Vater, „zu den beiden weiblichen Seelen, die Dich am innigsten lieben auf Erden."

Vorderhand war es ihm freilich noch nicht vergönnt, diesem Wunsche, der auch seine ganze Seele erfüllte, Folge leisten zu können. Am frühesten Morgen des 15. Juli hatte er mit seinem Zöglinge und einem Diener unter strömendem Regenguß Wien verlassen. Mit Extrapost reisend, fuhren sie über den Semmering; Bruck an der Mur, Klagenfurt, Conegliano, Mestre, Venedig bildeten vorerst die Richtpunkte ihrer Reise. Aus dem, was mein Vater über dieselbe an meine Mutter schrieb, läßt sich recht deutlich die Stimmung erkennen, die ihn beherrschte. Trotz der Schönheit der steiermärkischen und der kärntnerischen Gegenden, die er mit seinem Gefährten durchzog, wollte ihm, wozu freilich das ungünstige Wetter nicht wenig beitrug, nichts recht gefallen, und seit er den Boden Italiens betrat, stieg seine Unzufriedenheit aufs Höchste. Das, was sich ja gegen Land und Leute, und vielleicht damals mit noch mehr Recht als heutzutage einwenden ließ, die Unsauberkeit und bettelhafte Zudringlichkeit der Einwohner, der Schmutz in den Ortschaften und so vieles andere Unerfreuliche drängte sich ihm aufs Widerlichste auf; für die Schönheit der Gegend, welche gerade auf dem Wege zwischen Ponteba und Conegliano eine nicht zu leugnende ist, hatte er keinen rechten Sinn, und auch die Kunstwerke in Venedig brachten auf ihn nicht jenen Eindruck hervor, den sie unter anderen Umständen gewiß nicht verfehlt hätten. Schon daß das Meer, auf dessen ersten Anblick er sich seit seiner Kindheit so außerordentlich gefreut, sich ihm in Mestre fast nur wie eine große Pfütze präsentirte, nahm ihn von vornherein gegen Venedig ein, und nur allmälig öffneten sich ihm Auge und Sinn für die unvergleichlichen Reize dieser doch wahrhaft einzigen Stadt.

Ueber Padua, Vicenza, Verona, Mantua ging nun die Reise weiter bis Bologna, und unglücklich fühlte sich mein Vater, den weiten und eintönigen Weg durch die zwar fruchtbare, aber reizlose oberitalienische Ebene unter der glühenden Julihitze zurücklegen zu müssen. Erst die Apenninen brachten einige Abwechslung mit sich, und man muß unwillkürlich lächeln, wenn mein guter Vater die Fahrt von den Höhen derselben herab gegen Florenz

zu mit derjenigen von seiner Heimat gegen Freistadt vergleicht, und dabei in seiner Voreingenommenheit der italienischen Gegend eine große Ehre angethan zu haben meint.

Ungefähr vier Wochen dauerte der Aufenthalt in Florenz, der meinem Vater durch die drückende Hitze und die Sehnsucht nach der Heimat, die ihm sein Liebstes barg, gar sehr verbittert wurde. Insbesondere aber waren es die Bewohner des Landes, mit denen er sich gar nicht zu befreunden vermochte, und manchmal, so bei der Schilderung eines Ausfluges nach Fiesole, das er nur von wohlgenährten Priestern und abgehärmten Bettlern bevölkert wähnt, findet diese Stimmung einen recht drastischen Ausdruck.

Endlich, am 27. August, dem Namenstage meines Vaters, schlug für ihn die Stunde der Erlösung. Am Morgen dieses Tages verließ er mit seinem Zöglinge Florenz, am 29. waren sie in Mailand, am 3. und 4. September an und auf dem Lago Maggiore. Ueber Domo d'Ossola überschritten sie den Simplon, waren am 7. September in Saint-Maurice im Kanton Wallis und Tags darauf in Genf, worauf mein Vater, nachdem er dort die nöthigsten Vorbereitungen zur zweckmäßigen Unterbringung seines Zöglings getroffen, mit der Erlaubniß des Fürsten in dem bisher benutzten Reisewagen so rasch als möglich nach seiner Heimat eilte, um seine Frau, nach der er sich während der ganzen zwei Monate seiner Trennung so heiß gesehnt hatte, wiederzusehen und sie dann nach der Schweiz zu führen.

Zu dem gemeinschaftlichen Aufenthalte der drei jungen Leute in Genf, der nun bevorstand, hatte Fürst Dietrichstein trotz seines sehr großen Vertrauens zu meinem Vater und meiner Mutter doch nicht ganz ohne Bedenken seine Zustimmung ertheilt, und ein objectiver Beurtheiler kann ihm darin nur Recht geben. „Glauben Sie meiner Erfahrung," hatte er meinem Vater kurz nach dessen Verheiratung geschrieben, „meiner Weltkenntniß, Freundschaft und Vatersorge. Als Eheleute, als Liebende, als Freunde, als Mentor und Mentorsgattin zeigen Sie sich Niemand anders denn als Freunde einerlei Geschlechtes, so zu Hause, so außer Hause, so vor Fremden, so vor dem Anvertrauten hier, und besonders im Wagen und in den Gasthöfen, und sparen alles Uebrige für unstörbares, unfehlbares, unhörbares tête-à-tête! Würden Sie wohl dem neunzehnjährigen Jünglinge gewisse Gemälde und Kupferstiche in die Hand geben, und müßten nicht lebendige Darstellungen noch mehr und noch übler auf ihn wirken? Auch darf er nichts an Ihnen zu tadeln finden."

Es mag unentschieden bleiben, ob bei dem so ausgezeichneten Charakter meiner Eltern diese Ermahnung des Fürsten nothwendig war

oder nicht, das aber ist gewiß, daß ihrerseits ganz in diesem Sinne gehandelt wurde. Für alle drei, den Mentor, wie der Fürst sich ausdrückte, dessen Gattin und den Zögling begann nun ein friedliches, gemüthvolles Leben, dessen sie sich auch noch in ihrer letzten Lebenszeit mit frohem Behagen erinnerten. Und zu der heiteren Einigkeit, die in ihrem engeren Kreise herrschte, gesellte sich noch der Umgang mit einer ganzen Reihe von Männern, welche auf dem Gebiete der verschiedensten Wissenschaften wahrhaft Ausgezeichnetes geleistet hatten. Gerade auf diesen Umgang legte der Fürst für seinen Sohn den höchsten Werth, und er wiederholte meinem Vater den Ausspruch des berühmten Genfer Arztes Jurine: „Die dortigen Gesellschaften seien die beste Schule.“ Dort könne der junge Graf das am leichtesten lernen, weshalb er eigentlich nach Genf geschickt worden sei: „Französisch, Aussprache, Stil, Weltton, Artigkeit.“

Das gesellige Leben in Genf muß damals wirklich ebenso reizvoll als belehrend gewesen sein. So erzählt mein Vater einmal seinem Jugendfreunde Gaisberger von einer Abendgesellschaft im Hause Bonstettens, bei der sie anwesend waren. Außer dem geistig so anregenden Hausherrn selbst fanden sie dort Sismondi, den berühmten Geschichtschreiber der italienischen Republiken im Mittelalter, den ausgezeichneten Publizisten Dumont, den großen Botaniker de Candolle, den hervorragenden Rechtslehrer Prevost, endlich Simond, Verfasser der Beschreibung einer Reise nach England. „Der Interessanteste von allen aber,“ sagt mein Vater, „war der blinde Greis Huber, welcher, obgleich seit seinem einundzwanzigsten Jahre des Augenlichtes beraubt, Verfasser eines höchst ausgezeichneten Werkes über die Bienen wurde. Solche Leute kann man hier oft versammelt finden, und das unter einer Bevölkerung von zwanzigtausend Menschen. Man darf sich da, um froh zu bleiben, keine Vergleichung erlauben.“

Der Gipfelpunkt des Glückes aber wurde in dem Augenblicke erreicht, in welchem meine Mutter, und zwar am 16. März 1818, ihr erstes Kind zur Welt brachte.

Mein Vater wie meine Mutter scheinen sich mit ziemlicher Zuversicht der Erwartung, die denn auch in Erfüllung ging, hingegeben zu haben, daß ihr Kind ein Sohn sein werde. Für diesen Fall wurde Fürst Dietrichstein, der sich meinem Vater fortwährend äußerst gewogen zeigte, gebeten, die Pathenschaft zu übernehmen; sein Sohn sollte ihn bei der Taufhandlung vertreten. Mit größter Liebenswürdigkeit ging der Fürst auf die Bitte meiner Eltern ein, aber so rasch man sich über diese Sache verständigt hatte, eine ebenso große Meinungsverschiedenheit ergab sich

über die Wahl des Namens, der dem zu erwartenden Kinde gegeben werden sollte, und es macht fast einen erheiternden Eindruck, zu sehen, mit welchem Ernste diese Frage zwischen dem Fürsten und meinem Vater erörtert wurde.

Bei seiner großen Vorliebe für alles Römische war meinem Vater der Gedanke gekommen, seinem Zukunftssohne den Namen „Cäsar“ beilegen zu lassen. Als zweiten Namen sollte er den des Taufpathen, „Franz“, und als dritten den des Stellvertreters, „Joseph“ erhalten. Den beiden letzteren Vorschlägen stimmte Fürst Dietrichstein zu, gegen den ersteren aber erklärte er sich mit einer Auseinandersetzung, die ob ihrer Umständlichkeit fast schon den Namen einer Abhandlung verdient.

„Aehnlichkeiten der Namen,“ schrieb er meinem Vater, „können manchmal, aber gewiß nur da Nachahmung erzeugen, wo natürlicher Hang, Gefühl und Mittel sie auch ohne den Namen erzeugen würden. Aber wir können nur Namen, nicht Hang und Gefühl und positive und relative Mittel geben: wir können also im Namengeben sehr leicht ein Disparat gründen, das uns in der Folge sehr reuen, ja dem, welchem wir ihn gegeben, eben dadurch, und wäre es auch nur durch Anlaß zur Satire, schaden könnte. Bleiben wir aber jetzt nur bei dem stehen, was wir wünschen mögen und was sich mit unserer Lage verträgt. Die Egypter hatten Unrecht, ganze Stämme dem nämlichen Berufe zu weihen; ebenso Unrecht hätten wir, einem Kinde den zu entfernten, den unerreichbaren Beruf nahezulegen. Und wozu? Wir sind nicht in der Lage von Cäsar's Eltern, nicht im ehemaligen Rom. Und könnten Sie wohl Ihrem Sohne Cäsar's Charakter wünschen? Was war er denn anderes als der Napoleon seines Zeitalters? Warum erscheint er uns minder gehässig? Blos der Jahrhunderte, die ihn von uns trennen, und der Panegyriker wegen, die er gefunden. Was war sein Schicksal, wie seine Moralität? Wie ist sein Name größtentheils durch seine römischen Nachfolger verunehrt worden? War er nicht auch der Feind unserer Altvordern und erscheint Ihnen Cato nicht ungleich schätzbarer? Ich würde daher unmaßgeblich zu drei Namen rathen, wovon der zweite Franz, der dritte Joseph, der erste aber aus unserer deutschen Geschichte, wo immer her, von und zwischen Hermann bis Max genommen würde. Es gibt ja ihrer so viele und sowohl durch eigene Bedeutung wie durch Erinnerung so schöne, bei denen also auch Ihre Absicht ohne die von mir erwähnte Gefahr erreicht wäre! Doch überlasse ich dies alles Ihrer besseren Ueberlegung und Wahl.

„Wäre es ein Mädchen, so würde der nämliche zweite und dritte Name blos weiblich und könnte der erste auch deutsch, also Mathilde

sein, da er wohlklingend, mit Erinnerungen verbunden und doch nicht auffallend ist. Gegen Cäsar hätte ich aber fast ebensoviel einzuwenden als gegen den zweiten Brutus, was Ihnen zugleich meine Unparteilichkeit beweiset."

Es ist kaum anzunehmen, daß dieser am 28. Februar geschriebene Brief des Fürsten am 16. März noch nicht in die Hände meiner Eltern gelangt war. Aber wie es scheint, befanden sie sich, oder wenigstens mein Vater, so sehr unter dem Zauber des antiken Wesens, daß sogar die von ihm sonst so hochgehaltene Anschauung des Fürsten Dietrichstein diesmal nur geringe Beachtung bei ihm fand. Zwar wurde der ursprünglich geplante Name Cäsar schließlich doch fallen gelassen, aber gleichwohl eine Wahl getroffen, gegen welche wenigstens ein Hauptbedenken des Fürsten fortbestand. Allerdings ließen sich gegen den Charakter des trojanischen Hektor nicht jene Einwendungen erheben, die der Fürst wider den des römischen Cäsar vorgebracht hatte. Aber dafür traf das, was er gegen die Wahl so auffallender, dem Alterthume entlehnter Namen im Allgemeinen eingewendet hatte, bei Hektor vielleicht in noch höherem Maße als bei Cäsar zu.

Wie dem aber auch sein mag, der Hektor war einmal da, und er wurde bei seiner Ankunft nicht nur von seinen hochbeglückten Eltern aufs Zärtlichste, sondern nach Empfang der Nachricht von seiner Geburt auch von dem Taufpathen freundlichst begrüßt. Und auf die Wahl des Namens kam derselbe, als sie bereits geschehen war, nur noch einmal zurück. „Wie Sie mit Ihrer Denkungsart," schrieb er, nachdem sie ihm bekannt geworden war, meinem Vater, „den Namen Hektor wählen konnten, bleibt mir doch nicht wohl begreiflich, so schön ihn auch Homer gemacht hat. Ich habe nichts dagegen, obschon ich einen zweisilbigen deutschen Namen — Hermann, Rudolf, Reinhard, Edgar, Alfred, Adolf, Edmund, Sigmund — vorgezogen hätte."

Die Ansicht des Fürsten bewährte sich wenigstens insofern als die richtige, daß mein Bruder, als er in die öffentlichen Schulen trat, wegen der Stichelreden seiner Kameraden, die ihn mit seinem Hundenamen neckten, seine Eltern dringend bat, denselben ablegen und seinen zweiten Namen Franz als den ersten führen zu dürfen. Und dabei ist es denn auch während seiner ganzen Lebenszeit geblieben.

Damals aber, gleich nach seiner Geburt, welche meiner Mutter viel Schmerzen verursacht hatte, glaubte weder sie noch mein Vater daran, daß sie ihm mit seinem Namen eigentlich kein zweckmäßiges Angebinde gemacht hatten. Ganz unbekümmert hierum gedieh der kleine Hektor in zufriedenstellender Weise, obgleich die erste Nahrung, welche

seine Mutter ihm zukommen ließ, sich bald als unzulänglich erwies und man zu einem künstlichen Ersatzmittel, Lindenblüthenthee mit Milch, Zuflucht nehmen mußte.

Wie gesund und kräftig das Kind war, bewies es am besten dadurch, daß es sich schon vierthalb Monate nach seiner Geburt als ein wackerer Kamerad auf der kleinen Lustreise erwies, welche seine glücklichen Eltern, die es nicht über das Herz bringen konnten, sich auch nur für kurze Zeit von ihm zu trennen, mit ihm und dem jungen Grafen Dietrichstein in der ersten Hälfte des Juli 1818 von Genf nach Chamouny unternahmen.

Die Art, in welcher dieses Project verwirklicht wurde, muß für den heutigen Geschmack wohl eine etwas abenteuerliche genannt werden. Der sanft ansteigende Weg von Genf bis Saint-Martin bei Sallanches wurde von der Reisegesellschaft auf guter Straße bequem im Wagen, von da aber in ganz eigenthümlicher Weise zurückgelegt. Es wurde die folgende Karawane formirt: voran ritt der damals zwanzigjährige Graf Dietrichstein auf einem starken Gebirgspferde. Hinter ihm schritt ein kräftiger Mann mit einem ihm fest auf den Rücken gebundenen Tragkorbe, in welchem mein kleiner Bruder lag. Ihm folgte mein Elternpaar, auf Maulthieren reitend, und hinter ihnen desgleichen die Wärterin des Kindes.

In einer kleinen Schilderung dieses Ausfluges, welche mein Vater damals entwarf, gedenkt er mit wahrem Entzücken des Gefühles der Seligkeit, das ihn durchdrang, als er mit der heißgeliebten Gattin, mit seinem Kinde und seinem jugendlichen Freunde durch die überwältigend prachtvolle Gegend dahinritt. Auch meine Mutter, welche sich nur sehr schwer und auf eindringlichstes Zureden herbeigelassen hatte, sich und ihr Kind an der Expedition zu betheiligen, verschloß sich dem Gefühle der Bewunderung nicht ganz. Aber es war doch durch die Angst paralysirt, welche sie für ihren Kleinen, obgleich derselbe fast während des ganzen Weges vor ihren Augen aufs sanfteste schlief, unausgesetzt empfand. „Das Herz zitterte mir im Leibe," schrieb sie an ihre ältere Schwester, „und mir war ganz kalt." Und noch weniger machte ihr Chamouny selbst einen gewinnenden Eindruck. Viel zu frostig und eisig fand sie die dortige Natur, und lebhaft stimmte sie Dietrichstein's Bemerkung bei, nur ein Menschenhasser könnte sich Chamouny freiwillig zum Aufenthalte wählen. Und obschon sie auf einigen Punkten, wie an der Source de l'Arveyron und auf dem Glacier des Bossons sich an der Großartigkeit der Natur gleichfalls erfreute, war sie doch innerlich froh, als sie insgesammt wohlbehalten nach der so schön gelegenen traulichen Villa in

Chougny bei Genf zurückgekehrt waren, die sie den Sommer hindurch bewohnten.

Den Winter von 1818 auf 1819 brachten meine Eltern wieder in der Stadt selbst zu. Er verlief nicht weniger angenehm für sie als dies mit seinem Vorgänger der Fall gewesen war. Aber noch nahte dieser zweite Winteraufenthalt in Genf nicht völlig seinem Ende, da wurde es immer gewisser, daß das für sie so glückliche Verweilen in dieser Stadt, sowie überhaupt das Verhältniß, in welchem mein Vater bisher zu dem jungen Grafen Dietrichstein stand, allmälig einen Abschluß finden müsse, denn im Interesse Beider ließ sich dasselbe wenigstens in seiner bisherigen Gestalt nicht mehr aufrecht erhalten. Mein Vater mußte nach fast zweijähriger Abwesenheit doch endlich wieder in seine amtliche Stellung im kaiserlichen Münz- und Antikencabinete zurücktreten, wenn er ihr nicht völlig entsagen wollte. Graf Dietrichstein aber war eben im Begriffe, sein einundzwanzigstes Lebensjahr zu vollenden, und er konnte daher unmöglich länger unter der bisherigen Bevormundung meines Vaters bleiben. „Ihren Beistand, Ihren Rath, Ihre Leitung," schrieb der Fürst dem Letzteren, „soll er ferner mit Vertrauen benützen, jedoch anfangen, mit eigenen Flügeln zu fliegen. Dies soll unseren Vertrag zwischen Ihnen und mir nicht seiner möglichsten Erfüllung berauben, wozu sich verschiedene Modalitäten finden werden." Und schon zwei Jahre später, im Februar 1821 gründete Graf Dietrichstein, noch nicht ganz dreiundzwanzig Jahre alt, durch seine Vermählung mit der Gräfin Gabriele Wratislaw seinen eigenen Herd.

In der zweiten Hälfte des März 1819 fand der Aufbruch von Genf und in den ersten Apriltagen die Ankunft in Wien statt. Es scheint, daß die kleine Reisegesellschaft die Fahrt bis Linz und St. Florian gemeinsam zurücklegte. Im Stifte sahen meine Eltern den Bruder, der inzwischen durch seine einstimmige Erwählung zum Stiftsdechant auf den zweiten Platz nach dem damals schon hochbetagten Prälaten Michael Ziegler gestellt worden war, und auch die Eltern wieder, welche eigens von Leopoldschlag nach St. Florian gekommen waren, um den erstgebornen Enkel ihres Namens zu begrüßen.

Von St. Florian eilte mein Vater mit Dietrichstein voraus nach Wien, während ihnen meine Mutter mit ihrem Kinde nach einigen Tagen folgte. Am 7. April traf auch sie in Wien ein, und nun bezogen meine Eltern ein Absteigquartier unter den Tuchlauben, dann aber eine bescheidene Wohnung im dritten Stockwerke eines auch jetzt noch vorhandenen unscheinbaren Hauses in der Praterstraße, welches heutzutage die Nummer 48 trägt. In diesem Hause kam ich am 10. Juli 1819,

und zwar in dem kleinen Zimmer zur Welt, dessen Fenster das letzte in der Richtung gegen den Prater ist. Dort wurde ich auch getauft, und der jugendliche Freund meiner Eltern, Graf Joseph Dietrichstein fungirte dabei als mein Pathe. Mit stets sich wiederholender Heiterkeit erzählte er mir oft, und mein Vater bestätigte die Wahrheit dieser Anekdote, daß der italienische Geistliche, der mich taufte, die in dem Ritual vorgeschriebenen Worte fehlerhaft ausgesprochen und gefragt habe: „Widersagst du dem bösen Feinde und seinem Hofrath?" während es doch „seiner Hoffart" hätte heißen sollen. Lachend folgerte Dietrichstein hieraus, ich würde es im Staatsdienste nie bis zum Range eines Hofrathes bringen können, weil ich ja schon bei der Taufe hierauf Verzicht geleistet habe.

II.

Kindheit und Jugendzeit.

1819—1836.

Kinderjahre in Wien.

Meine Eltern behielten ihre Wohnung in der Praterstraße nicht lange, sondern sie bezogen bald eine solche in einem Hause in der Währingerstraße, das auf dem Platze sich befand, auf welchem jetzt ein von dem seither verstorbenen Grafen Otto Chotek errichteter Neubau steht. Sie war wohl hauptsächlich wegen der unmittelbaren Nähe des Dietrichstein'schen Gartens gewählt worden, hatte aber auch außerdem sehr viele Vorzüge. Sie bestand aus hohen und luftigen Zimmern, war für die wenig zahlreiche Familie meiner Eltern hinreichend geräumig und besaß einen großen Hof, der uns Kindern zum Spielplatze diente. Der Eingang in den gleichfalls vorhandenen Garten, den sich der Besitzer des Hauses, der Kunsthändler Mollo, vorbehielt, war uns leider versagt, aber wir wurden hiefür durch die Erlaubniß einer unbeschränkten Benützung des weit ausgedehnten, damals allerdings etwas verwilderten, dafür aber um so schattigeren Gartens des Fürsten Dietrichstein mehr als entschädigt.

Ueber die Zeit meiner frühesten Kindheit, von der ich natürlich selbst nichts mehr weiß, sind keinerlei Aufzeichnungen meiner Eltern vorhanden. Nur das kann ich sagen, daß Anfang Juni 1820 mein Vater sich für kurze Zeit von Wien entfernte, um der am 6. dieses Monats in Leopoldschlag stattfindenden goldenen Hochzeit seiner Eltern beizuwohnen; sein Bruder, den er in St. Florian abholte, vollzog die kirchliche Function bei diesem Feste. Von sechs verheirateten Kindern besaß das Jubelpaar damals einunddreißig Enkel und eine Urenkelin, von denen der größere Theil der Feierlichkeit beiwohnte. Meinen beiden Eltern gab diese kurze Trennung Gelegenheit zum Austausche der zärtlichsten Briefe, meinem Vater aber zu einer Bemerkung, die in dem letzten derselben vorkommt, und die ich schon aus Eitelkeit nicht ganz übergehen kann. „Mach'," schrieb

er am 4. Juni an meine Mutter, „daß Hektor nicht weniger lärmt, wenn ich komme, und daß Alfred nicht weniger deutscher Engel sei!"

Also noch nicht ein Jahr alt und schon ein deutscher Engel! Der erste Lobspruch in meinem Leben, der wohl ebensowenig verdient war als gar viele, die ihm folgten.

Nicht weiter als bis zum Jahre 1823 reichen meine Erinnerungen in meine Kindeszeit zurück, diese aber leben dafür ungemein deutlich in meinem Gedächtniß. Meine Eltern hatten beschlossen, daß meine Mutter mit uns Beiden den Sommer in Oberösterreich, und zwar zum kleineren Theile in St. Florian und zum größeren in Leopoldschlag zubringen solle. Dorthin werde unser Vater uns nachkommen und nach einem gemeinschaftlichen Aufenthalte daselbst mit uns die Rückreise antreten.

In den letzten Tagen des Juli trafen wir mit unserer Mutter in St. Florian ein, und lebhaft erinnere ich mich des imponirenden Eindruckes, welchen der erste Anblick des prächtigen Stiftsgebäudes auf uns hervorbrachte. Auf dem Rücksitze des Wagens knieten wir, als derselbe den Berg hinauffuhr, auf welchem das Stift liegt, und eifrig drängten wir uns an das hinter dem Sitze des Kutschers befindliche Fenster, um nur ja das herrliche Schauspiel recht zu genießen. Oben angelangt, wurden wir, da der Prälat Ziegler im vergangenen Winter gestorben war, von unserem Onkel als einstweiligem Vorstande des Stiftes mit großer Herzlichkeit empfangen.

Es lag in der Natur der Sache, daß damals in St. Florian die bald bevorstehende Prälatenwahl die Menschen unausgesetzt beschäftigte. Auf meinen Onkel, als Dechant des Stiftes, waren natürlich aller Augen gerichtet, aber es gab auch eine starke Partei unter den Geistlichen, welche einem Anderen ihrer Mitbrüder, Namens Mayerhofer, den Vorzug gab. Diese wichtige Frage bildete oft den Gegenstand ernsten Gespräches zwischen meiner Mutter und ihrem Schwager. Während sie gleich meinem Vater nicht nur in seinem eigenen Interesse, sondern kaum weniger in dem des Stiftes seine Erwählung lebhaft herbeiwünschte, war auch er selbst vielleicht innerlich nicht vollkommen frei von dem leicht erklärlichen Wunsche, diesen ersten Platz einzunehmen in der Laufbahn, die er gewählt hatte. Aber andererseits folgte er doch wieder nur den Gründen seiner Vernunft und dem Gewichte seiner reiflichen Erwägung, wenn er sich recht ernstlich gegen seine Wahl sträubte. Unerschöpflich war er in der Aufzählung alles dessen, was ihm fehle, um ein vollkommen tüchtiger Prälat zu sein, aber freilich blieb er auch die Antwort auf die Frage schuldig, wo denn derjenige sei, der alle die Eigenschaften besitze, die er hiezu für nöthig erachte. Er werde, so meinte er außerdem, weit, weit

glücklicher auf einer Pfarre als in der Stellung des Hauptes eines so großen Gemeinwesens sein, und dagegen ließ sich allerdings nicht viel Begründetes einwenden. Vollends waren seine Handlungen alle dahin gerichtet, es Jedermann deutlich erkennbar zu machen, daß er seine Stellung als Stiftsdechant nicht zur Sicherung seiner eigenen Erwählung mißbrauche, sondern daß er sie eher dazu anwende, diejenige seines Rivalen zu fördern.

Uns Knaben, die wir damals erst fünf und vier Jahre zählten, lag freilich diese Sache vollständig fern, und wahrscheinlich wußten wir auch gar nichts von ihr. „Die Kinder," schreibt meine Mutter zu jener Zeit über uns, „sind wohl und gesund und unterrichten sich hier sehr. Sie waren im Brauhaus, im Meierhof, sind schon auf Pferden gesessen, haben einen Ochsen schlachten gesehen, und gestern hat sie der Küchenmeister in den Obstgarten geführt, um ihnen die Bäume zu zeigen und sie selbe unterscheiden zu lehren. Auch hier gefällt Alfred allen Leuten, Hektor aber Deinem Bruder besser, an den er sich recht innig drängt."

Nach einem etwa zehntägigen Aufenthalte in St. Florian brach meine Mutter mit uns von dort auf. Onkel Moser holte uns mit seinem Wagen von Linz ab und führte uns nach Leopoldschlag, zu einem weit fröhlicheren Aufenthalte, als ihn meine Mutter das erste Mal dort gemacht hatte. Wenn sie sich auch aufs Innigste nach unserem Vater sehnte und dieser Empfindung in jedem ihrer zahlreichen und ausführlichen Briefe an ihn recht wehmüthigen Ausdruck verlieh, so konnte doch diesmal das Gefühl der Vereinsamung nicht über sie kommen, welches sie das erste Mal so sehr bedrückt hatte.

Daß dies jetzt nicht wieder geschehe, dafür sorgten schon wir Knaben in hinlänglichem Maße. „Unsere Buben treiben es entsetzlich," berichtet die Mutter über uns, „überall heißt es dabei sein, und da haben sie sich einen tüchtigen Schnupfen geholt, aber das thut ja nichts. Besonders Hektor wird recht muthig." Und ein anderes Mal sagt sie über uns: „Die Kinder dreschen heute. Sie haben sich bei der Frage nach ihrem Lieblingsorte ganz für Leopoldschlag erklärt. So aufmerksam hört Hektor immer Deine Briefe an und sagt: ‚O der gute, der liebe Vater.' Die Mutter und Deine älteste Schwester sagen, er sei Dir aus dem Gesichte gerissen und mache es gerade wie Du mit der Mutter, als Du klein warst und so an ihr hin- und herstrichest mit der Hand und ihr so ins Gesicht tätscheltest. Deine anderen Schwestern finden, Alfred sehe Dir ganz ähnlich, und im Markte sagt Alles: ‚Der Große ist der Vater, der Andere der Geistliche.' Aber beide Buben sind brav. Sie fürchten das

Wasser sehr, aber nicht den Koth und das Klettern und sehen aus wie die Schweine, die Alfred alle Tage nach Ungarn in den Thiergarten, wie er ihre Umzäunung nennt, treiben muß. Gestern erzählte ich Deinen Eltern den Spaß, daß mein Bruder Heinrich mich immer so glücklich preist, der albernen Kinder wegen. Da legt Alfred über eine Weile den Löffel weg, neigt sein Köpfchen seitwärts und sagt mit seinem eigenen schlauen Lächeln: ‚Ja, ja, Du glückliche Mutter, denn Deine Kinder sind gar so brav.‘ Er war zum Fressen und Deine Eltern haben gelacht, daß ihnen die Thränen herabliefen."

„Die Buben haben es heute wieder wüthend getrieben," heißt es ein drittes Mal, „aber es ist nichts geschehen; ich war immer auf ihren Fersen."

Allzeit ging es jedoch in dem kleinen Hause voll Menschen nicht ganz so toll zu, als man nach dem eben Gesagten zu glauben versucht wäre. Einmal schildert meine Mutter in einem Briefe an meinen Vater einen Besuch, den sie von zweien ihrer Schwägerinnen erhielt, während die jüngste derselben ohnedies bei dem Vater wohnte. „Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie rührend es bei uns war. Ich las Deinen schönen, dankbaren Brief vor. Wie es mir bei derlei Dingen geht, weißt Du wohl; ich verlor die Fassung und konnte nicht mehr weiter. Der Vater begann zu weinen, darüber brach mir die Stimme ganz, die beiden Schwestern, Klara und Leonore, weinten laut vor Rührung; nur die wackere Mutter saß still und mit gefalteten Händen da, ohne zu weinen. Es ist wahr, sie ist viel vernünftiger, denn ich weine schon jetzt wieder ein klein wenig. Aber hätte sie laut gelesen wie ich, so hätte wohl auch ihr die Stimme versagt. Mir kommt Deine gute Mutter jetzt noch viel freundlicher vor als vor sechs Jahren. Als ich schließlich sagte, Du seiest ein so guter, dankbarer Sohn, entgegnete sie: ‚Ja wohl, genug, genug dankbar‘, und dabei war auch ihre Stimme recht leise. Du Guter, Theurer, wie wir Dich Alle doch gar so lieb haben!"

Unerschöpflich werden die Briefe unserer guten Mutter an unseren Vater, wenn sie auf ihre, auf unsere Liebe zu ihm zu reden kommt. In rührenden Worten schildert sie die Art und Weise, in der sie damals mit uns die Feier seines Namenstages beging. Ihr überaus gutmüthiger Schwager Moser hatte ihr zum Troste im Jahre 1817 auf einer Anhöhe in nächster Nähe seines Hauses, des sogenannten Geyerhammer, am Rande des Waldes eine Denksäule mit dem Bilde des Schutzheiligen meines Vaters errichten lassen. Am Vorabende des 27. August wanderten wir allein mit unserer Mutter nach dem Geyerhammer, um dort zu schlafen und gleich am nächsten Morgen unsere Andacht bei der

Denksäule zu verrichten. Wie freudig überrascht war jedoch meine Mutter, als sie des Abends gewahr wurde, daß drei Lampen dort oben brannten.

„Wir gingen," schrieb sie darüber am folgenden Tage an meinen Vater, „vom schönsten Mondlichte beleuchtet, um neun Uhr hinauf. Du weißt, wie leicht Manches und schon gar Alles, was Dich angeht, auf mich wirkt, aber dieser Augenblick war erhebend. Die Stille, die helle warme Mondnacht, der leise laue Luftzug bei dem Denkmal meiner Liebe und meiner ängstlichen Sorge, meine beiden Söhne, die Freude und vielleicht einst der Stolz unseres elterlichen Gefühls, still und in sich gekehrt knieend neben mir, Alles vereint im andächtigen Gebet für Dein Wohl, Deinen Frieden, Deine Zufriedenheit. Alle Inbrunst meiner Liebe zu Dir, aller Dank für Dein Vertrauen, Deine schöne Neigung zu mir, Alles, was ich für Dich fühle und nicht nennen kann, vereinigte sich in zwei süße, wohlthätige Thränen, die auf meine andächtig gefalteten Hände herabrollten."

Aber wie es schon gewöhnlich so geht im Leben, wurde auch die friedliche Idylle dieser stillen Tage in Leopoldschlag durch einen hie und da gar lebhaften Streit manchmal recht unerquicklich gestört. Derselbe drehte sich um die bevorstehende Prälatenwahl in St. Florian, und während mein Großvater aufs Innigste wünschte, daß sie auf seinen Sohn falle, meinte die Großmutter, er werde sich auf einer guten Pfarre weit glücklicher fühlen. Mitten in diese manchmal nicht ganz ohne Erbitterung geführten Debatten fiel die Nachricht von dem Ergebnisse der Wahl, die wirklich meinen Onkel getroffen hatte. So mächtig war die Wirkung derselben auf seine Eltern und Geschwister, daß dem glänzenden Resultate gegenüber jede Stimme, die sich früher im entgegengesetzten Sinne ausgesprochen hatte, allmälig verstummte.

Im Herbste des Jahres 1823 kehrten meine Eltern und wir mit einem Familienzuwachse nach Wien zurück. Während des Aufenthaltes meiner Mutter in Leopoldschlag schloß sich ein kleines, damals kaum fünf Jahre zählendes Mädchen, das vorletzte Kind ihrer jüngsten Schwägerin Klara, mit einer Innigkeit an sie an, welche für das ohnedies so warm fühlende Herz meiner Mutter etwas ungemein Rührendes hatte. „Es ist wirklich unbeschreiblich," schrieb sie einmal meinem Vater, „wie das kleine Mädchen Deiner Schwester an mir hängt. Gestern schenkte ihr ein barmherziger Bruder einen Ring, und die arme Kleine gab sich alle Mühe, mir ihn an die Uhr zu hängen. Du armes gutes Kind, wie wenig glücklich sind die Zeichen, die um Deine Wiege standen! Ich getraue mich kaum hierüber etwas zu sagen, aber ich fürchte, Deine

arme Schwester wird nichts für ihre Kinder zu thun im Stande sein, und das liebe kleine Mädchen könnte recht viel werden; es ist ein so gutes und nachgiebiges Kind."

„Sieh, gar so oft," heißt es in einem anderen Briefe an meinen Vater, „denke ich mir, ob uns vielleicht der Himmel ein Mädchen vorenthielt, damit wir eines Deiner Schwestern annehmen und bei uns versorgen und erziehen sollten." Einstweilen ließ es meine Mutter bei diesen Präliminarien bewenden, als aber mein Vater nach Leopoldschlag kam, rückte sie mit ihrem Anliegen neuerdings hervor. Eine mächtige Verbündete fand sie an ihrer Schwiegermutter, der wieder das Interesse ihrer vom Schicksale recht hart mitgenommenen Lieblingstochter Klara und ihrer Kinder besonders am Herzen lag. Gar zu hartnäckig scheint übrigens auch der Widerstand meines im Allgemeinen und insbesondere gegen die Mitglieder seiner Familie ungemein wohlwollenden Vaters nicht gewesen zu sein, und so wanderte denn die kleine Nanny im Herbste mit uns nach Wien. Sie und ich schlossen uns besonders innig an einander, während Hektor sich weit spröder gegen die neue Ziehschwester verhielt.

1824 wiederholte meine Mutter, jetzt mit drei Kindern, den Ausflug nach St. Florian, wo sie schon am Tage der Sonnwendfeier eintraf. Von der äußerst primitiven Art, in der damals diese Reisen bewerkstelligt wurden, kann man sich heutzutage kaum mehr einen Begriff machen. Einige Tage vor Antritt einer solchen Fahrt begab sich mein Vater in das Gasthaus „zur Dreifaltigkeit", wo die St. Pöltener Lohnkutscher einkehrten. Mit einem von ihnen wurde er handelseins und derselbe erschien dann am Tage der Abfahrt am frühesten Morgen, etwa um vier, spätestens um fünf Uhr in der Währingergasse vor unserer Wohnung. Am ersten Tage trafen wir ungefähr um fünf Uhr Abends in St. Pölten ein, wo wir mit der Mutter regelmäßig die gute Frau Streins besuchten, bei der sie noch als Kind vergnügte Tage zugebracht hatte. Am nächsten Morgen ging es mit frischen Pferden weiter, aber auch nur bis Amstetten, wo neuerdings übernachtet wurde und der eiserne Ritter auf dem Marktplatze ein gar lieber Bekannter von uns Knaben war. Ueber Strengberg, wo die freundliche Postmeisterin, welche dereinst meinen Onkel Heinrich, der auf einer Reise in ihrem Hause ernstlich erkrankt war, mit großer Sorgfalt gepflegt hatte, uns allzeit zuvorkommend empfing, kamen wir erst am dritten Tage nach St. Florian, wo die beste Aufnahme unser harrte.

Von kaum kürzerer Dauer, aber mit noch weit größerer Umständlichkeit und Unbequemlichkeit verbunden war die Rückkehr nach Wien.

Mit einem Wagen des Stiftes St. Florian fuhren wir bis an das rechte Ufer der Donau gegenüber von Mauthausen. In den damals ganz verödeten Auen stiegen wir aus und schrieen nun aus Leibeskräften über den Strom, die Schiffer in Mauthausen aufmerksam zu machen, daß sie uns holen sollten. Nachdem dies geschehen war, mußten wir warten, bis eines der an bestimmten Tagen vorüberkommenden Flöße, meistens das sogenannte Münchner Floß oder die Regensburger Ordinari, vorüberkam und uns zur Weiterfahrt aufnahm. Mit demselben erreichten wir, wenn es gut ging, am ersten Abende Marbach am Fuße des Wallfahrtsortes Maria Taferl, am zweiten Nußdorf vor Wien, von wo wir mit einem recht primitiven Vehikel, Zeiselwagen genannt, nach der Stadt fuhren. Da aber diese Rückkehr immer nur im Spätherbste stattfand, zu welcher Jahreszeit manchmal die dichten Nebel auf der Donau längeren und recht unfreiwilligen Aufenthalt verursachten, so mußte in solchen Fällen auch noch in Zwentendorf übernachtet werden, und wir kamen dann erst am dritten Tage nach Wien.

Hatte im vergangenen Jahre die Richtschnur, welche mein Vater für uns Knaben vorzeichnete, dahin gelautet, die Mutter möge uns nur recht lustig in die Welt hineintollen lassen, so war in dieser Beziehung jetzt die Aenderung eingetreten, wir sollten tüchtig zum Lernen angehalten werden. Denn in der ersteren Richtung war wohl allmälig vielleicht zu viel geschehen, und insbesondere Hektor gab durch seinen Ungehorsam und seine Wildheit der Mutter häufigen Anlaß zu Klagen, die freilich immer wieder durch die gleichzeitig durchschimmernde Liebe zu dem prächtig gedeihenden Knaben gar sehr an Bitterkeit verloren. Zum Beweise setze ich hier bei, was sie am 2. Juli über eine Tags zuvor stattgefundene Fahrt von St. Florian nach Linz meinem Vater berichtet. „Hektor bat, auf dem Bocke sitzen zu dürfen," so schreibt sie, „ich erlaubte es, da der Kutscher vorsichtig und klug ist. Wir fuhren vielleicht dreiviertel Stunden im herrlichsten Wetter, als es sich plötzlich verfinsterte und sehr stark zu regnen begann. Natürlich ließ sich Hektor nicht bewegen, in den Wagen zu kommen; ich sagte auch nicht viel, da ich erstens weiß, daß er ohnehin nicht folgt, und zweitens bin ich froh, wenn er etwas probirt. Eigentlich gestehe ich gern, sein kecker Muth, sein Verachten der Gefahr, sein Drängen und Wagen gefällt mir sehr; ich möchte es um Alles nicht zügeln. Als wir in Linz ankamen, war er jubelnd, aber dabei ganz starr vor Nässe. Ich zog ihn auf der Stelle vom Kopf bis zu den Füßen um, gab ihm eine Tasse Camillenthee, und der Bursche war nach wie vor kreuzwohlauf und wir Beide die besten Freunde. Weniger gut geht es heute, er war so ungehorsam, erklärte rund heraus,

er wolle nichts lernen, ich dagegen, er bekäme nichts als Suppe; er erhielt auch wirklich nichts, aber der prächtige Kerl macht sich nichts aus dem Essen und ist so unbändig wie zuvor. Seit Empfang Deines ernsten, liebevollen Briefes an ihn war er aber heute recht still und nachdenkend darüber und versprach recht folgsam zu sein." Aber er mochte wohl dieser Zusage nicht sehr gewissenhaft nachgekommen sein, denn bald berichtet die Mutter wieder, sein Ungehorsam kenne keine Grenzen und sie sei wider Willen genöthigt gewesen, ihn recht fühlbar und empfindlich zu strafen.

Bisher hatte unsere Mutter, die sich überhaupt uns fast ausschließlich widmete, den Unterricht, den wir frühzeitig erhielten, allein besorgt. Ganz ohne Erfolg scheint ihre Bemühung doch nicht gewesen zu sein, wenigstens finde ich, daß mein Bruder schon im Jahre 1823 und ich im folgenden, also jeder von uns fünf Jahre alt, schon einen, wenn auch nur ganz kleinen Zusatz zu einem Briefe der Mutter an den Vater hinzumalen vermochte, wobei freilich unentschieden bleiben mag, wie viel die führende Hand der Mutter hinzuthat. Zwischen ihr und meinem Onkel, dem Prälaten, der den seltenen sittlichen und geistigen Werth meiner Mutter frühzeitig erkannt hatte und von tiefer Hochachtung für sie durchdrungen war, fanden nun mehrfache Erörterungen über unsere Erziehung und die Nothwendigkeit statt, uns wo möglich noch während unseres Aufenthaltes in St. Florian einen seiner Aufgabe gewachsenen Lehrer zu geben.

Ehe man jedoch hierüber zu einer Vereinbarung gelangt war, unternahm der Onkel mit unserer Mutter und uns Kindern einen kurzen Ausflug nach Leopoldschlag. Man kann sich denken, mit welchem Jubel er dort, wo er zuerst als Prälat erschien, von seinen Eltern, seinen Geschwistern, von der ganzen Ortschaft empfangen wurde. Natürlich fand diese Huldigung zunächst in Gastereien ihren Ausdruck, von denen die ausgiebigste im Moser'schen Hause stattfand. Es charakterisirt meine Mutter, daß sie sich von derselben hinwegstahl, um durch etwa eine halbe Stunde bei der geliebten Denksäule Sehnsuchtsthränen nach dem fernen Gatten zu vergießen. Am selben Abende aber besuchte sie noch die arme Sandel, deren Herz sie sich vor sieben Jahren bei ihrem ersten Aufenthalte in Leopoldschlag gewonnen hatte. „Ich fand sie," so schreibt sie, „auf einem Strohsacke, an der Wassersucht krank, ja beinahe sterbend. Ich glaubte, das Herz müsse mir zerspringen; die Arme hatte nichts gegessen! Auf der einen Seite ein solcher Ueberfluß, gleich nebenan ein so großer Mangel. Mutter schickte ihr noch Abends etwas und versprach mir ein besseres Bett für sie. Welch armes Leben!"

Kaum waren wir nach St. Florian zurückgekehrt, als endlich ein Lehrer für uns ausfindig gemacht wurde. Ich weiß wirklich nicht mehr, wer es war, aber ich glaube fast, es wird der Chorherr von St. Florian, Friedrich Mayer, gewesen sein, der auch nachher noch so oft und so wohlthätig eingriff in unser Leben; wenigstens nennt er sich in einem späteren Briefe ausdrücklich unseren ersten Lehrer. Nur als Curiosum führe ich an, daß ich bei diesen frühesten Lehrstunden meinen Bruder überflügelte und sogar die kleine Nanny ein Gleiches zuwege brachte, während in ziemlich naher Zeit gerade das Gegentheil hievon geschah und es so auch während unserer ganzen langen Studienzeit blieb.

Der Herbst des Jahres 1824 brachte meinem Vater, der seit seiner Rückkehr aus Genf nicht nur den Pflichten seines Amtes aufs Eifrigste nachkam, sondern auch mit ziemlich rasch aufeinander folgenden Publicationen das Gebiet gelehrter Forschung mit nicht ganz gewöhnlichem Erfolge betreten hatte, einen so reichen Zuwachs an Arbeit, daß dies seine wenngleich überaus rüstige Leistungskraft doch fast überstieg. Den dringenden Bitten des Professors der historischen Fächer an der Universität, Martin Wikosch, welcher trotz seines hohen Alters und seiner Kränklichkeit die Enthebung von seinem Posten nicht erlangen konnte, weil man wegen eines Nachfolgers in Verlegenheit war, gab er nach und nahm den Antrag der Studienhofcommission an, denselben provisorisch zu suppliren. Damit begann aber eine Zeit der Ueberbürdung für meinen Vater, welche nicht nur die ernstlichsten Besorgnisse meiner Mutter, sondern auch die seines arbeitsgewohnten Bruders erregte. Denn abgesehen von der eifrigen Erfüllung der Pflichten, welche die Anstellung meines Vaters am Antikencabinete ihm auferlegte, mußte er jeden Augenblick, den er nicht daselbst zubrachte, auf seine Lehrkanzel verwenden, welche nicht weniger als vier verschiedene Fächer, und zwar die Weltgeschichte, die österreichische Staatengeschichte, die Heraldik und die Diplomatik umfaßte. Ja er mußte in einigen derselben, insbesondere den letzteren, sich durch eifriges Studium erst selbst zum Vortrage befähigen. Und endlich galt es, für das wichtigste dieser Fächer, die Geschichte Oesterreichs, durch weit ablenkende Detailstudien den literarischen Stoff anzusammeln, da ein die Ergebnisse der einzelnen Forschungen zusammenfassendes Handbuch nicht existirte. Der Entwerfung eines solchen waren nun vorzugsweise die Abendstunden gewidmet, während die Zeit von halb acht Uhr Morgens bis halb fünf Uhr Nachmittags durch das Antikencabinet und die Vorlesungen an der Universität in Anspruch genommen war.

Gegen eine derartige Ueberladung mit aufreibender Arbeit erhob nun der ältere Bruder recht eindringliche Vorstellung. „Wie geht es

Dir," schrieb er im März 1825 meinem Vater, „mit Deinem Provisorium? Bei Kraft und Lust hält sich's in Deiner Lage freilich auf einige Zeit aus, aber auch damit nur auf einige Zeit. Von halb acht bis halb fünf Uhr in Einem fort arbeiten, ist zu viel. Und dann erst nach kurzer Ruhe aufs Neue daran, stundenlang daran, um am folgenden Tage wieder von halb acht bis halb fünf Uhr die gleiche Aufgabe zu lösen. Und wie viel Anderes noch verlierst Du dabei, Deine Frau, Deine Kinder, und was erntest Du dagegen für Gewinn? Ja wäge nur Gewinn und Verlust im Zeitlichen und Geistigen, am Todten und Lebendigen, an schönerem und erquickenderem Dasein gegen einander ab, und es kann in meinen Augen nicht zweifelhaft sein, wohin die Schale sich neigt."

Bei der innigen Liebe und der wahren Verehrung, welche mein Vater seinem weit älteren Bruder, seinem Wohlthäter zollte, war es kaum anders möglich, als daß dessen Vorstellungen einen tiefen Eindruck auf ihn hervorbrachten. Dennoch konnten sie wenigstens zu jener Zeit keine thatsächliche Wirkung erzielen, denn es mußte doch als ganz unthunlich erscheinen, daß mein Vater, kurz nachdem er sich einer freilich besonders schweren Aufgabe unterzogen, sich ihrer schon wieder entledigt hätte. Es blieb ihm deshalb nicht viel Anderes übrig, als unverdrossen fortzuarbeiten in Erfüllung derselben. „Daher gehören die vier Jahre," sagt sein ausgezeichneter Biograph, Dr. Friedrich Kenner, „in welchen er die Lehrkanzel versah, zu den schwersten und anstrengtesten seines Lebens; sie zeigen uns aber auch den pflichttreuen Mann von der glänzendsten Seite, indem er durch Verwaltung des neuen Amtes nicht eine Stunde des Dienstes in der Anstalt versäumte, dessen Geschäfte er ganz wie sonst fortführte. Neben der eigenen Vorbereitung auf die Vorlesungen trieb er das Selbststudium fremder Sprachen fort, neben der zeitraubenden Beurtheilung umfangreicher Concurrenzarbeiten, mit denen ihn das Universitätsconsistorium zum Oefteren ‚beehrte', steht er schon 1825 in brieflichem Verkehre mit dem hochverdienten Historiker Franz Kurz über den Mangel eines Lehrbuches für österreichische Geschichte, und trotz der väterlichen Abmahnungen desselben vor zu großen Anstrengungen, und obwohl er 1826 auch die numismatische Lehrkanzel versehen mußte, schrieb er schon im Herbste dieses Jahres die Vorrede zu dem vollendeten Manuscripte seiner Geschichte des Kaiserthums Oesterreich, welche im nächsten Jahre erschien." Und wenn auch diese Arbeit von den neueren Forschungen so ziemlich nach jeder Richtung hin weit überflügelt wurde, so läßt sich doch nicht verkennen, daß sie damals dem beabsichtigten Zwecke vollkommen entsprach und das Lob verdiente, das ihr Pölitz, wohl

der competenteste Richter, ertheilte, indem er sie das Resultat eines glücklichen Gedankens und ein verdienstliches Werk nannte. Uns aber erscheint sie als solches besonders wegen der edlen Tendenz und des Geistes inniger Vaterlandsliebe, die sie durchwehen, wichtige Vorzüge, welche sich bei neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der österreichischen Geschichtskunde leider manchmal schmerzlich vermissen lassen.

Trotz des wohl entscheidenden Gewichtes der Gründe, die gegen die Ansicht meines Onkels in die Wagschale fielen, hielt derselbe doch an ihnen fest und kam auch im folgenden Jahre noch einmal auf sie zurück. Zur Verstärkung des Eindruckes seiner Vorstellungen wies er diesmal auf die Nothwendigkeit hin, daß mein Vater mehr, als es bisher geschehen, der Erziehung seiner Söhne sich widme. Darum ermahnt er ihn neuerdings ernstlich, sich blos auf das Münz- und Antikencabinet und seine gelehrten Forschungen und Arbeiten zu beschränken, alles Anderen aber, als nur zur Zersplitterung führend, sich möglichst bald zu entledigen.

Es mag meinem Vater nicht leicht geworden sein, den immer wiederkehrenden Vorstellungen seines Bruders zu widerstehen. Einstweilen aber meinte er auf dem einmal eingeschlagenen Wege beharren zu müssen, und so blieb es denn vor der Hand bei demselben. Auch die uns Allen schon so lieb gewordenen Besuche in St. Florian und in Leopoldschlag kehrten in den Sommern 1825 und 1826 wieder zurück, nur mit dem für uns doppelt empfindlichen Unterschiede, daß einerseits mein Vater sich nur durch sehr kurze Zeit an ihnen zu betheiligen vermochte, und daß andererseits in dem Gesundheitszustande meiner Großeltern eine schmerzliche Veränderung vorgegangen war. Beide siechten auffallend dahin, wie denn auch mein Großvater wirklich schon am 30. December 1825 an Altersschwäche starb. Lebhaft erinnere ich mich, wie mein Vater, als die für ihn so erschütternde Nachricht kam, uns Knaben in sein Zimmer rief, wie wir auf sein Geheiß uns niederknieten und unter heißen Thränen die Seele des Verstorbenen Gott empfahlen.

War aus diesen Gründen der Aufenthalt in Leopoldschlag, wo wir im Sommer 1826 die nun verwitwete Großmutter allein und in einem wahrhaft kläglichen Zustande antrafen, nur kurz und traurig, so war dagegen unser Verweilen in St. Florian um so länger und vergnügter. Es war damals eine glückliche Zeit für dieses ungemein schöne Stift. Geistig hochbegabte, wissenschaftlich hervorragende Männer nahmen die vordersten Plätze daselbst ein, Frömmigkeit und Milde erfüllten die Gemüther, und es herrschte eine Urbanität der Umgangsformen, die man

auch in vornehmen Kreisen nur selten findet. Am treffendsten charakterisirt dies mein Onkel selbst in einem Briefe an seinen Bruder. „Ueberhaupt ist Alles,“ so schreibt er ihm einmal, „so fröhlich um mich her, so gut unter einander, und dabei so wohlanständig, so geistlich und so thätig in Amt und Beruf, daß ich oft recht heiter mit den Uebrigen bin, diese Art zu sein, sowie diese Stimmung um keinen Preis missen und nur ja keine Kopfhänger dafür eintauschen wollte.“

Für meine Mutter brachte dieser Aufenthalt in St. Florian einen für sie eigentlich neuen und sie wahrhaft beglückenden Genuß. Es war dies der geistliche, der Kirchengesang, und sie spricht sich hierüber in ihren Aufzeichnungen in folgender Weise aus:

„In der Kirche zu St. Florian,“ so berichtet meine Mutter, „habe ich zuerst empfunden, was singen heißt. Arneth hatte einmal im Stifte erzählt, daß ich sänge. Trotz meiner gewohnten Unbefangenheit hatte ich aber nicht den rechten Muth dazu, bis der ehrwürdige Pfarrer Kurz meine Bedenken dadurch beseitigte, daß er, der damals noch in ziemlich guten Jahren stand, vor mir zu singen begann. Ein eifriger Schüler des berühmten Albrechtsberger, mit einem schönen Bariton begabt, trug er einfach und edel eine Arie aus der ‚Schöpfung‘ vor, was mich auf der Stelle dahin brachte, ohne Umstände das schöne Duett von Adam und Eva mit ihm zu singen. Immer daran gewöhnt, die Kunst vor Augen zu haben, das Kunstproduct und nicht den Darstellenden zu beachten, hatte es für mich gar nichts Sonderbares, daß mein Adam reichlich noch einmal so alt war als ich und im geistlichen Gewande da saß; später bemerkten dies die Anderen lächelnd. Ich aber hatte einmal die Scheu überwunden und mit wahrer Lust sang ich noch Duetten aus der ‚Schweizerfamilie‘ und dem ‚Waisenhaus‘ von Weigl. Später sollte ich es auf den Wunsch meines Schwagers versuchen, in der Kirche zu singen, was jedoch auf eine große Schwierigkeit stieß, indem ich nicht fest genug in der Musik war und vor dem Mechanischen Angst hatte. Aber der ungemein eifrige und musikalisch tüchtige Stiftsbeamte Scheffler, der mir das schöne Offertorium von Preindl einstudirte, fand leicht einen Ausweg, indem er einen kleinen Sängerknaben, Namens Hein, anwies, auf meiner Schulter zu taktiren und mich so im Gleichgewichte zu erhalten. Es ging gut und ich sang sehr oft in der Kirche. Vogl, der später manchmal anwesend war und mir das bekannte Lied: ‚Süße, heilige Natur‘ für das kleine Stück: ‚Die Erbschaft‘ komponirt und einstudirt hatte, war voll Freude, und noch mehr schmeichelte mir der [illegible]
[illegible] chwagers, als er sagte: ‚Von der Künstlerin habe ich
[illegible] ber in Ihrem heutigen Gesange noch viel mehr ge-

funden.' Kurz sagte: ,Sie singen sehr schön, denn Sie singen andächtig', und Hammer, der freilich damals für mich sehr eingenommen war, meinte, er sehe mich noch lieber singen, als er mich höre, weil er fühle, daß vor der innigen Begeisterung, in der ich schwebte, alle Frivolität verschwände.

„So war es die Kirche zu St. Florian, welche diesem Zweige meiner künstlerischen Fähigkeit Würde und volle Bedeutung gab. Denn seit dem ersten Tage, an welchem ich kirchlichen Gesang vortrug, wußte ich, was singen heißt, was der Gesang bedeutet, was er wirken kann, wie man ein Gebet in Form der Töne und des Gesanges zu empfinden vermag, wie man seine ganze Seele emporträgt und aushaucht über die Wolken zum Himmel hinauf, wie man eine gottgeweihte Kriegerschaar zum Streite begeistern kann."

Meine Mutter beendigt auch diesen Bericht über ihren Kirchengesang in St. Florian mit eben so innigen Dankesworten an ihren verstorbenen Vater, wie sie sich derselben am Schlusse der Schilderung ihrer Begegnung mit Beethoven bediente. Sie meint, daß von ihm der Reiz und der Schmelz der Stimme, von ihm die rege Empfänglichkeit für die Ausübung dieser Kunst und die heilige Freude an ihr auf sie übergegangen sei. Und in ihrem tiefen und aufrichtigen Gefühle der Dankbarkeit vergißt sie, daß sich derlei herrliche Gaben durchaus nicht vererben lassen, und daß solches nur dann wenigstens in gewissem Sinne geschehen kann, wenn schon von vornherein, von Natur aus, möchte ich sagen, der empfängliche Boden hiefür vorhanden ist. Für die Richtigkeit meiner Ansicht bin ich selbst ein trauriger Beweis. Schönere, erhebendere Musik, als ich in meiner Kindheit und Jugend gehört habe, kann auch meiner Mutter in ihrem väterlichen Hause nicht dargeboten worden sein. Und lebhaft erinnere ich mich noch des heiligen Entzückens, das mich als Knabe durchdrang, wenn die Stimme meiner Mutter mit wahrhaft seraphischem Klange die hochgewölbte Kirche von St. Florian durchtönte. Dennoch ging nichts von alledem auf mich über, und mein ganzes Leben hindurch klebt mir ein musikalisches Unvermögen, ja ein musikalischer Unverstand an, den ich wahrhaft beklage und der mich der herrlichsten Genüsse beraubt.

Es muß im Jahre 1826 gewesen sein, daß Grillparzer auf seiner Rückkehr von Deutschland, wo er Dresden und Berlin, Goethe in Weimar, endlich München besucht hatte, nach St. Florian kam. Meine Mutter kannte damals Grillparzer noch nicht persönlich, während ihr seine bis dahin entstandenen dramatischen Schöpfungen natürlich nicht fremd waren. „Eines Tages," so erzählt sie, „kam ich in St. Florian zu Tische und

fand ihn bei meinem Schwager. Wie und mit wem er gekommen war, weiß ich nicht mehr: ich erinnere mich nur deutlich, daß ich mich kaum laut zu reden getraute, weil seine Gegenwart mir so sehr imponirte, daß ich fürchtete, dieses zart und fein besaitete Gemüth durch irgend einen Gemeinplatz zu verletzen, denn daß er melancholisch und leicht verletzlich sei, wußte ich wohl. Kurz, ich wagte kaum, mich in das Gespräch zu mischen, bis später seine Natürlichkeit und der Takt meines Schwagers, der von hundert Dingen sprach, nur nicht von der Kunst, ihn warm machte und auch mir die Last vom Herzen nahm.

„Nachmittags wurde Musik gemacht, und ich sang mit vielem Vergnügen Schubert'sche Lieder. Da Grillparzer gründlich musikalisch ist, so wußte er diesem nach meiner Meinung ausgezeichnetsten Liedercomponisten aufs Tiefste nachzuempfinden. Nach den Müllerliedern, nach manchem heiteren Liede brachte ich Wilhelm Meister, und — verzeiht mir die Eitelkeit — nie werde ich den Augenblick vergessen. Nachdem ich das Lied des Harfners: ‚Wer sich der Einsamkeit ergibt,‘ vollendet hatte, und er ganz in sich gekehrt so da saß und vor sich hinblickte, sagte Jemand: ‚Das ist ein herrliches Lied!‘ Da sah er mich wie verwundert an und sagte leise: ‚Ja, man weiß nicht, wo man genug hinhorchen soll, auf diese Stimme, diese Composition oder auf diese Worte.‘ War das Lob? Um keinen Preis hätte ich irgend ein Wort herausgebracht, so tief erfreute mich seine Aeußerung. Und nun kam erst der Abend heran. Nach einem kurzen Spaziergange kehrten wir bald zurück und verfügten uns in die Kirche, die vortreffliche Orgel zu hören, was am Vormittage nicht möglich gewesen, weil der ausgezeichnete Organist Kattinger nicht zu Hause war, außerdem Gemäldegalerie und Bibliothek diese Stunden weggenommen hatten und der verehrte Gast am nächsten Morgen mit dem Frühesten wieder abreisen mußte. Kattinger war ebenfalls hocherfreut, vor einem so eminenten Musikkenner und eifrigen Verehrer Beethovens spielen zu dürfen. Wie ein Sturm brausten die Orgelklänge daher, denn er verstand es wahrlich, diesen Wald von Tönen zu bemeistern. Das Flöten der Nachtigall, das Schmettern der Lerche, die Gesänge der Andacht sowie die Posaunen des Weltgerichtes und der Schlachtenruf der Völker, Alles das schien ihm da unterthan. Die Kirche war ganz dunkel geworden, tiefe Stille umgab uns, man hörte athmen. Da präludirte Kattinger Schubert's ‚Ave Maria‘, und in heiliger Scheu und Ehrfurcht sang ich besser als und inniger als jemals nachher dieses herrliche Lied. Was d? Diesen Hymnus, diesen Sphärengesang, dieses Tongebet, e mehr erreicht worden ist.

„Ich war so ergriffen, daß mir die Thränen über die Wangen liefen und manchen Ton verschlangen; mein Schwager hatte es von mir verlangt, sonst hätte ich es nicht gewagt. Es war das erste und letzte Mal, daß ich ganz allein und zu solcher Zeit in der Kirche sang. Als ich vom Chor zurückkam, sagte mir Grillparzer, der begeisterte Dichter, der liebe, brave, melancholische Mensch: ‚Das ist ein schöner Tag.' Wie beglückte mich dieses Wort, wie tief drang es mir ins Herz! Was haben doch so hochbegabte Menschen für einen Reichthum in ihrer Macht. Kein Kaiser hätte mir eine solche Freude bereiten können. Er, der seltene Dichter, dem so viele Menschen so herrliche Stunden des Entzückens verdankten, er hatte einen schönen Tag gehabt, und ich hatte ihm diesen Tag verschönert; fürwahr ein Gedanke, der mich mit tiefster und reinster Freude durchdrang!"

In geradem Gegensatze hiezu brachte das Jahr 1827 zwei Todesfälle, welche meinen Eltern zu innigem Schmerze gereichten. Am 30. Januar starb meine Großmutter in Leopoldschlag und am 22. Mai in Wien die Tante, Erzieherin und Wohlthäterin meiner Mutter, die ihr während ihrer Theaterzeit als zwar strenge, aber dafür auch als feste und verläßliche Führerin durchs Leben gedient hatte, wofür ihr meine Mutter immer unbegrenzte Dankbarkeit zollte.

Seit ihrem Tode war nur mehr ein einziges aus der ehedem so zahlreichen Schaar der Geschwister meiner mütterlichen Großmutter am Leben, deren jüngste Schwester Eleonore, welche an den berühmten Geburtsarzt Dr. Johann Lucas Boër verheiratet war.

Selbstverständlich kann es meine Aufgabe nicht sein, die außerordentlichen Verdienste zu schildern, welche Boër als Bahnbrecher auf dem Gebiete der neueren Geburtshilfe sich nicht nur um die Wiener medicinische Schule, sondern, man darf wohl sagen, um die ganze Menschheit erwarb. Umsoweniger habe ich dies hier näher zu erörtern, als ich ja zu jener Zeit gar nicht einmal wußte, welch hervorragenden Platz der liebenswürdige, allzeit heitere Greis in der ärztlichen Welt einnahm, der uns immer mit gleicher Freundlichkeit willkommen hieß, wenn wir, was sehr häufig geschah, unsere Mutter zu einem Besuche bei ihm und seiner Frau, unserer Großtante, begleiten durften. Sie wohnten damals, und wenn ich nicht irre, bis zum Ende ihres Lebens in dem sogenannten rothen Hause in der Alservorstadt, einer dem Fürsten Esterhazy gehörigen riesigen Zinskaserne, die aber jetzt abgebrochen wird und Neubauten Platz machen muß. Für mich wird damit auch wieder eine mir liebgewordene Stätte der Erinnerung vom Erdboden vertilgt.

Der Tod meiner Großtante Nanny brachte in den Lebensverhältnissen der jüngeren Geschwister meiner Mutter eine gewaltige Aenderung hervor. Dieselben, mein Onkel Pepi und meine Tante Mimi, hatten bisher bei ihrer Tante gelebt; mit der durch ihren Tod herbeigeführten Auflösung des Haushaltes wurde die Nothwendigkeit für Beide herbeigeführt, sich anderswo einzuwohnen. Pepi zog zu seiner ältesten Schwester Louise, verehlichten Dilg, Mimi aber zu dem ältesten Bruder Heinrich, der als Cabinetscourier in englischen Diensten stand und sich vor nicht langer Zeit mit einer Griechin, Martha Oekonomus, vermählt hatte.

Sowohl mein Onkel Pepi als meine Tante Mimi, der Erstere mehr phlegmatischer, die Letztere aber lebhafter Natur, waren schwächlich und kränklich, und dieser bedauerliche Umstand sowie der Wunsch, sie nach dem so schweren Verluste, den sie durch den Tod ihrer Tante erlitten, etwas zu zerstreuen und zu erheitern, brachte das Project einer Erholungsreise nach Salzburg zur Reife, welche meine Mutter mit ihren beiden Geschwistern unternahm. Ich, der ich den Winter über stark gehustet hatte, durfte sie begleiten, während mein Bruder bei dem Vater blieb, der sich, wie mir scheint, seiner übergroßen Geschäftslast wegen den ganzen Sommer hindurch nicht freimachen konnte.

Um diese Zeit begannen wir allmälig den Kinderschuhen zu entwachsen und steckten schon mitten im Lernen. Im September 1826 hatten wir von St. Florian aus an der Hauptschule zu Steyr mit günstigem, hoffentlich nicht ganz unverdientem Erfolge eine Prüfung aus der zweiten Normalclasse abgelegt, zu der uns der liebenswürdige Freund unserer Kindheit, der Florianer Stiftsgeistliche Friedrich Mayer vorbereitet hatte. Bei diesem Anlasse wurde die Umwandlung des Namens meines Bruders Hektor in Franz zum ersten Male officiell constatirt. In dem gleich darauf beginnenden Schuljahre traten wir in die dritte Classe der Hauptschule im k. k. Waisenhause als öffentliche Schüler ein. Nicht nur die Nähe unserer Wohnung von dieser Schule, sondern mehr noch der Umstand scheinen entscheidend für diesen Entschluß meiner Eltern gewesen zu sein, daß der ihnen sehr befreundete ausgezeichnete Pädagog Franz Michael Vierthaler, der früher durch zwanzig Jahre in Salzburg eine ungemein segensreiche, erst in neuester Zeit wieder rühmend anerkannte Thätigkeit auf dem Gebiete des Schulwesens entwickelt hatte, als Director an der Spitze dieser Anstalt stand.

Indem ich diese Zeilen zu Papier bringe, sehe ich die hohe ehrfurchtgebietende Gestalt Vierthaler's vor mir, wie er gleichwohl uns Knaben liebreich entgegentrat. Leider verloren wir und die Anstalt mit uns ihn schon im folgenden Jahre, indem er am 3. October 1827, vom

Schlage gerührt, plötzlich starb. Wir aber brachten auch noch das folgende Schuljahr am Waisenhause, und zwar in der vierten Normalclasse zu. Denn einerseits legte mein Vater, wohl zunächst aus ökonomischen Gründen, sehr großen Werth darauf, daß wir Brüder eine und dieselbe Classe besuchten, und andererseits hatte ich im Sommer 1827 erst mein achtes Lebensjahr vollendet, und aus diesem Grunde wäre auf meine Zulassung zum Gymnasium wohl in keinem Falle zu hoffen gewesen.

Auch im folgenden Jahre, im Herbste 1828, ging dies nicht so ganz leicht von Statten. Als mein Vater uns Beide zur Aufnahme in das Schottengymnasium dem dicken Professor Pater Sebastian Burger vorstellte, erhob derselbe bei meinem Bruder, der das Minimalalter von zehn Jahren um etwa sechs Monate überschritten hatte, nicht den leisesten Anstand. Als aber die Reihe an mich kam, bemerkte er allsogleich, daß mir noch mehr als neun Monate zum Minimalalter fehlten. Andererseits schien es ihm doch leid zu thun, uns trennen und mich zurückweisen zu sollen. „Arneth, Arneth," sagte er endlich unschlüssig, „sind Sie etwa gar Verwandte des Herrn Prälaten von St. Florian?" „Der Prälat ist mein einziger Bruder," erwiderte bescheiden mein Vater, „und gleich mir wünscht er sehnlich, daß die beiden Knaben die Studien, die sie gemeinsam begannen, auch ebenso fortsetzen können." „Nun, da machen wir halt dem Herrn Prälaten einen gehorsamen Diener," so lautete die resolute Antwort des Paters Sebastian, und meine Aufnahme war entschieden.

Damals schmeichelte es natürlich meiner kindischen Eitelkeit gar sehr, daß ich hinter meinem Bruder nicht zurückbleiben mußte. Aber erst viel später lernte ich auch die bedenkliche Seite der Sache einsehen, welche darin liegt, daß man nicht geistige Anforderungen an Kinder stellen soll, welche sie wegen ihrer noch nicht hinreichenden Reife weit schwerer als solche erfüllen können, die ihnen im Alter merkbar voraus sind. Ich glaube es wenigstens diesem Umstande zuschreiben zu dürfen, daß ich, obgleich ich nicht gerade viel weniger fleißig und auch kaum viel schlechter veranlagt war als mein Bruder, doch mit demselben, was den Erfolg unserer Studien betraf, nie ganz gleichen Schritt halten konnte.

Unmittelbar vor unserem Eintritte in das Gymnasium hatte sich übrigens in Bezug auf unseren Ferialaufenthalt eine Veränderung zugetragen, welche uns Knaben aufs Höchste beschäftigte. An meine Mutter, welche bei der ihr eigenen Tiefe des Gemüthes auch ihre Geschwister und insbesondere die zwei jüngeren aufs Innigste liebte, trat die Mahnung heran, für die Gesundheit ihrer kränklichen Schwester Mimi Ausgiebiges

zu thun, und bald stand der Entschluß fest, daß sie uns nach Oberösterreich begleiten solle. Aber sich mit ihr ebenfalls in St. Florian einzuquartieren und daher, wenn man auch die kleine Nanny hinzurechnet, mit drei weiblichen Wesen in dieses geistliche Haus einzuziehen, schien doch kaum ausführbar zu sein. Da wurde denn ein sich darbietender Ausweg mit Freude begrüßt und allsogleich verwirklicht.

Das Stift St. Florian besaß damals noch das Schloß Tillysburg, ein ziemlich weitläufiges Gebäude mit vier Eckthürmen, welches in der Entfernung einer kleinen Wegstunde von St. Florian auf einem ansehnlichen, eine weit ausgedehnte Fernsicht gewährenden Hügel liegt. Das im Ganzen ziemlich vernachlässigte Schloß war bis in die letztere Zeit nur von dem herrschaftlichen Verwalter, dort Pfleger genannt, und dem Förster bewohnt worden. Der Letztere blieb, die gut erhaltene Wohnung des Ersteren aber wurde dadurch frei, daß die Administration der Herrschaft Tillysburg mit der von St. Florian vereinigt worden war. Der Onkel Prälat trug nun unserem Vater die Wohnung in Tillysburg zur Benützung an. Dieser entschloß sich zwar ungern zu dem Tausche, denn der Umgang mit seinem Bruder und mit so vielen anderen, zum Theile hochgebildeten Stiftsgeistlichen, die bequeme Benützung der reichen Bibliothek, der Besuch der Gemäldegalerie und die Beschäftigung mit der werthvollen Münzensammlung bildeten ja die eigentlichen Anziehungspunkte für ihn. Unsere Mutter hingegen stimmte bereitwillig zu, denn bei vorübergehenden Besuchen hatte es ihr in Tillysburg außerordentlich gefallen, und für sich selbst wie für uns versprach sie sich dort ein freieres Landleben, als dies in St. Florian, wo fortwährend Gäste kamen und unterhalten sein wollten, durchführbar zu sein schien. Die Rücksicht auf Mimi entschied endlich für Tillysburg, und mit lautem Halloh zogen wir Kinder, uns vor Allem der Veränderung freuend, ein in die weiten Räume des bis dahin ziemlich verödeten Schlosses.

Die ungebundene Art, in der wir in demselben und in seiner ganz zu unserer Verfügung stehenden Umgebung, insbesondere im Garten, im Walde, sowie auf und in dem am Fuße des Schloßberges vorüberfließenden Bache hantirten, war ganz dazu geeignet, unsere physische Entwicklung, mit ihr aber auch unseren Muthwillen, ja manchmal hätte man schon sagen können, unsere Ausgelassenheit zu fördern. Als ein kleines Beispiel will ich anführen, daß eines Tages plötzlich von St. Florian herüber, wo meine Mutter sich eben befand, durch einen Boten die Nachricht kam, wir Knaben sollten schleunigst hinübereilen, unser Vater sei, und zwar nicht allein, sondern mit seinem Freunde, dem Grafen Dietrichstein und einem Prinzen Lobkowitz angekommen. Die Herren würden

nur kurze Zeit verweilen und ihren projectirten gemeinschaftlichen Ausflug nach Salzburg und München alsbald fortsetzen.

In dem Aufzuge, in dem wir uns eben befanden, konnten wir selbstverständlich uns nicht nach St. Florian begeben, denn er war wie gewöhnlich zerknittert und beschmutzt. Es hieß also rasch Wäsche und Kleider wechseln, das geschah aber mit einem solchen Spektakel, daß unsere Tante Mimi, die sich wahrscheinlich für unser reputirliches Aussehen verantwortlich fühlte, in heftigen Zorn gerieth und in demselben meinem Bruder, der es am ärgsten trieb, eine ihrer Meinung nach tüchtige Maulschelle verabfolgte. Wie sehr aber stieg erst ihre Entrüstung, als er sich ihr zu Füßen warf und sie um Verabfolgung einer zweiten Ohrfeige bat, denn die erste habe ihm gar so gut geschmeckt.

Man würde uns übrigens Unrecht thun, wenn man glauben würde, wir hätten unsere ganze Ferienzeit in Tillysburg mit derlei Tollheiten zugebracht. Wir mußten nämlich auch ganz tüchtig, ja, ich möchte fast sagen, im Schweiße unseres Angesichtes lernen, denn den fast einstündigen Weg, den wir jetzt freudig nach St. Florian hinüberstürmten, um unseren Vater und den Grafen Dietrichstein wiederzusehen, wanderten wir täglich bei jedem Wetter, im Regenguß wie im glühenden Sonnenstrahl hin und zurück, um uns zu den Lehrstunden zu verfügen, die ein jüngeres Mitglied des Stiftes, Herr Strasser, in St. Florian uns gab. Wir theilten dieselben mit unserem Vetter Alois Moser, der sich damals bei unserem gemeinschaftlichen Onkel, dem Prälaten, in St. Florian befand, um zum Eintritte in das Linzer, sowie wir zu dem in ein Wiener Gymnasium vorbereitet zu werden. Alois war in der That ein gutes Vorbild für uns, denn einen eifrigeren und fleißigeren Studenten als ihn mag es nur selten gegeben haben. Ausschließlich widmete er sich dem Lernen, alles Uebrige, woran jugendliche Herzen sich so leicht erfreuen, Poesie, Kunst, Lectüre schien für ihn kaum zu existiren; er concentrirte sich auf die Studien und that es daher in ihnen auch uns Beiden zuvor.

Nach Wien zurückgekehrt und in das Gymnasium bei den Schotten getreten, erreichten wir daselbst, von unseren ersten lateinischen Instructoren, den Herren Martignoni und Sporn mit Eifer unterstützt, während der zwei Jahre, welche wir überhaupt an dieser Lehranstalt zubrachten, ganz befriedigende Erfolge, die freilich bei meinem Bruder immer glänzender als bei mir waren.

Aber nicht dem Lernen allein war unsere Zeit gewidmet; unsere Mutter sorgte schon dafür, daß wir in unseren Erholungsstunden uns mit Dingen beschäftigten, aus denen unsre jugendlichen Seelen Nutzen

ziehen konnten für die Zukunft. Sehr früh schon erhielten wir Lehrer für das Zeichnen wie für die Musik, leider bei mir wenigstens mit nicht viel Erfolg, und noch heute necke ich manchmal den sehr verdienten und überaus ehrenwerthen Hofkapellmeister Preyer mit der Behauptung, es bilde einen Makel an seinem Leben, daß er mein erster Clavierlehrer war. Von unendlich größerer Wirkung für uns war es, daß unsere Mutter, so weit unser Verständniß hiefür zureichte, uns einführte in das Gebiet der Poesie. Schiller'sche Gedichte lasen wir mit ihr und lernten sie auswendig; selbst eine Meisterin im Vorlesen, unterwies sie uns darin, und unser Entzücken stieg aufs Höchste, als wir das erste Mal bei einer Darstellung von „Wilhelm Tell" das Burgtheater betreten durften. Möchten doch alle Eltern dieses Beispiel nachahmen und ihre Kinder nicht durch den Besuch von Lustspielen, Possen oder gar Balletten allzufrüh abstumpfen gegen den wahrhaft erhebenden Eindruck, welchen die dramatische Poesie in ihrer edelsten Gestalt auf jugendliche Gemüther hervorbringen kann!

In unserer Einbildungskraft richtete „Wilhelm Tell" eine wahre Umwälzung an. Tag und Nacht drehten sich unsere Gedanken um ihn, und kaum war des Abends die Freistunde gekommen, so versetzten wir drei, mein Bruder, unsere Ziehschwester Nanny und ich uns in das, was wir euphemistisch unser Costüm nannten, und begannen Jedes drei oder vier Rollen gleichzeitig zu spielen. Meinem Bruder als dem Aeltesten fielen zumeist Attinghausen, Walter Fürst, Werner Stauffacher zu; mit besonderer Vorliebe aber spielte er den grausamen Geßler. Ich gab Tell und Rudenz den Vorzug, Nanny aber war bald als Hedwig mein Weib oder als Bertha von Bruneck meine Braut.

Im Frühlinge und in der Sommerszeit, die den Ferien vorherging, gab es der Erholung und Unterhaltung schon noch mehr. Die größte Wohlthat war es für uns, daß wir freien Zutritt in den in nächster Nähe unserer Wohnung gelegenen Dietrichstein'schen Garten genossen und uns in demselben nach Herzenslust umhertreiben durften. Der nachmals so berühmte Claviervirtuose Sigmund Thalberg lehrte uns daselbst, leider nicht Clavierspielen, sondern das Gehen auf Stelzen, welches damals die Knaben leidenschaftlich liebten und in welcher Fertigkeit auch wir es ziemlich weit brachten.

Lieber noch waren uns die Ausflüge auf das Land, wie zu den Familien des hochangesehenen Arztes Bischoff und des berühmten Orientalisten Hammer nach Döbling, oder des in der damaligen Beamtenwelt eine bedeutsame Stellung einnehmenden Hofkanzlers Philipp von Stahl nach Gersthof, mit dessen Töchtern unsere Mutter sehr befreundet war.

Gern wanderten wir auch zur Baronin Pereira, mit welcher unsere Mutter noch von ihrer Theaterzeit her in beiderseits sorgfältig aufrecht erhaltenen Beziehungen stand; an der Straße von Wien nach Hietzing, wo sich jetzt das bekannte Etablissement Schwender befindet, besaß die Baronin ein schönes Landhaus mit einem Meierhofe und einem sehr großen Garten. Und mit ganz besonderer Vorliebe besuchten wir die verwitwete Baronin Geymüller in Pötzleinsdorf, wo sie gleichfalls ein geräumiges Landhaus, das sogenannte Schloß, mit einem weitausgedehnten, noch jetzt existirenden Parke bewohnte. Dort wurden wir nicht nur aufs Freundlichste bewillkommt, sondern für unsere Begriffe auch glänzend bewirthet. Der Hauptspaß aber bestand darin, daß unsere Mutter und wir am Abende meistens mit einem leichten Jagdwagen der Baronin, einer sogenannten Wurst, nach der Stadt geführt wurden. Abwechselnd durfte hiebei einer von uns Beiden auf dem Sitze des Bedienten, der in der Jägersprache der Löffel genannt wurde, Platz nehmen.

Unendlich viel einfacher, aber nicht weniger gemüthlich war die Landpartie, welche einmal im Jahre zu unserer Milchfrau, der Kiefnerin in Weidling bei Klosterneuburg, unternommen wurde. Hiezu mußte sich auch der Vater freimachen und mit uns den Fußweg über Grinzing, das Krapfenwaldl und die Einsattlung des Kahlengebirges, die Sulzwiese, den Berg hinunter nach Weidling zurücklegen. Dort trieben wir uns den ganzen Tag umher, badeten wenigstens die Füße im Bache, da er für den ganzen Körper zu seicht war, thaten uns bei der Kiefnerin an mitgebrachten oder erst durch Einkauf beschafften Victualien gütlich und wanderten des Abends nach Klosterneuburg, von wo uns ein Zeiselwagen müde und schläfrig heimbrachte.

Aber alles dies trat weit in den Hintergrund zurück vor dem Jubel, den es in uns erregte, als wir in den letzten Tagen des Mai 1830 mit ausdrücklicher Bewilligung unseres geistlichen Professors unsere Eltern auf einem Ausfluge begleiten durften, den sie auf Einladung des Grafen Dietrichstein mit ihm nach Nikolsburg, das damals seinem Vater gehörte, unternahmen. Außer dem Bilde des alterthümlichen Schlosses, an das ich mich, obgleich ich niemals mehr dort war, ebenso wie an seinen Garten deutlich erinnere, habe ich vornehmlich drei Dinge im Gedächtnisse behalten: den Waldbereiter, der beim Empfange des Grafen durch die Beamten in seiner grünen, mit Silber gestickten Uniform von den Uebrigen vortheilhaft abstach, die beiden prächtigen Pferde, welche Graf Dietrichstein und mein Vater auf einem Ausfluge nach der Parzinsel ritten, und endlich den mächtigen Vorstehhund Janko, der binnen Kurzem mein treuer Spielgenoß wurde.

Darf ich noch einen Rückblick auf die Ereignisse werfen, die sich im Jahre 1830 in Wien zutrugen, ehe wir meine Vaterstadt für längere Zeit verließen, so kann ich das wichtigste derselben, die große Ueberschwemmung, von welcher Wien in der Nacht vom 28. Februar zum 1. März heimgesucht wurde, nicht mit Stillschweigen übergehen.

Im Spätherbste 1829 hatten meine Eltern die Wohnung, in der sie sich seit zehn Jahren befanden, mit einer anderen, etwas näher an der Stadt gelegenen vertauscht. Die für sie entscheidende Ursache bestand offenbar in dem Wunsche, etwas mehr Raum zu gewinnen, da sie dessen für unseren neuen Hausgenossen, den nachmaligen Stabsfeldarzt Dr. Leopold Eichler bedurften, der nicht gerade als Lehrer, wohl aber als Mentor und Begleiter bei uns fungirte. Unser neuer Wohnsitz befand sich ganz oben in der heutigen Bergstraße, die damals wenigstens im Volksmunde noch der Ochsenberg hieß, aber ungewöhnlich schön lag. Denn die jetzige Türkenstraße existirte noch nicht, die Fenster der Häuser der Bergstraße genossen also ungehindert die Strahlen der Morgensonne und weithin dehnte sich vor ihnen die Aussicht nicht nur über das Glacis nach der Stadt aus, sondern links hinab über die Niederungen an dem Donaucanale und über sie hinaus nach den Baumgipfeln des Augartens und des Praters.

Am 1. März ungefähr um sieben Uhr Morgens zog unser Zimmergenoß Eichler wie gewöhnlich die Vorhänge an den Fenstern in die Höhe, als ihm ein Schrei des Erstaunens, ja des Entsetzens entfuhr, denn die ganzen niedrig gelegenen Theile der unsern vom Donaucanale gelegenen Vorstädte, das dortige Glacis, die Leopoldstadt, Alles glich, so weit nur das Auge reichte, einem See, auf dem hie und da nicht nur vereinzelte Eisschollen, sondern auch allerlei Hausgeräth und besonders viel Holz umherschwammen. Mit einem Satze waren wir Knaben aus den Betten und bei den Fenstern, das unerhörte Schauspiel ebenfalls zu sehen. Den ganzen Lärm, der doch unfehlbar schon während der Nacht entstanden war, hatten wir völlig verschlafen.

Es versteht sich von selbst, daß geraume Zeit hindurch unsere Gedanken und unsere Einbildungskraft sich mit nichts so sehr als mit dem Unglücke beschäftigten, welches urplötzlich über den ärmsten Theil der Bewohner der betreffenden Vorstädte hereingebrochen war und mehr als siebzig derselben das Leben gekostet hatte. Und es beglückte uns, daß, nachdem sich die Wasser vorerst nur ein wenig verlaufen hatten, unsere Eltern uns schon erlaubten, die am härtesten mitgenommenen Straßen zu besuchen, den angerichteten Schaden zu betrachten und durch Vertheilung bescheidener Gaben an Geld und an Kleidungsstücken auch ein kleinwenig beizutragen zur Linderung der Noth.

Aber wie sehr waren wir erst entzückt, als unsere Mutter von dem damals allmächtigen Staatskanzler, dem Fürsten Metternich, in den schmeichelhaftesten Ausdrücken gebeten wurde, sich durch eine Declamation an dem großen Concerte zu betheiligen, das er veranstaltete, um dessen Erträgniß den durch die Ueberschwemmung Beschädigten zu Gute kommen zu lassen. Am Abende des 4. April fand dieses Concert im großen Redoutensaale unter ungeheurem Zudrange statt. Nicht blos viele Mitglieder vornehmer Familien, auch die ausgezeichnetsten musikalischen Kräfte Wiens wirkten dabei mit. Die Ouverture zur Oper „Semiramide“ von Rossini wurde auf acht Clavieren von sechzehn Spielenden aufgeführt. Meine Mutter aber sprach Schiller's Ballade: „Der Graf von Habsburg“ mit außerordentlicher Wirkung. Mit klopfendem Herzen horchten wir Söhne ihrer prachtvollen Declamation, und mit Jubel stimmten wir ein in den frenetischen Beifall, den sie hervorrief.

Einen Abend möchte ich noch erwähnen, den wir bei einem Feste zubrachten, das im Juli 1830 in der Erziehungsanstalt des Herrn von Klinkowstroem, mit welcher wir außerdem in keinen Beziehungen standen, zu Ehren des Leiters der Anstalt gegeben wurde. Aber es war dies wohl das einzige Fest ähnlicher Art und ganz gewiß das letzte, das wir in Wien überhaupt mitmachten. „Rührend war es zu sehen,“ schreibt meine Mutter hierüber an meinen Vater, „wie die Knaben des Institutes das Haupt desselben, Klinkowstroem, gar so sehr verehren. Alles Mögliche geschah, um seinen Namenstag glänzend zu feiern. Blumenkränze, Pyramiden, Altäre, Vasen mit lodernden Flammen, Beleuchtung, Feuerwerk, Alles wurde producirt und am Ende sangen wir noch: ‚Gott erhalte Franz den Kaiser!‘ Eine großartige Jause war unseren Kindern wohl das Liebste, für uns Erwachsene aber gab es einen wahrhaft erhebenden Moment. Gerade als man mit der Beleuchtung beginnen wollte und Alt und Jung in Gruppen stand oder saß oder umherging, läutete man von der naheliegenden Kirche zum Abendgebet. Im Augenblicke flogen alle Mützen und Hüte von den Köpfen, und mauerfest standen die sonst so unbändigen Jungen und beteten still und andächtig, Alle gegen die Kirche gewendet, von welcher der Glockenklang herkam. ‚Wo Mehrere in meinem Namen versammelt sind, da bin ich unter ihnen,‘ mußte ich unwillkürlich denken, und um so tiefere Rührung überkam mich, als ich mich der schmerzlichen Betrachtung nicht zu erwehren vermochte, daß wir unsere Kinder künftighin nur sehr selten mehr in so schönen und heiligen Momenten bei uns haben werden.“

Man sieht wohl, wie sehr meine Mutter zu jener Zeit unter dem Eindrucke eines Ereignisses stand, das lang schon seine trüben Schatten vorherwarf und sie mit trauriger Besorgniß erfüllte.

Der Wechsel der Wohnung, dessen ich bereits erwähnte, der Besitz einer solchen, die allen vernünftigen Anforderungen genügte, unsere befriedigenden Fortschritte an dem ausgezeichneten Gymnasium, das wir besuchten, Alles dies zusammengenommen hätte, wie es scheint, meine Eltern eher bestimmen sollen, festzuhalten an diesen Zuständen und Einrichtungen, als daran zu denken, sie von Grund aus zu ändern. Hiezu kam noch, daß mein Vater schon vor mehr als Jahresfrist die Supplirung der Lehrkanzel der Geschichte an der Universität wieder aufgegeben, hiedurch seine übergroße Arbeitslast ansehnlich vermindert und somit mehr als bisher Zeit gewonnen hatte, sich uns und unserer Erziehung zu widmen. Aber gerade er war es, der die Meinung vertrat, für Knaben sei es unendlich viel besser, auf dem Lande und nicht in der Stadt, unter der strengeren und consequenteren Leitung von Fremden und nicht unter derjenigen der Eltern, unter einer Schaar gleichalteriger Jungen aufzuwachsen und nicht in der Isolirung des väterlichen Hauses. Nur wenig Beachtung fand bei ihm das schöne Wort Bonstetten's, auf welches ihn sein Bruder vor drei Jahren mit so viel Nachdruck aufmerksam gemacht hatte. „Nun erst fühle ich," so lautet es, „wie nichtig eine Erziehung ist, wo kein häusliches Wesen zum Grunde dient, wo keine häuslichen Freuden existiren. Eine Erziehung, in welcher die Seele Ruhe findet, wo sich Gedanken und Empfindungen bilden, ist nur da möglich, wo gebildete Mütter ein häusliches Glück zu schaffen wissen.".

Die Ansichten meines Vaters wurden von unserem damaligen Hausgenossen, dem Florianer Stiftsgeistlichen Joseph Chmel durch lebhaftes Zureden gewaltig unterstützt. Gleich vielen seiner Amtsbrüder vor und nach ihm hatte auch Chmel, welcher von seinem Prälaten, meinem Onkel, nach Wien gesendet worden war, um seinen später so erfolgreich gewordenen historischen Studien im Staatsarchive und in der Hofbibliothek obliegen zu können, gastliche Aufnahme in dem Hause meiner Eltern gefunden. Denn freudig ergriffen sie die ihnen sich darbietende Gelegenheit zu einer Gegenleistung für die Gastfreundschaft, die ihnen selbst und ihren Kindern in St. Florian so oft und in so reichlichem Maße zu Theil wurde. Aus seinem Verweilen in unserem Hause ergab es sich gleichsam von selbst, daß Chmel, zu jener Zeit nur wenig über dreißig Jahre alt, sich viel mit uns Knaben beschäftigte und sich lebhaft für unsere Erziehung interessirte. Es mag sein, daß ihm dieselbe zu weichlich, zu wenig ernst und energisch, zu sehr den wiederkehrenden Zerstreuungen unterworfen zu sein schien, welche mit dem Leben in einer großen Stadt fast unzertrennlich verbunden sind. Er lenkte die Aufmerksamkeit unserer Eltern auf das Convict in Kremsmünster, lobte dessen einsichtsvolle Leitung, die gesunde

Gegend, die herrliche Lage des Stiftes. Daß er selbst und der Freund unserer Eltern, Friedrich Mayer, daselbst erzogen worden waren, konnte das Gewicht seiner Vorstellungen nur verstärken.

Ausschlaggebend für den von meinem Vater und Chmel vertretenen Standpunkt war eine recht bedeutende Erkrankung, ein Nervenfieber, welches mein Bruder zu jener Zeit überstand. Immer nur von dem ausgehend, was sie für uns zuträglich hielt, widersprach auch meine Mutter nicht länger, so peinlich ihr auch das Opfer erschien, welches ihre dauernde Trennung von uns ihr verursachte. Und allzeit bestrebt, jeglicher Sache, so schmerzlich ihr dieselbe auch sein mochte, die beste Seite abzugewinnen, malte sie sich jetzt die vermeintlichen Nachtheile ihrer eigenen Erziehungsweise, die Vortheile einer fremden für uns aus. „Uns thut das Herz zu weh," schrieb sie meinem Vater, als derselbe auch in diesem Sommer wieder einen kurzen Ausflug nach Nikolsburg unternommen hatte, „wir sehen immer nur unsere fehlenden Kinder vor uns. Statt kalt zu strafen, sind wir gekränkt, statt großmüthig zu verzeihen, sind wir gerührt und weich, und jedes dieser Ereignisse bringt in dem Alter, in welchem die Nerven der Kinder geschont und sie nur ruhig ihrer Ausbildung entgegengeführt werden sollen, eine Familienscene hervor. Sie sehen zu viel unser Herz, unseren Kopf aber zu wenig wirken. Vor diesem würden sie Achtung haben, auf jenes aber pochen sie zu viel. Sie lernen uns vielleicht in unserem Schmerze inniger bemitleiden, aber sie fürchten uns zu wenig. Und hiezu kommt noch so Vieles, was sich von dem äußerlichen Leben der Hauptstadt so annimmt und einschleicht. Kurz ich will glauben, daß es in Kremsmünster gut gehen kann."

Mein Vater war ungleich weniger bereit als meine Mutter, auch in sich selbst einen Theil der Ursache zu suchen, weshalb unsere bisherige Erziehung seinen Wünschen und Anschauungen nicht völlig entsprach. Aber er war es zufrieden, daß sie sich allmälig ein klein wenig leichter in den Gedanken, uns von sich zu lassen, zu finden begann. Und um sie noch mehr über die Trennung zu trösten, die ihr bevorstand, versprach er ihr, das Ganze ungeschehen zu machen und uns wieder nach Wien zurückzunehmen, wenn die in Kremsmünster erreichten Resultate keine befriedigenden sein sollten.

Kremsmünster.

a) Eintritt in das Convict.

Was uns betrifft, so freuten wir uns mit dem Leichtsinn, ja fast möchte ich sagen, mit der Lieblosigkeit der Kinder auf die uns bevorstehende Veränderung und das lustige Leben mit einer zahlreichen Schaar von Kameraden. Und da unsere Mutter, immer das eigene Interesse in den Hintergrund drängend, uns sehr viel von den schönen Gebäuden und der herrlichen Lage Kremsmünsters erzählte, das ihr vor dreizehn Jahren einen so überaus günstigen Eindruck gemacht hatte, so konnten wir die Fahrt dorthin vor Ungeduld kaum mehr erwarten. Sie war auch in hohem Grade befriedigend, und insbesondere brachte, als wir Kremsmünster uns näherten, das frische und fröhliche Geplätscher zahlreicher krystallklarer Bächlein, welche von den die Straße begrenzenden Hügeln herabsprudeln, einen anmuthenden Eindruck hervor, der durch die spiegelnden Teiche, die das Stift umgeben, nur noch verstärkt wurde. Andererseits war uns im ersten Augenblicke klar, daß sich dasselbe an architektonischer Schönheit mit St. Florian nicht messen könne.

Bei unserem ersten Besuche des Convictes zu Kremsmünster, dem wir nun definitiv angehören sollten, begann aber unsere bisher so gehobene Stimmung mehr und mehr zu sinken. War der ehrwürdige Prälat Joseph Altwirth von wahrhaft väterlicher Güte für unsere Eltern und uns gewesen, so schien uns der Convictsdirector Amand Mayerhauser ein Mann zu sein, den man wohl respectiren und fürchten, zu dem aber die Jugend sich nicht leicht ein Herz fassen konnte. Weicher und gütiger kam uns unser neuer Präfect, P. Richard Preinfalk, Vorsteher der zweiten Abtheilung, entgegen, der jedoch ungemein kränklich war und, wie wir bald weghatten, hauptsächlich wünschte in Ruhe gelassen zu werden, wogegen er gern bereit war, uns auch seinerseits in Ruhe zu lassen. Wenn „Erziehen" in nicht viel Anderem als in dem eifrigen Bestreben besteht, die Anlagen und Eigenschaften der zu Erziehenden zu ergründen, die guten zu fördern und zu entwickeln, die tadelnswerthen aber zurückzudrängen und wo möglich ganz zu beseitigen, so ist ein so apathisches Verhalten eines Erziehers allerdings kein ganz ersprießliches zu nennen.

Der Gymnasialprofessor, der nach der damaligen Gepflogenheit den vollständigen Unterricht in der ganzen, und zwar bei uns in der dritten Lateinclasse ertheilte, war P. Georg Benedikt, ein sehr großer, schlanker Mann mit heiteren, etwas burschikosen Manieren. Da die Umgangsformen, die wir von Wien mitbrachten, vielleicht etwas weniger eckige als die unserer oberösterreichischen Mitschüler waren, so gewann P. Georg uns lieb, ohne uns jedoch auch nur im Geringsten eine ungehörige Bevorzugung vor den Uebrigen zu Theil werden zu lassen. Und auch das muß ich zu seiner Ehre bemerken, daß er ganz so wie P. Richard von dem dünkelhaften Hochmuthe vollkommen frei war, den man bei geistlichen und vielleicht auch bei manchen weltlichen Gymnasialprofessoren so häufig antrifft, und der auf die armen Eltern oft so demüthigend, auf die noch ärmeren Schüler so einschüchternd wirkt, der aber in Kremsmünster überhaupt nur selten vertreten war.

Die bei weitem wichtigsten Personen waren für uns jedoch nicht unsere Präfecten und nicht unsere Professoren, sondern unsere Mitschüler, mit denen wir von nun an leben sollten in ununterbrochener und engster Gemeinschaft.

Ich trete meinen damaligen Kameraden, von denen heutzutage nur mehr wenige am Leben sind, hoffentlich nicht zu nahe, wenn ich wahrheitsgemäß versichere, daß eigentlich keiner unter ihnen war, zu dem wir uns gleich im Beginne unseres Zusammenseins lebhafter hingezogen, und ebenso keiner, von dem wir uns irgendwie abgestoßen fühlten. So kam es, daß wir uns in dem Augenblicke der Trennung von unseren Eltern sehr vereinsamt erschienen, und daß bei uns, als sie wirklich fort waren, eine so heftige Sehnsucht nach ihnen und nach unserem Vaterhause ausbrach, daß man sie schon ein förmliches Heimweh nennen kann. Aber wir kämpften tapfer dagegen an. In unseren Briefen an die Eltern ist keine Spur davon zu entdecken, und als wir die Weihnachtsferien beim Onkel in St. Florian zubringen durften, brachten wir fröhliche Gesichter dorthin mit und das Heimweh schien so ziemlich überwunden.

In ganz gleicher Lage befanden sich unsere Eltern und insbesondere unsere Mutter. Auch ihr war der Abschied von uns außerordentlich schwer geworden, auch ihr schien nach ihrer Rückkehr nach Wien ihr Haus ganz verödet — denn auch unsere Ziehschwester Nanny war aus demselben geschieden —, aber auch sie ließ sich in ihren Briefen an uns nicht das Mindeste davon abmerken.

Fand meine Mutter schon darin einigen Trost, daß ihre Schwester Mimi — ihr Bruder Pepi war schon am 4. October 1829 gestorben — jetzt ganz zu ihr zog und bleibend ihre Hausgenossin wurde, so erschien

es wie ein Geschenk der Vorsehung, daß sie gerade damals zu einer edlen und gemüthvollen Frau in ein so inniges, ja zärtliches Freundschaftsverhältniß trat, daß aus ihm für beide Theile eine Fülle beglückender Lebensfreude erwuchs.

Es gereicht meiner Mutter gewiß nur zur Ehre, daß sie gerade auf ausgezeichnete Frauen, je hervorragender dieselben waren, eine wirklich seltene Anziehungskraft ausübte. Ich führe zum Beweise dieser Behauptung nur zwei an, eine Altersgenossin meiner Mutter, die Gräfin Julie Rothkirch, und eine viel jüngere, die Gräfin Julie Dietrichstein, einzige Tochter des Grafen Moriz, welche sich gerade zu jener Zeit mit dem Fürsten Karl zu Oettingen-Wallerstein vermählte.

Beide gehörten, so verschieden sie auch sonst von einander sein mochten, nicht so sehr zu den sanften und milden als zu den starken, willenskräftigen, charaktervollen Frauen, und gerade weil sie selbst so ausgeprägte Individualitäten waren, gaben sie sich dem Zauber einer solchen, wie meine Mutter sie besaß, um so vollständiger hin.

Von vielleicht etwas geringerer geistiger Begabung, aber von nicht weniger sittlichem Werthe als diese beiden Frauen war diejenige, von der ich jetzt sprechen will, die Baronin Fanny von Pasqualati. Um einige Jahre jünger als meine Mutter, war sie vor nicht langer Zeit Witwe geworden, und das Gefühl der Vereinsamung, das sie, wenngleich aus ganz verschiedenen Ursachen, damals Beide gleichmäßig bedrückte, scheint sie noch rascher und inniger an einander gekettet zu haben, als dies vielleicht sonst der Fall gewesen wäre.

Vor Allem aber war es ein gewisser schwärmerischer und poetischer, ja verklärender Zug, welcher Fanny — so wurde sie von den ihr Näherstehenden ausschließlich genannt — meiner Mutter als ein Wesen erscheinen ließ, wie ihr ein ähnliches kaum jemals im Leben begegnet war. Mit einer Güte des Herzens, die unwiderstehlich für sie einnahm, paarte sich eine Selbstaufopferung, eine Bescheidenheit und ein Wohlthätigkeitssinn, die nicht leicht ihresgleichen fanden, Eigenschaften, welche ihr die Zuneigung meiner Mutter in wirklich seltenem Maße gewannen.

Es war zwar nur eine Aeußerlichkeit, trug aber doch nicht wenig dazu bei, für meine Mutter die Freuden des Umganges mit Fanny zu erhöhen, daß sie mit ihr in demselben Hause auf der Melkerbastei eine Wohnung bezog. Täglich, ja nicht selten mehrmals im Tage sahen sich die Beiden, und es that meiner Mutter unendlich wohl, der geliebten Fre[illegible]ie Nachrichten aus Kremsmünster mittheilen und sich gegen sie [illegible]nas uns betraf, vertrauensvoll aussprechen zu können.

Und diese Nachrichten waren denn auch wirklich ganz befriedigender Art. Insbesondere lautete der Bericht, welchen unser sorglicher Freund Mayer nach unserem Weihnachtsaufenthalte in St. Florian über uns erstattete, nur günstig für uns. „Ein Spaß ist es," schrieb er, „wie Jeder von uns, der wirklich oder vermeintlich zu Ihrem Entschlusse beitrug, die Knaben nach Kremsmünster zu geben, sich jetzt darob höchlich rühmt. Chmel z. B. sagte: ‚Das reut mich nun einmal gar nicht, daß ich immerfort antrieb, die Knaben nach Kremsmünster zu schicken, und es ist etwas Seltenes, daß mich etwas ganz und gar nicht reut. Vor einigen Stunden sind sie wieder fort, und zwar ebenso fröhlich, als sie hier ankamen.'"

Diese Fröhlichkeit hinderte jedoch nicht, daß wir mit wahrer Sehnsucht den Tag erwarteten, an welchem wir unsere Eltern, oder wenigstens, da der Vater erst später abkommen konnte, unsere Mutter wiedersehen würden. Am 5. Juli 1831 kam sie in Begleitung ihrer Schwester und des Stiftsgeistlichen Stülz zu uns nach Kremsmünster. Sie sei, berichtete sie dem Vater, mit uns Beiden zufrieden, aber mit meinem Bruder in jeder Hinsicht mehr als mit mir. Franz sei etwas breiter und größer geworden, ich aber weit weniger als er. „Außerordentlich sittig und artig," so lauten ihre Worte, „doch dabei recht zutraulich und ehrlich war Franz; ich glaube aber, er war nur so vor den geistlichen Herren, die ihn gern haben und ihm imponiren, zu Hause wird er schon lauter sein. Alfred ist viel kecker und gemeiner und spricht ein entsetzliches Deutsch, was sich ja wohl wieder geben wird. Anlagen, meinen sie Alle, hätte er, aber viel weniger ausdauernden Fleiß; im Ganzen könnte er, glaubt P. Richard, doch weiter kommen als der Große. Alfreds Classen haben sich sehr gebessert, und P. Georg scheint ihn sehr gern zu haben. Der Religionsprofessor P. David hat mir keine Ruhe gelassen, ich mußte Jedem einen funkelnden Zwanziger schenken, was ich der Ordnung wegen nicht thun wollte. Fanny und Du, lieber Arneth, standet gestern gar immerfort vor meinen Augen; Ihr Beide, mir die liebsten Menschen, würdet Euch gar sehr gefreut haben über die frischen Jungen."

Genau vier Wochen später kam meine Mutter, welche inzwischen mit ihrer Schwester ihren ziemlich vereinsamten Wohnsitz in Tillysburg aufgeschlagen hatte, in derselben Begleitung wie das erste Mal neuerdings nach Kremsmünster, uns nach dem Schlusse des Schuljahres von dort abzuholen. Ich weiß nicht wie es kam, daß sich in dieser kurzen Zeit meine Stellung in der Schule merkbar verschlimmert hatte. Wohl unter diesem drückenden Bewußtsein war es mir in Kremsmünster nicht mehr recht geheuer, und ich schrieb meiner Mutter, unendlich viel lieber

als dort wäre ich bei ihr. Und als sie endlich wieder zu uns kam, da eilten wir ihr etwa anderthalb Stunden auf der Straße entgegen, um sie nur ja so früh als möglich zu sehen. „Sehr heiter waren sie," berichtet darüber unsere Mutter dem Vater, „besonders der Große, denn Alfreds Zeugnisse sind nicht so gut ausgefallen, als er glaubte. P. Georg scheint ihn ungemein gern zu haben, hat mich mit allem Möglichen zu beruhigen versucht, indeß die Zeugnisse sind darum nicht besser. Als wir gestern nach unserer Rückkehr zum Onkel kamen, war seine erste Frage nach den Zeugnissen, und während er Franz herzlich die Hand reichte, gab er Alfreds Zeugniß ohne Bemerkung zurück, was ihm so zu Herzen ging, daß er in Thränen ausbrach. Indeß war er heute beim Frühstück doch wieder störrisch und trotzig, meinte, es gäbe noch viel schlechtere Zeugnisse, und seine Classen seien gar nicht so übel. Die Professoren seien ihm alle gut, und es sei gar nicht so erwiesen, daß er Talent habe. Da nahm ich meine ganze Geduld zusammen und redete ihn nieder, so daß er weinend mich recht gerührt um Verzeihung bat und mich anflehte, ich möge bei Dir seine Fürsprecherin sein."

Ich besitze leider dieses ominöse Zeugniß nicht mehr oder konnte es wenigstens bisher nicht finden, bin also nicht im Stande, den Umfang meiner damaligen Missethat ganz zu ermessen. Gar arg scheint sie übrigens wirklich nicht gewesen zu sein, wenigstens machte mein Vater, sonst in Lernsachen so äußerst genau, in seiner Antwort an die Mutter gar nicht viel Wesens aus der Sache. Und als er bald darauf zu uns nach Tillysburg kam, war er gegen mich gerade so freundlich wie gegen meinen Bruder und stellte mich in keiner Weise gegen denselben zurück.

Unser Vater war der Ueberbringer eines Projectes, dessen erste annähernde Mittheilung schon meinen Bruder und mich in wahres Entzücken versetzte. Wiederholt mußte ich im Laufe dieser Erzählung darauf hindeuten, daß seine alte freundschaftliche Verbindung mit dem Hause Dietrichstein auch durch die Trennung von dem Grafen Joseph keine Abschwächung erfuhr. Der Fürst blieb ihm fortan geradeso gütig gesinnt, wie es nun schon fast seit zwei Jahrzehnten der Fall gewesen war, und mein Vater stand mit ihm fortwährend in reger schriftlicher oder persönlicher Berührung. Die frühe Heirat des Grafen Joseph und die Gründung seines Haushaltes in Prag brachte es freilich mit sich, daß mein Vater ihn nach der ersten Zeit ihrer Trennung weit seltener sah als sonst. Aber auch dieses änderte sich wieder, und die gemeinsame Reise nach München im Jahre 1828, sowie die in drei aufeinanderfolgenden Jahren wiederholten Besuche meines Vaters bei dem Grafen in Mähren

zeigten zur Genüge, wie nahe sich die Beiden fortwährend standen. Nun war ein neuer, weit länger dauernder Besuch geplant, der diesmal nicht allein meinen Vater, sondern die ganze Tillysburger Colonie nach den Dietrichstein'schen Gütern in Böhmen verpflanzen sollte.

Am Morgen des 26. August 1831 wurde von Linz aus die Reise nach Prag angetreten. Am Nachmittage kamen wir an der Heimat unseres Vaters vorbei und sahen mit Rührung seinen Geburtsort Leopoldschlag rechts unten am Berge im Sonnenglanze liegen. Tausend Jugenderinnerungen durchkreuzten den Sinn meines Vaters und in lebhafter Schilderung gab er ihnen anregenden Ausdruck. Wir fuhren die Nacht durch und kamen um zwei Uhr Nachmittags in Prag an. Dort sahen wir die Gräfin Dietrichstein und ihre Töchter, mit denen sie, ich weiß nicht mehr wo, den Sommer zubringen wollte. Der Graf aber fuhr am nächsten Tage mit uns nach Libochowitz, wo wir mit ihm nun vier Wochen verweilten.

Das war für uns Knaben eine frohe, glückliche Zeit, denn zum ersten Male lernten wir die Freuden eines, ich will nicht gerade sagen glänzenden, aber doch äußerst behaglichen Schloßlebens kennen. Unsere Hauptfreude bestand darin, daß wir, bald nach unserer Ankunft in die Reitschule geführt, nur einige Male in den Anfangsgründen des Reitens unterrichtet wurden und dann die Erlaubniß erhielten, an den fast täglichen Reitpartien des Grafen und unseres Vaters Antheil zu nehmen. Wir machten unsere Sache so gut und hielten so wacker die richtige Mitte zwischen frischem, fröhlichem Dahinsprengen und der für Ungeübte doch immer gebotenen Vorsicht, daß man uns volles Vertrauen schenkte und es nicht übel nahm, wenn wir uns in jugendlichem Uebermuthe hie und da erlaubten, uns selbst und den Pferden die Zügel etwas schießen zu lassen.

Ein zweites sehr großes Vergnügen war die Jagd, in welche man uns ebenfalls einführte. Noch lebte mein alter Freund Janko von Nikolsburg her, und er konnte nicht glücklicher sein als wir Beide es waren, wenn es hinaus ging zur Jagd. Doch erinnere ich mich nicht, daß wir auf diesem Gebiete durch sonderliche Fertigkeit geglänzt hätten, ich vielleicht ein klein wenig mehr als mein Bruder, der seiner schon damals sich geltend machenden Kurzsichtigkeit wegen immer ein wenig glücklicher Schütze blieb.

Spazierfahrten mit den Damen, das Baden in der Eger, der unablässige Aufenthalt im Garten, lustige Spiele und andererseits, in entschiedenstem Gegensatze hiezu, aufmerksamstes Zuhören bei den ernsten Discussionen über die Ereignisse des russisch-polnischen Krieges, der gerade

damals — am 7. September — zum Falle von Warschau geführt hatte, erhöhten für uns noch den Reiz des Aufenthaltes in Libochowitz. Freilich wurde er für die Erwachsenen durch das stete Gespräch über die Cholera, über die argen Verheerungen, die sie in Ungarn anrichtete, über die Wahrscheinlichkeit, daß sie bald auch in Wien auftreten werde, endlich über den wirklichen Ausbruch der Epidemie in meiner Vaterstadt wieder etwas getrübt. Schon in St. Florian waren die geistlichen Herren in sehr großer Angst vor der Cholera gewesen, und sie wurden ob dieses Kleinmuthes von meiner muthwilligen Mutter weidlich geneckt. Auch in Libochowitz war man nicht frei von Sorge, und ich erinnere mich, wie der gute Dietrichstein meinem Vater ernstlich anlag, er möge um Urlaubsverlängerung einkommen, denn es sei eitel Thorheit, der Cholera geradezu in den Rachen zu laufen. Obgleich aber die Nachrichten über das Auftreten der Krankheit in Wien immer düsterer lauteten, wiesen doch Vater und Mutter den Gedanken, nicht dorthin zurückzukehren, weit von sich ab. Einmüthig waren sie der Meinung, man dürfe sich nicht muthlos finden und nicht abhalten lassen von treulicher Erfüllung einer obliegenden Pflicht. Wir Knaben wurden selbstverständlich nicht gefragt, wäre dies aber der Fall gewesen, so würden wir freudig unseren Eltern zugestimmt haben, denn ich weiß noch recht wohl, wie sehr wir uns insgeheim über ihre Anschauung freuten.

Am 25. September verließen wir Libochowitz, wo wir so glücklich gewesen waren, und nach einigem Aufenthalte in Prag kamen wir am 29. nach St. Florian und am 30. nach Kremsmünster zurück, wo wir am 1. October von unseren theuren Eltern recht bitteren Abschied nahmen. Nach vierzehn Tagen kamen sie noch einmal zu uns, und dann reisten sie nach Wien, wo etwa drei Monate nach ihrer Rückkehr — am 12. Januar 1832 — Fanny, die Freundin meiner Mutter, sich mit einem ungarischen Gelehrten, Anton von Gévay, der damals als Scriptor in der Hofbibliothek diente, in zweiter Ehe vermälte.

Es war ein Glück für meine Mutter, daß durch diese Heirat in den so innigen Beziehungen zu ihrer geliebten Freundin durchaus keine Aenderung herbeigeführt wurde. Daß dieselbe ihr von nun an nicht mehr ganz so viel Zeit widmen konnte als früher, wurde von meiner Mutter als selbstverständlich betrachtet und rückhaltslos acceptirt. Der feinfühlende Takt der beiden hochgebildeten Frauen traf auch hier immer das Rechte, und daher blieb Alles beim Alten, und glücklicher Weise bei dem für sie Beide gleich erfreulichen Alten.

Der Anfang des Jahres 1832 brachte für meine Mutter eine Verbindung mit sich, die ihr bis an das Ende ihres Lebens eine Quelle

reinster Freude und berechtigten Stolzes, ja wahrer Erhebung wurde, wenngleich die Aufgabe, die mit ihr verknüpft war, ihr insbesondere in den ersten Jahren, in denen sie sich ihr unterzog, ein nicht geringes Maß von Mühe und Arbeit verursachte.

Ihre Majestät die Kaiserin Caroline Auguste, Gemalin des damals noch regierenden Kaisers Franz, deren edler Wohlthätigkeitssinn den Völkern Oesterreichs, insbesondere aber den ärmeren Classen der Einwohnerschaft Wiens so sehr zum Segen gereichte, hatte vor nicht langer Zeit in der Vorstadt Erdberg ein Institut gegründet, in welchem Töchter verheirateter Soldaten Aufnahme finden und zu braven Dienstmädchen herangebildet werden sollten. Denn diesen Kindern wurde ja durch ihre Entfernung aus den Kasernen, in denen sie mit ihren Eltern wohnen und wo sie so Manches mitansehen mußten, was keinen günstigen Eindruck auf sie hervorbringen konnte, eine unbeschreiblich große Wohlthat erwiesen. Anfangs stand dieses Institut unter der Leitung der ersten Kammerfrau der Kaiserin, Baronin Bibra. Da jedoch dieselbe zu kränklich und vielleicht auch sonst dieser Aufgabe nicht ganz gewachsen war, trachtete Ihre Majestät eine andere, geeignetere Dame zu finden, der sie diesen Posten übertragen und von der sie zugleich erwarten konnte, daß sie ihn um der Sache selbst willen und somit ohne irgend welches Entgelt übernehmen würde.

Ich weiß nicht, durch wen die Kaiserin auf meine Mutter aufmerksam gemacht wurde, aber ich gehe wohl nicht zu weit, wenn ich auch darin ein neues Kennzeichen der allgemeinen Hochachtung erblicke, deren sie in Wiens besten Kreisen sich erfreute. Anfangs Januar 1832 fanden die ersten Besprechungen Ihrer Majestät mit meiner Mutter statt, und ein Zufall bot ihr die Gelegenheit dar, hiebei auch die Stiefschwester der Kaiserin, die Erzherzogin Sophie und deren ältestes Söhnlein zu sehen. „Ihre kaiserliche Hoheit," schrieb uns die Mutter am 12. Januar nach Kremsmünster, „war ungemein gnädig mit mir; sie erkundigte sich angelegentlich nach Euch und wünscht Euch alles Liebe und Gute. Allerliebst ist ihr kleiner Erzherzog Franz; bildschön, freundlich und kräftig. Er besitzt einen großen Strohwagen, in welchem er herumgeführt wird; den zieht er im ganzen Zimmer an der Schnur umher, wenn der Wagen leer ist, was doch für ein Kind von sechzehn Monaten gewaltig viel sagen will."

Bessere Oesterreicher und treuere Anhänger des Kaiserhauses als meine Eltern konnte es wirklich nicht geben, und schon in unserer frühesten Kindheit pflanzten sie diese Gesinnung in unsere hiefür so empfänglichen Gemüther. Wie viel hatten wir uns nicht darauf eingebildet, als einmal

im Parke zu Baden der Erzherzog Karl, der ruhmreiche Sieger von Aspern, in schlichtem Civilkleide einhergehend, unseren Vater ansprach, den er in der Burg, wo das Amtslocal desselben war, so häufig begegnete und dem er wahrscheinlich des Umstandes wegen, daß mein Vater im Jahre 1813 freiwillig in die Armee getreten war, sich allzeit besonders gnädig erwies. Der Erzherzog war von seinen zwei ältesten Söhnen, mein Vater von uns Beiden begleitet. Der Größe nach stellte uns der Erzherzog in einer Reihe auf, so daß mein Bruder zum Ersten, der jüngere Prinz aber zum Letzten wurde. „Nun ich bin begierig, wer von Euch zuerst wirklich in Reih' und Glied stehen wird," sagte der Erzherzog mit freundlichem Lächeln, und in gar keiner Weise ließ er uns merken, daß seine Söhne uns hiebei voraussichtlich einen ganz gewaltigen Vorsprung abgewinnen würden.

Diese und ähnliche Erinnerungen wurden gar hoch gehalten in unserem bescheidenen Kreise. Wie oft kamen meine Eltern uns gegenüber nicht nur mündlich, sondern in ihren Briefen nach Kremsmünster auch schriftlich auf die Nothwendigkeit echt patriotischer Gesinnung zurück, und die über alles Lob erhabene Haltung der kaiserlichen Familie während der Cholera gewährte ihnen auch reichlichen Anlaß hiezu. Es war daher auch nicht anders als natürlich, daß meine Mutter sich der ihr von der Kaiserin zugedachten Aufgabe nicht nur gern und willig, sondern auch mit jenem Eifer unterzog, den sie überhaupt an Alles wandte, was sie unternahm. Den schönsten Lohn aber für die sehr viele Plage, die ihr das Institut verursachte, fand sie in den außerordentlich häufigen und oft sehr lange Zeit dauernden Besprechungen, deren die Kaiserin sie würdigte. Immer mit gleicher Güte empfangen, mit gleicher Güte angehört, freute meine Mutter sich lebhaft, wenn das beiderseits mit Lust und Eifer geführte Gespräch sich allmälig auch auf Anderes als auf die Angelegenheiten des Institutes erstreckte, ja wenn Ihre Majestät ihr gerade durch die eingehende Erörterung so fernabliegender Dinge den sprechendsten Beweis ihrer lebhaften Sympathie und ihres unbeschränkten Zutrauens gab.

Die Vorleserin der Kaiserin, wie hie und da gedruckt zu lesen ist, war meine Mutter nie. Denn wenn sie, die unnachahmlich schön vorlas, dies auch Ihrer Majestät gegenüber nicht selten that, so geschah es, wenngleich auf Begehren der Kaiserin, doch allzeit nur freiwillig und niemals in Folge eines dienstlichen Verhältnisses zu ihr.

Für mich erwies sich der Verlauf des Jahres 1832 und der ihm zunächst folgenden Jahre insofern als erfreulich, als der gar so große Unterschied, der während des ersten Jahres unseres Aufenthaltes in Krems-

münster zwischen den Fortgangsclassen meines Bruders und meinen eigenen obwaltete, sich wenigstens annähernd ausglich. Er rückte, wenn ich so sagen darf, ein klein wenig zu mir herunter, wozu freilich seine zu jener Zeit sich recht peinlich geltend machende Schwäche der Augen gewiß das Allermeiste beitrug. Dennoch verschwand dieser Unterschied zwischen unseren Studienerfolgen niemals ganz, ja er hat sich in den späteren Jahren unseres Aufenthaltes in Kremsmünster sogar zu meinen Ungunsten wieder verschärft.

Noch eine mir willkommene Veränderung brachte das Jahr 1832 mit sich. Wir hatten die beiden Ferienmonate zum Theile in Tillysburg und zum Theile in St. Florian, aber diesmal ohne den Vater, der sich nicht freimachen konnte, und ohne unsere Tante, welche in Folge einer sehr schweren Krankheit, die sie im Winter durchgemacht, die Reise nach Oberösterreich nicht unternehmen durfte, mit unserer Mutter allein, aber doch ganz vergnügt zugebracht. Insbesondere war es ein längerer Ausflug zu den Moser's nach Leopoldschlag, während dessen wir in deren zahlreichen Kindern, unseren Vettern und Cousinen, die fröhlichsten Spielgenossen fanden, in deren heiterer Gesellschaft wir uns in ungebundenster, ja manchmal vielleicht sogar etwas toller Weise vergnügten. Am Schlusse der Ferien nach Kremsmünster zurückgekehrt, wurde ich mit einigen meiner Mitschüler in die dritte, die höchste Convictsabtheilung versetzt. Eigenthümlicher Weise blieb mein Bruder mit einer Mehrzahl unserer Classengenossen noch in der niedereren, der zweiten Abtheilung zurück. Eine Auszeichnung konnte in dieser Vorrückung nicht erblickt werden, denn diese hätte mein Bruder und wahrscheinlich noch mancher Andere der Zurückbleibenden gewiß weit mehr verdient als ich. Eine disciplinare Maßregel lag gleichfalls kaum darin, denn die Zöglinge in der dritten Abtheilung wurden nicht strenger, ja eher etwas weniger streng behandelt als die in der zweiten. Ich konnte also schon damals und kann auch jetzt noch den Grund dieser Art von Vorrückung in nichts Anderem als in der Absicht, mich unter eine etwas aufmerksamere Leitung, als der so kränkliche P. Richard sie ausüben konnte, und vielleicht auch in der großen Vorliebe erblicken, welche mein neuer Präfect, P. Heinrich Hassack, für mich empfand, und von der er mir während der ganzen vier Jahre, die ich unter seiner Aufsicht stand, zahlreiche Beweise zu Theil werden ließ.

Doch würde dem guten P. Heinrich Unrecht widerfahren, wenn man in dieser Vorliebe für mich eine unmotivirte Begünstigung erkennen wollte, deren ich mich zum Schaden meiner Abtheilungscollegen zu erfreuen gehabt hätte. Das war durchaus nicht der Fall; im Gegentheile, da ich

bei weitem der Jüngste und wohl auch der Kleinste unter ihnen war, so betrachteten mich Alle gewissermaßen als ihr gemeinsames Kind und gönnten mir die Art von Bevorzugung, welche in irgend einem freundlichen Worte, einem Leckerbissen, und wenn es hoch kam, in einer Begleitung auf einem Spaziergange oder gar einer Ausfahrt bestand, zu welcher die Anderen sich gar nicht so sehr drängten. Da ich immer fröhlich, immer zu hundert kleinen Schelmereien aufgelegt, aber auch immer für jede mir erwiesene Freundlichkeit dankbar war, so hatten mich eigentlich Alle gern und Alle zeigten mir dies auch. So kam es, daß ich einmal, es war im Juni 1833, meinen Eltern in vollem Herzensergusse schrieb: „Ich kann sagen, daß ich meine jetzige Lage wohl mit der keines Anderen vertauschen möchte. Liebreiche Eltern, einen guten Bruder, treue Freunde, einen wohlmeinenden Präfecten, einen so guten Onkel, freundliche Verwandte, was bleibt mir zu wünschen übrig? Mit Recht darf ich behaupten, daß ich einer der Glücklichsten unter den hiesigen Studirenden bin."

Gleichzeitig mit der Vorrückung in eine höhere Convictsabtheilung fand auch im Gymnasium eine ähnliche statt. Mit der vierten Classe war das, was man jetzt das Untergymnasium nennt, absolvirt und wir rückten in die fünfte Classe ein, die damals die Poesie genannt wurde. Hiedurch verloren wir auch nach dem damaligen eigenthümlichen Gebrauche unseren bisherigen Lehrer P. Georg, der wieder zur untersten Classe zurückkehrte und mit derselben neuerdings bis in die vierte aufstieg. So ungern wir uns von ihm trennten, so aufrichtig freuten wir uns auf unseren neuen Professor P. Ignaz Deischel, denn er war zwar schon alt und sehr kränklich, aber wegen des überaus großen Wohlwollens, das er seinen Schülern entgegenbrachte, äußerst beliebt. Und nicht deshalb allein freuten wir uns auf ihn; er war auch unter uns Studenten als Dichter und als eifriger Förderer poetischer Arbeiten bekannt. Wir aber warfen uns damals auf das Versemachen mit wahrer Passion, und wenn ich gleich weit davon entfernt bin, unseren Leistungen auf diesem Gebiete auch nur den geringsten Werth beimessen zu wollen, so waren sie für uns selbst doch gewiß nicht ganz ohne Nutzen. Sie gewährten uns die beste Gelegenheit, nach einem passenden Ausdrucke für unsere Gedanken zu suchen und dieselben in die Form gebundener Rede zu kleiden, welche auch auf den Styl in Prosa eine feilende und glättende Einwirkung übt.

Neben eifrigem Dichten betrieben wir zu jener Zeit auch ernste Lectüre, insbesondere im historischen Fache, mit sehr großer Vorliebe. Ja ich glaube sogar, daß einzelne Werke, die wir lasen, wie Heeren's Geschichte des europäischen Staatensystems und Schrötter's historische und

staatsrechtliche Schriften für unser damaliges Fassungsvermögen wirklich etwas zu schwer waren. So weit kam es, daß unser Vater, der doch das Lesen gediegener Schriften gar sehr begünstigte, uns ernstlich warnte, wir möchten uns nicht allzuviel mit solcher, obgleich an und für sich gewiß nur zu billigender Lectüre, sondern ausschließlicher, als wir es thaten, mit den uns vorgeschriebenen Lehrgegenständen abgeben.

Ueberhaupt scheint es, daß wir uns damals, es sei mir erlaubt, dies offen zu gestehen, in vollem Zuge befanden, ein Paar recht brave Burschen zu werden. Wie immer vor Allem nur der stricten Wahrheit getreu, habe ich weder die Ausgelassenheit meines Bruders in dessen frühester Kindheit, noch die Mangelhaftigkeit meiner Lernerfolge in etwas späterer Zeit auch nur im Geringsten bemäntelt. Dadurch meine ich mir aber ein Recht darauf erworben zu haben, auch an demjenigen nicht schweigend vorüberzugehen, was damals Gutes von uns gesagt wurde. So schrieb unser väterlicher Freund Mayer am 1. November 1832 über uns Beide an unseren Vater:

„Sollte aber schon Jemand an Ihrem Vergnügen, in Oberösterreich zu sein, ein Verdienst haben, so möchte ich es Ihren Kindern zuschreiben, die Ihnen dies Jahr recht viel Freude und fast keinen Verdruß machten. Ich denke mir es oft, welch ein glücklicher Vater Sie doch eigentlich sind! Ihre Söhne sind beide gesund, stark, wohlgestaltet, offen, aufrichtig, gutmüthig, unverdorben und mehr als hinlänglich talentirt. Ich werde Ihnen damit nichts Neues sagen, aber es freut Sie vielleicht, auch von mir dieses Urtheil zu hören."

Und in der That konnte nicht leicht Jemand mehr als meine guten Eltern empfänglich dafür sein, Lobenswerthes von ihren Kindern zu vernehmen. Noch heute ist es für mich rührend zu lesen, mit welcher Freude sie dieser Empfindung in ihren Briefen an uns Ausdruck verliehen. Wie dankbar, ich kann kein bezeichnenderes Wort dafür finden, schrieb mir meine Mutter, als ich ihr zu ihrem Geburtstage, der auf den vorletzten Tag des Jahres fiel, von uns aber immer am letzten begangen wurde, eine kleine Ueberraschung bereitete. Sie bestand darin, daß ich von meinem ersparten Taschengelde durch unseren Zeichenlehrer Herrn Riezelmayer eine Ansicht Kremsmünsters aus der Vogelperspective anfertigen ließ. Auch die Fenster der Convictsabtheilung waren darauf zu sehen, in der ich untergebracht war. Nicht müde wird meine Mutter, die Freude zu beschreiben, die dieses Geschenk ihr bereitete, wie oft sie dasselbe täglich betrachte und uns aus den Fenstern des Convictes herausguckend wähne. Und als ich im März des Jahres 1833 den Geburtstag meines Bruders mit einem für mein Alter vielleicht nicht völlig mißglückten

Gedichte feierte, da war der Rührung in meinem väterlichen Hause kein Ende. Allen Verwandten und Freunden wurde meine poetische Herzensergießung gezeigt, sogar der Fürst Dietrichstein mußte sie lesen, und frohlockend schrieb mir mein Vater, derselbe, ein Kenner in solchen Dingen, habe sie mit Wärme gelobt.

Nach dem eben Gesagten darf ich wohl ohne Selbstüberhebung behaupten, daß die Richtung, die wir einschlugen, wenigstens im Ganzen und Großen keine tadelnswerthe war. Das Verdienst hievon gebührt gewiß zum Theile unseren geistlichen Vorgesetzten und insbesondere, insofern es mich angeht, meinem mir so überaus wohlwollenden Präfecten, P. Heinrich. Aber einen vielleicht noch größeren Antheil hieran möchte ich niemand Anderem zuschreiben als unseren Kameraden.

Den außerordentlich guten Geist, der damals unter den Zöglingen des Kremsmünsterer Convictes herrschte, kann ich wirklich nur rühmen. In der dritten Abtheilung, der ich angehörte, waren Knaben und Jünglinge in einem Alter versammelt, das sich von mir, dem Jüngsten, der ich erst dreizehn Jahre zählte, bis zu dem Aeltesten in dem ungefähren Alter von neunzehn oder zwanzig Jahren erstreckte. Nicht nur die vollste Gleichstellung herrschte unter uns, und eine Hintansetzung der jüngeren war in gar keiner Weise bemerkbar. Aber ebensowenig war eine auch nur im Geringsten schädigende Einwirkung der Aelteren auf die Jüngeren, sondern weit eher ein bildender und sittigender Einfluß der Ersteren zu verspüren. Gar mancher derselben hatte ein wissenschaftliches Lieblingsfach, das er mit Eifer betrieb, und ich verweise zur Erhärtung dieser Behauptung nur auf die naturhistorischen Arbeiten und Sammlungen der Brüder Redtenbacher aus Kirchdorf. Trotz all der ungebundenen Fröhlichkeit, der wir uns hingaben, war uns doch Alles, was nach irgend einer Richtung hin ein Exceß genannt werden konnte, vollständig unbekannt. Niemals wurde ein anstößiges Wort gehört, nie fiel es Einem, auch wenn er zu den Aeltesten zählte, nur von ferne ein, in irgend etwas wie vielleicht im Trinken über die Schranken äußerster Mäßigkeit hinausgehen zu wollen. Es ist wahr, das Deutsch, das wir sprachen, gab Veranlassung genug zu berechtigtem Tadel, dafür waren wir aber auch schlicht, bescheiden und einfach, jede Art von Großthuerei, von Geckenhaftigkeit lag uns vollkommen fern, und von einem Hange zur Nachahmung junger Leute aus vornehmeren und reicheren Familien wußten wir schon aus dem Grunde nicht das Mindeste, weil uns solche gar nicht zu Gesicht kamen. Jeder von uns war sich darüber vollkommen klar, daß er in seinem noch vor ihm liegenden Leben genau nur die Stellung einnehmen werde, die er sich selbst zu erringen verstehe.

Am Schlusse des Schuljahres wurde uns die Freude des Wiederbeginnes der Ferien durch den Tod unseres Professors, des P. Ignaz, dem wir von ganzem Herzen anhänglich waren, gar sehr getrübt. Zu der Trauer um ihn gesellte sich die tiefe Entrüstung, die wir empfanden, als unser Religionsprofessor P. David Landsmann, bei dem es freilich im Oberstübchen nicht immer ganz richtig zu sein schien, die Classe beschuldigte, sie sei durch ungeberdiges Benehmen wenigstens zum Theile Schuld an dem Tode ihres Lehrers. „Es fehlte nicht viel, so hätte er uns Mörder genannt,“ schrieb ich empört an meinen Vater, und nicht nur ich allein, auch meine Kameraden waren um so erbitterter über diese Anklage, als wir sie auch bei strengster Selbstprüfung als völlig grundlos erklären durften, indem unser Verhalten gegen den nunmehr Verstorbenen allzeit ein unserer Verehrung für ihn entsprechendes war. Ich gab dieser Empfindung, wie fast Allem, was mich damals bewegte, in einem Gedichte Ausdruck, das des Beifalls meiner Eltern, Lehrer und Mitschüler theilhaftig wurde.

Diese Gefühle der Trauer und der Entrüstung waren jedoch umsoweniger nachhaltig, als gerade unter dem Glockengeläute des Begräbnisses unseres Professors unsere Eltern in Kremsmünster einfuhren, um uns von dort zu den Ferien abzuholen.

Den bei weitem größeren Theil derselben brachten wir nicht mehr in Tillysburg, sondern in St. Florian zu, denn es hatte sich herausgestellt, daß diese Einrichtung eigentlich allen hiebei Betheiligten die angenehmere war. Unser Onkel legte auf den täglichen, ja fast stündlichen Verkehr mit seinem Bruder ganz besondern Werth, während der Umgang mit seiner geistvollen, immer heiteren Schwägerin ihm, der eines gewissen melancholischen Zuges nicht mehr Herr werden konnte, zu willkommener Anregung diente. Ja sogar wir allzeit fröhliche Knaben mochten ihm hie und da einen Augenblick der Zerstreuung bereiten.

Und sowie vom Onkel, so wurde auch von den Geistlichen des Stiftes das Verbleiben meiner Eltern in St. Florian lebhaft gewünscht, denn sie Alle schöpften ja Erheiterung und Erquickung aus dem Umgange mit ihnen. „Ich rathe daher ein- für allemal,“ schrieb einer von ihnen, Friedrich Mayer, an meine Eltern, „bleiben Sie immer in St. Florian; so schön Tillysburg auch ist, St. Florian ist doch schöner, und ich bin erbötig, alle Einwendungen, die man dagegen machen könnte, siegreich zu widerlegen.“

Mein Vater, den wir durch zwei Jahre nicht gesehen hatten, konnte jedoch wegen dringender Geschäfte im Antikencabinete, dessen Angelegenheiten sich damals in einer Art Krisis befanden, nur den August in

St. Florian zubringen und mußte zu Beginn des September nach Wien zurück. Wir blieben mit der Mutter allein beim Onkel, und es konnte uns als ein Beweis des Werthes erscheinen, den er auf das Zusammensein mit uns legte, daß er sich von uns auf einem Ausfluge nach Ischl begleiten ließ.

So ganz verschieden von der jetzigen Art, dorthin zu gelangen, war die damalige, daß ich ihrer mit wenigen Worten erwähnen zu dürfen glaube. Wir fuhren in zwei Wagen über Neubau und Wels nach Gmunden, wo meine Mutter vor sechzehn Jahren gleichfalls mit dem Onkel zum ersten Male gewesen war; auch diesmal wie zu jener Zeit vergällte Regenwetter den Anblick der wunderschönen Gegend. Es folgte uns auf der Weiterfahrt bis Traunkirchen, wo die Straßenverbindung aufhörte und daher nicht nur wir selbst, sondern auch die Wagen und Pferde auf zwei großen Barken eingeschifft wurden. Von Ebensee ging die Fahrt nach Ischl gleichfalls im Regen, und ebenso die Rückreise vor sich, so daß wir etwas verstimmt über das viele Wetterpech wieder nach St. Florian kamen.

Ungleich lustiger für uns Knaben war ein zweiter Ausflug, den wir mit unserem Vetter und Studiengenossen Alois Moser allein und zu Fuße nach Leopoldschlag unternahmen. Ueber Wartberg, wo wir die Nacht blieben, wanderten wir dorthin und vergnügten uns während unseres Aufenthaltes daselbst in gleich fröhlicher Weise, wie sie bei uns noch vom vergangenen Jahre her in bestem Andenken standen.

Anfangs October kehrten wir nach Kremsmünster zurück, wo nun zu meiner großen Freude mein Bruder, dem ich trotz manchen gelegentlichen Streites doch immer in treuester Liebe zugethan war, in meine, d. i. die oberste Convictsabtheilung kam.

Damals, im Herbste 1833, befand sich Kaiser Franz mit seiner Gemalin auf einer Reise durch Oberösterreich. Es hieß allgemein, das Kaiserpaar werde auch Kremsmünster berühren, und da eine gewisse Wahrscheinlichkeit existirte, daß die Kaiserin, welche sich bei meiner Mutter immer voll Theilnahme nach uns erkundigte, sich in Kremsmünster unser erinnern und nach uns fragen werde, so fehlte es uns nicht an Instructionen für das Benehmen, das wir in diesem Falle beobachten sollten. Aber diese Mühe blieb fruchtlos; das Kaiserpaar kam nicht nach Kremsmünster, sondern es fuhr von Linz auf der gewöhnlichen Landstraße nach Wien. Da trug sich in der Nähe von St. Florian, in dem kleinen Pfarrdörfchen Asten, ein drolliger Vorfall zu, dessen Wiedererzählung uns höchlich ergötzte. Der dortige Pfarrer Gugger, ein Priester des Stiftes St. Florian, der auf dem Gebiete

der Poesie zahlreiche, wenngleich nicht sehr werthvolle Gedichte verbrach, hatte an der Brücke über die Ipf einen Triumphbogen errichtet und die Brücke selbst mit Pyramiden und anderen Verzierungen feierlich geschmückt.

„Gugger hatte," so schreibt hierüber sein Stiftsbruder Mayer an meine Eltern, „natürlich Gedichte verfaßt und Knaben und Mädchen zu Declamationen eingeübt. Denken Sie nun, es fehlte wenig, so wäre dies alles umsonst gewesen. Die rücksichtslosen Hofkutscher hatten so wenig Respect vor dem Pfarrer und dessen Schäfchen am Ipfbache, daß sie in raschestem Tempo durch Asten hindurchfahren wollten. Aber das kräftige Halt des Pfarrers, das er bald in den Wagen hinein, bald gegen den Kutscher hin schrie, und das entschlossene Erfassen des Stiefels des Kutschers bannten urplötzlich den Wagen und Gugger stand am Ziele seiner Wünsche. Der Kaiser und die Kaiserin waren auch wirklich sehr freundlich gegen ihn; die Kaiserin fragte ihn um sein Befinden und ob nicht Sie, gnädige Frau, noch in St. Florian wären. Sie können sich denken, wie sehr diese Frage Alles in Erstaunen versetzte und die ohnehin schon so große Achtung vor Ihnen womöglich bei Allen noch steigerte."

b) Spätere Zeit in Kremsmünster.

Mit einigem Herzklopfen begannen wir im Spätherbste 1833 das neue Schuljahr, denn an Stelle des verstorbenen P. Ignaz wurde P. Romuald Straſſer, der als ein überaus tüchtiger, aber auch als ein sehr strenger Lehrer galt, unser Classenprofessor. Nichts wäre daher erwünschter gewesen, als daß ich meinen Fehler, der freilich bei der Jugend ein ziemlich gewöhnlicher ist, meine Gedanken nicht in hinreichendem Maße auf meine Lernsachen zu concentriren, abgelegt oder doch wenigstens mit einiger Nachhaltigkeit zu bekämpfen mich bemüht hätte. Aber da trug sich im Frühsommer 1834 ein an und für sich ziemlich bedeutungsloses Ereigniß zu, welches jedoch in seiner Rückwirkung auf mich diesen Fehler nur noch vermehrte. Unter unseren Mitschülern befand sich Einer, Karl Redtenbacher, der sich, obgleich er nicht den Convictszöglingen, also nicht unserem engsten Kreise angehörte, doch mit ganz besonderer Innigkeit an mich anschloß. In dem Alter, in welchem wir uns damals befanden, pflegt man eine solche Zuneigung nur selten unerwidert zu lassen; es war also nichts natürlicher, als daß hieraus ein warmes Freundschaftsverhältniß zwischen uns hervorging. Karl Redtenbacher hegte den leicht begreiflichen Wunsch, mich mit seiner

Familie bekannt zu machen, und bald kam von derselben die förmliche Einladung an meinen Bruder und an mich, die nächsten Pfingstferien bei ihr in Kirchdorf zu verbringen.

Mit der Erlaubniß unserer Eltern und der Gutheißung unseres Onkels, die wir eigens einholten, um ihn nicht dadurch zu verletzen, daß wir zum ersten Male während der kürzeren Ferien anderswo hingingen als nach St. Florian, folgten wir dem Rufe nach Kirchdorf. Aber so hoch auch unsere Erwartungen gespannt gewesen sein mochten, sie wurden durch die Wirklichkeit doch noch weit übertroffen. Nach unserer Rückkehr nach Kremsmünster schrieb ich unseren Eltern einen enthusiastischen Brief. „Wir sind jetzt schon wieder zwei Tage hier," heißt es darin, „doch mich dünken diese zwei Tage eine halbe Ewigkeit zu sein. Wir waren also in Kirchdorf und haben uns dort unterhalten, wenigstens ich, wie noch nie in den kleineren, und Euch abgerechnet, auch in den langen Ferien." Wenn ich aber diesen Brief weiter verfolge und außerdem auch meine aus jener Zeit noch sehr lebhaften Erinnerungen zu Rath ziehe, so finde ich eigentlich doch nur zwei Punkte, durch welche dieses Entzücken einigermaßen gerechtfertigt wird. Der Eine besteht in einer wunderschönen Partie, die wir von Kirchdorf aus zur sogenannten Gratenalm unternahmen. Dort oben sahen wir, in der zweiten Hälfte des Mai, die herrlichste Alpenvegetation und unmittelbar daneben große Schneefelder, über welche wir, auf unsere Bergstöcke gestützt, mit Blitzesschnelle hinabfuhren. Nicht nur dies, auch die weite Aussicht beschrieb ich meinen Eltern, die sich von dem Höhenpunkte der Alpe, dem Herrentische darbietet. Aber auch den zweiten, den entscheidenden Punkt, in welchem mein Enthusiasmus für Kirchdorf eigentlich wurzelte, verschwieg ich ihnen nicht. „Euch darf ich es schon gestehen," schrieb ich ihnen, „daß mir Josephine, die jüngste, neunzehnjährige Schwester meines Freundes Karl, mehr als wohlgefiel. Ihr glaubt es gar nicht," mit diesen klagenden Worten endigt mein Brief, „wie mir hier in Kremsmünster Alles so furchtbar langweilig und eintönig ist; auf einmal aus einer so lieben Gesellschaft herausgerissen und hier eingesperrt zu werden, ist schrecklich! Und morgen über acht Tage ist ein so schreckliches Examen; mir ist jetzt Alles schrecklich! Außer wenn ich studiren soll und mit Gewalt meine Gedanken auf das Buch richten muß, sind sie immer nach Kirchdorf gerichtet."

Dieser Herzensergießung ihres noch nicht ganz fünfzehnjährigen Sohnes gegenüber thaten meine Eltern wie immer das Klügste. Sie freuten sich ob meiner Freude, sie lobten es, daß ich an dem schlichten und unverdorbenen Familienleben im Redtenbacher'schen Hause so viel

Gefallen fand, und sie sprachen ihren eigenen Wunsch nach baldiger Bekanntschaft mit demselben aus.

In der etwas erregten Stimmung, in der ich mich damals befand, war es ein Lichtblick für mich, daß mir die Aussicht eröffnet wurde, am Schlusse des Schuljahres, bei der sogenannten Promulgation, den Epilog sprechen zu dürfen. Denn damals herrschte in Kremsmünster die Gewohnheit, daß bei diesem feierlichen Anlasse zwei Schüler der sechsten Classe, welche das Gymnasium verließen, der Eine eine lateinische Rede hielt und ein Zweiter ein deutsches Schlußgedicht vortrug. Es war natürlich, daß man dieser Ehre nur brave Schüler theilhaft werden ließ, aber die allerausgezeichnetsten brauchten sie gerade nicht zu sein, weil man nicht wenig Werth darauf legte, diejenigen zu wählen, von denen man sich versprach, daß ihre Vortragsweise der ihnen obliegenden Aufgabe am meisten entsprechend sein werde.

In Anbetracht dieses letzteren Umstandes hätte man, wie ich mich zu erinnern glaube, am liebsten beide Vorträge uns Brüdern, Franz den lateinischen und mir den deutschen übertragen. Schließlich war es wohl die Scheu, den Schein ungerechtfertigter Protection auf sich zu laden, welche zu dem Entschlusse führte, den Ersten in der Klasse, Namens Becher, mit der lateinischen Rede und mich mit dem deutschen Schlußgedichte zu betrauen. Ich zweifelte nicht daran, daß die Familie Redtenbacher bei einer Feier sich einfinden werde, die ja auch meinen Freund Karl anging, und mich vor seiner Schwester durch einen möglichst gelungenen Vortrag vor den Uebrigen hervorthun zu können, darauf waren von nun an meine lebhaftesten Wünsche gerichtet.

Hiezu war denn vor Allem die Abfassung eines in jeder Beziehung passenden Schlußgedichtes nöthig. Nicht wenig Fleiß und Mühe verwendete ich auf die Zustandebringung eines solchen, und schon glaubte ich mich eines günstigen Erfolges rühmen zu können, denn sowohl von dem sonst so strengen P. Romuald, als von meinen freilich um so nachsichtigeren Mitschülern wurde mein Elaborat nicht wenig gelobt. Aber vor der ganz unerwarteten Macht eines Stärkeren mußte ich mit meinem Werke zurücktreten. Der Pfleger von Orth bei Gmunden, Leopold Mathias Schleifer, in ganz Oberösterreich als hervorragender Dichter bekannt und beliebt, dessen jüngster Sohn Moriz erst im vergangenen Jahre das Gymnasium absolvirt hatte und uns noch als Hörer der Philosophie ein lieber Convictsgenoß war, hatte unseren Professor mit einem schönen, bei der Promulgation vorzutragenden Epilog überrascht. So wie der Autor mir selbst, so war auch sein Werk meiner Arbeit weit überlegen.

Die letztere wurde daher zurückgelegt, und ich ging eifrig daran, das Schlußgedicht Schleifer's auswendig zu lernen. Rasch kam ich damit zu Stande, und am Tage der Feierlichkeit wurde es ohne allzu große Befangenheit vor einer zahlreichen Versammlung von mir declamirt. Auch die beiden Hauptpersonen, meine Mutter und Karls Schwester, befanden sich unter denen, die mich lobten. Besonders groß scheint übrigens der Eindruck, den mein Vortrag auf die Erstere hervorbrachte, nicht gewesen zu sein. Ich finde ihn wenigstens in dem Tagebuche, in welches sie leider fast nur zu jener Zeit alle ihre Erlebnisse mit ziemlicher Genauigkeit eintrug, gar nicht erwähnt.

Was die Unternehmungen anging, die wir in den eben beginnenden langen Ferien ausführen wollten, so befanden wir uns einigermaßen in der Lage, welche die Franzosen embarras de richesse nennen. Unsere Mutter hatte einer siebenbürgischen Dame, Gräfin Rhédey, mit welcher und mit deren bildschöner Tochter Claudine sie erst in den letzten Jahren eine sehr innige Freundschaft geschlossen hatte, einen Besuch in Ischl versprochen. Wir Beide, denn auch mein Bruder stand in dieser Beziehung ganz auf meiner Seite, drängten zu einer Fahrt nach Kirchdorf und zu einem längeren Aufenthalte daselbst. Der Onkel in St. Florian durfte nicht etwa beleidigt oder ganz übergangen werden, und schließlich war es schon seit sehr langer Zeit projectirt, daß wir im September nach vierjähriger Abwesenheit zum ersten Male wieder nach Wien gehen, dort den Vater, der nicht nach Oberösterreich kommen konnte, und die übrigen Freunde und Verwandten sehen und mit ihnen diesen Monat verleben sollten.

Mit ihrem gewöhnlichen Talente, auch scheinbar einander widerstreitende Interessen zu versöhnen, wußte meine Mutter Alles dies in einer Weise einzurichten, daß Jeder befriedigt wurde. Am 6., dem Promulgationstage, fuhren wir nach St. Florian, wo wir durch zehn Tage beim Onkel blieben. Am 16. begaben wir uns über Kremsmünster und Gmunden nach Ischl, wo wir am 17. eintrafen und von der Gräfin Rhédey und ihrer nicht nur reizvollen, sondern auch äußerst liebenswürdigen Tochter mit wahrem Jubel empfangen wurden. Ich war thöricht genug gewesen, gegen die junge Gräfin, als ich sie noch nicht persönlich, sondern nur aus den Briefen meiner Mutter kannte, eine Art von Ingrimm zu verspüren, weil sie, die doch nicht viel älter war als wir, uns hatte sagen lassen, wir möchten doch nur recht fleißig lernen. Vor ihrem Anblicke und ihrer herzgewinnenden Freundlichkeit aber schmolz Alles, was ich etwa früher gegen sie haben mochte, spurlos dahin.

Drei Tage dauerte unser sehr lustiger Aufenthalt in Ischl, an den sich ein gleicher und ebenso langer in Kirchdorf schloß. Es beglückte mich wahrhaft, daß es auch meiner Mutter dort ungemein wohlgefiel, und wirklich schrieb sie bei ihrer Abreise in ihr Tagebuch die Worte: „Kirchdorf unvergeßlich; wunderschöne Gegend, liebe, freundliche Menschen."

Nicht ganz eine Woche blieben wir wieder in St. Florian, dann aber ging es endlich auf der Donau nach Wien, wohin wir uns schon so lange Zeit hindurch ernstlich gesehnt hatten.

Die Einzelheiten unseres diesmaligen Aufenthaltes in meiner Geburtsstadt hier anzuführen, würde mich offenbar zu weit führen. Deshalb beschränke ich mich darauf zu sagen, daß wir von allen Verwandten und Freunden aufs Liebreichste aufgenommen wurden. Den Glanzpunkt unseres Verweilens in Wien bildete aber der Verkehr mit dem Hause Gévay, das wirklich an fröhlicher Unterhaltung, sowie an geistiger Anregung die lebhaftesten Wünsche mehr als befriedigte.

Am 27. September mußten wir Wien mit dem Eilwagen verlassen, zu dem unsere Eltern uns das Geleit gaben. Wie schwer insbesondere unserer Mutter der Abschied wurde, geht aus den Worten hervor, die sie in ihr Tagebuch eintrug: „So wehmüthig wie noch nie nach der Trennung. Alles todt und kalt. Bei Fanny gespeist, das Weinen übermannt mich."

Offenbar war es diese Trauer meiner Mutter über ihre Trennung von uns, welche meinen Vater, der allzeit bereit war, ihr einen neuen Beweis seiner treuen Liebe zu geben, zu einem Vorschlage bestimmte, der für uns eine freudige Ueberraschung enthielt. Ohne uns hievon auch nur die entfernteste Mittheilung zu machen, beschlossen meine Eltern, die nächsten Weihnachtsferien mit uns in St. Florian zuzubringen. In dieser rauhen Jahreszeit und bei der damaligen unbequemen Beförderungsart war dies in der That kein gering anzuschlagendes Opfer. Am Abende des 21. December waren meine Eltern dort eingetroffen; am 24. kamen wir selbst dahin, nichts ahnend von der außerordentlichen Freude, die uns bevorstand. Als wir zum Onkel ins Zimmer traten und bei ihm unsere Eltern fanden, glaubte ich, es sei unmöglich und nur eine frappante Aehnlichkeit täusche mich. Franz sagte gar nichts und lachte in Einem fort. Alle zusammen waren wir sehr glücklich und heiterten auch den Onkel merklich auf. Und des Abends waren wir Brüder, wie meine Mutter in ihr Tagebuch einträgt, so ausgelassen, daß ihr angst und bang wurde. Um uns aber doch mit etwas Ernsterem zu beschäftigen, bis die Zeit zur Mitternachtsmesse erschien, der wir beiwohnen wollten,

las ich mit der Mutter, während Franz auf ein paar Stunden zu Bett ging, „Kerker und Krone“ von Zedlitz.

Am Nachmittage des 28. December kehrten wir von St. Florian nach Kremsmünster zurück, von unseren Eltern eine Viertelstunde weit, bis Hohenbrunn begleitet. „Alfred gibt mir,“ schreibt meine Mutter, „ein Tannenreis. Ich kann mich nicht mehr zurückhalten und will es auch nicht. Warum sollen die guten Kinder nicht wissen, daß sie meine größte irdische Freude sind? Franz ist etwas blaß und Alfred weint auch. Gott segne und geleite sie!“

Nach Wien zurückgekehrt, erhielt meine Mutter einigen Trost für die erneuerte Trennung von uns durch die überaus gnädige Aufnahme, die sie wieder bei der Kaiserin fand. Eine Angelegenheit, die ich nicht näher zu bezeichnen weiß, die sich aber auf eines der im Institute befindlichen Mädchen bezogen haben muß, erregte das ganze Interesse Ihrer Majestät. „Wie engelsgut sie ist,“ schreibt meine Mutter am 12. Januar 1835 in ihr Tagebuch, „sich so zu kümmern und zu freuen. Sie hat viel mehr Vertrauen als ich; Gott gebe, daß es gut geht.“ Und etwa einen Monat später überreichte ihr meine Mutter eine von ihr verfaßte, auf das Institut bezügliche Denkschrift, welche die Kaiserin bei dem nächsten Zusammentreffen „ein Meisterstück“ nannte.

Nur kurze Zeit währte es, so wurde die hohe Frau von dem größten Unglücke betroffen, das nur immer über sie hereinbrechen konnte. Am 24. Februar wurde Kaiser Franz von einer schweren Krankheit befallen, und schon am 2. März verschied er. Am 10. sah meine Mutter ihre erhabene Gönnerin zum ersten Male wieder. „Blaß, still und mild,“ so notirt sie in ihr Tagebuch, „liegt sie wie ein Heiligenbild vor mir, die ich ihr schluchzend die schönen Hände küsse. O, könnte ich mir jedes Wort dieser vortrefflichen, ausgezeichneten Frau ins Gedächtniß prägen! Selbst in unseren Kreisen, ohne Rang, ohne Reichthum, wäre sie eine seltene Erscheinung; um wie viel mehr ist sie es da, wo sie jeden ihrer Schritte durch eine Wohlthat bezeichnet. Viermal küßte sie mich auf den Kopf und erzählte so rührend von dem Segen des Verstorbenen, den der gute Sohn nicht ohne seinen Bruder empfangen wollte. Sie sprach mir von der Bitte, die sie dem Kaiser noch vorlegen wollte, mich zu ihrer Vorleserin zu machen. ‚Ich habe Sie sehr lieb,‘ sagte sie mir, ‚Sie wissen gar nicht, wie viel Sie mir schon waren. Sie sollen es neuerdings werden, aber auch der Form und dem Namen nach. Sagen Sie Ihren Kindern, daß sie noch dem Verstorbenen dienen, wenn sie dem jetzigen Kaiser gute Unterthanen sind.‘ Ich aber gelobe ihr in meinem Herzen fest und innig, ihr mein ganzes

Leben zu widmen, ohne Gewinn, ohne Wunsch nach Belohnung, rein nur für sie."

Schon seit längerer Zeit und auch während derjenigen, welche auf unser Zusammentreffen mit unseren Eltern in St. Florian folgte, hat die Wahl des Standes, dem wir uns künftighin zuwenden wollten, den Gegenstand eifriger Erörterungen zwischen uns gebildet. Bei meinem Bruder galt es allerdings schon seit seiner Kindheit als feststehend, daß er dereinst dem geistlichen Stande sich widmen werde. Der frühzeitige und häufige Aufenthalt in dem von uns so geliebten St. Florian hatte diesen Gedanken zuerst geweckt und dann derart gefestigt, daß eigentlich Niemand mehr in der Familie an seiner künftigen Erfüllung zweifelte. Als wir einmal in St. Florian bei der ersten Messe eines neugeweihten Geistlichen anwesend waren, versetzte sich meine Mutter mit ihrer regen Phantasie in den feierlichen Moment, in welchem sie der Primiz ihres älteren Sohnes beiwohnen und von seiner Hand den ersten priesterlichen Segen empfangen werde. Mein Bruder selbst betrachtete die Sache als so ausgemacht, daß er einmal, als ein absolvirter Kremsmünsterer Student mit uns nach St. Florian fuhr, um dort in das Noviziat zu treten, meinem Vater als wie von etwas Selbstverständlichem schrieb, zu der Zeit, in welcher Jener die Priesterweihe erhalte, werde er selbst ins Noviziat kommen.

Allmälig tauchten jedoch, und soweit ich sehe, zunächst in mir einige Zweifel auf an der Standhaftigkeit dieses Vorsatzes, Zweifel, die übrigens auch leicht das Product eines leider in mir ziemlich starken Hanges zur Neckerei sein konnten. Aber auch der weit ernsteren Auffassung meines Vaters schien eine ähnliche Wahrnehmung nicht zu entgehen, denn auf sie gründete sich wahrscheinlich der schon an und für sich ungemein vernünftige Vorschlag, mit dem er an meinen Bruder herantrat, derselbe solle, bevor er sich definitiv für den Priesterstand entscheide, ein Jahr hindurch Medicin an der Wiener Universität hören. Allsogleich stimmte mein Bruder diesem Projecte zu, doch that er dies damals gewiß nicht mit dem Gedanken, in der Ausführung desselben die Brücke zu finden, sich von seinem langgehegten Plane wieder zu entfernen. Denn noch viel später betonte er es in ernstlichster Weise, daß dieses Jahr Medicin das einzige und letzte sein werde, welches ihm im väterlichen Hause zuzubringen vergönnt sei.

Allerdings finde ich in seinen damaligen Briefen an unseren Vater die mehrmals in ziemlich dringendem Tone wiederholte Frage, ob er glaube, daß es einem seiner Söhne gestattet sein würde, unter ihm bei einem und demselben Amte zu dienen? An mich dachte er hiebei gewiß

nicht, und bei dem außergewöhnlichen Eifer, mit dem er zu jener Zeit historischen Studien oblag, hatte er bei solchen Gedanken wohl nur seine eigene Person im Sinne. Um so wahrscheinlicher dünkt mich dies jetzt, wenn ich mich daran erinnere, wie eigentlich unser vorjähriger Besuch in Kirchdorf auf meinen weit ernsteren und solideren Bruder einen viel nachhaltigeren Eindruck hervorgebracht hatte als auf mich. Was bei mir rasch aufflackerndes und ebenso wieder verlöschendes Strohfeuer gewesen zu sein scheint, war bei ihm offenbar das Resultat eines edleren und bleibenderen Gefühls. Bei einer Meinungsverschiedenheit über den Ort, in welchem wir die Osterferien des Jahres 1835 zubringen sollten, plaidirte er mit großer Wärme für Kirchdorf, während ich mich für Leopoldschlag aussprach, und als er mit seiner schon der viel geringeren Entfernung wegen gewiß zweckmäßigeren Ansicht durchdrang und wir wirklich nach Kirchdorf gingen, da trieb ich mich den ganzen Tag mit meinen Altersgenossen auf der Jagd, wie wir es euphemistisch nannten, umher, während sie sich doch schon der Jahreszeit wegen auf Eichkätzchen und allerlei Vögel beschränkte, unter denen uns sogar Sperlinge nicht zu gering waren. Franz hingegen saß unter dem Vorwande, seiner Kurzsichtigkeit wegen unsere Schießübungen nicht gut mitmachen zu können, wie er selbst recht treuherzig unseren Eltern berichtet, meistentheils bei den Mädchen, mit denen er vorzugsweise Musik trieb. In enthusiastischen Worten schilderte er unserem Vater die Schönheit der Kirchdorfer Gegend, und obgleich er erst im vergangenen Jahre in Gmunden und Ischl gewesen, behauptete er doch nie etwas Herrlicheres gesehen zu haben als Kirchdorf.

Eine ungleich geringere Rolle als bei meinem Bruder spielte die Frage der künftigen Standeswahl bei mir. Nur einmal regte ich sie selbst an, als von einem ehemaligen Kremsmünsterer Studenten, Namens Kürsinger, die Rede war, der nach Vollendung seiner Studien in irgendwelche Verbindung mit dem damaligen Commandanten der österreichischen Seemacht Marquis Paulucci getreten und in seinem Gefolge nach Griechenland und der Levante, nach Palästina und Egypten gekommen war. Auf meine Bemerkung, wie sehr ich ihn um diese Reise und um das Glück, fremde Länder und Völker zu sehen, beneide, antwortete mein Vater, daß ich ja eines ähnlichen Loses, und zwar durch den Eintritt in die Akademie zur Erlernung der orientalischen Sprachen theilhaft werden könnte.

Ich leugne nicht, daß mir dieser Gedanke ein Weilchen im Kopfe herumging, daß ich es aber heute noch billige, wenn meine Antwort ablehnend lautete. Die Eltern der jungen Leute, welche zu jener Zeit in

die orientalische Akademie traten, mußten einen Revers leisten, daß ihre Söhne sich für beständig der Dienstleistung im Oriente widmeten. So überaus wünschenswerth es mir nun auch erschienen wäre, den Orient einmal zu sehen, für ein so wenig beneidenswerthes Schicksal hielt ich es doch, dort sein ganzes Leben zubringen zu müssen. Freilich waren schon damals die Fälle nicht ganz selten, in welchen ehemalige Zöglinge der orientalischen Akademie trotz des ausgestellten Reverses später zur diplomatischen Dienstleistung im Occidente verwendet worden waren. Aber ich fühlte allzeit nur geringe Neigung zum Dienste in der Diplomatie, und dieselbe ist in mir mit zunehmendem Alter nicht stärker geworden. Ich weiß recht gut, daß ohne unbedingten Gehorsam und blinde Unterwerfung des eigenen unter den fremden und höheren Willen ein geregelter Dienst in allen Zweigen des öffentlichen Lebens ganz unmöglich sein würde. Aber die Art pflichtmäßiger Verstellung, zu welcher bei aller Ehrenhaftigkeit des Charakters des Einzelnen derselbe oft wider seinen Willen dadurch genöthigt wird, daß er die jeweilige Ansicht des eigenen Cabinetes, auch wenn er sie in seinem Innern mißbilligen sollte, selbst noch über den amtlichen Verkehr hinaus in seiner ganzen Haltung, in jedem Privatgespräche, ja ich möchte fast sagen in jeder Miene, die er annimmt, als die einzig richtige hinstellen, vertreten und vertheidigen muß, das ist eine Rolle, von der mir allzeit schien, daß ein überzeugungstreuer Mann sich oft nur sehr schwer in sie hineinfinden könne.

Meine Abneigung, mich für die Bewerbung um einen Platz in der orientalischen Akademie zu entscheiden, fand in meiner Mutter eine mächtige Alliirte. Auch sie hielt den bleibenden Aufenthalt im Orient durchaus nicht für wünschenswerth, und ganz besonderen Nachdruck legte sie darauf, daß, nachdem es zu jener Zeit noch feststand, mein Bruder werde dem geistlichen Stande sich widmen, sie dann ihr ganzes Leben hindurch der Freude werde entbehren müssen, wenigstens einen ihrer Söhne um sich zu haben. Einer solchen Entbehrung könne man sich, so meinte sie, in Ergebung fügen, wenn sie Einem vom Schicksal als unausweichlich auferlegt würde, aber man dürfe sie doch unmöglich selbst herbeiführen wollen.

Mein Bruder war gleichfalls nicht für meinen etwaigen Eintritt in die orientalische Akademie, und da die ganze Sache auch von Seite meines Vaters nur eine Anregung und nicht eine Willensäußerung gewesen, so blieb sie auf sich beruhen und es war von ihr nicht mehr die Rede. Wir betrachteten es vielmehr als selbstverständlich, daß ich dereinst die Rechte studiren und im inneren Dienste des Staates mein Fortkommen suchen werde.

Lebhafter als dies beschäftigte uns zu jener Zeit die Frage, wo und wie wir die Pfingstferien zubringen sollten. Franz wollte wieder nach Kirchdorf; ich aber heckte ein ganz neues Project, das einer Fußwanderung ins Gebirg aus, und diesmal blieb ich aus dem Grunde Sieger, weil P. Heinrich, welcher der Familie Redtenbacher nicht grün war, die Meinung hegte oder sie wenigstens vorschützte, der Aufenthalt in Kirchdorf bringe auf uns keine günstigen Eindrücke hervor.

Unsere Gebirgstour bestand darin, daß wir Beide und ein etwas älterer Convictsgenoß, Namens Friedrich Elsner, dessen Vater als Oberamtsrath in Gmunden angestellt war, am Pfingstsonntage von Kremsmünster nach Scharnstein fuhren. Von dort traten wir unsere Fußwanderung an, speisten bei dem Pfarrer in der Grünau, P. Placidus, einem Kremsmünsterer Geistlichen, zu Mittag und erreichten gegen Abend den Almsee, wo wir im Seehause die Nacht blieben. Am folgenden Morgen gingen wir zuerst dem schäumenden Weißenbach entgegen, hierauf über einen Bergrücken und dann wieder steil abwärts zum Offensee, von da aber nach Ebensee, wo wir um halb ein Uhr ankamen und wieder Mittag machten. Ein Schiffchen brachte uns nach Traunkirchen, von wo wir nach Gmunden weitergingen und bei Elsner's die freundlichste Aufnahme fanden. Den Dienstag brachten wir in Gmunden zu und Mittwochs um fünf Uhr früh machten wir uns auf den Weitermarsch nach Lambach. Der Traunfall entzückte uns, aber in Lambach erstaunten wir, die wir an St. Florian und Kremsmünster gewöhnt waren, höchlich, als uns ein Geistlicher auf unsere Bitte, uns das Stift und seine Merkwürdigkeiten zu zeigen, offen gestand, sie besäßen nichts Sehenswerthes und auch ihr Haus biete nichts Merkwürdiges dar. Etwas enttäuscht, wanderten wir auf der eintönigen Poststraße weiter nach Wels, von wo wir mit der Pferdebahn nach Linz fuhren. Donnerstags früh gingen wir, Elsner immer mit uns, zu Fuß nach St. Florian, wo wir den Onkel besuchten, der uns gegen Abend zu Wagen nach Kremsmünster zurückführen ließ.

Zur Beurtheilung der damaligen Lebensverhältnisse ist es vielleicht nicht ganz ohne Werth, wenn ich hier anführe, daß wir gemeinschaftliche Casse führten und die Gesammtausgabe für unsere fünftägige Tour, obwohl wir uns gar nichts abgehen ließen, sich doch nur auf dreizehn Gulden Conventionsmünze belief. Auf einen von uns kam also täglich etwas weniger als ein Gulden.

Die fröhliche Stimmung, in der wir uns damals befanden, wurde nicht wenig durch die freudige Aussicht erhöht, unsere Mutter in diesem Jahre früher als sonst wieder zu sehen. Ihre liebenswürdige Freundin

Gräfin Julie Dietrichstein, jetzt Fürstin Oettingen-Wallerstein, hatte sie dringend zu sich nach München geladen, und um nichts von dem Zusammensein mit uns während der langen Ferien zu versäumen, willigte unsere Mutter ein, den Monat vor denselben in München zu verweilen. Auf der Reise dorthin besuchte sie uns, und wir eilten ihr wie gewöhnlich bis Kematen, etwa anderthalb Stunden entgegen. Mit Jubelgeschrei bewillkommten wir sie und waren glücklich, wieder einmal ein paar Tage mit ihr verleben zu können. Wie sehr auch unsere Mutter diese Empfindung theilte, geht aus der Eintragung hervor, die ich unter dem Datum des 5. Juli in ihrem Tagebuche finde.

„Der Abend einer der schönsten," so lautet sie, „die ich je genießen werde. Alles Leben, Andacht, Feier der Natur. Mondhell und herrlich beleuchtet ist die schöne Landschaft; auf der Gratenalm Sonnwendfeuer, der astronomische Thurm beleuchtet, unzählige Glühwürmchen, der herrlichste Duft und die schönsten Vocalquartetten wie vom Himmel sanft hernieder thauend auf uns, auf mich zwischen meinen Kindern."

Die Quartetten, welche meiner Mutter so gefielen, wurden von einigen meiner Mitschüler gesungen, welche sich, ihr unsichtbar, auf einer kleinen Wiese über uns placirt hatten. Und ihrem Entzücken über diesen Abend gab sie auch in einer an meinen Vater gerichteten, überaus anschaulichen Schilderung Ausdruck. „Gott sei tausend Dank und Preis," heißt es an ihrem Schlusse, „für all die Wohlthaten, die er mir angedeihen läßt, für Dich, für unsere Söhne und auch dafür, daß ich es so innig fühlen kann, wie glücklich ich bin!"

Am frühesten Morgen des 6. Juli verließ unsere Mutter uns wieder; während sie aber in München im Hause Wallerstein sich eines wahrhaft köstlichen Aufenthaltes erfreute, bereitete ich mir selbst durch eigenes Verschulden die stärkste Demüthigung, die mir während meiner ganzen Studienzeit widerfuhr. Um so schmerzlicher empfand ich sie, als gerade der Verlauf dieses Schuljahres die entgegengesetzten Erwartungen in mir rege gemacht hatte. Am Schlusse des ersten Semesters hatte ich nämlich mein lang ersehntes Ziel wirklich erreicht, mit meinem Bruder eine völlig gleiche Classification zu erlangen. Jeder von uns hatte vier Vorzugs- und zwei erste Classen. Außer der Mathematik, in der wir Beide nicht excellirten, war meine Achillesferse in der Philosophie, die meines Bruders in der Philologie, und mit dem Sanguinismus der Jugend bildete ich mir ein, ich sei auch in der Philosophie schon sehr nahe an der Eminenz gewesen und würde sie ohne Zweifel im nächsten Semester wirklich erreichen. Aber gerade das Gegentheil fand statt; obgleich ich in den übrigen Fächern wieder gute, ja zum Theile sogar vor-

zügliche Classen davon trug, vermochte ich in der Philosophie nicht einmal die erste zu behaupten, sondern erhielt eine ungenügende Fortgangsclasse, freilich mit dem Rechte, die Prüfung beim Beginne des nächsten Schuljahres nachtragen zu dürfen.

Natürlicher Weise brachte mein arger Mißerfolg auf meine Eltern, mit denen wir am 2. August in St. Florian zusammentrafen und die gleich mir selbst eines derartigen Ereignisses gar nicht gewärtig waren, insbesondere auf meinen Vater einen recht niederschlagenden Eindruck hervor. Aber in so liebevoll nachsichtiger Weise zeigte er mir seine Betrübniß, daß ich davon völlig zerknirscht war. Die Mutter aber in ihrer rasch entschlossenen Art legte gleich Hand an, um mich den einmal begangenen Fehler so bald und so gut als möglich wieder verbessern zu machen. Sie selbst begann sich mit mir in die so schwer verständlichen philosophischen Schriften des gestrengen Professors P. Berthold zu vertiefen und mich das Gelernte zu überhören. Dennoch wurde ich auch des Ferialvergnügens nicht völlig beraubt und durfte, wonach ich mich besonders sehnte, wenn ich des Morgens fleißig gearbeitet hatte, des Nachmittags auf Hasen und Rebhühner jagen. Und endlich ging auch das Project in Erfüllung, zu dessen Verwirklichung mein Bruder schon seit Monaten drängte, ein Ausflug nach Kirchdorf. Am 20. August brachen die Eltern mit uns nach Kremsmünster auf, und es beglückte mich, daß ich mit dem Vater allein den Weg nach dem Almsee fortsetzen durfte, während mein Bruder mit der Mutter direct nach Kirchdorf fuhr. Am folgenden Tage gingen Vater und ich zu Fuße durch die Hetzau nach der Steyerling, und im sogenannten Brunnenwinkel trafen wir mit Mutter, Franz und ihrer Redtenbacher'schen Begleitung zusammen. Gar lieb war diese Wanderung mit dem Vater allein, und voll Inbrunst erneuerte ich das Gelöbniß in mir, ihm keinen Verdruß mehr zu bereiten, wie dies vor Kurzem leider geschehen war.

Schon am 22. August verließen wir insgesammt Kirchdorf, fanden in Sierning den uns entgegenkommenden Onkel und kehrten mit ihm nach St. Florian zurück, von wo wir jedoch sehr bald wieder schieden, um unsere Eltern nach Wien zu begleiten und hier den September mit ihnen zu verleben. Zum Beginne des Schuljahres nach Kremsmünster zurückgekehrt, legte ich zwei Wochen später meine Nachprüfung ab, und zwar mit recht befriedigendem Erfolge, aber doch keineswegs mit dem Bewußtsein, hiedurch den einmal begangenen Fehler auch vollkommen ungeschehen gemacht zu haben.

Mit großer Freude erfüllte uns der Entschluß unseres Präfecten P. Heinrich, uns und unsere Abtheilungsgenossen an zwei Abenden der

Woche Schiller'sche Dramen mit vertheilten Rollen lesen zu lassen. Mein Bruder und ich standen hiebei gar sehr im Vordergrunde. So las er im „Wilhelm Tell" den Melchthal und den Johannes Parricida, ich aber den Tell, die Gertrud und die Armgart, und mit Freude berichtete ich meinen Eltern, daß Franz in der Scene mit Stauffacher und Walther Fürst, in welcher Melchthal die Nachricht von der grausamen Blendung seines Vaters hinterbracht wird, ganz außerordentlich gefiel. Sie blieb auch später in unserem häuslichen Kreise sein oft bewundertes Steckenpferd.

Auch die „Jungfrau von Orleans" und der „Wallenstein" gingen recht gut von Statten. Es klingt komisch genug, aber liegt doch in der Natur der Sache, daß ich die Johanna las, während meinem Bruder der Dunois und der Lionel zugetheilt waren. Im „Wallenstein" las Franz die Hauptrolle und ich den Max, den Oberst Wrangel und den Oberstlieutenant Gordon. „So etwas sollten wir," meinte Franz in einem Briefe an unsere Eltern, „einmal zu Hause oder bei Gévay probiren." Er sprach damit einen Wunsch aus, der sich wenigstens theilweise schon in allernächster Zeit und dann später in recht ausgedehntem Maße verwirklichen sollte.

„In allernächster Zeit" darf ich sagen, denn wir bereiteten unseren Eltern die Ueberraschung, daß wir sie, indem wir die Fahrkosten aus unseren Ersparnissen bestritten, während der Osterferien in Wien überfielen. Groß war die Freude, die wir ihnen dadurch machten, und welche sie uns auch in einer uns ungemein wohlthuenden Weise ganz unverhohlen zeigten. Schon am zweiten Abende nach unserer Ankunft wurde bei Gévay etwas von Calderon gelesen, wobei wir uns zum ersten Male zur Zufriedenheit unserer Mutter producirten. Und noch besser ging es einige Tage später mit „Wallenstein", den wir mit der gleichen Rollenvertheilung wie in Kremsmünster lasen.

Auch in Bezug auf die Studien ging es uns das ganze Jahr hindurch recht gut. Insbesondere thaten wir uns in der Geschichte hervor, die ja überhaupt unser erklärtes Lieblingsfach war. So konnte ich schon am Schlusse des ersten Semesters, am 13. März, meinen Eltern schreiben: „Jetzt ist das letzte Examen auch vorbei, und recht glücklich und ehrenvoll für uns Beide, denn wir waren die einzigen im ganzen Collegium, welche mit sicherer Eminenz eingegeben waren. Franz wurde vor mir aufgerufen, weil sich P. Ferdinand nicht an die alphabetische Ordnung hält. Er mußte Konrad III. und Friedrich Barbarossa abhandeln, ich als der folgende Heinrich VI., Friedrich II., Konrad IV., Konradin in Neapel. Es ging außerordentlich gut und wir wurden vom Herrn Kreishaupt-

manne Ritter von Dornfeld, der als kaiserlicher Prüfungscommissär hier war, mit den Worten: ‚Sehr brav, ausgezeichnet‘ entlassen.“

Gerade vor zehn Jahren waren wir aus Anlaß unserer ersten Prüfung an der Hauptschule zu Steyr diesem Ehrenmanne, der an dem langjährigen Schauplatze seines Wirkens ein auch heutzutage noch gepriesenes Andenken hinterließ, zum ersten Male vorgestellt worden. Wer hätte je daran gedacht, daß fast vier Decennien später durch die Heirat meiner Tochter mit einem seiner Enkel seine Urenkel auch meine Enkel sein würden!

In ähnlicher Weise gingen die Dinge auch während des zweiten Semesters dieses letzten Schuljahres, das wir überhaupt in Kremsmünster zubringen konnten, vor sich. Nur stieg während desselben unsere Sehnsucht, endlich von dort loszukommen, in ganz merkwürdiger Weise. Nicht daß wir das viele Gute, das uns im Laufe von sechs Jahren daselbst zu Theil geworden war, irgendwie verkannt hätten oder dafür nicht dankbar gewesen wären. Aber wir waren doch auch wieder der festen Ueberzeugung, daß wir bei zunehmender Reife nicht mehr in eine Anstalt paßten, deren Grundplan uns nur für ein mehr kindisches Alter berechnet und geeignet zu sein schien. „Jeder ohne Ausnahme wünscht,“ schrieb schon im Beginne des Jahres mein Bruder nach Hause, „erlöset zu werden, und das mit einer Sehnsucht, die allen Glauben übersteigt.“

Das letzte erwähnenswerthe Ereigniß, das wir in Kremsmünster erlebten, war ein Fest, welches wir unserem Präfecten P. Heinrich aus Anlaß seines Namenstages gaben. Eine Pyramide stellten wir auf, die eine lateinische Inschrift zu seinen Ehren als Chronograph im Transparent zeigte. Ein von mir verfaßtes Gedicht, von einem unserer Collegen in Musik gesetzt und von vier derselben als Quartett gesungen, folgte darauf; verschiedene andere Musikstücke machten den Schluß.

So jung ich auch damals noch war, so wenig liebte ich doch auch schon zu jener Zeit die Gelegenheitsgedichte, und ich ging der Aufgabe, solche zu verfassen, am liebsten ganz aus dem Wege, denn die übertriebenen Schmeicheleien, die gewöhnlich darin vorkommen, widerstrebten mir gründlich. Daß dies wirklich der Fall war, hatte ich durch meine Weigerung bewiesen, ein solches Gedicht für eine Feier zu verfassen, welche im November oder December 1835 für den Convictsdirector P. Amand Mayerhauser veranstaltet wurde. „Was ich nicht fühle, kann ich nicht sagen,“ erklärte ich damals dem P. Heinrich etwas trocken, als er ein solches Gedicht von mir verlangte. Für P. Amand sage mir mein Gefühl wenig oder gar nichts, also könne ich auch kein Gedicht auf ihn machen.

Vielleicht nicht ganz mit Unrecht war P. Heinrich über diese Weigerung etwas empfindlich. Aber um so mehr mußte es ihm schmeicheln, daß ich das Gedicht auf ihn selbst so bereitwillig verfaßte. Und weil die Stimme meines Herzens dabei mitsprach, fiel es auch zu allgemeiner Befriedigung aus.

Am 3. August 1836 trafen unsere Eltern in Kremsmünster ein, uns von dort abzuholen. Die Freude über das Wiedersehen und wohl auch die, dem Convictsleben für alle Zukunft zu entgehen, ließen das Bedauern über die Trennung von einem Orte, an welchem wir sechs Jahre doch wenigstens zum größeren Theile glücklich verlebt, und von Personen nicht aufkommen, von denen uns gar Manche, und vor Allen P. Heinrich, Beweise ihrer Güte, ihres Wohlwollens, ihrer Theilnahme an unserem Schicksal gegeben hatten. Da auch der Erfolg der Studien ein nicht unerfreulicher war, so legten wir in fröhlichster Stimmung den Weg nach St. Florian mit den Eltern zurück. Nach einer Woche vergnügten Aufenthaltes daselbst nahm uns unser Vater auf eine kleine Fußreise mit, die er in Begleitung seines alten Freundes und Studiengenossen Professor Gaisberger und eines anderen Florianer Geistlichen Namens Schönleitner, unter dessen Leitung und Patronanz ich dort immer auf die Jagd ging, nach Salzburg unternahm.

Von den durchwegs wenig bedeutenden Begebenheiten dieser Reise will ich nur die ungemein langdauernde Fahrt über den ganzen Attersee von Scharfling bis Unterach in einer von zwei Männern geruderten Barke erwähnen. Gleich den Uebrigen den glühenden Strahlen der Sonne schutzlos preisgegeben, lagen mein Bruder und ich ächzend und schwitzend auf dem Boden der Barke und flehten Herrn Gaisberger, den Einzigen, der einen Regenschirm besaß — denn von einem Sonnenschirme war damals bei einem Manne noch keine Rede — dringend an, uns denselben zu leihen, um uns wenigstens ein klein wenig vor der Sonne schützen zu können. Aber so lieb und gut Gaisberger sonst auch war, diesmal entzog er sich hartnäckig unseren Bitten. Mit starrer Pedanterie erwiderte er allzeit gleichmäßig: „Mein Regenschirm ist kein Sonnenschirm", und dabei blieb es. Wir aber hatten den sparsamen Mann im Verdacht, er fürchte, sein Regenschirm könne im Sonnenbrande die grelle rothe Farbe verlieren, in der er prunkte.

Früher als wir es im Voraus gedacht, trieb uns von Salzburg anhaltender Regen und vielleicht auch die Sehnsucht meines Vaters nach St. Florian dorthin zurück. Leider konnte er nicht mehr lang daselbst verweilen, denn er mußte Anfangs September wieder in Wien sein. Mutter unternahm mit uns während dieses Monates von St. Florian

aus verschiedene Ausflüge, zuerst zu den Moser's nach Leopoldschlag, und auf der Fahrt dorthin waren wir so lustig, daß Mutter darüber schrieb: „Alfred habe ich auf der Reise ein paar Mal, namentlich in Pregarten mit aufgehobenen Händen bitten müssen, mich nicht so lachen zu machen, denn ich fürchtete, mir werde völlig übel. Er war zum Todtlachen."

Ein zweiter Ausflug führte uns nach Steyr, wo wir zuerst den Kreishauptmann von Dornfeld und dann das Haus des Dr. Wagner besuchten, des Schwiegervaters des mir später so befreundeten Freiherrn von Pratobevera. Eine so überaus liebenswürdige Aufnahme wie dort fanden wir auch in Wels, in dem Hause des Oberpflegers Krakowizer, dessen Familie wir von Losensteinleithen her kannten, wo Krakowizer früher angestellt war. Dorthin waren wir Brüder einige Mal von St. Florian aus gewandert, und in den letzten Pfingstferien hatten wir diesen Besuch in Wels wiederholt. Zwei Anziehungspunkte ganz verschiedener Art waren es, die uns den Wunsch einflößten, bald wieder nach Wels gehen zu dürfen. Herr Krakowizer besaß zwei schön aufblühende Töchter, von denen insbesondere die ältere, Amalie, nicht nur besonders hübsch, sondern auch von seltener geistiger Lebhaftigkeit und Begabung war. Sie wurde später die Gattin des hochverdienten Geographen und Dachsteinbesteigers Professor Simony und ist insbesondere meinem Bruder bis zu ihrem allzufrühen Tode eine treue, von uns Beiden sehr verehrte Freundin geblieben.

So frivol war der andere Anziehungsgrund, der mich nach Wels lockte, daß ich ihn mit dem ebenerwähnten kaum in einem Athem anzuführen wage. Ein Oberlieutenant in dem damals in Wels stationirten Regimente Palatinal-Husaren, im Hause Krakowizer sehr befreundet und später mit einer nahen Verwandten desselben verheiratet, hatte dort meine Bekanntschaft gemacht und mich eingeladen, eines seiner Pferde zu reiten. Wer war glücklicher als ich! Obgleich sich auch in St. Florian manchmal die Gelegenheit ergab, den tugendhaften Schimmel des nachmaligen Prälaten Stülz und hie und da auch ein anderes Pferd zu reiten, so war mir doch seit Libochowitz nicht mehr die Gelegenheit geboten, ein etwas lebhafteres und feiner gerittenes Pferd besteigen zu dürfen. Leider war der Aufenthalt in Wels nur kurz, denn wir mußten bald nach St. Florian zurück, um von da nach Wien aufzubrechen.

Die Fahrt auf der Donau ging Anfangs bei prächtigem Wetter sehr gut von Statten. In unserer Gesellschaft befand sich die Frau eines Collegen meines Vaters, des Custos Bergmann, eine der Schwestern

Pratobevera's, mit ihren Kindern, dann der bald darauf so rühmlich bekannt gewordene Chemiker Joseph Redtenbacher, Beide drei Jahrzehnte später meine älteren Collegen in der Akademie der Wissenschaften. Damals war, wie meine Erzählung darthut, mein Kopf so von Jagdgedanken erfüllt, daß ich mein Gewehr mit aufs Schiff nahm und sicher darauf hoffte, von dort aus Wasservögel erlegen zu können. Joseph Redtenbacher, ein weit erfahrenerer und geübterer Jäger als ich, schloß sich mir an, und wir Beide saßen oder standen den ganzen Tag hindurch vorn im Schiffe, stets bereit, auf ein sich näherndes Wild Feuer zu geben. Das letztere blieb uns aber wohlweislich fern, und so thaten wir denn die ganze Zeit über keinen Schuß.

Etwas störend war es, daß Bergmann's ältester Sohn, der kleine Karl, mit dem regen Interesse, welches Knaben gewöhnlich an etwas älteren Jünglingen nehmen, sich an mich herandrängte und mir nicht von der Seite wich. So geschah dies auch in Spitz, wo wir die Nacht zubringen sollten und die ganze Reisegesellschaft sich in dem einzigen größeren und spärlich erleuchteten Zimmer des damals sehr schlechten Gasthauses zusammenfand. Um jeden Unfall zu verhüten, wollte ich von meinem Gewehre das Zündhütchen abnehmen, was ich freilich schon auf dem Schiffe hätte thun können und sollen. Gerade als ich den Hahn spannen wollte, riß Karl an meinem Arm, der Schuß ging los und sämmtliche Schrotkörner schlugen, da ich vorsichtiger Weise das Gewehr in die Höhe gehalten hatte, in die Decke des Zimmers. Eine Scene heilloser Verwirrung folgte hierauf. Der kleine Bergmann schrie wie am Spieße, die übrigen Kinder heulten mit, ihre Mütter glaubten sie verwundet, und ich war der Verbrecher, der all dies fürchterliche Unglück angerichtet hatte. Auf den Knall des Schusses und das allgemeine Geschrei eilten die Wirthsleute mit Lichtern herbei, und bald ergab sich, daß Niemand etwas geschehen und auch ich eigentlich ohne Schuld sei.

„Alfred ist tief erschüttert," schrieb meine Mutter in ihr Tagebuch, und es mag dem wohl auch so gewesen sein. Es verstand sich von selbst, daß ich mein Gewehr gar nicht mehr lud, für den zweiten Tag der Fahrt den Jagdgelüsten vollständig entsagte, und um Mutter und Sohn Bergmann, was übrigens bei der außerordentlichen Gutmüthigkeit Beider durchaus nicht schwer fiel, ganz zu versöhnen, mich zum ausschließlichen Spielkameraden des Letzteren machte. Bei prächtigem Wetter ging die Fahrt bis in die Gegend von Greifenstein höchst angenehm vor sich, da erhob sich ein tüchtiger Sturmwind, und ich weiß nicht, wie es kam, daß wir am linken Ufer der Donau, in der Nähe von Korneuburg, landeten, um hier abzuwarten, bis das Wetter wieder günstiger werde.

Um meinen kleinen Gespielen zu unterhalten, setzte ich ihn in einen Kinderwagen, der sich dort befand, und zog ihn umher. „Schneller, schneller," rief Karl unaufhörlich, unbesonnen genug folgte ich seinem Wunsche und raste immer toller umher, bis endlich der Wagen umschlug und das Kind aus demselben heraus und mit dem Gesichte voran recht unsanft auf die Steine des Weges flog. Neues Geheul des Knaben, dessen stark blutende Nase arg zerschlagen war, neuer Jammer der Mutter. Ich aber zog mich zerknirscht vor dem Zorne der ungnädigen Götter in den Hintergrund zurück.

III.

Universität und Staatsdienst.

1836—1848.



An der Universität.

Um etwas weniger als drei Monate hatte ich mein siebzehntes Lebensjahr überschritten, als ich in den Verband der Wiener Universität, und zwar als Hörer der Rechte eintrat. Leider war es keine positive Neigung, sondern eher, wenn ich so sagen darf, eine Art negativer Nöthigung, die mich zum Rechtsstudium trieb. Theologe oder Mediciner wollte ich nicht werden, also blieb mir, wenn ich mir, was unbedingt nothwendig war, für die Zukunft selbst eine Lebensstellung, und zwar im Dienste des Staates gründen wollte, nichts Anderes übrig, als mich zu den juridischen Studien zu wenden.

Der damaligen Einrichtung zufolge wurden in dem ersten Jahrgange Natur- und Criminalrecht von dem Professor v. Jenull und Statistik von Professor Springer gelesen. Jenull galt als ein geistreicher Jurist, ich aber konnte ihm und den Gegenständen, die er vortrug, nicht sehr viel Geschmack abgewinnen. Lieber als er war mir der steife, pedantische Springer; er war auch viel freundlicher für mich als Jenull, und das that mir schon aus dem Grunde wohl, weil ich von Kremsmünster her, wo ein einzelner Jahrgang kaum dreißig Schüler zählte, an einen viel häufigeren und intimeren Verkehr mit den Professoren gewöhnt war, als er in Wien bei der übergroßen Anzahl von Zuhörern möglich gewesen wäre.

Auch die Statistik sagte mir wegen ihres engeren Zusammenhanges mit Geographie und Geschichte mehr zu als die rein juridischen Fächer. Daß ich mich übrigens auch mit den letzteren ziemlich vertraut machte, daran war zum Theile auch der eifrige Collegienbesuch Schuld, dessen ich mich befliß. Wie früher mein Bruder, der sich nun der Medicin zuwandte, so war jetzt mein Vetter Alois Moser mein Classencollege, und in unermüdlichem Fleiße schritt er mir stets mit gutem Beispiele voran. Des Morgens gingen wir Jeder allein, des Mittags aber, da Alois regel-

mäßig bei uns speiste, zusammen ins Collegium, in welchem wir auch neben einander saßen. Bald that er sich so sehr vor den übrigen Zuhörern hervor, daß er von allen Professoren bemerkt und als einer ihrer vorzüglichsten Schüler betrachtet wurde.

War ich aber nun auch von meinem Bruder in den Studien getrennt, so dauerte doch in Bezug auf alles Uebrige unsere innige Gemeinschaft fort. Wir bewohnten ein und dasselbe Zimmer in unserem elterlichen Hause, wir theilten die Mahlzeiten, und was wichtiger war, die außerhalb unserer Studien gelegenen Lehrstunden. Denn die Gerechtigkeit muß ich uns widerfahren lassen: mit einer Bescheidenheit ohne Gleichen waren wir von Kremsmünster nach Wien gekommen; in Allem, was nicht die eigentlichen Studien betraf, wähnten wir uns hinter unseren Altersgenossen weit zurückstehend, und wir sehnten uns darnach, so bald als nur immer möglich die Kluft auszugleichen, die nach unserer Meinung zwischen ihnen und uns bestand.

Auf vier Hauptpunkte war hiebei vor Allem unser Augenmerk gerichtet: auf die fremden Sprachen, das Tanzen, das Schwimmen und das Reiten. Die Musik betrieb mein Bruder allein, denn bei meinem gänzlichen Mangel an Begabung für sie waren meine Eltern noch während meines Aufenthaltes in Kremsmünster so klug gewesen, mich meiner dringenden Bitte gemäß von den Musikstunden zu befreien.

Vor Allem warfen wir uns mit eisernem Fleiße auf das Studium der französischen Sprache, und wir brachten es darin um so rascher zu einiger Fertigkeit, als schon in unserer Kindheit unsere Mutter einen guten Grund hiezu gelegt hatte. Noch von ihrem Aufenthalte in Genf her sprach sie nicht nur mit sehr viel Geläufigkeit, sondern auch mit selten schöner Aussprache französisch, und so wenig Uebung wir hierin auch in Kremsmünster gehabt, so eifrig gingen wir sogar dort darauf aus, durch Lesen und Uebersetzen französischer Bücher uns wenigstens das zu erhalten, was wir schon wußten. Und wieder war es unsere Mutter, welche uns über die jetzt nun wieder aufgenommenen Lehrstunden hinaus ihren mit Freude gewährten Beistand zu Theil werden ließ, es im Französischen möglichst rasch weiter zu bringen.

Der zweite Gegenstand, dessen regelrechte Erlernung uns dringend nothwendig zu sein schien und nach unserer Meinung nicht den mindesten Aufschub zuließ, war das Tanzen. Der Fasching stand fast schon vor der Thüre, und bis zu seinem Beginne mußte das bisher Versäumte vollständig nachgeholt sein. Unverzüglich ließen wir uns bei Rabl, so hieß der Mann, einschreiben, der in der Taborstraße eine Tanzschule hielt. Und so viel uns dann auch später zu Ungunsten solcher Etablisse-

ments zu Ohren gekommen sein mag, wahrheitsgetreu muß ich sagen, daß uns nicht das geringste Anstößige vorkam. Unverdrossen wanderten wir den weiten Weg nach der Taborstraße hinaus; den Unterricht, den wir dort erhielten, betrachteten wir als ein sehr ernstes Studium, in welchem wir uns so bald als möglich zu vervollkommnen hatten. Und auch als wir so weit vorgeschritten waren, mit Damen zugleich an den Tanzübungen theilnehmen zu dürfen, freuten wir uns nur des erreichten Erfolges, der es uns möglich machte, von nun an auch in den Kreisen unserer Bekannten als Tänzer auftreten zu können.

Die Erlernung des Italienischen versparten wir auf das zweite, die des Englischen aber auf das dritte Jahr unseres Aufenthaltes in Wien. Der Unterricht im Schwimmen mußte natürlich auf den nächsten Frühsommer verlegt werden, in welchem derselbe jedoch auch eifrigst begonnen und mit befriedigendem Erfolge zu Ende gebracht wurde. Mit dem Reiten allein war es nicht so dringend, denn in dieser Fertigkeit durften wir uns trotz unserer Bescheidenheit wohl nicht als hinter unseren Collegen zurückstehend, sondern den meisten von ihnen als überlegen betrachten.

Wir fühlten uns so glücklich, daß wir nach sechsjähriger Abwesenheit wieder in das Haus unserer Eltern hatten zurückkehren dürfen, und waren so innig mit demselben verwachsen, daß der Kreis ihrer Geselligkeit auch ausschließlich der unserige war. Vor Allen trat da das Ehepaar Gévay in den Vordergrund, mit welchem meine Eltern noch immer ein und dasselbe Haus bewohnten. In den dortigen Abendzirkeln wurde gewöhnlich irgend etwas Ausgezeichnetes gelesen, und meines Bruders Wunsch, sich an dem Vortrage der berühmtesten dramatischen Dichtungen betheiligen zu dürfen, ging vollauf in Erfüllung. Und wie freute sich meine Mutter, in der „Braut von Messina“ als Fürstin ihre Söhne als Don Manuel und Don Cesar zur Seite zu haben!

Der Fasching kam, und er traf uns gerüstet! Unseren ersten Ball hatten wir bei Adolf Pratobevera, unseren zweiten aber im Hause des Dr. von Schaeffer, bei welcher Gelegenheit ich meine zukünftige Frau zum ersten Male sah und mit ihr tanzte. Ich zählte siebzehn Jahre, während sie an eben dem Tage, an welchem wir dort tanzten, das vierzehnte vollendete. Ich erinnere mich an ihr wunderschönes blondes Haar, an ihre sprechenden blauen Augen, an ihre feinen und regelmäßigen Gesichtszüge, an ihre elfengleiche Gestalt, und daß wir viel zusammen tanzten, indem wir, Beide gute Tänzer, großes Vergnügen daran fanden.

Aber nicht allein Vergnügen und Freude waren uns während des ersten Winters beschieden, den wir wieder in Wien verlebten; auch recht traurige Ereignisse traten ein, die uns mit tiefer Betrübniß erfüllten. Ich rechne hiezu den Tod der Tante Boër, welche am 14. October 1836 ihrem anderthalb Jahre früher verstorbenen, von uns so hochverehrten Gatten ins Grab folgte. Mit ihr verlor unsere Familie das letzte Mitglied, welches einer früheren Generation, der unserer Großeltern angehört hatte.

Fast noch bitterer traf uns ein Unfall, der unserer Tante Mimi, unserer Hausgenossin zustieß, indem sie sich ein Bein brach. Sehr langsam ging die Heilung, aber doch glücklich von Statten, und ich erinnere mich noch, wie viel wir uns einbildeten auf unsere jugendliche Kraft, indem wir, heute der Eine und morgen der Andere, die ziemlich Genesende auf unseren Armen vom zweiten Stockwerke herab auf die Bastei und dann wieder nach ihrer Wohnung hinauf trugen, um ihr den nöthigen [illegible] im Freien zu verschaffen.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

ihnen die Briefe übergeben; sie würden dann schon wissen, was sie zu thun hätten.

Für denjenigen, dem gleich uns die Miethe eines eigenen Wagens zu hoch kam, gab es damals, um von Wien nach Baden zu fahren, kein anderes Mittel, als sich einen Platz auf dem dorthin verkehrenden Stellwagen zu nehmen. So thaten denn auch wir und traten daher unsere Fußreise eigentlich zu Wagen an. In Baden wurden wir von unserem Onkel Heinrich und seiner Gattin in freundlichster Weise aufgenommen, sehr gut bewirthet und des Nachmittags wieder im Wagen nach Alland geführt, wo wir uns trennten. Sie kehrten nach Baden zurück, wir aber wanderten nun wirklich zu Fuße, unser Gepäck im Tornister auf dem Rücken, denselben Nachmittag noch bis Altenmarkt, wo wir die Nacht blieben. Von hier ging es über Kaumberg und Hainfeld nach Lilienfeld, dann aber auf der gewöhnlichen Straße über Türnitz nach Maria-Zell, Weichselboden und Wildalpen, von wo wir die Eisenerzer Höhe überstiegen, um nach Eisenerz zu gelangen; Hieflau und das Gesäuse, endlich Admont, Steinach und Aussee bildeten die Hauptpunkte unserer ziemlich langdauernden Wanderung. In Aussee langte ich etwas marode an, und der Schwager des Erzherzogs Johann, der Postmeister Plochl, ließ uns mit einem leichten Wagen nach Ischl führen. Von dort wanderten wir wieder zu Fuße nach Salzburg, wo bald nach uns unsere Mutter von St. Florian und Wels her, wo sie ein paar vergnügte Tage zugebracht hatte, gleichfalls eintraf.

In Salzburg, das wir in mehrtägigem Aufenthalte recht eingehend besichtigten, und wo Mutter und ich durch so Vieles an unsere Anwesenheit vor zehn Jahren gemahnt wurden, trafen wir bei dem damaligen Landrechtspräsidenten v. Verhovitz, dessen liebenswürdige Gemalin zu Grillparzer in freundschaftlichen Beziehungen stand, mit meinem gestrengen Professor Jenull und seinem Assistenten Waser, späterem Präsidenten des Oberlandesgerichtes in Graz, zusammen. Bald sollten wir auch die Wirkung des uns von Hofrath v. Werneckingh mitgegebenen Empfehlungsschreibens erproben. Sie bestand darin, daß uns ohne allen Anstand ein für mehrere Wochen giltiger Auslaßschein nach Baiern verabfolgt wurde.

Am 10. August reisten wir mit unserer Mutter im Eilwagen nach München, wo wir am 11. eintrafen und sechs Tage mit Besichtigung der Stadt zubrachten, deren Kunstschätze uns, obgleich wir noch nicht das hinreichende Verständniß zu ihrer Würdigung besaßen, doch mit Bewunderung erfüllten. Am 17. folgten wir insgesammt einer Einladung des uns durch Gévay befreundet gewordenen Gutsbesitzers v. Schilcher

nach Dietramszell, von wo aus wir Ausflüge nach Tegernsee und nach Kreuth, sowie später bei leider sehr schlechtem Wetter nach dem Walchensee unternahmen.

Am 26. August ging in Dietramszell Alles auseinander; unsere Mutter kehrte nach München und von da nach Salzburg und St. Florian zurück; wir Beide aber gingen zu Fuß über Oberau und Ettal nach Oberammergau, wo in jenem Jahre leider kein Passionsspiel stattfand. Ueber Hohenschwangau, Füssen und Sonthofen wanderten wir nach Bregenz, wo wir, kaum auf österreichischen Boden zurückgekehrt, auf Grund unseres zweiten Empfehlungsbriefes einen für vierzehn Tage geltenden Auslaßschein nach der Schweiz erhielten.

Wir begaben uns von Bregenz nach Lindau und fuhren über den Bodensee nach Constanz, von wo wir Schaffhausen und den Rheinfall besuchten. In Gesellschaft von vier Heidelberger Studenten wanderten wir nach Zürich, und es unterhielt uns höchlich, daß wir gerade mit jungen Leuten zusammengetroffen waren, von denen uns fernzuhalten das famose Paßverbot eigentlich beabsichtigte. In Zürich eingetroffen, konnten wir nicht finden, daß der gemeinsame Marsch und das anregende Gespräch mit unseren fröhlichen Genossen uns in irgend welcher Richtung Schaden gebracht habe.

In Zürich suchten wir, der Richtschnur folgend, welche uns unser mit dem Nothwendigen hinreichend versehener, aber doch nicht allzu reichlich gespickter Geldbeutel vorzeichnete, ein ziemlich obscures Gasthaus, das „zum Raben" auf, wo wir in einem kleinen Zimmer im dritten Stockwerke bescheidene Unterkunft fanden. Am nächsten Morgen trieben wir uns in der Stadt umher, trachteten, jedoch fruchtlos, den nachmals als Director der polytechnischen Schule in Karlsruhe so berühmt gewordenen Professor Karl Redtenbacher und dessen uns von Kirchdorf her bekannte Frau, die jüngste Schwester des Chemikers Joseph Redtenbacher zu treffen, endlich nahmen wir Billete, um des Nachmittags auf dem Dampfschiffe bis Horgen weiter zu fahren. Lang vor der hiezu anberaumten Stunde waren wir vollkommen fertig, hatten die Rechnung im Gasthause bezahlt und begaben uns endlich zu Schiff, mit Ungeduld der Abfahrt entgegensehend. Aber kaum war dieselbe vor sich gegangen und das Schiff hatte vielleicht einige hundert Klafter zurückgelegt, als mein Bruder mir schreckensbleich zuraunte: „Ich habe Paß und Geld im Wirthshause vergessen."

Es blieben uns nur wenige Augenblicke Zeit, um zu überdenken, was nun zu thun sei. Denn damals legten die den See befahrenden Schiffe bei den einzelnen Orten noch nicht an, an welchen sie Passagiere

zu holen oder wo sie solche abzugeben hatten. Dieselben fuhren in einem kleinen Nachen ans Schiff oder begaben sich mit einem solchen von dort hinweg. Eben kam ein derartiger Nachen in Sicht, die Glocke gab das Zeichen, die Maschine des Schiffes hielt einen Augenblick inne, und mein Bruder taumelte mehr als er stieg, die kleine Treppe hinab und in den Nachen hinein, der ihn ans Land bringen sollte.

Eine wahrhaft angstvolle Stimmung bemächtigte sich meiner. Seit Beginn unserer Wanderung hatten wir die Einrichtung getroffen, daß je eine Woche Einer von uns die Rechnung führte, die Ausgaben bestritt und hiezu das gemeinsame Geld bei sich trug. Besser wäre es freilich gewesen, wenn auch der Andere wenigstens einen Theil des Letzteren in Verwahrung gehabt hätte. Aber dies war nun einmal nicht geschehen und in Folge dessen war ich von jedem, selbst dem geringsten Betrage entblößt. Auch jeglicher Ausweis über meine Persönlichkeit fehlte mir, und meinem armen Bruder ging es gleichfalls nicht besser, wenn es ihm nicht gelingen sollte, in Zürich wieder zu unserem Passe und zu unserem Gelde zu kommen.

Von so peinlichen Gefühlen bestürmt, hatte ich für die Schönheit der Gegend, die wir durchfuhren, natürlich gar keinen Sinn. In Horgen stieg ich aus, wieder mit unseren Heidelberger Kumpanen, die sich über das räthselhafte Verschwinden meines Bruders nicht genug wundern konnten. Ich aber nahm vielleicht thörichter Weise Anstand, ihnen die Ursachen desselben offen zu bekennen, weil ich fürchtete, bei ihnen, die uns so gar nicht kannten, ungerechtfertigtes Mißtrauen zu erregen. Und immer hoffte ich, mein Bruder werde ja bald kommen und so die ganze peinliche Situation sich in Wohlgefallen auflösen.

Aber wer noch immer nicht kam, die ganze Nacht hindurch nicht kam, war mein Bruder. Angstvoll und schlaflos brachte ich dieselbe zu, bei jedem Geräusch, das sich erhob, hoffend, er werde endlich erscheinen. Bei grauendem Morgen verließ ich die Kammer, in der ich die Nacht zugebracht hatte, um einmal auf der Landstraße und dann wieder den See entlang nach ihm auszuspähen. Nach langem fruchtlosen Harren, während dessen der bitterkalte, heftige Seewind mich gewaltig durchfror, machte endlich auf dem See ein dunkler Punkt sich bemerkbar. Allmälig kam er näher und näher, es war ein Kahn, zwei Menschen befanden sich darin und der Eine von ihnen war mein Bruder.

Anfangs konnte vor innerer Bewegung keiner von uns reden, und so sparsam wir auch sonst mit derlei Liebkosungen waren, so fielen wir uns doch nach seiner Landung in die Arme und hielten uns ein Weilchen mit thränenden Augen umfaßt. Dann aber berichtete er in fliegender

Hast, er sei, ans Ufer gelangt, spornstreichs nach Zürich zurück und in unserem Gasthause, ohne Jemand ein Wort zu sagen, die drei Treppen hinauf in unser Zimmer gerannt, habe allsogleich Paß und Geld unberührt in der Lade gefunden, in die er sie gelegt, und habe sich auch ganz unbemerkt wieder aus dem Gasthause entfernt. Auf die Frage, wie er am besten und leichtesten nach Horgen gelange, habe man ihm gerathen, den näheren Weg auf dem entgegengesetzten, dem nördlichen Seeufer einzuschlagen und sich von der Horgen gegenüber liegenden Ortschaft dorthin übersetzen zu lassen. Er habe auch diesen Rath allsogleich befolgt, sei aber so spät dort eingetroffen, von wo er über den See fahren wollte, daß bei der vorgerückten Nachtzeit und bei dem herrschenden heftigen Winde sich Niemand bereitfinden ließ, ihn überzusetzen. Er habe daher die Fahrt nicht früher als bei Tagesanbruch antreten können.

Nun war Alles wieder gut und mit erleichtertem Gemüthe schlugen wir den Weg über den Albis nach Zug ein, wo wir über den See fuhren und von Arth über Goldau den Rigi erstiegen. Nachdem wir dort oben die Nacht zugebracht und bei Aufgang der Sonne die Fernsicht bewundert hatten, stiegen wir nach Wäggis hinab, besuchten die „hohle Gasse“, die keinen besonderen Eindruck auf uns hervorbrachte, und gingen dann nach Luzern, wo wir unseren nur allzukurzen Wanderungen in der Schweiz ein Ziel setzten. Ueber Winterthur kehrten wir nach Bregenz zurück, wo wir unseren Auslaßschein gegen unseren dort einstweilen hinterlegten Paß zur Reise im Inland austauschen mußten.

In tüchtigen Fußmärschen wanderten wir nun über Feldkirch und Bludenz, über den Arlberg und Imst nach Innsbruck. Nach kurzem Verweilen daselbst setzten wir unseren Weg weiter bis Schwaz auf der Landstraße fort. Gleich hinter Schwaz, bei Straß bogen wir rechts ab und in das Zillerthal ein. Wären wir nur wenige Tage früher dorthin gekommen, so hätten wir das traurige, aber gewiß hochinteressante Schauspiel des Auszuges der sogenannten Inclinanten aus ihrer Heimat mit ansehen können. Mit diesem Namen wurden die Leute bezeichnet, welche damals wegen ihres Uebertrittes zum protestantischen Glauben Haus und Hof verlassen und sich nach der Fremde begeben mußten; zu Erdmannsdorf in Preußisch-Schlesien siedelten sie sich an. Es versteht sich wohl von selbst, daß unsere jugendlichen Gemüther durch das bedauernswerthe Schicksal dieser Menschen in hohem Maße gerührt und daß wir von innigem Mitleid mit ihnen durchdrungen waren. Nicht ohne Verwunderung hörten wir es daher mit an, daß ihrer von den Zurückbleibenden nicht gerade mit achtungsvollen Ausdrücken gedacht und ihrer Auswanderung

zum Theile wenigstens andere Beweggründe unterschoben wurden als diejenigen waren, um derentwillen man ihnen im Allgemeinen so lebhafte Sympathien entgegentrug.

Im Zillerthale schritten wir nicht weiter als bis zu dem Hauptorte Zell vor, von da aber verfolgten wir den jetzt sehr bekannt gewordenen, damals jedoch von Touristen nur selten begangenen Bergpfad über die Gerlos nach der Krimml im Pinzgau. Nachdem wir von der Platte die wunderherrliche Aussicht und in Krimml selbst die imposanten Wasserfälle bewundert, wanderten wir über Mittersill und Lend nach Gastein, wo wir noch in der alten Straubingerhütte über Nacht blieben.

In Gastein führten wir Beide, mein Bruder und ich, ein recht unvernünftiges Stücklein auf, von dem es unentschieden bleiben mag, auf wessen Seite der größere Theil des Unrechtes lag.

Wir befanden uns bereits in der Mitte des September, das Wetter war schlecht, der Schnee lag tief bis ins Thal herein, und es war sozusagen eigentlich kein Mensch mehr in Gastein. Um uns etwas die Zeit zu vertreiben, blätterten wir eifrig in den alten Fremdenbüchern, fanden dort Grillparzer's wunderschönes Gedicht „Abschied von Gastein" und manch andere beachtenswerthe Herzensergießung, zum mindesten so manchen nicht unberühmten Namen. Ganz hievon entzückt, drang mein Bruder darauf, daß auch wir unsere Namen in das Fremdenbuch einschreiben sollten. Ich aber machte ihn höchst prosaischer Weise auf die Bemerkung aufmerksam, daß die Eintragung eines Namens in das Fremdenbuch die Erklärung in sich schließe, daß man sich als Curgast betrachte, was wieder zur Entrichtung der Curtaxe von zwei Gulden verpflichte.

Während unserer ganzen, nun doch schon durch mehr als sechs Wochen andauernden Reisetour hatten wir nicht ein einziges Mal miteinander gestritten, wie wir denn eigentlich immer ein sehr einiges Brüderpaar waren und ein solches auch bis in unsere alten Tage blieben. Ueber diese an und für sich so geringfügige Frage aber erhob sich zwischen uns ein heftiger Zwiespalt, in welchem mir insofern der factische Sieg blieb, als ich damals die Casse führte und das Geld zur Erlegung der Curtaxe einfach nicht hergab. Noch auf dem Heimwege stritten wir darüber, und in St. Florian hatten wir nichts Eiligeres zu thun, als die Sache unseren Eltern zur Entscheidung vorzulegen. Leider weiß ich nicht mehr, wie dieser Richterspruch ausfiel, aber ich glaube fast annehmen zu dürfen, daß unsere Mutter mehr zu der Anschauung meines Bruders, unser Vater aber eher zu der meinigen hinneigen mochte.

In Wien zurück, begannen wir, unserem alten Vorhaben treu, noch im October den Unterricht in der italienischen Sprache, den uns ein medicinischer College meines Bruders, Namens Koepl, aus Triest gebürtig, um den billigen Preis von einem halben Gulden für die Lection ertheilte. Dieser geringfügige Betrag trug reichliche Früchte, denn wir waren so ungemein fleißig, daß wir beim Beginne des Sommers schon ganz geläufig italienisch sprachen und unser jugendlicher Lehrer sehr stolz auf uns war. Er wurde später ein ausgezeichneter Arzt, der als Leibarzt und Vertrauensperson des Königs Leopold I. von Belgien in Brüssel eine angesehene Stellung einnahm.

Den Verpflichtungen, welche in diesem Jahre die Universität mir auferlegte, konnte ich leicht, ja nur allzuleicht genügen. Denn einerseits wurden die Hauptgegenstände, römisches Recht und Kirchenrecht, von dem Professor von Gapp in einer Weise vorgetragen, die unmöglich ein regeres Interesse für sie wachrufen konnte. Und andererseits waren die Anforderungen, die er an seine Zuhörer bei den Prüfungen stellte, so geringe, daß sie dieselben ohne sonderliche Anstrengung vollauf befriedigen konnten.

Nach einem recht fröhlich verlebten Winter, während dessen wir einerseits mit Eifer und Fleiß an unserer Fortbildung arbeiteten und andererseits uns eines sehr heiteren geselligen Lebens erfreuten, brachte der Juli 1838 ein für uns Alle äußerst trauriges Ereigniß mit sich. Am 13. starb unsere Tante Martha Adamberger in Baden nach sehr kurzem, aber qualvollem Leiden. Wir hatten von ihr immer nur Liebes und Gutes erfahren und beklagten daher aufrichtig ihren frühzeitigen Tod. Unser Onkel Heinrich aber, der seine Gattin treu und innig geliebt hatte, erholte sich nie mehr von diesem sein häusliches Glück vernichtenden Schlage.

Die erste Zeit nach dem Tode ihrer Schwägerin widmete sich meine Mutter ganz ihrem trostlosen Bruder, und auch Franz war, um ihn zu zerstreuen, manchmal bei ihm in Baden, während ich noch an den Folgen einer kaum überstandenen Halsentzündung litt. So kam es, daß wir erst am 10. August dazu gelangten, unsere gewohnte Sommerfahrt nach Oberösterreich antreten zu können. Zum ersten Male geschah dies stromaufwärts auf dem neu eingeführten Dampfboote, welches aber damals weder ein bequemes, noch ein rasches Beförderungsmittel war. Nicht bequem, denn um zwei Uhr des Morgens mußten wir aufstehen, um nur ja die frühe Abfahrtsstunde des Dampfbootes von Nußdorf nicht zu versäumen. Und nicht rasch, denn am Abende des ersten Tages kamen wir nicht weiter als bis Stein, wo wir schliefen. Am Ende des zweiten

Tages thaten wir ein Gleiches in Mauthhausen, und erst am dritten Tage, freilich schon um fünf Uhr früh, kamen wir nach Linz. Obgleich gegen hundert Personen, unter ihnen der nachmals so berühmte Maler Rudolph Alt, auf dem Schiffe waren, verkehrten wir doch fast ausschließlich mit dem unseren Eltern sehr befreundeten Ehepaare Endlicher, das uns mit Liebenswürdigkeit überhäufte. Und wirklich lobenswerth, ich darf es wohl sagen, scheinen auch wir Brüder uns während der langen Fahrt benommen zu haben, denn unsere Mutter, die freilich uns gegenüber mit ihrer Anerkennung nicht karg war, trug in ihr Tagebuch ein: „Die Kinder immer unendlich lieb und gut. Nicht nur die freundliche Endlicher ist gerührt, auch ich, und innig danke ich Gott für so viel Gutes."

Nach einigen Tagen vergnügten Aufenthaltes in St. Florian machten wir einen Ausflug zu unseren Freunden Krakowizer in Wels, bei denen wir wieder wie immer die herzlichste Aufnahme fanden. In Gmunden trafen wir, dort glücklich an einen tüchtigen Salinenbeamten Namens Hafner verheiratet, unsere Kirchdorfer Freundin Josephine Redtenbacher; sie schloß sich mit ihrem Manne der Partie an, die wir nach Ischl und Hallstatt unternahmen. Nach Beendigung derselben ging es von Gmunden über Kremsmünster, wo unsere ehemaligen Vorgesetzten P. Amand und P. Richard uns mit größter Freundlichkeit bewillkommten, nach Steyr, wo wir uns in dem gastfreundlichen Hause Wagner ganz prächtig unterhielten.

In Kirchdorf, wohin wir, das heißt der junge Arzt Dr. Alexander Wagner, ein Wiener Jurist Namens Alfred Ellmaurer und ich über Steinbach und den Jäger im Sattel zu Fuß gingen, trennten wir uns von meiner Mutter und meinem Bruder, die zu Wagen dorthin gekommen waren. Sie kehrten ebenso nach St. Florian zurück, wir drei aber brachen am 29. August zu einer Gebirgspartie auf, die uns über den Almsee und den Offensee nach Ischl, von da über Hallstatt, den Waldbachstrub und den Blassen nach der Gosau, über Abtenau und Golling nach Hofgastein führte. Von da erstiegen wir den Gamskarkogel und gingen dann hinab nach Badgastein, wo wir in der Straubingerhütte dasselbe Zimmer bewohnten, das im vergangenen Jahre mein Bruder und ich innegehabt hatten.

Nachdem wir uns in Gastein von Ellmaurer getrennt, fuhren und gingen Alexander und ich über Zell am See, Saalfelden und den Hirschbühel nach Berchtesgaden und Salzburg. Von hier setzten wir unseren Marsch nach Unterach fort, fuhren über den Attersee nach Steinbach, von wo wir durch die Viechtau nach Gmunden und von hier

nach Kremsmünster gingen. Am 13. September waren wir wieder in Steyr zurück.

So schön die mir freilich zum größeren Theile schon bekannten Gegenden auch waren, die wir durchzogen, so brachte diese Wanderung doch bei weitem nicht so tiefe und so angenehme Eindrücke auf mich hervor, als dies bei der vorjährigen Fußreise mit meinem Bruder der Fall gewesen war. Ich weiß überhaupt nicht mehr, aus welchem Grunde er eigentlich unsere Partie nicht mitmachte, sondern die ganze Zeit in St. Florian ziemlich vereinsamt zubrachte. Am 23. September kam er endlich nach Steyr, mich von dort abzuholen, wo ich nach Beendigung unserer Fußtour mich im Hause Wagner mit Alexander und dessen zahlreichen Geschwistern wieder durch vierzehn Tage köstlich amüsirte. Erst am 28. kamen wir nach St. Florian zurück, und nachdem am 29. der Namenstag unseres Onkels, des Prälaten, wie gewöhnlich mit großem Pompe und in Anwesenheit von fast hundert Gästen gefeiert worden war, fuhren wir einige Tage später mit dem Dampfboote wieder nach Wien.

Jedes neue Schuljahr begann damals für uns mit der Erlernung einer anderen modernen Sprache. Diesmal kam das Englische an die Reihe, und der Meister, dem wir uns anvertrauten, war in jeder Beziehung das Gegentheil unseres vorjährigen Lehrers Koepl. Ein schon älterer, literarisch fein gebildeter Mann, ja in seiner Muttersprache ein Dichter, betrachtete Incledon es mehr als seine Aufgabe, uns in die englische Literatur, insbesondere in die Dramen Shakespeare's einzuführen, als uns dasjenige beizubringen, was uns eigentlich am meisten Noth that und was wir im Französischen wie im Italienischen schon so ziemlich besaßen: Geläufigkeit im Sprechen. Eine der Hauptaufgaben, mit denen er vorzugsweise mich betraute, bestand in der Uebersetzung seiner eigenen Gedichte in deutsche Verse. Ein dankbareres Publicum, als er selbst für derlei Ausarbeitungen war, konnte es fürwahr nicht geben. Auch verwendete ich sehr viel Mühe und Zeit darauf, in der Hauptsache aber, im Gebrauche der englischen Conversationssprache blieb ich immer etwas zurück und kann meinen lieben Lehrer nicht von allem Verschulden hieran freisprechen.

Noch hatten wir unsere englischen Unterrichtsstunden nicht lang begonnen, als in ihnen und unseren übrigen Beschäftigungen eine Störung eintrat, welche dieselben für längere Zeit ganz unterbrach.

Am 24. December 1838 hatte mein Bruder noch recht vergnügt den Weihnachtsabend mit uns bei Schäffer verlebt. Am 25., dem Weihnachtsfeiertage, fühlte er sich sehr unwohl und legte sich zu Bett, und

schon am zweiten Tage schien kein Zweifel mehr zulässig zu sein, daß er in hohem Grade von den natürlichen Blattern befallen worden sei. Krankheit und Fieber steigerten sich so rasch, daß er schon am 30. mit den Sterbsacramenten versehen werden mußte. „So tief schmerzlich mir dies war," schrieb meine Mutter in ihr Tagebuch, „so glücklich machte mich die Art, wie er es nahm."

Am 2. Januar war der erste Tag, an welchem man wieder, wenn auch vorerst nur ganz leise, einige Hoffnung zu schöpfen begann. Den ganzen Tag über war meine Mutter beschäftigt, jede einzelne Blatter, welche zu vielen hunderten den ganzen Körper meines Bruders bedeckten, mit einer spitzen Nadel zu durchstechen und sie ihres Inhaltes zu entleeren. Diese Arbeit, bei der ihre Hände fortwährend in die Materie, die den aufgestochenen Blattern entströmte, gleichsam eingetaucht waren, und das unablässige Verweilen um den Kranken bei Tag und bei Nacht machten sie endlich selbst krank, und am 8. Januar mußte sie sich, stark vom Fieber geschüttelt, zu Bett legen. Am folgenden Tage traf mich die Reihe des Erkrankens und zwei Tage später unsere Tante Mimi. Aber unser Unwohlsein beschränkte sich darauf, daß uns einzelne Blattern, meiner Mutter an den Händen, mir aber auf der Nase auffuhren; mit dem Erscheinen derselben war jedoch das Fieber und das Kranksein auch schon vorüber. Nach vier bis fünf Tagen standen die Mutter und ich, nach acht Tagen Mimi wieder auf, und zwei Tage später, am 21. auch der arme Franz nach fünfundzwanzigtägiger Krankheit, während deren er sich in wahrhaft rührender Weise geduldig in sein Schicksal ergeben und für jeden ihm geleisteten Dienst ungemein dankbar bezeigt hatte.

So schwer und bitter diese Leidenszeit auch für uns war, so wurde sie doch durch die zahlreichen Beweise inniger Theilnahme, die unsere Eltern von den verschiedensten Seiten erhielten, wieder erleichtert und verschönert. Es war natürlich, daß nur sehr Wenige den persönlichen Verkehr mit unserem Hause aufrecht erhalten konnten und durften. Unter ihnen standen zwei junge Leute, unser Vetter Alois Moser und ein treuer Kremsmünsterer Freund, Eduard von Hayden, in vorderster Reihe. Außer ihnen ließen sich nur noch zwei Geistliche, der in Wien wohnhafte Hofmeister des Stiftes Göttweih, P. Hieronymus, und unser schon mehrmals erwähnter Florianer Freund Chmel, der seit mehreren Jahren im Staatsarchive als Archivar angestellt war, manchmal bei uns sehen.

Von denen, die nicht zu uns kommen durften, aber schon in einem Zeitpunkte den Verkehr wieder mit uns anknüpften, in welchem dies ängstlicheren Gemüthern noch keineswegs räthlich erschien, waren die

Familien Gévay und Schäffer allen Uebrigen voran. Fanny Gévay stand während der ganzen Krankheitszeit in ununterbrochenem Briefwechsel mit meiner Mutter, mit Mimi und mit mir. Konnte Eines von uns wegen eigenen Unwohlseins nicht schreiben, so übernahm ein Anderes diese freiwillige Verpflichtung. Und noch heute verwundere ich mich darüber, daß der meinen Bruder behandelnde Arzt Dr. v. Schäffer mir schon erlaubte, seine Familie zu besuchen, ehe noch mein Bruder zum ersten Male aufgestanden war.

Mit seiner Genesung war er aber noch nicht jeder peinlichen Situation vollständig entrückt. Er fühlte sich schon frisch und gesund, während sein Gesicht und sein Körper noch von den braunen Krusten bedeckt waren, welche die aufgestochenen und vertrockneten Blattern zurückließen. Und als diese Krusten allmälig abzufallen begannen, zeigte sich unter ihnen die neue, feine, blutrothe Haut. Mein Bruder kam vor Allem sich selbst und wohl auch uns, die wir ihn in so schrecklichem Zustande gesehen hatten, schon wieder ganz schön vor, als viele unserer Bekannten, die ihn zufällig auf der Straße begegneten, noch scheu zurückwichen vor seiner Begrüßung und schon gar vor einer Berührung mit ihm.

Um so wohlthätiger war es für ihn, wenn er irgendwo Zutritt und liebreiche Aufnahme fand, wo man dergleichen that, als ob man die unvortheilhafte Veränderung, die in seinem Aeußeren vor sich gegangen war, gar nicht gewahr werde. Daß dies bei Gévay der Fall war, ist nicht so sehr zu verwundern, weil dieses doch schon in etwas vorgerückteren Jahren befindliche Ehepaar vielleicht weniger Grund zur Furcht vor Ansteckung besaß. Bei Schäffer aber, wo das ganze Haus voll junger Leute und Mädchen steckte — es waren dort zu jener Zeit nicht weniger als neun Kinder am Leben — war dies wirklich zum Erstaunen, und sowohl meine Eltern als wir betrachteten es als einen Beweis aufopfernder Freundschaft, für den wir nicht genug dankbar sein konnten.

Wie sehr ich damals zu etwas abenteuerlichen Unternehmungen geneigt war, zeigte ich unter Anderem auch dadurch, daß ich mich durch Alexander Wagner bereden ließ, mit ihm zu Ende März 1839 einen Ausflug auf das Hocheck bei Altenmarkt zu unternehmen. Ignaz Schäffer, der älteste Sohn unseres Arztes, schloß sich uns an. Wir gingen zu Fuß von Wien über Enzersdorf und Heiligenkreuz nach Altenmarkt, von wo wir in beschwerlichem vierstündigen Marsche durch hohen Schnee das Hocheck erstiegen. Im Galopp ging es dann auf der anderen Seite nach dem in einem einsamen Thale gelegenen Furth, wo wir die zweite Nacht

blieben. Am anderen Tage wanderten wir durchs Gebirge nach Pernitz, wo wir wieder übernachteten, von da aber nach Pottenstein und im schrecklichsten Regen über Vöslau nach Baden, von wo wir nach Wien fuhren.

Um wenigstens einen Theil ihrer Dankesschuld an das Haus Schäffer zu tilgen, entschloß sich meine Mutter, nicht ohne mein Dazuthun, die zweitgeborne Tochter, meine zukünftige Frau, mit sich nach Oberösterreich zu nehmen, als sie im Juni 1839 dorthin einen kurzen Ausflug machte, um bei der Hochzeit meiner ehemaligen Ziehschwester Nanny Sperker mit dem Sohne des Sensenfabrikanten Staininger in der Hangleithen zu St. Oswald bei Freistadt anwesend zu sein. Unser Onkel Prälat vollzog die Trauung; er hielt eine rührende Anrede an das Brautpaar, und seine Stimme war dabei so bewegt, daß wenigstens die Frauen ausnahmslos weinten. Die ganze Feier, bei der auch noch eine zweite Hochzeit stattfand, war freilich in Folge eines vierstündigen Mittagessens, das überstanden werden mußte, mehr ermüdend als erheiternd, aber sowohl meine Mutter als ihre Begleiterin hielten sich tapfer und ernteten einstimmiges Lob.

Als gar zu geringfügig sollte ich es wohl lieber ganz mit Stillschweigen übergehen, daß wir in der zweiten Hälfte des Juli im Hause des Hofrathes v. Huszár, in welchem wir durch die mit ihm sehr befreundete Familie Schäffer bekannt geworden waren und die liebenswürdigste Aufnahme gefunden hatten, unseren ersten dramatischen Versuch wagten. Im Garten des Landhauses, welches Huszár zu Weidling bei Klosterneuburg besaß, führten wir das bekannte Lustspiel: „Das war ich" auf, und eine competente, aber freilich sehr parteiische Beurtheilerin, unsere Mutter, war nicht unzufrieden mit uns.

Wenige Tage später, am 27. Juli, gingen wir an die Ausführung eines für uns ziemlich großartigen Projectes, mit dessen Entwerfung wir uns schon seit vielen Monaten eifrig beschäftigt und dessen Einzelnheiten, soweit dies im voraus möglich ist, festgestellt hatten. Es handelte sich um eine Fußreise, welche an Ausdehnung und Zeitdauer die vor zwei Jahren von uns unternommene noch weit übertreffen sollte.

Reise nach Tirol und Oberitalien.

Unsere Erzählungen von unserer Wanderung nach Südbaiern und einem freilich nur kleinen Theile der Schweiz hatten bei gar manchen unserer jugendlichen Freunde und Bekannten die Lust rege gemacht, sich an der neuen Reise zu betheiligen, die wir vorhatten. Aber allzu hoch durften wir doch auch wieder, so manchen Uebelstandes wegen, der hiemit verbunden gewesen wäre, die Zahl der Theilnehmenden nicht anwachsen lassen. Wir setzten sie auf fünf fest, und es waren dies dem Alter nach mein Reisekamerad vom vorigen Jahre, Dr. Alexander Wagner, mein Bruder, mein juridischer Studiengenoß Rudolph Salzmann, ich und endlich der einige Jahre später als wir die Rechte studirende Karl Baum.

Es ist vielleicht nicht ganz ohne Interesse, die vollständige Veränderung zu beobachten, welche seit dem letzten halben Jahrhundert in Bezug auf die pedestrischen Leistungen junger Leute vor sich ging. Immer und auch zu unserer Zeit hat es deren gegeben, welche die begeisterte Vorliebe für die Schönheit der Natur zu ihr hinauszog und dazu antrieb, sie dort schauen zu wollen, wo sie doch eigentlich am herrlichsten ist, im Hochgebirge. Hiebei jugendliche Kraft und Ausdauer zu erproben, war gleichfalls von nicht gering anzuschlagendem Reize. Aber zu unserer Zeit gab es noch keine Eisenbahnen, mit Extrapost oder auch nur in eigens gemietheten Wagen zu fahren, war unerschwinglich, im Eilwagen eingepfercht längere Strecken zurückzulegen, wenig verlockend für uns. Was war da natürlicher, als daß wir im wahren Sinne des Wortes zum Wanderstabe griffen, unser nicht allzu schweres Gepäck auf den Rücken luden und uns frohgesinnt auf oft recht weit ausgedehnte Fußreisen begaben.

Vergleicht man diese jetzt ganz aus der Mode gekommenen Wanderungen mit den nun so beliebten Hochtouren, so wird den letzteren, auch wenn man ihren Reiz bereitwillig anerkennt, vielleicht doch nicht ganz unbedingt der Vorrang einzuräumen sein. Was weiß z. B. jetzt Jemand vom Pusterthale, seinen einzelnen Ortschaften und seinen Bewohnern, der mit dem Eilzuge in etwa zwei Stunden von Lienz nach Bruneck fährt, während wir genau ebensovieler Tage bedurften, um zu Fuße diese Strecke zurückzulegen? Der jetzige Hochtourist kömmt fast nur mit Wirthen und mit Führern, also zumeist mit Leuten in Berüh-

rung, welche auf die ihnen wohlbekannten Schwächen der Fremden speculiren und dieselben zu ihrem eigenen Vortheil auszubeuten suchen. Der Bergbewohner, insbesondere der Tiroler, ist überhaupt ziemlich leicht dazu bereit, unter der Maske angenommener Biederkeit und Geradheit, ja einer gewissen Vertraulichkeit einen manchmal nicht geringen Grad von Verschmitztheit zu verbergen. Am öftesten thut dies der, den sein Erwerb auf die Fremden anweist, und er lacht sich ins Fäustchen, wenn ihm ihre Leichtgläubigkeit Gelegenheit gibt, sie tüchtig zu prellen.

Um also ein Volk wirklich kennen zu lernen, muß man in die nicht ausschließlich auf den Verkehr mit den Fremden angewiesenen Schichten desselben eindringen. Dazu aber gaben die Fußreisen durch die Ortschaften und die bewohnten Thäler, die man durchwanderte, unendlich mehr Anlaß als das vereinsamte Umhertreiben in den Regionen des Hochgebirges.

Und noch auf eine Seite möchte ich hinweisen dürfen, welche mir nicht zum wenigsten zu Gunsten unserer Fußreisen zu sprechen scheint. Während wir, ganz bescheiden den Tornister auf dem Rücken, durch die Gebirgsthäler dahinzogen und uns höchstens am Ende eines langen Marsches darüber freuten, wenn wir denselben ohne gar zu große Ermüdung zurückgelegt hatten, rufen die jetzigen Hochtouren einen oft thörichten Wetteifer hervor, indem der Eine es dem Anderen an kühnem Wagniß zuvorthun will. Und Jedermann weiß, wie oft das gerade bei derlei Unternehmungen sich herausstellende Mißverhältniß zwischen dem Wollen und dem Können die Gesundheit, ja das Leben desjenigen gefährdet, der sich unvorsichtiger Weise auf sie einläßt.

Von alledem war auch nicht von fern bei der Fußreise die Rede, auf welche zu Ende des Juli 1839 wir fünf fröhliche Kumpane uns begaben. Drei von ihnen deckt schon ziemlich lange Zeit die Erde, nur mein Bruder und ich sind noch übrig, uns der Anderen in treuer Kameradschaft zu erinnern.

Wie vor zwei Jahren begannen wir auch diesmal unsere Fußreise damit, daß wir die Strecke zwischen Wien und Baden zu Wagen zurücklegten. Ueber Vöslau, wo wir badeten, wanderten wir nach Gutenstein, wo wir die Nacht blieben. In tüchtigen, fast zu tüchtigen Fußmärschen setzten wir unseren Weg über Maria-Zell nach Wildalpen und über die Winterhöhe, von wo sich uns eine herrliche, auch jetzt noch zu wenig gewürdigte Aussicht darbot, nach Hieflau fort. In zu tüchtigen Märschen, sage ich mit Vorbedacht, denn der von mir entworfene Reiseplan hatte den Fehler, daß er an die sehr verschiedene Gehkraft der Einzelnen völlig gleichförmige, für den Einen oder den Anderen aus uns aber allzu an-

strengende Forderungen stellte. Sonderbarer Weise waren es gerade die zwei Größten unter uns, welche ihnen am wenigsten zu genügen vermochten. Der bei weitem schwächste Fußgänger von uns war Baum, dessen etwas schwammige Natur und verweichlichte Erziehung ihn eigentlich zu so starker und ganz ungewohnter Anstrengung nur wenig tauglich erwiesen. Auch mein Bruder, dessen Organismus offenbar noch durch die, wenngleich schon vor einem halben Jahre überstandene Todeskrankheit etwas geschwächt war, ermüdete leichter als vor zwei Jahren, und endlich machte sich auch bei Salzmann die städtische Verweichlichung manchmal etwas bemerkbar.

Vernünftiger Weise griffen wir denn auch zu dem einzigen, aber ganz zu unserer Verfügung stehenden Mittel der Abhilfe. Nachdem wir am vorletzten Tage dreizehn, am letzten aber von Weichselboden nach Hieflau elf Stunden gegangen waren, setzten wir uns von da aus nur Admont als Ziel unseres Tagemarsches. Zweimal, zuerst im Gesäuse und dann kurz vor Admont, badeten wir in der Enns, wie es denn zu unseren damaligen Schrullen gehörte, in jedem mehr oder auch weniger hiezu geeigneten Gewässer unsere neu erworbene Schwimmkunst zu erproben.

Schladming, Radstadt, St. Johann, Tarenbach, wo wir das Kitzloch und dessen schönen Wasserfall besuchten, bildeten die Hauptpunkte unseres weiteren Marsches. In Bruck, am Eingange des Fuscherthales, verließen wir die Heerstraße und bogen in das letztere ein, durch welches wir bis zum Abende noch das Tauernhaus in der Ferleiten erreichten. Da wir frühzeitig dort ankamen, wanderten wir, Alexander, Franz und ich, noch ziemlich weit in das Käferthal hinein und erfreuten uns des herrlichen Rundbildes eisgeschmückter Bergriesen, das es darbietet, bis endlich das Verlöschen der letzten Sonnenstrahlen auf den wolkennahen Gipfeln und der eiskalte Gletscherwind uns zur Heimkehr nach dem Tauernhause mahnten, wo Salzmann und Baum schon recht ungeduldig mit dem Abendessen unser harrten.

Am 5. August 1839 verließen wir um halb sechs Uhr Morgens das Tauernhaus, um den Uebergang über das Gebirg nach Heiligenblut zu unternehmen. Damals wählte man noch nicht, wie es jetzt meistens geschieht, den Weg über den Gletscher der Pfandelscharte, sondern wendete sich weiter links, den Fuscher Tauern und dem Hochthor zu. Mit uns zu gleicher Zeit zogen die Dienstleute des Hauses aus, um sich auf die zu demselben gehörige Alpe zu begeben. Und als diese Leute sich von uns trennten, blieben wir noch immer acht, wir fünf und unser Führer, dann ein Weber von Heiligenblut und ein Bauer aus der dortigen

Gegend, welche nach gethaner Arbeit und Vollziehung ihrer sonstigen Geschäfte nach der Heimat zurückkehrten.

Je höher wir stiegen, desto schöner wurde die Aussicht, insbesondere auf den uns gegenüberliegenden Gletscher des Wiesbachhornes. Und so wie es schon gestern Abends geschehen war, so lenkte auch jetzt wieder das donnernde Getöse im Innern des Gletschers unsere Aufmerksamkeit auf sich. Als wir unseren Führer nach der Ursache dieses Getöses frugen, erzählte er uns eine förmliche Sage, die ich hier zum Besten geben will.

„Ein böser Geist," so sprach er, „ging in der Ferleiten umher, von Haus zu Haus, von Alm zu Alm; er nahm den Leuten das mühsam gesammelte Holz vom Hofe, dem Vieh das Heu von der Krippe; er trieb die Ziegen weit auf die höchsten Felszacken hinauf und stürzte sie dann hohnlachend nieder ins Thal, wo sie elend zerschellten. Da gingen die geplagten Bauern, die gequälten Hirten hin zum Herrn Pfarrer von Fusch und baten ihn flehentlich, dem Unwesen ein Ende zu machen. Der Pfarrer zog den Chorrock an, nahm die Stola um den Hals und trug mit beiden Händen die Monstranze vor sich her; vor ihm ging der Meßner mit Lämpchen und Glocke. So stiegen sie in die Ferleiten hinauf und viele Bauern und Hirten folgten ihnen nach. Und sie stießen auf den Geist, wie er gerade auf der Alm des reichen Judenbauern zu Piesendorf ein armes Kalb hetzte, welches lechzte und brüllte, daß es Einem durch Mark und Bein ging. Der Pfarrer aber hob die Monstranze gegen den Geist und bannte ihn; da er aber nicht gleich wußte, wohin mit ihm, so schaute er um sich und da fiel ihm der große Gletscher am Wiesbachhorn in die Augen, und er bannte den Geist hinein in dessen Schlünde, wo er Eis hacken muß mit einem großen Beile, das er einst dem Tauernwirth gestohlen, bis zum jüngsten Tage. Und die dumpfen Töne, die in gemessenen Zeitabschnitten erdröhnen, sind die Schläge mit dem Beile, das tosende Fallen aber ist das Hinwerfen der Eisscheiter zu dem bearbeiteten Vorrathe, und ob der Geist auch schon so fortwerkt seit zweihundert Jahren, so ist der Gletscher doch noch kaum merklich kleiner geworden, und so lang wird die Welt stehen, bis das ganze Eisfeld zu drei Schuh langen Scheitern verhackt ist."

Während einer kurzen Rast an dem ganz köstlichen Petersbrunnen erzählte uns unser redseliger Führer eine zweite Sage von zwei reichen Bauern, die in bitterster Feindschaft mit einander lebten und starben, so daß sie zur Strafe dafür in der Weihnachtsnacht noch heutzutage ihre Rosse in der Ferleiten tränken und weiden müssen.

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen hatte sich das Wetter, das uns Anfangs nicht ungünstig gewesen, immer mehr verschlechtert, so daß

uns, als wir das Fuscherthor erreichten, Regen und Nebel die Aussicht von dort hartnäckig verbargen. Wir überschritten ein geräumiges Schneefeld, und über chaotisch durcheinander geworfenes Felsengeröll stiegen wir zum Hochthor hinan, wo uns der etwas dünner gewordene Nebel wenigstens eine schwache Idee von der herrlichen Fernsicht gönnte, mit der hier bei günstigem Wetter die leichte Mühe des Ersteigens belohnt wird.

Beim Säumerbrunnen wurde die letzte Raststation gemacht, und die fröhliche Stimmung, die uns beseelte, veranlaßte uns, die ganze Reihe unserer Forcelieder zum Entzücken des Führers zum Besten zu geben. Denn der Gesang oder was wir so nannten, wurde in unserem kleinen Kreise mit wahrer Leidenschaft betrieben. Eine ganze Reihe von Liedern, wie Körner's Trinklied und Lützow's wilde Jagd, das Lied vom Herzeleid und viele andere wurden von uns während des Marschirens und insbesondere bei den Raststellen mit Begeisterung gesungen. Ein eigenes Wanderlied hatten wir uns gedichtet, Jeder eine Strophe, und wir sangen es nach einer von uns selbst ersonnenen Melodie. Mein Bruder war der Chormeister, Salzmann und Wagner besaßen wenigstens einiges musikalisches Gehör, ich aber sang gründlich falsch. Meine Kameraden waren jedoch nicht krittlich, und zu meinem Glücke machte Baum seine Sache womöglich noch schlechter als ich. Die Gutturaltöne, die er hervorbrachte, dienten uns zum Gegenstande unablässigen Spottes, an dem er jedoch voll Gutmüthigkeit sich selbst manchmal betheiligte.

Der folgende Tag war dem Besuche der Pasterze gewidmet. Wir vier ohne Baum, der lieber im Glocknerhause zu Heiligenblut zurückblieb, wanderten am Leiterbachfalle vorüber bis zu der am Fuße des Kaiser Rothkopfs, einige Klafter über dem Gletscher gelegenen Johannshütte, schritten dann etwa eine Stunde quer über das Eisfeld und kehrten am Wassersturze der Gößnitz vorüber nach Heiligenblut zurück.

Diese seither unzählige Male gemachte und oft beschriebene Partie, obgleich sie hie und da durch Nebel und neidisches Gewölk gar sehr beeinträchtigt war, entzückte doch unsere für Naturschönheit so empfänglichen Gemüther. Einstimmig drangen wir nach unserer Rückkehr in Baum und beschworen ihn, an dem Herrlichsten, das wir wahrscheinlich auf unserer ganzen Reise zu schauen bekommen würden, nicht so gleichgiltig vorüberzugehen. Um ihm den Entschluß, die Partie zur Pasterze gleichfalls zu machen, zu erleichtern, bot ich ihm an, ihn dorthin am nächsten Morgen zu begleiten.

Den Abend brachten wir in Gesellschaft des 79jährigen Botanikers Dr. Hoppe aus Regensburg, der seit 41 Jahren jeden Sommer

einige Zeit in Heiligenblut verweilte, und seiner Tochter zu. Das Fremdenbuch im Glocknerhause, schon 1818 dorthin gestiftet und in einem ungeheuren Foliobande bestehend, der etwa zur Hälfte beschrieben war, bot reichlichen Anlaß zu Gesprächen. Neben gar manchen schalen Witzen und oberflächlichen Bemerkungen war doch auch viel ästhetisch Schönes und wissenschaftlich Belehrendes darin enthalten. Doch befremdete es mich, daß die Meisten, welche entweder in Versen oder in Prosa den Eindruck schilderten, den der Anblick des Großglockners und der Pasterze auf sie gemacht, sich selbst so klein, so erniedrigt fühlten neben diesen Wundern der Natur. Ich hingegen meinte, der Mensch müsse es gerade in solcher Umgebung voll Stolz empfinden, daß er mit seinen anscheinend schwachen Kräften diese gewaltige Natur überwunden und sie sich durch kühne Uebersteigung aller auf den ersten Blick als unbesiegbar erscheinenden Hindernisse unterthänig gemacht habe.

Ich gab dieser Empfindung in einem Gedichte Ausdruck, das ich in das Glocknerbuch schrieb. Achtzehn Jahre später, 1857 zeigte man mir es zu meiner größten Ueberraschung in einem belletristischen Blatte, das damals zu Klagenfurt erschien, der „Carinthia", abgedruckt.

Schon um halb fünf Uhr früh brach ich am 7. August mit Baum nach der Pasterze auf, und ich wurde für den Freundschaftsdienst, den ich ihm leistete, reichlich dadurch belohnt, daß ich alles das, was mich gestern, obgleich es durch den Nebel zum Theile verdeckt war, schon so entzückte, im herrlichsten Morgensonnenglanze und bei vollkommen wolkenfreiem, tiefblauem Himmel wiedersah. Die Schönheit des Glockners, des Johannesberges und der Pasterze war wirklich nicht zu beschreiben, und wahrhaft beglückt durch diese zweite Expedition kehrte ich binnen sechs Stunden mit meinem Begleiter nach Heiligenblut zurück. Um unsere Reisegenossen zu erreichen, welche um acht Uhr Morgens von dort aufgebrochen waren, bestiegen wir ein einspänniges Wägelchen, das von einem blutjungen, recht hübschen Bauernmädchen gelenkt wurde. Wäre der Gaul nur halb so frisch gewesen wie der Kutscher, so würden wir unendlich viel rascher vorwärts gekommen sein, als dies wirklich der Fall war. Der wild dahinschäumenden Möll folgend, kamen wir über Döllach nach Winklern, von wo wir über den Iselberg, dort zuerst wieder tirolischen Boden betretend, unseren Kameraden nach Lienz nacheilten.

In strömendem Regen, der uns um so fühlbarer wurde, als wir keine Schirme, sondern nur Stöcke mit uns führten, wanderten wir am nächsten Morgen von Lienz weg über Mittelwald bis gegen Sillian. Als wir diesem Posторte uns näherten, heiterte sich das Wetter etwas auf. Da wir ohnedies wußten, in Sillian werde Nachtstation gemacht

werden, und es noch ziemlich früh am Tage war, stiegen Wagner, mein Bruder und ich zu dem vor Sillian rechts vom Wege auf ziemlich hohem Felsen thronenden Schlosse Hainfels empor. Durch das geräumige Thor traten wir in den engen Burghof, alle Thüren standen offen, wir also Stiegen auf, Stiegen ab, durch das ganze ziemlich weitläufige Gebäude bis in den Thurm, der bedeutend älter als der vordere Tract zu sein schien. Die Zimmer, besonders aber die Schloßkapelle waren noch recht gut erhalten und ein Theil der ersteren sogar bewohnt, wie uns ein alter Rock und einiges umherliegende Hausgeräth bewiesen. Als wir uns zum Fortgehen anschickten, trafen wir mit einem Geistlichen, einer großen wohlgenährten Gestalt mit äußerst gutmüthigen, aber sehr beschränkten Gesichtszügen zusammen, der uns des Langen und Breiten die Geschichte der Entstehung und die Schicksale des Schlosses erzählte. Zuletzt, sagte er, habe es dem Haller Damenstifte gehört, das es vor Kurzem um den Spottpreis von 250 Gulden an die Gemeinde verkauft habe. Es stünde nun zu befürchten, fuhr er fort, daß das Schloß abgebrochen und die Steine zu anderen Bauten verwendet würden. Dem stehe aber die Verpflichtung zur Herhaltung der Wasserleitung für den Beneficiaten gegenüber, welche jährlich fünfzig bis sechzig Gulden koste, „also“, setzte er stolz lächelnd hinzu, „ist mein Wasser bereits theurer als mein Wein“. Erst nach langer Zeit und nur sehr schwer, ja fast mit Gewalt machten wir uns von dem redseligen Beneficiaten los, dem der Besuch der drei fröhlichen jungen Leute eine nicht ganz unwillkommene Unterbrechung seines eintönigen Dahinlebens auf seinem einsamen Felsenneste zu sein schien.

Weit günstiger war uns das Wetter am nächsten Tage und wolkenfrei grüßten uns aus dem Sextenthale herüber die wunderschönen Dolomiten. Die merkwürdigen Baudenkmäler von Innichen wurden von uns eingehend betrachtet, und an der Straßentheilung bei Toblach hielten wir auf freiem Felde Kriegsrath. Ich schlug vor, wir sollten auf der damals ganz neu erbauten Straße nach Cortina und von da durch Buchenstein und Gröden nach Bozen gehen. Diesmal ließ mich aber mein Freund Wagner im Stiche; er, der sonst immer die abenteuerlichsten Propositionen unterstützte, stimmte mit meinem Bruder und Baum für den näheren und bequemeren Weg über Bruneck durch Enneberg und Gröden nach Bozen. Salzmann und ich fügten uns natürlich der Majorität, und über Niederndorf und Welsberg, wo wir die beiden schon in Ruinen liegenden Schlösser durchkletterten, kamen wir um halb acht Uhr Abends nach Bruneck.

Durch die wohl allzu angestrengten Fußmärsche war mein armer Bruder, der noch immer die Nachwehen seiner schweren Krankheit ver-

spürte, so hergenommen worden, daß er am rechten Beine eine ziemlich starke Geschwulst bekam und es daher vorzog, sich einen Platz auf dem Gesellschaftswagen zu nehmen und über Brixen nach Bozen zu fahren. Baum konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich ihm anzuschließen, und im letzten Augenblicke that Salzmann ein Gleiches. Nur Wagner und ich hielten an dem ursprünglichen Gedanken fest, durch die Thäler von Enneberg und Gröden nach Bozen zu gehen.

Das erstere dieser beiden Thäler bot bis St. Martin und Stern nicht gerade viel Lohnendes dar. Außer diesem Orte müssen wir einen falschen Weg eingeschlagen haben, denn wir gingen und gingen und es wurde immer finsterer und finsterer, ohne daß wir Colfuschg erreichten, das doch nach der Aussage des Meßners von Stern nicht gar so weit von diesem Orte entfernt war. Endlich begegnete uns ein Mann, der uns in gebrochenem Deutsch erklärte, wir seien auf dem Wege nach Corvara und nicht auf dem nach Colfuschg; wenn wir nach dem letzteren Orte wollten, müßten wir entweder sehr weit bis zur Brücke zurückgehen, die wir nicht hätten überschreiten sollen, oder durch den Bach waten. Unbesonnener Weise that ich sogleich das letztere, und das Wasser, obgleich reißend und kalt, ging mir nur bis ans Knie. Wagner aber, klüger und bedächtiger als ich, zog eher Stiefel und Strümpfe aus, so daß er nicht so durchnäßt wurde wie ich. In der angegebenen Richtung durch die Wiesen laufend, erreichten wir endlich Colfuschg, dort aber lag Alles schon in tiefem Schlafe. Man hatte uns in Bruneck gesagt, es wäre besser beim Pfarrer als im Gasthofe zu bleiben; mit Recht hielten wir das Haus neben der Kirche für den Pfarrhof und pochten dort zuerst leise und dann immer kräftiger an. Endlich wurde in einem der Zimmer Licht gemacht und eine komische Altweiberstimme schrie auf unsere Bitte um Nachtquartier heraus: „Da ischt kan Wirtschhaus, da ischt der Widum." Die Alte zeigte uns aber dann wenigstens die elende Baracke, welche in Colfuschg als Gasthaus figurirte. Gleiche Schwierigkeit, den Wirth zu erwecken; als er uns aber endlich einließ, zeigte er sich wohl dienstfertig, das steinharte Brot und der schimmlige Käse waren jedoch fast ebenso wenig genießbar als sein nach verfaulten Trauben schmeckender Wein. Und so wenig einladend die viereckige Truhe auch war, in die wir uns Beide hineinlegen mußten, so schliefen wir doch in derselben ganz gut.

An der Ferraraalpe vorüber wandernd, genossen wir am nächsten Morgen am Ende des Bergrückens, auf welchem sie liegt, einer entzückenden Uebersicht über das Grödnerthal und die dasselbe begrenzenden, wahrhaft herrlichen Dolomiten, während die Aussicht im fernen Westen

durch die eisstarrende Gebirgskette des Oetzthales begrenzt ist. Tapfer darauf losmarschirend, erreichten wir, nachdem wir in St. Christina ein frugales Mittagsmal genossen, etwa um zwei Uhr St. Ulrich, wo wir geschnitzte Spielsachen für Geschenke einkauften, und noch am selben Abende das stattliche Kastelruth. Am 12. August, dem Geburtstage meines Vaters, trafen wir in ärgster Mittagshitze zu Bozen und in der „Kaiserkrone" ein, wo unsere Kameraden eben bei einem schmackhaften Male beisammen saßen, an welchem wir allsogleich herzhaft theilnahmen.

Bozen war von allem Anfange an von uns zur Station bestimmt worden, in der wir uns nicht allein auszuruhen, sondern, wenn ich so sagen darf, zu restauriren gedachten. Dorthin hatten wir alle für uns bestimmten Briefe, deren wir, da wir schon über zwei Wochen auf dem Wege waren, eine schwere Menge erhielten, und außerdem einen uns Allen gemeinsamen Koffer instradirt, in welchem bessere Kleider, deren wir uns dort und in den italienischen Städten bedienen wollten, Wäsche und so manche andere Utensilien enthalten waren, die uns wünschenswerth erschienen. Die Briefe mußten beantwortet, die Tagebücher vervollständigt, die Wäsche gewaschen, Reparaturen an unseren Kleidungsstücken und unserem Schuhwerk vorgenommen werden. Unausgesetztes Regenwetter, welches der anfänglichen Hitze folgte, erleichterte uns die Erfüllung dieser Aufgaben, und als dasselbe sich besserte, wurden kleine Ausflüge nach Jenesien und auf den „Ritten" unternommen.

Statt aber nach Ablauf dieser Rastzeit unseren Weg weiter fortzusetzen, lieferten wir einen neuen Beweis, wie jung und wie unvernünftig wir eigentlich doch noch waren. So groß die Hartnäckigkeit auch war, mit der wir im Allgemeinen an unserem ursprünglichen Reiseplane festhielten und uns nur durch die äußerste Ermüdung des Einen oder des Anderen zu einer Verringerung des Ausmaßes der am nächsten Tage zurückzulegenden Wegstunden bestimmen ließen, so rasch war dieser ganze Plan durch eine Balleinladung über den Haufen geworfen, die wir nach Oberbozen erhielten. In der Zwischenzeit wollten wir zwar Meran besuchen und von da einen Abstecher ins Passeierthal unternehmen, dann aber zum Balle nach Bozen zurückkehren.

Mit dem Stellwagen fuhren wir am 14. August Nachmittags nach Meran, wohnten am nächsten Morgen der kirchlichen Feierlichkeit des Festes der Himmelfahrt Mariä bei, welche durch das Zusammenströmen einer großen Menge von Landvolk aus den benachbarten Thälern und durch den Anblick der so eigenthümlichen und verschiedenartigen Trachten desselben uns großes Interesse darbot, und besuchten das alte Schloß

Tirol, uns des interessanten Baues und der prächtigen Aussicht aus den Fenstern desselben erfreuend.

Am nächsten Morgen wanderten wir durchs Passeierthal bis zu Andreas Hofer's Gasthaus „zum Sand". Damals waren erst dreißig Jahre seit der bewunderungswürdigen Erhebung des tirolischen Volkes im Jahre 1809 verflossen, und überall stieß man in den Thälern auf Männer, welche sie mitgemacht hatten und gern von ihr erzählten. Gierig lauschten wir ihren Worten, und mit einer Art Andacht sahen wir in Hofer's Hause dessen Kleidungsstücke, die man uns zeigte.

Von St. Leonhard gingen wir nach Platt und nach Plan im Pfeldersthale, von wo uns der Anblick zwei sehr großer Gletscher erfreute, die schon zur Oetzthaler Eismasse gehören. Aber das Wetter war so neblig und trüb, daß wir das schöne Schauspiel nicht in seiner ganzen Herrlichkeit zu genießen vermochten.

In Plan, das mit Ausnahme des Pfarrhauses aus lauter schwarzen und rußigen Häusern bestand, wurde mein Bruder als der Würdevollste unter uns als Parlamentär zum Herrn Curaten vorausgesandt, um uns bei ihm Aufnahme zu erwirken. Der geistliche Herr empfing ihn auch recht artig und wollte ihm Herberge gewähren, als er aber von noch vier Nachzüglern hörte, entschuldigte er sich mit der geringen Geräumigkeit seines Häuschens. Wir mußten uns also in das sogenannte Gasthaus bequemen, das ungefähr auf der Stufe des zu Colfuschg stand, nur waren wenigstens Salzmann und Baum trauriger über das kaum genießbare Nachtessen, als Wagner und ich es damals gewesen waren. Dagegen hatte Plan wieder den Vorzug vor Colfuschg, daß an Stelle der furchtbaren Truhe, in der wir Beide geschlafen hatten, frische Strohgarben auf den Boden gebreitet wurden, auf denen es sich ganz erträglich ruhen ließ. Die Bezahlung aber, die man für die elende Beherbergung in Plan von uns forderte, kam derjenigen gleich, die man für die köstliche Bewirthung in der „Kaiserkrone" zu Bozen verlangte.

Es gibt Leute, welche behaupten, daß in unseren Gegenden und insbesondere im Gebirge das Wetter von Jahr zu Jahr schlechter werde. Ich weiß nicht, ob dem gegenüber eine Art von Trost in der Versicherung liegt, daß vor vierundfünfzig Jahren, als wir Tirol durchwanderten, das Wetter unendlich viel übler war, als ich es mehr als vier Jahrzehnte später dort antraf. In Lienz und in Bozen wie im Pfeldersthale regnete es in Strömen oder war Alles doch so voll Nebel und Wolken, daß wir wenig oder nichts von der Pracht des Hochgebirges sahen. Ein recht arger Tag war auch der, an welchem wir Plan verließen und durch rauhes Steingeröll und über wildes Felsenchaos das Spronserjoch, un-

durch die eisstarrende Gebirgskette des Oetzthales begrenzt ist. Tapfer darauf losmarschirend, erreichten wir, nachdem wir in St. Christina ein frugales Mittagsmal genossen, etwa um zwei Uhr St. Ulrich, wo wir geschnitzte Spielsachen für Geschenke einkauften, und noch am selben Abende das stattliche Kastelruth. Am 12. August, dem Geburtstage meines Vaters, trafen wir in ärgster Mittagshitze zu Bozen und in der „Kaiserkrone" ein, wo unsere Kameraden eben bei einem schmackhaften Male beisammen saßen, an welchem wir allsogleich herzhaft theilnahmen.

Bozen war von allem Anfange an von uns zur Station bestimmt worden, in der wir uns nicht allein auszuruhen, sondern, wenn ich so sagen darf, zu restauriren gedachten. Dorthin hatten wir alle für uns bestimmten Briefe, deren wir, da wir schon über zwei Wochen auf dem Wege waren, eine schwere Menge erhielten, und außerdem einen uns Allen gemeinsamen Koffer instradirt, in welchem bessere Kleider, deren wir uns dort und in den italienischen Städten bedienen wollten, Wäsche und so manche andere Utensilien enthalten waren, die uns wünschenswerth erschienen. Die Briefe mußten beantwortet, die Tagebücher vervollständigt, die Wäsche gewaschen, Reparaturen an unseren Kleidungsstücken und unserem Schuhwerk vorgenommen werden. Unausgesetztes Regenwetter, welches der anfänglichen Hitze folgte, erleichterte uns die Erfüllung dieser Aufgaben, und als dasselbe sich besserte, wurden kleine Ausflüge nach Jenesien und auf den „Ritten" unternommen.

Statt aber nach Ablauf dieser Rastzeit unseren Weg weiter fortzusetzen, lieferten wir einen neuen Beweis, wie jung und wie unvernünftig wir eigentlich doch noch waren. So groß die Hartnäckigkeit auch war, mit der wir im Allgemeinen an unserem ursprünglichen Reiseplane festhielten und uns nur durch die äußerste Ermüdung des Einen oder des Anderen zu einer Verringerung des Ausmaßes der am nächsten Tage zurückzulegenden Wegstunden bestimmen ließen, so rasch war dieser ganze Plan durch eine Balleinladung über den Haufen geworfen, die wir nach Oberbozen erhielten. In der Zwischenzeit wollten wir zwar Meran besuchen und von da einen Abstecher ins Passeierthal unternehmen, dann aber zum Balle nach Bozen zurückkehren.

Mit dem Stellwagen fuhren wir am 14. August Nachmittags nach Meran, wohnten am nächsten Morgen der kirchlichen Feierlichkeit des Festes der Himmelfahrt Mariä bei, welche durch das Zusammenströmen einer großen Menge von Landvolk aus den benachbarten Thälern und durch den Anblick der so eigenthümlichen und verschiedenartigen Trachten desselben uns großes Interesse darbot, und besuchten das alte Schloß

Tirol, uns des interessanten Baues und der prächtigen Aussicht aus den Fenstern desselben erfreuend.

Am nächsten Morgen wanderten wir durchs Passeierthal bis zu Andreas Hofer's Gasthaus „zum Sand“. Damals waren erst dreißig Jahre seit der bewunderungswürdigen Erhebung des tirolischen Volkes im Jahre 1809 verflossen, und überall stieß man in den Thälern auf Männer, welche sie mitgemacht hatten und gern von ihr erzählten. Gierig lauschten wir ihren Worten, und mit einer Art Andacht sahen wir in Hofer's Hause dessen Kleidungsstücke, die man uns zeigte.

Von St. Leonhard gingen wir nach Platt und nach Plan im Pfeldersthale, von wo uns der Anblick zwei sehr großer Gletscher erfreute, die schon zur Oetzthaler Eismasse gehören. Aber das Wetter war so neblig und trüb, daß wir das schöne Schauspiel nicht in seiner ganzen Herrlichkeit zu genießen vermochten.

In Plan, das mit Ausnahme des Pfarrhauses aus lauter schwarzen und rußigen Häusern bestand, wurde mein Bruder als der Würdevollste unter uns als Parlamentär zum Herrn Curaten vorausgesandt, um uns bei ihm Aufnahme zu erwirken. Der geistliche Herr empfing ihn auch recht artig und wollte ihm Herberge gewähren, als er aber von noch vier Nachzüglern hörte, entschuldigte er sich mit der geringen Geräumigkeit seines Häuschens. Wir mußten uns also in das sogenannte Gasthaus bequemen, das ungefähr auf der Stufe des zu Colfuschg stand, nur waren wenigstens Salzmann und Baum trauriger über das kaum genießbare Nachtessen, als Wagner und ich es damals gewesen waren. Dagegen hatte Plan wieder den Vorzug vor Colfuschg, daß an Stelle der furchtbaren Truhe, in der wir Beide geschlafen hatten, frische Strohgarben auf den Boden gebreitet wurden, auf denen es sich ganz erträglich ruhen ließ. Die Bezahlung aber, die man für die elende Beherbergung in Plan von uns forderte, kam derjenigen gleich, die man für die köstliche Bewirthung in der „Kaiserkrone“ zu Bozen verlangte.

Es gibt Leute, welche behaupten, daß in unseren Gegenden und insbesondere im Gebirge das Wetter von Jahr zu Jahr schlechter werde. Ich weiß nicht, ob dem gegenüber eine Art von Trost in der Versicherung liegt, daß vor vierundfünfzig Jahren, als wir Tirol durchwanderten, das Wetter unendlich viel übler war, als ich es mehr als vier Jahrzehnte später dort antraf. In Lienz und in Bozen wie im Pfeldersthale regnete es in Strömen oder war Alles doch so voll Nebel und Wolken, daß wir wenig oder nichts von der Pracht des Hochgebirges sahen. Ein recht arger Tag war auch der, an welchem wir Plan verließen und durch rauhes Steingeröll und über wildes Felsenchaos das Spronserjoch, un=

betreten müssen, und um hiezu die Erlaubniß zu erwirken, begaben wir uns mit unseren Empfehlungsschreiben auf das Polizei-Commissariat. Diesmal thaten dieselben jedoch nicht die gleich magische Wirkung wie vor zwei Jahren in Salzburg und in Bregenz. Der Polizei-Commissär bedauerte lebhaft, im Deutschen nicht weit genug vorgeschritten zu sein, um die in dieser Sprache geschriebenen Briefe lesen zu können. In der gleich fatalen Lage befand sich sein Adjunct; es blieb uns daher nichts übrig, als mit leeren Händen abzuziehen und direct nach Mailand zu fahren.

Während der vier Wochen, die wir auf dem Wege von Wien bis an das Ufer des Comersees zubrachten, hatten wir uns in Bezug auf das Maß und die Ausschließlichkeit der Fußwanderungen, die wir uns auferlegten, in einem allerdings freiwillig gewählten Extrem befunden. Jetzt aber geriethen wir gleichsam nothgedrungen in das entgegengesetzte, welches darin bestand, daß wir Alle, auch die Wanderlustigsten unter uns, in der lombardischen Ebene und bei der dort herrschenden Augusthitze die Fußwanderungen ein- für allemal aufgaben und uns zum Fahren bequemen mußten.

Uns hiezu eines Vetturins zu bedienen, war darum angezeigt, weil derselbe nicht höher zu stehen kam, als wenn wir fünf Plätze im Eilwagen hätten bezahlen müssen. Zudem konnten wir in den einzelnen Stationen anhalten und hie und da eine Merkwürdigkeit besichtigen, so oft uns das beliebte. Und schließlich füllten vier von uns gerade den Wagen aus, während der Fünfte abwechselnd beim Kutscher im Cabriolet saß, sich durch Conversation mit ihm im Italienischen übte, oder auch gleich denen im Inneren des Wagens die Zeit der langweiligen Fahrt mit Schlafen verbrachte.

Am 26. August fuhren wir über Monza, wo wir den Domschatz und mit ihm die eiserne Krone und den Becher der Königin Theodelinde sahen, mit dem ich fast drei Decennien später wieder zu thun haben sollte, nach Mailand.

Zwei Tage blieben wir in Mailand und verwendeten diese Zeit zu eifriger Besichtigung der Merkwürdigkeiten dieser prächtigen Stadt, welche uns je nach dem Grade ihres Kunstwerthes und unseres damaligen Kunstverständnisses in Bewunderung versetzten. Leicht wurde es uns, einen Paß für uns fünf zu einer Reise nach Genua und Turin zu erlangen, wobei uns der damalige Präsidialsecretär bei dem Mailander Gubernium, Herr v. Czörnig, der sich später als Statistiker einen in der wissenschaftlichen Welt so geachteten Namen erwarb, mit Rath und That an die Hand ging.

Am 29. August um fünf Uhr früh begannen wir unsere Fahrt nach Genua. Mit einem Vetturin hatten wir auf echt italienische Weise accordirt: wir bezahlten ihm Jeder dreiundzwanzig Franken, dafür mußte er bei der Certosa durch zwei, in Pavia durch drei Stunden anhalten und uns am ersten Tage nach Voghera, am zweiten bis Ronco, am dritten zur Mittagszeit nach Genua bringen und alle Nebenausgaben, sowie auch die Kosten des pranzo und des Nachtlagers bestreiten.

Hatte uns schon Mailand ungemein gefallen, so entzückte uns natürlich Genua noch bei Weitem mehr. Und in noch höherem Maße als der Anblick der Stadt und ihrer prachtvollen Gebäude und Kunstschätze nahm der des Meeres uns gefangen, das wir von den Wällen der Stadt zum ersten Male sahen. Unser erster Versuch, es zu befahren, fiel insofern unglücklich aus, als wir in Folge des sehr argen Schwankens unserer Barke so ziemlich Alle, am meisten Salzmann und ich, am wenigsten[1] aber mein Bruder, von der Seekrankheit ergriffen wurden und dem Meere unseren Tribut bezahlen mußten. Trotz dieser unerfreulichen Erfahrung mietheten wir am folgenden Tage wieder eine Barke, die uns im Hafen aus dem Bereiche der dort verankerten Schiffe brachte, worauf wir aus der Barke ins Meer sprangen, um in demselben zum ersten Male zu schwimmen.

Am 4. September Abends kamen wir über Novi und Alessandria nach Turin, so arg mitgenommen von der Hitze und dem Staube, daß Wagner und ich noch um neun Uhr in einem Schiffchen auf den Po hinausfuhren und in demselben uns badeten. Den 5. und den Vormittag des 6. September verwendeten wir auf die Besichtigung der Stadt und insbesondere des Palazzo di Madama und seiner schönen Bildergalerie. Den Nachmittag des 6. wanderten Wagner, mein Bruder und ich in fast drei Stunden zur Superga, der prachtvollen Begräbnißstätte der Könige von Sardinien, mit einer entzückenden Fernsicht über Turin, ganz Piemont und die eisbedeckte Hochgebirgskette Savoyens und der Schweiz.

Vor unserer Abreise von Turin galt es noch uns aus einer Verlegenheit zu befreien, in welche wir durch unsere eigene Unvorsichtigkeit gerathen waren. Wir hatten es in Mailand unterlassen, für unsere österreichischen Banknoten genug französisches oder sardinisches Geld einzuwechseln, und auch in Genua dies versäumt. Als uns nun in Turin das dort gangbare Geld ausging, kannte Niemand, und selbst der Banquier nicht, an den man uns wies, unsere Banknoten. Erst als die österreichische Gesandtschaft, und zwar der damals dort als Legationscommis angestellte, später so vielgenannte Freiherr von Meysenbug, der

überhaupt sehr freundlich für uns war, in einem amtlichen Zeugnisse die Echtheit und den Werth unserer Banknoten bestätigte, konnten wir deren Auswechslung erlangen.

Von Turin fuhren wir über Novara nach Arona, wo wir natürlich in der Riesenstatue des Carlo Borromeo bis in den Kopf des Heiligen hineinkletterten und in seiner Nase uns niederließen. Dann besuchten wir die borromeischen Inseln, sprangen auf der Fahrt von der Isola Madre gegen Laveno in den Lago Maggiore und ließen, in die Barke zurückgekehrt, alle unsere lange nicht gesungenen Lieblingslieder eines nach dem anderen los.

Von Laveno fuhren wir nach Varese, ritten auf Pferden, die uns an diejenigen erinnerten, welche dereinst in unserem heimischen Grinzing zur Partie auf den Kahlenberg vermiethet wurden, einen ziemlich steilen Berg hinauf zur Wallfahrtskirche Santa Maria del Monte, und kehrten des Nachmittags gleichfalls zu Wagen nach Mailand zurück.

Hier begannen wir die Besichtigung derjenigen Merkwürdigkeiten nachzutragen, die wir bei unserem ersten Aufenthalte noch nicht gesehen hatten. Außerdem mußten wir unsern Reisepaß zurückbringen und uns für denselben bedanken. Eben von diesem Geschäfte kommend, standen mein Bruder und ich ganz zufällig vor dem Schaukasten einer Kunsthandlung in der Contrada del Falcone, da fuhr eine elegante Equipage an uns vorüber. Unwillkürlich blickte ich hin und zu meiner höchsten Ueberraschung erkannte ich am Wagenfenster meine Mutter, die mich aber nicht sah. So rasch der Wagen auch fuhr, ich setzte ihm dennoch nach und holte ihn in der nächsten Straße ein. Auch unsere Eltern, denn mein Vater saß an der anderen Seite des Wagens und ich hatte ihn nicht gesehen, waren über unser plötzliches Zusammentreffen ungemein erfreut. Der Wagen, in dem sie saßen, gehörte dem ihnen sehr befreundeten General Martini, und sie fuhren zu einem großen Diner bei dem bekannten Bildhauer Manfredini. Wir gaben uns für sechs Uhr Abends Rendezvous beim Arco della pace, zu welchem Manfredini, der meine Eltern dorthin begleitete, die meisten Sculpturen geliefert hat.

Schon lang, aber ohne uns auch nur ein Wort darüber zu sagen, hatten unsere Eltern den Entschluß gefaßt, uns auf italienischem Boden, und zwar in Mailand zu überraschen. Ihre Absicht glückte vollkommen, aber wir brachten doch nur einen Tag zusammen dort zu. Meine Eltern hatten schon auf der Reise nach Mailand Brescia und Bergamo besucht, während wir fünf diese Städte noch nicht gesehen hatten. Wir verließen daher ohne sie am Morgen des 12. September Mailand wieder mit einem Vetturin und kamen um vier Uhr nach Bergamo, am

folgenden Tage aber noch etwas früher nach Brescia, wo uns der alte Graf Tosi mit einer wirklich bewunderungswürdigen Liebenswürdigkeit seine schöne Kunstsammlung zeigte. In Verona trafen wir am Nachmittage des 14. September wieder mit unseren Eltern zusammen. Der folgende Tag war ganz für Verona bestimmt, den Abend des 16. brachten wir in Vicenza, den Vormittag des 17. in Padua zu, und noch an diesem Abende hielten wir von Mestre aus bei herrlicher Mondbeleuchtung unseren Einzug in Venedig.

Sechs Tage verlebten wir daselbst in einer Weise, die uns allzeit unvergeßlich bleiben wird.

In der Nacht vom 23. auf den 24. September fuhren wir mit dem Dampfer von Venedig nach Triest, und ich kann mich nur erinnern, daß ich, meinen Tornister als Kopfpolster benützend, mich ohne irgendwelche Decke unter einer Bank auf die bloßen Bohlen des Verdeckes hinstreckte und dort wie ein Stein die ganze Nacht hindurch schlief. Nur als der Leuchtthurm von Pirano sichtbar wurde, weckte mich mein Vater; ich schlief aber gleich wieder fort bis zum Anbruche des Tages. Denn das Einzige, das mir den Aufenthalt in Venedig etwas vergällt hatte, waren die Qualen, welche mir während der Nacht Myriaden mein Bett umsummender Gelsen und Mücken, denen ich schutz- und schlaflos preisgegeben war, bereitet hatten.

Daß wir auf der Rückfahrt nach Wien an der Adelsberger Grotte nicht vorüberfuhren, ohne sie eingehend zu besichtigen, versteht sich wohl von selbst. Auch in Laibach und in Graz hielten wir uns, in der letzteren Stadt vielleicht allzu lang auf. Hier trennten sich auch unsere Wege; meine Eltern, denen Baum und Salzmann sich anschlossen, fuhren direct nach Wien, wir drei Anderen aber, Wagner, mein Bruder und ich, wichen in Bruck an der Mur von der großen Heerstraße ab und fuhren über Vordernberg, Eisenerz, Hieflau bis zu einem einzelnen, am Ufer der Enns gelegenen Wirthshause in der Nähe von Weyer, von wo, der jetzigen Bahnstation Kastenreith gegenüber, die sogenannten Eisenschiffe nach Steyr zu fahren pflegten.

Am 4. October um sechs Uhr Morgens stießen wir dort vom Lande. Das Schiff, das uns trug, war mit Eisenstangen schwer beladen. Auf denselben standen vier große Pinzgauer Rappen, deren Bestimmung es war, das Schiff nach seiner Entladung in Steyr stromaufwärts zurückzuziehen. Einige Honoratioren der Gegend, mehrere Landleute, welche nach Adelwang wallfahren wollten, wir drei und die wenig zahlreiche Schiffsbemannung nahmen den von den Pferden freigelassenen Raum ein.

Der Morgen war herrlich und eine schönere Wasserfahrt als diese läßt sich nicht leicht denken; von der reizvollen Mannigfaltigkeit der Scenerie, an der wir vorüberflogen, kann man sich nur schwer einen Begriff machen. In etwa vier Stunden erreichten wir Steyr, wo wir nun noch einige recht vergnügte Tage verlebten; einer derselben führte mich aus Anlaß einer freilich nichts weniger als ergiebigen Jagd nach Ternberg, ohne daß ich ahnte, welchen Platz dieser Ort in meinem späteren Leben einnehmen werde. Und während mein Bruder am 6. October nach St. Florian fuhr, verübte ich noch zwei Tage später, am 8., mit Wagner das Bravourstückchen, die Enns hinab nach dem Orte zu schwimmen, wo dieser Fluß die Steyr in sich aufnimmt. Wir widerlegten hiedurch den damals allgemein verbreiteten Glauben, daß dieser Platz ein besonders gefährlicher sei.

Am folgenden Tage verließ ich Steyr, um mich vorerst über Kremsmünster nach Wels zu begeben. In dem ersteren Orte wurde ich auch jetzt wieder von meinen dereinstigen Vorgesetzten, P. Richard und P. Heinrich, in Wels aber von der Familie Krakowizer aufs Freundlichste empfangen. Am 11. fuhr ich nach St. Florian und am 14. mit dem Dampfschiffe nach Wien. Des dichten Nebels wegen erreichte dasselbe an diesem Tage nur Tulln, von wo ich mit einer Anzahl Herren in einem Stellwagen nach Wien fuhr. Erst nach Mitternacht kamen wir dorthin; lang mußte ich an unserer Wohnung klingeln und klopfen, bis endlich mein Vater erwachte und mich, nachdem ich ihr durch dritthalb Monate fern geblieben war, wieder in dieselbe einließ.

Eintritt in den Staatsdienst.

Mein fleißiger und überaus gefälliger Vetter Moser hatte alle meine Geschäfte in Bezug auf das Einschreiben in den vierten und letzten Jahrgang der juridischen Studien mit solcher Genauigkeit besorgt, daß ich leicht noch einige Wochen länger hätte ausbleiben können. Aber gewiß war es genug des Müßigganges und des beschäftigungslosen Umherschweifens, obgleich ich wahrheitsgemäß gestehen muß, daß ich zwar den Besuch der Collegien, aber noch lang nicht das ernstliche Studiren wieder aufnahm. Eiliger hatte ich es mit dem Wiedereintritt

in meine früheren geselligen Verhältnisse, wie ich denn alsbald meine Lieblingshäuser Schäffer, Gévay, Huszár besuchte.

Etwas mehr als zwei Wochen nach meiner Rückkehr nach Wien, am 2. November erkrankte ich ernstlich. Ein heftiges rheumatisches Fieber ergriff mich; drei Wochen hindurch konnte ich Tag und Nacht kein Auge zuthun, und als ich am siebenundzwanzigsten Tage meiner Krankheit zum ersten Male aufstehen wollte, fiel ich ohnmächtig ins Bett zurück. Erst eine Woche später, am 7. December, konnte ich eine halbe Stunde außer Bett zubringen, und am 19., von meiner Mutter und meinem Freunde Hayden begleitet, einen kurzen Spaziergang auf der Bastei unternehmen.

Es fehlte nicht an Stimmen, welche meine Erkrankung mit den als übertrieben betrachteten Anstrengungen der Ferienmonate, und mit den hie und da recht unvernünftigen Bravourstückchen, die ich mir während derselben hatte zu Schulden kommen lassen, in Verbindung bringen wollten. Ich kann mir kein Urtheil darüber anmaßen, glaubte aber schon damals und glaube auch noch heute, daß mir die wenngleich angestrengten Fußmärsche nicht das Geringste geschadet haben; waren ja doch auch schon mehr als zwei Monate seit dem letzten derselben bis zu meiner Erkrankung verflossen. Aber das Baden in allzu kaltem Wasser, insbesondere das letzte Mal in der Enns, war mir gewiß nicht zuträglich und wäre besser unterblieben; als gewitzigtes Kind unterließ ich daher Aehnliches für die Zukunft.

Das Jahr 1840 erhielt für meine Familie dadurch eine ganz besondere Bedeutung, daß mein Vater zum Director des Münz- und Antikencabinetes ernannt wurde. Eigentlich hatte er diese Stelle schon seit der im Jahre 1833 erfolgten Berufung des Präfecten der Hofbibliothek, Grafen Moriz Dietrichstein, zur Oberleitung des genannten Cabinetes factisch versehen. In diesen sieben Jahren, in denen er sich, wie wir sahen, nur selten eine gewiß nicht reichlich bemessene Ferienzeit gönnte, hatte er so große organisatorische und katalogisirende Arbeiten vollendet, daß die Anerkennung dafür schließlich nicht mehr ausbleiben konnte. Schon 1833 hatte er die Beschreibung von 25 000 griechischen, im Cabinete befindlichen Münzen in fünf Foliobänden vollendet, worauf er die ebenso geschmackvolle als übersichtliche und zweckdienliche Aufstellung der Sammlung in ihren verschiedenen Theilen durchführte und endlich auch von den römischen Münzen eine ähnliche, aber noch praktischer eingerichtete Uebersicht zusammenstellte, als dies von den griechischen geschehen war. Eine Reihe ausgezeichneter Publicationen in seinem Fache hatte ihm außerdem einen so hochgeachteten Namen unter

den damaligen Gelehrten Oesterreichs und Wiens erworben, daß er sich unter den acht Auserkorenen befand, welche schon 1838 die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften, wenngleich damals noch fruchtlos, in Anregung brachten.

Für mich trat im Jahre 1840, dem letzten meiner Studien, die Nothwendigkeit der Wahl des Berufszweiges, dem ich mich zuwenden wollte, in wahrhaft drängender Weise hervor. Bis jetzt hatte ich mich damit begnügt, den juridischen Studien obzuliegen, und ich hatte die Prüfungen aus denselben mit gutem, ja bisher zum größeren Theile mit ausgezeichnetem Erfolge bestanden. Aber die Rechtskunde interessirte mich im Ganzen nur wenig, ich dachte nur daran, mir möglichst bald eine Stellung zu erwerben, in der das mit ihr verbundene Einkommen es mir ermöglichen würde, das Mädchen meiner Wahl heimführen zu können an meinen eigenen Herd. Denn schon im Jahre 1839, also kaum zwanzig Jahre alt, hatte ich diese Wahl so ziemlich getroffen, und wenn ich auch damals in Folge meiner Reise und der auf derselben, sowie bei den Besuchen in Steyr und in Wels empfangenen Eindrücke hie und da wieder etwas ins Schwanken gerathen war, so stand doch von 1840 an diese Wahl fest, und nichts beschäftigte mich so sehr, als den Weg ausfindig zu machen, auf welchem ich am ehesten an das Ziel meiner Wünsche zu gelangen vermöchte.

Der Plan, den ich zu diesem Ende entwarf, wird vielleicht als ein Beweis gelten dürfen, daß ich hiebei von ziemlich uneigennützigen, ja idealen Gesichtspunkten ausging. Nicht nur daß meine Auserkorene vermögenslos war, spricht dafür, sondern auch, daß ich es mir als wunderschön ausmalte, mein Leben mit ihr auf dem Lande zubringen zu können. Da ich aber selbst nichts besaß, um mich dort anzukaufen, blieb mir kein anderer Ausweg übrig, als mich um eine Anstellung auf dem Lande zu bewerben. Und da ich mich um keinen Preis von der Willkür einzelner, wenn auch noch so hochgestellter Privatpersonen abhängig machen wollte, so trachtete ich, bei der Güterdirection des Kaisers unterzukommen; meiner Anmeldung bei derselben wurde auch wirklich das freundlichste Entgegenkommen zu Theil.

Wie es wohl in der Natur der Sache lag, wurde mein Plan von mir selbst mit meinen Eltern, meinem Bruder und meinen Freunden sehr häufig einer eifrigen Erörterung unterzogen. Meine Mutter, welche in derlei Fragen mehr den Gefühlsstandpunkt einnahm, war nicht dagegen, um so eifriger und lebhafter war dies mein Vater; seiner Meinung stimmten auch die meisten der von mir Befragten bei. Und wenngleich nur allmälig, begann doch auch ich endlich einzusehen, daß ihre An-

schauung die richtigere war. Fast Alles, was ich bisher gelernt und studirt, sowie die allgemeine Bildung, die ich mir zu eigen gemacht hatte, wäre mir auf dem Lande nur von verhältnißmäßig geringem Nutzen gewesen, während gerade das, dessen ich dort vorzugsweise bedurft hätte, landwirthschaftliche Kenntnisse mir vollständig mangelten. Und gar sehr verlockend war doch auch wirklich die Aussicht nicht, um den Preis, ziemlich bald Amtsschreiber zu werden, meine ganze Laufbahn mit dem Posten eines Verwalters zu enden.

Zu einleuchtend war dies, als daß ich mich nicht schließlich doch zur Nachgiebigkeit herbeigelassen hätte. Und als ich mich meinem Vater gegenüber in diesem Sinne erklärt und mein so lang mit solcher Vorliebe gehegtes Project, Landbeamter zu werden, definitiv aufgegeben hatte, war er äußerst zufrieden mit mir. Unter den verschiedenen Zweigen des Staatsdienstes aber, unter denen ich nun zu wählen hatte, gab ich schließlich dem finanziellen, jedoch nur aus dem mich ausschließlich leitenden Gesichtspunkte den Vorzug, daß man meinte, dort seien noch die besten Aussichten auf ein nicht allzuspätes Unterkommen vorhanden. Mein Vater führte mich zu dem Grafen Franz Stadion, dessen langjähriger Bekanntschaft mit ihm bereits Erwähnung geschah. Stadion ermuthigte mich eifrig, die von mir jetzt ins Auge gefaßte Laufbahn zu wählen, und versicherte mich hiezu auch seiner Unterstützung. Aber freilich setzte er zu großer Genugthuung meines Vaters und nicht mit Unrecht hinzu, es sei unvernünftig, wenn ein junger Mensch von noch nicht einundzwanzig Jahren sich so fest vornehme, schon in seinem fünfundzwanzigsten heiraten zu wollen. Ich fühlte, wie blutroth ich wurde, und war ganz glücklich, daß es ziemlich finster war im Zimmer.

Nach Dalmatien oder nach Galizien müsse ein junger Beamter zu gehen sich entschließen, fuhr Stadion fort, denn es sei nur billig, daß wer sich opfere, einer rascheren Beförderung theilhaftig werde als derjenige, der täglich in Wien in den Prater und Abends in die Oper gehen könne. Aber in Italien zu dienen, meinte er, sei nicht vortheilhaft, weil der Vicekönig Erzherzog Rainer natürlicher Weise unter gleichen Umständen allzeit den Italienern den Vorzug gebe.

Der erste Erfolg verleitete jedoch meinen Vater, jetzt nach einem zweiten, noch weiter gehenden zu streben. Stehe es einmal fest, daß ich mich dem Staatsdienste widme, so solle ich doch gleich, so meinte er, es mit demjenigen Zweige desselben versuchen, der nicht nur an und für sich der interessanteste genannt werden müsse, sondern auch noch außerdem die Möglichkeit, ja fast die Gewißheit größerer Reisen, der häufigeren Berührung mit hervorragenden Menschen und den vornehmen Classen

der Gesellschaft gewähre. Welch ein Unterschied sei es doch, an fremden Höfen verkehren oder sich mit dem galizischen oder dalmatinischen Steuerzahler herumschlagen zu müssen!

Auch diesmal hatte mein guter Vater nicht so Unrecht, aber er verlor nicht nur meine schon erwähnte Abneigung gegen den diplomatischen Dienst im Allgemeinen, sondern, was damals noch schwerer bei mir wog, den Umstand aus dem Auge, daß ja der Hauptbeweggrund meines Handelns in dem Streben lag, so rasch als nur immer möglich meine Verheiratung mit derjenigen herbeizuführen, welche zwar noch nicht vor aller Welt, wohl aber bei mir selbst, in meinem Herzen als meine Braut galt.

Die Gerechtigkeit muß ich übrigens meinem theuren Vater widerfahren lassen, daß er mir seine Güte auch dann nicht entzog, wenn ich dort, wo ich das Gegentheil als ein Unrecht betrachtet hätte, auf meinem Vorsatz beharrte. Er selbst that mit mir die erforderlichen Schritte, welche die Zusicherung meiner Aufnahme bei der Behörde erwirkten, die damals die Cameral-Gefällen-Verwaltung genannt wurde und die jetzt die Finanzlandesdirection heißt.

Am 25. Juli hatte ich mit hinreichendem, wenn auch nicht gerade glänzendem Erfolge meine letzte Prüfung bestanden und dadurch meine juridischen Studien vollendet. Noch einen kurzen, kaum vierzehntägigen Ausflug unternahm ich nach St. Florian, sowie nach Steyr, Kirchdorf und Wels, denn das waren ja die Punkte, die ich in Oberösterreich immer mit Vorliebe besuchte. Am Morgen des 7. August war ich in Wien zurück, und noch an demselben Tage leistete ich bei meiner neuen Behörde die Angelobung durch Handschlag.

Die überaus große Zuvorkommenheit, mit der mich meine nunmehrigen Vorgesetzten behandelten, hatte ich, wie ich recht gut einsah, nicht meiner so ganz unbedeutenden Person, sondern einzig und allein der Hochachtung und dem Ansehen zu verdanken, deren meine Eltern sich überall erfreuten. Ich wurde dem Bureau zugetheilt, in welches die Jurisdiction über die Gefällsübertretungen gehörte. Meine älteren Collegen, die Barone Franz Riefel und Victor Schloißnigg, sowie insbesondere ein biederer Tiroler Namens Gamper erwiesen sich bei meiner ersten Dienstleistung ungemein hilfreich für mich.

Alles dies bestärkte mich immer mehr in der Meinung, daß es mir nicht fehlen könne, wenn ich es nur selbst an mir nicht fehlen lassen würde. So wenig sympathisch oder interessant mir nun auch die Geschäfte in meinem neuen Bureau waren, und so überaus untergeordnet mir die Betheiligung an denselben erschien, die mir als dem Jüngsten zufiel, so

suchte ich doch wenigstens mit sehr großem Eifer dasjenige zu vollziehen, was mir aufgetragen wurde. Stete Bereitwilligkeit zum Dienste und unermüdlicher Fleiß in demselben schienen mir ja in der Zeit, in der die Qualität meiner Arbeiten noch gar nicht in die Wagschale fallen konnte, die einzigen Mittel zu sein, mir die Zufriedenheit meiner Vorgesetzten zu erwerben und dadurch etwas mehr Aussicht auf baldige Beförderung zu erlangen. Aber freilich schwebte mir dabei das Wort des Grafen Stadion als Schwert des Damokles über dem Haupte, der gesagt hatte, nach Galizien oder nach Dalmatien müsse man gehen, wenn man rascher vorwärts kommen wolle. Wohl hatte mein jetziger Amtsvorstand, Hofrat v. Guggenthal, weder von Galizien noch von Dalmatien, welche Länder ja auch gar nicht zu seinem Geschäftskreise gehörten, sondern nur von Wiener-Neustadt gesprochen, wohin er mich zur Bezirksverwaltung versetzen werde, um dort den praktischen Dienst zu erlernen. Selbstverständlich wäre mir nichts Anderes übrig geblieben, als mich, wenn auch mit schwerem Herzen zu fügen und mich nach Neustadt zu begeben, da eröffnete sich mir ganz unerwartet ein Weg, von dem ich hoffen durfte, daß er mich rascher als der bisher betretene zum Ziele führen werde.

Durch unseren im Staatsarchive angestellten Freund Chmel erfuhr ich, daß bei diesem Institute eine neue Organisation in der Durchführung begriffen sei. Der erste Archivar Baron Reinhart wurde Hofrath und Archivsdirector, Chmel erster und Gévay, der bisher in der Hofbibliothek gedient hatte, zweiter Archivar. Die übrigen Beamten rückten vor, die letzte Officialsstelle aber blieb unbesetzt, und es wurden statt ihr drei Praktikantenstellen mit je einem Adjutum von vierhundert Gulden creirt. Derjenige Praktikant, der sich als der Eifrigste und Tüchtigste erwiese, sollte die Officialsstelle erhalten.

Man kann sich wohl denken, wie zahlreich die Schaar der Bewerber um diese Praktikantenstellen war. Da aber keiner derselben ein eigentliches Verdienst oder auch nur hinreichende Vorbildung für sich aufweisen konnte, so kam es schließlich auf die Protection an, die Jeder ins Treffen zu schicken vermochte. Die meinige erwies sich nicht als die schwächste; wenigstens war ich einer der drei Glücklichen, welche eine Praktikantenstelle erhielten. Und meine Freude darüber wurde durch das Bewußtsein noch erhöht, daß niemand zurückgesetzt worden war, dessen Ansprüche gegründeter als die meinigen gewesen wären.

Mit leichtem Herzen sagte ich der Cameralverwaltung Lebewohl, von der ich am letzten Tage des Jahres 1840 meine ehrenvolle Entlassung erhielt. Mein Vater stellte mich dem Fürsten Metternich vor,

unter dessen oberster Leitung ja das Staatsarchiv eigentlich stand. Der Fürst war ungemein gütig für mich, und gleichsam von selbst drängte sich mir der Vergleich mit dem um sechs Jahre älteren und zu ihm in lebhafter politischer Opposition stehenden Fürsten Dietrichstein auf. Es kann sein, daß ich damals über ihre Aehnlichkeit und ihre Verschiedenheit noch kein richtiges Urtheil zu fällen vermochte. Aber Beide kamen mir wie zwei ganz ungewöhnlich begabte Männer vor, von denen der eine, Dietrichstein, mir geistreicher, aber auch schärfer und absprechender, der Andere, Metternich, gutmüthiger und doctrinärer zu sein schien.

Meine nun beginnende Dienstleistung im Archive war wirklich eigenthümlicher Art. Wir drei neuernannte Praktikanten, Baumgartner, Firnhaber und ich, waren vollkommen gleichgestellt; weder das Lebensalter, in welchem Baumgartner uns Anderen ziemlich weit voraus war, noch die etwas längere Dienstleistung Firnhaber's, während Baumgartner noch gar nicht gedient hatte, sollte irgend einen Vorzug unter uns begründen und Alles nur von uns selbst und unserer eigenen Verwendbarkeit und Tüchtigkeit abhängen. Was war da natürlicher, als daß wir unablässig, aber selbstverständlich nur mit ehrlichen und offenen Waffen gegen einander kämpften und Jeder sich abmühte, die Leistungen der beiden Anderen noch zu übertreffen. Da wir in Bezug auf die eigentliche Archivsarbeit uns noch so ziemlich in gleicher Unwissenheit befanden, mußten wir wenigstens im Anfange den Vorzug, nach dem wir trachteten, in äußerlichen Dingen zu erreichen uns bemühen.

Damals waren nach alter Gewohnheit die Amtsstunden im Archive noch von acht bis zwei Uhr festgesetzt. Etwa ein Viertel vor acht Uhr fanden wir drei uns schon vor der noch fest verschlossenen eisernen Thüre auf der Batthyanystiege in der Burg ein, die auch heute noch den Eingang zum Staatsarchive verschließt. Oft schnappernd vor Kälte warteten wir da, bis es endlich dem einzigen Amtsdiener, den damals das Archiv besaß, gefiel, gleichfalls zu erscheinen und uns die vielen sorgfältig versperrten Zugangsthüren zum Archive zu öffnen. Während er die beiden Oefen heizte, denn es gab damals nur zwei Arbeitszimmer im Archive, eines für den Direktor und ein zweites für das ganze übrige Amtspersonal, setzten wir uns trotz Kälte und Staub, denn der alte Pell begann jetzt erst mit dem Besen zu hantieren, an unsere Pulte und schickten uns an, die gestern abgebrochene Arbeit eifrig weiter zu führen. Sie bestand im Anfange wenigstens in dem Copiren einer sehr großen Anzahl von Urkunden, welche das Domcapitel zu Spalato eingeschickt hatte und die nun in Wien abgeschrieben, dann aber nach Spalato gesendet werden sollten.

Eine langweiligere, zugleich aber auch instructivere Arbeit als diese hätte unser archivalischer Mentor Chmel wirklich nicht leicht ausfindig machen können. Langweilig deshalb, weil weder die Personen, von denen, noch die, für welche diese Urkunden ausgestellt waren, uns das mindeste Interesse einflößen konnten. Instructiv aber war diese Arbeit, weil die Urkunden, um die es sich handelte, wenigstens für uns Neulinge sehr schwer zu lesen und also eine uns recht zuträgliche Uebungsschule waren.

So nützlich diese Arbeit nun auch für uns gewesen sein mag, so war sie doch für die Erweckung des historischen Sinnes in uns, wenn ich so sagen darf, durchaus nicht geeignet, ja sie hätte ihn eher zu ertödten als ihn anzuregen vermocht. In letzterer Beziehung war es für mich von entscheidendem Werthe, daß ich es aus eigenem Antriebe und um meinem Vater Freude zu machen, unternahm, die Geschichte des Kaiserthums Oesterreich, welche er vierzehn Jahre früher herausgegeben hatte, nach den Ergebnissen der neueren Forschungen umzuarbeiten. Vorerst hatte ich mich selbst in die letzteren zu vertiefen, wodurch mein historisches Wissen, wenigstens insofern es Oesterreich betraf, eine ansehnliche Bereicherung erhielt. Und außerdem konnte ich zu besserer Ausbildung meiner Darstellungsgabe und meiner Gestaltungskraft keine günstigere Gelegenheit finden, als diese Arbeit mir darbot.

In solcher Weise vergingen ungefähr die ersten neun Monate des Jahres 1841, und die Verlegenheit, in welche sich unser unendlich gutmüthiger, aber unpraktischer und überhaupt nichts weniger als geistig bedeutender Amtsvorstand Baron Reinhart selbst gebracht hatte, wuchs immer mehr. Von Anfang an war sein Herzenswunsch darauf gerichtet, seinem Schützling Baumgartner, der, wenn ich nicht irre, gleich ihm ein Tiroler war, die noch unbesetzt gebliebene Officialsstelle zu verschaffen. Aber er mochte gehofft haben, Baumgartner, auf den er sehr große Stücke hielt, werde sich vor uns bald so bemerkbar hervorthun, daß ihm die Officialsstelle gleichsam von selbst zufallen müsse. In der Wirklichkeit ging jedoch diese Erwartung in gar keiner Weise in Erfüllung. Es mag sein, daß Baumgartner mehr historische Kenntnisse besaß als Firnhaber und ich, aber bei der Art der Dienstleistung, zu der wir verwendet wurden, vermochte er dies nicht zu zeigen. Da seine Handschrift viel schlechter als unsere war, so stachen die von ihm angefertigten Copien recht unvortheilhaft von den unsrigen ab. In der Kenntniß des Lateinischen war uns Baumgartner ohne Zweifel überlegen, in den neueren Sprachen aber war ich, ich darf es wohl ohne Selbstüberhebung sagen, meinen beiden Rivalen recht weit voraus. Dieser letztere Umstand ge-

währte schließlich auch den Anlaß, die sich darbietenden Schwierigkeiten zu überwinden.

In der Staatskanzlei selbst war eine Officialsstelle in Erledigung gekommen, so hießen nämlich damals die jüngsten Beamten in derselben, gleichviel zu welcher Art Dienstleistung sie etwa herangezogen wurden. Zu den meinen Eltern so günstigen Gesinnungen, die sich dort schon bei der Verleihung der Praktikantenstelle an mich gezeigt hatten, gesellten sich nun die eifrigen Lobeserhebungen, welche mein Amtsvorstand Baron Reinhart mir selbst und meiner Dienstleistung zollte. Einerseits war er, wie ich glaube, mit mir wirklich zufrieden und hatte mich vielleicht sogar liebgewonnen, und andererseits hoffte er wohl durch meine Entfernung aus dem Archive Raum für die Anstellung Baumgartner's zu erlangen. Und so geschah es denn auch wirklich. Ich erhielt im October 1841 die Officialsstelle in der Staatskanzlei, und nicht viel später wurde diejenige im Archive meinem bisherigen Collegen Baumgartner zutheil; der arme Firnhaber aber mußte sich mit dem Titel dieser letzteren Stelle begnügen.

Es klingt fast demüthigend, es zu sagen, daß ich, in der Staatskanzlei aufs Zuvorkommendste aufgenommen, dem dortigen Expedite zur Dienstleistung zugewiesen wurde. Ich war also in optima forma ein Abschreiber geworden, aber ich fühlte mich, offen gestanden, hiedurch gar nicht erniedrigt. Bei der Cameral-Gefällen-Verwaltung hatte ich nicht viel Anderes zu thun gehabt, als die von dem Bureauvorstande und meinen älteren Collegen verfaßten Erledigungen in den Index einzutragen. Im Archive hatte ich Urkunden copirt, und nun copirte ich wieder das, was die höher gestellten Beamten der Staatskanzlei ausgearbeitet hatten. Bei den Gesandtschaften war es ja auch nicht anders, und ich wußte recht gut, daß alle die Secretäre und Attachés, die sich mit wichtigen Mienen so sehr in die Brust warfen, im Grunde nichts Anderes waren als die Abschreiber der von den Gesandten oder den älteren Legationsbeamten ausgearbeiteten Depeschen. Einmal würde, damit tröstete ich mich leicht, auch die Reihe an mich kommen, nicht mehr zu copiren, sondern selbstständig zu arbeiten.

Wenn ich soeben sagte, ich tröstete mich leicht, so entspricht dies eigentlich der Wahrheit in gar keiner Weise. Denn Niemand war weniger trostbedürftig als ich, vielmehr versetzte mich meine Anstellung in einen wahren Taumel des Glückes. Schien sie mich doch nun mit einem Male an das heiß ersehnte Ziel zu bringen und mir die Möglichkeit zu gewähren, die Geliebte heimzuführen als mein Weib. Freilich war das
[illegible]en, das mit meiner neuen Stelle verbunden war, sogar in der

damaligen Zeit zu gering zur Gründung eines eigenen Hausstandes, aber mit einigem guten Willen von Seite meines Vaters und meines zukünftigen Schwiegervaters, welcher gute Wille sich in der Gewährung eines Zuschusses aussprechen sollte, werde es, so hoffte ich wenigstens, schon gehen.

Aber dieser gute Wille war, ich muß es schon sagen, leider nur auf der einen Seite vorhanden. Mein Vater verharrte in seinem Widerstande gegen meine so frühe Verheiratung mit einer Hartnäckigkeit, welche mit seinem sonst so milden und sanften Wesen kaum vereinbar erschien. Es gab da nicht selten Kämpfe, in denen meine Mutter, die wohl in meinem treuen Festhalten an meiner Liebe einen Abglanz der Poesie ihrer eigenen Jugendgefühle erkennen mochte, und mein Bruder, mit welchem das uns seit unserer Kindheit an einander fesselnde Band innigster Freundschaft sich immer fester und fester knüpfte, als wackere Verbündete mir beistanden. Mit ihrer Hilfe und den großen Einfluß wohl kennend, den sie mit Recht auf meinen Vater ausübten, hoffte ich am Ende doch noch, und zwar um so eher an das Ziel meiner Wünsche zu gelangen, als ich ihm ja sonst gar keinen Anlaß zur Unzufriedenheit gab. In der Staatskanzlei arbeitete ich mit rastlosem Eifer, und meine Vorgesetzten waren meines Lobes voll, wozu ein ganz zufälliger Umstand nicht wenig beitrug. Zu der Zeit, in der ich erzogen wurde, hielt man vernünftiger Weise noch sehr viel auf eine gute Handschrift, während dieselbe bei dem heutigen Unterrichtssysteme in Oesterreich leider gar sehr vernachlässigt wird. Die meinige war schon von der Schule her nicht schlecht, und seit meinem Eintritte in die Staatskanzlei bemühte ich mich eifrigst, sie recht ausgiebig zu verbessern. Bei dem Dienste eines Copisten, der mir dort oblag, war aber eine gefällige Handschrift von entscheidendem Werte. Und da in der Staatskanzlei Alles mir wohlwollte, theilten mir die Bureauchefs, insbesondere aber mein freundlicher Gönner Hofrath v. Huszár anfangs kleinere und allmälig größere Conceptstücke zu und gewährten mir dadurch die Möglichkeit, auch meine Befähigung zu selbständiger Arbeit darzuthun.

Indem sich in solcher Weise meine Stellung in der Staatskanzlei immer besser gestaltete, versäumte ich auch sonst nichts, um meinen Vater günstiger für meine Herzenssache zu stimmen. Ein Mittel hiezu sollte auch der Eifer sein, mit dem ich selbst nach meinem Austritte aus dem Archive fortfuhr, einen großen Theil meiner freien Zeit der Umarbeitung seiner Geschichte Oesterreichs zu widmen. Aber während ich hiedurch meinem Vater zu Diensten zu sein glaubte, diente ich am meisten und am besten mir selbst, indem sich meine Lust zu größeren historischen

Arbeiten und wohl auch meine Befähigung zu denselben wesentlich steigerte, ohne daß ich damals noch ahnte, sie würden in späterer Zeit den größeren Theil meiner Lebensaufgabe bilden.

Es mag etwas philiströs klingen, ist aber dennoch vollkommen wahr, wenn ich sage, daß die Zeit, in der ich als neu angestellter Beamter in der Staatskanzlei diente, mir ein weit erfreulicheres Andenken als meine Studienjahre hinterließ; ja wäre nicht der Widerstand meines Vaters gegen meine Heirat gewesen, so würde ich mein Glück als ein vollkommenes angesehen haben. In der Staatskanzlei arbeitete ich mit sehr großer Lust und mit jenem Erfolge, der für diese Art dienstlicher Verwendung überhaupt erreichbar erschien. Meine historische Hausarbeit freute und interessirte mich ebenso sehr, als ich von ihr eine günstige Wirkung auf die Gesinnung meines Vaters erhoffte. Und nach vollbrachter Arbeit konnte ich meine wirklich freie Zeit ungestört dem Verkehre mit derjenigen, die ich in meinem Innern meine Braut nannte, oder auch geselligen Vergnügungen, wie im Fasching den Bällen und im Sommer den Landpartien widmen, ohne daß wie in früherer Zeit das drohende Gespenst der abzulegenden Prüfungen vor mir stand und mich mahnte, meine Pflicht gebiete mir eigentlich zu studieren, statt die geeignetste Zeit hiezu in wenngleich erlaubten Lustbarkeiten zu vergeuden.

Der Beginn des Jahres 1843 mußte mich, wenn es dessen noch überhaupt bedurft hätte, recht dringend daran mahnen, daß ich im Laufe desselben das Alter der Großjährigkeit erreichen und es daher an der Zeit sein würde, meine nun doch schon in das dritte Jahr dauernde Heiratsangelegenheit endlich ins Reine zu bringen. Anfangs setzte mein Vater trotz alles Wohlwollens, oder besser gesagt, gerade dieses Wohlwollens wegen seinen Widerstand gegen die Verwirklichung meiner Absichten fort, von denen er besorgte, daß sie meinem ferneren Fortkommen hinderlich sein würden, aber auf die Länge wurde die von ihm eingenommene Position dennoch unhaltbar. Gegen das Mädchen meiner Wahl konnte er unmöglich eine gegründete Einwendung erheben. Nach dem übereinstimmenden Urtheile Aller, die sie sahen, war sie ungemein hübsch, vielleicht sogar schön zu nennen. Ihre Gesichtszüge waren so regelmäßig, daß man sie oft mit denen einer griechischen Camée verglich, und dennoch mangelte ihnen auch ein Ausdruck seltenen Liebreizes nicht. Prachtvolles blondes Haar, sprechend blaue Augen, eine überaus zierliche, ja fast zu feine Gestalt vervollständigten ihr Aeußeres; ein edler, wahrhafter und echt weiblicher Charakter, eine nicht gewöhnliche Bildung ihr Inneres. Sie entstammte einer ungemein achtbaren, ja angesehenen [illegible]ilie, welche hinter der unsrigen in gar keiner Weise zurückstand. Ihr

Vater war nicht nur ein ebenso geschickter als vielbeschäftigter Arzt, und was in meinen Augen noch mehr galt, einer der menschenfreundlichsten, uneigennützigsten und selbstaufopferndsten Männer, die es nur geben konnte. Wurde er um dieser vorzüglichen Eigenschaften wegen von Allen, die ihn kannten, verehrt, von seinen Kranken aber wirklich vergöttert, so genoß auch seine wackere, pflichttreue Gattin und Hausfrau der allgemeinsten Achtung.

Es ist hier vielleicht kein ganz ungeeigneter Ort, an das Gedichtchen zu erinnern, welches Franz Grillparzer, ein Altersgenoß und ehemaliger Schulkamerad des Doktors v. Schäffer, derjenigen der Töchter desselben gewidmet hat, welcher meine Zuneigung galt. Sie stand damals in ihrem neunzehnten Lebensjahre; Grillparzer's Gedicht aber ist in dessen gesammelten Werken abgedruckt und lautet:

Für Nina von Schäffer

(7. Februar 1841).

Einst auf denselben Bänken
Saßen Dein Vater und ich;
Des Guten und Schönen zu denken,
Der Vorsatz uns nimmer entwich.
Und daß wir's nicht gänzlich verfehlten,
Das zeigte die Zeit, die verstrich,
All' was wir schufen und wählten;
Und jeder läßt sterbend nach sich
Die Kinder voll Anmuth und Sitten —
Neid, weißt Du es anders, so sprich! —
Ich Sappho'n und Melitten,
Dein Vater, o Liebliche, Dich.

Daß ich bei kaum erreichter Volljährigkeit noch recht jung in den Ehestand treten würde, war nicht zu leugnen, aber welchen Vortheil konnte es bringen, mich zu noch längerem Warten zu verdammen? Ich stand noch so ziemlich am Ende einer nicht kurz bemessenen Reihe von Beamten, von denen Alle oder doch bei Weitem die Mehrzahl vor mir befördert werden mußten, ehe an ein Gleiches auch für mich gedacht werden konnte. Das Meiste, was ich binnen einer nicht allzufernen Zukunft erwarten durfte, war die Vorrückung in eine höhere Gehaltsstufe; da durch eine solche aber meine Einkünfte jedesmal nur um wenig vermehrt werden konnten, so war eine fühlbare Verbesserung meiner Lebensverhältnisse hievon gleichfalls nicht zu hoffen.

Alles dies und noch vieles andere hierauf Bezügliche bildete den Gegenstand einer langdauernden und von beiden Seiten mit großem

Eifer geführten Erörterung, die ich am Nachmittage des 26. Juni durch vierthalb Stunden mit meinem Vater hatte. Das Resultat derselben bestand darin, daß er endlich in gütigster Weise meinen Wünschen unter der einzigen Bedingung nachgab, ich solle bis zur Vollendung meines fünfundzwanzigsten Lebensjahres mit meiner Heirat warten. Dann werde er keine Einwendung mehr gegen dieselbe erheben und mir nach besten Kräften bei der Verwirklichung meiner Plane beistehen.

Ich kann nicht sagen, mit welcher Freude diese in ganz friedlicher Weise zu Stande gebrachte Vereinbarung nicht nur uns zwei zunächst Betheiligte, meine Braut und mich selbst, sondern auch meine Mutter und meinen Bruder erfüllte. Meine Mutter stand eben im Begriffe, sich nach Baiern zu begeben, wohin sie von ihrer Freundin, der Fürstin Julie Oettingen, zu einem gemeinschaftlichen Landaufenthalte in Wallerstein aufs Dringendste eingeladen worden war; mein Bruder aber befand sich damals in England.

Im Jahre 1841 hatte er seine medicinischen Studien mit großer Auszeichnung vollendet, hierauf die strengen Prüfungen mit sehr gutem Erfolge abgelegt und das Doctordiplom erworben. Nachdem er sich durch eifrigen Spitalsbesuch einige Uebung in seinem Fache eigen zu machen gesucht hatte, trat er am 18. März 1843 eine auf mehr als ein halbes Jahr berechnete Studienreise durch Deutschland nach Frankreich und England an. Die Vervollkommnung in den Sprachen dieser beiden Länder sollte hiebei gleichfalls nicht aus den Augen verloren werden.

Die ungewöhnlichen Studienerfolge meines Bruders, seine Begeisterung für den von ihm erwählten Beruf, der eiserne Fleiß, mit dem er sich auch nach Vollendung seiner Lernjahre ein noch tieferes Eindringen in die Wissenschaft angelegen sein ließ, sein ernster Sinn und die wirklich seltene Stufe, auf der sich seine allgemeine Bildung befand, sein edler und frühzeitig männlich gewordener Charakter endlich, dies Alles konnte nichts Anderes bewirken, als daß meine Eltern mit Recht auf ihn stolz waren und sich eine ehrenvolle Zukunft für ihn versprachen. Ihn derselben um so rascher entgegenzuführen, darauf war auch die Reise nach den zwei damaligen Hauptemporien der medicinischen Wissenschaft, nach Paris und London berechnet, wozu ihm mein Vater mit größter Bereitwilligkeit die erforderlichen und für seine Verhältnisse nicht eben geringfügigen Geldmittel gewährte. Ich will von dieser Reise, deren nähere Besprechung den Rahmen meiner Darstellung wohl weit überschreiten würde, nur eine Episode berühren, welche uns Zurückgebliebene mit unbeschreiblicher Angst, deren glücklicher Ausgang uns aber mit dem größten Jubel erfüllte.

Nachdem er am 8. Juli seinen ersten und längeren Aufenthalt in London beendigt hatte, ging mein Bruder nach Edinburgh und machte von da einen Ausflug nach den schottischen Hochlanden. Am 17. Juli nach Edinburgh zurückgekehrt, schrieb er uns von dort, er wolle nur noch ganz kurze Zeit daselbst verweilen und sich dann schleunigst nach London zurückbegeben. Ob dies zu Land oder zu Wasser geschehen solle, darüber ließ er sich nicht mit Bestimmtheit verlauten.

Wer beschreibt nun meines Vaters und meinen Schrecken, als wir in den Zeitungen lasen, der Dampfer „Pegasus", der am 19. Juli Edinburgh verließ, sei auf der Fahrt die englische Küste entlang gescheitert und mit Mann und Maus zu Grunde gegangen. Es lag allerdings nicht das Mindeste vor, was dafür sprach, daß mein Bruder den Seeweg gewählt und sich gerade auf diesem Dampfer eingeschifft habe. Aber wir besaßen doch auch wieder keinen Beweis dafür, daß dies nicht geschehen sei. Schon die Möglichkeit, daß mein Bruder sich unter den Umgekommenen befinde, versetzte uns in so tödtliche Angst, daß wir schwach genug waren, unsere Besorgnisse nicht ganz für uns zu behalten. So verbreitete sich nicht nur in Wien, sondern auch in den uns befreundeten Kreisen Oberösterreichs das mit großer Bestimmtheit auftretende Gerücht, mein Bruder sei durch den Untergang des Dampfers „Pegasus" ums Leben gekommen.

In unserer Zeit der blitzgleichen Telegraphenverbindungen kann man sich nur sehr schwer in die Lage versetzen, in der wir uns damals befanden, indem wir von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde entweder eine Bestätigung unserer angstvollen Befürchtung, oder, sei es durch einen Brief meines Bruders, auf den wir freilich nicht allzu bald rechnen durften, sei es in anderer Weise die bestimmte Kunde erwarteten, daß er sich nicht auf dem verunglückten Schiffe befand. Das letztere geschah wirklich; eine Verwandte unseres englischen Sprachmeisters Incledon, welche im Innern Englands wohnte und die mein Bruder auf dessen Veranlassung während seiner Rückkehr von Edinburgh nach London besucht hatte, theilte seine Ankunft bei ihr brieflich mit. Athemlos eilte Incledon mit der soeben empfangenen Nachricht zu uns, und die Besorgnisse, die uns so tief darnieder gedrückt, waren allsogleich verscheucht. Leider hatte mein Vater sie auch meiner damals in Baiern befindlichen Mutter nicht vorenthalten zu sollen geglaubt; dieselbe war darüber vielleicht noch erschreckter als wir, und noch schwerer als uns fiel es ihr, sich davon zu überzeugen, daß unsere Angst eine ganz unbegründete gewesen war.

Im November traf mein Bruder, der auch noch Südfrankreich bis an die Pyrenäen, seine Geburtsstadt Genf und einen Theil der Schweiz

besucht hatte, wieder in Wien ein. Wir waren nun Alle neuerdings vereinigt, und insbesondere meine Mutter betheiligte sich jetzt lebhaft an den Vorbereitungen, die von meiner Braut und von mir selbst in Angriff genommen wurden, um uns in demselben Hause wie meine Eltern, aber in einer anderen Wohnung als sie einen allerdings äußerst bescheidenen, aber doch auch einen traulichen und gemüthvollen Hausstand zu schaffen.

Meine Vermählung.

Ich erinnere mich der Ursache nicht mehr recht, in Anbetracht deren meine ursprünglich für den 10. Juli festgesetzte Trauung um ungefähr sechs Wochen hereingeschoben wurde. Aber ich glaube, dies geschah aus dem Grunde, weil ich, der ich seit unserer Reise im Jahre 1839 mich nur wenig von Wien entfernt hatte, den sehnlichen Wunsch hegte, eine Hochzeitsreise unternehmen und meiner jungen Frau wenigstens einen Theil jener herrlichen Gegenden zeigen zu können, welche ich als Student mit so großem Entzücken durchwandert hatte. Im Hochsommer hätte ich aber kaum den hiezu erforderlichen Urlaub bekommen, weil durch die alljährliche Reise des Fürsten Metternich nach Johannisberg und nach seinen Gütern in Böhmen, sowie durch die daraus entstehende Vermehrung der Correspondenz auch die Geschäfte der in Wien zurückbleibenden Beamten der Staatskanzlei recht fühlbar zunahmen.

Am 30. Mai 1844 fand um sieben Uhr Abends in der St. Peterskirche zu Wien meine Trauung statt. Sie wurde in Stellvertretung meines damals schon hochbetagten Onkels, des Prälaten, von dem treuen Freunde unserer Jugend, dem Florianer Geistlichen Friedrich Mayer in wirklich erhebender Weise vollzogen. Meine Trauzeugen waren mein Onkel Heinrich Adamberger, mein Taufpathe Graf Joseph Dietrichstein und ein alter Freund meines Vaters und unserer ganzen Familie, der Hofrath Joseph v. Spaun. Ein wahrer Schmerz aber war es für mich, daß mein Bruder, mein bester, ja, wenn ich die uns allzeit beseelende Gleichheit der Gesinnung in Betracht ziehe, muß ich wohl sagen mein einziger Freund, der sich so redlich für das Zustandekommen meiner Heirat bemüht hatte, wegen eines sehr heftigen, aber glücklicher Weise vorübergehenden Unwohlseins meiner Vermählung nicht beiwohnen konnte.

Nach der üblichen Abendgesellschaft in dem Hause meiner nunmehrigen Schwiegereltern führte ich gleichsam mit innerlichem Triumphe meine junge Frau, um deren mich so beglückenden Besitz ich so lange und so standhaft gekämpft hatte, in unsere bescheidene Wohnung. Den nächsten Tag brachten wir Beide allein in Hainbach zu, und am 3. Juni verließen wir Wien, um uns vorerst zu meinem Onkel nach St. Florian zu begeben. Dort und in dem uns so sehr befreundeten Hause Krakowizer in Wels aufs Liebenswürdigste aufgenommen, verlebten wir an beiden Orten einige vergnügte Tage und fuhren dann nach Ischl, von da aber mit leichtem einspännigen Wagen durch die Gosau und Abtenau nach Golling und nach Gastein. So glückselig waren wir damals und so sehr sah man uns dies an, daß mir zwanzig Jahre später der Sectionsrath v. Schwind, ein Bruder des berühmten Malers, erzählte, er habe uns in der Gosau beobachtet, und unser Anblick wie die Art unseres Zusammenseins habe einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er sich selbst gelobte, gleichfalls nicht unverheiratet zu bleiben.

In Gastein miethete ich neuerdings einen Wagen, und zwar zu einer zweitägigen Fahrt, während deren wir am ersten Abende nach dem Bade St. Wolfgang im Fuscher Thale, am zweiten aber nach der Krimml, dem letzten Dörfchen am Ende des Pinzgau's gelangen wollten. Nachdem wir in Taxenbach zu Mittag gespeist und von dort aus den lohnenden, aber nicht ganz mühelosen Abstecher nach dem Kitzloch-Wasserfalle gemacht hatten, gelangten wir endlich spät Abends, zwischen neun und zehn Uhr, schon recht müde an das Ende des Fuscher Thales. Das Bärenwirthshaus existirte damals noch nicht; wie groß war aber mein Schrecken, als unser Kutscher, der selbst der Gegend nicht recht kundig war, bei dem letzten Bauernhofe, dem Embacher, die Pferde ausspannte und wir, statt hier das erwünschte Nachtlager zu finden, erfuhren, daß wir noch etwa eine Stunde Weges zum Bade St. Wolfgang hinaufsteigen müßten. Der Mangel eines Reisehandbuches, mit denen man jetzt überschwemmt wird, hatte diesen recht unerfreulichen Irrthum verschuldet. Es blieb nichts Anderes übrig, als einen der Knechte des Embacher durch gütliches Zureden und die Aussicht auf ein erkleckliches Trinkgeld zu vermögen, uns mit einem brennenden Kienspan den Weg hinauf zu geleiten.

Aber was war das für ein Weg! Wenige Monate zuvor, bei Beginn des Frühjahres 1844 hatte eine gewaltige Lawine den größten Theil des Waldes ober und um St. Wolfgang, sowie das Haus des damaligen Erzbischofs von Salzburg, Fürsten Friedrich Schwarzenberg, vom Erdboden weggefegt und in die Tiefe gerissen. Das Dach der Kirche war herabgeworfen, das Gebäude selbst zertrümmert worden. Nur ein anderes

Häuschen, das Badehaus und das an der östlichen Berglehne liegende Gasthaus waren unversehrt stehen geblieben.

Von alledem hatte ich nicht das Mindeste gewußt. Nun blieb uns nichts Anderes übrig, als über Baumstämme und Mauergeröll unverdrossen aufwärts zu steigen, bis endlich das einsame Gasthaus erreicht war. So mühevoll dies auch für meine junge, solcher Anstrengung ganz ungewohnte Frau sein mußte, so blieb sie doch immer in fröhlicher Laune und hinter dem uns führenden Knechte und mir in gar keiner Weise zurück. Und als wir endlich, es mochte schon gegen elf Uhr sein, oben angelangt waren, da galt es erst, in das fest verschlossene Haus Eintritt zu erhalten. Nur an einem Fenster zu ebener Erde war noch Licht; das uralte Weib, welches dort in der Küche hantierte, war jedoch taub, und es schien fast unmöglich, sich ihr bemerkbar zu machen. Erst mit Hilfe des brennenden Kienspans gelang dies; nun erhielten wir endlich Einlaß, sowie ein kärgliches Mahl und erträgliches Nachtquartier.

Am nächsten Tage, dem 18. Juni, verließen wir sehr früh am Morgen St. Wolfgang mit dem innigen, seither in erfreulicher Weise in Erfüllung gegangenen Wunsche, daß dieses Badeörtchen sich bald und vollständig von dem furchtbaren Schlage erholen möge, den es durch den Lawinensturz erlitten. Rasch kamen wir zum Embacher hinunter und allsogleich miethete ich einen einspännigen Wagen, um nach der Ferleiten zu fahren, denn dieses Juwel der österreichischen Gebirgswelt mußte meine Frau sehen und bewundern. Wunderschön war der Morgen und die Eisspitzen des Sonnblicks, des Fuscher Eiskars und des Wiesbachhornes glänzten prachtvoll, die weißblauen Ferner hingen wie die Teppiche bis in die grünen Thalmatten herein, auf denen überall Bäche und Bächlein in zahllosen Wasserfällen, Silberfäden gleich über die smaragdenen Wiesen herabsprudelten.

Im Tauernhause, wo ich mit meinem Bruder und unseren Freunden fünf Jahre früher ein so fröhliches Nachtquartier gehalten, nahmen wir ein kleines Frühstück und kehrten hierauf zum Embacher zurück, wo uns unser Gasteiner Kutscher schon mit Ungeduld erwartete, aber trotzdem noch lang nicht mit seinen Vorbereitungen zu Ende kam. Endlich brachen wir auf, schlugen bei Bruck wieder die Pinzgauer Straße ein und durchfuhren nun dieses weite prächtige Thal. In Piesendorf machten wir Mittag und erreichten so spät das letzte Dörfchen Krimml, daß wir auch hier die Leute aus dem Schlafe pochen mußten, worauf wir aber von ihnen recht gut bewirthet wurden.

Auch auf meiner Hochzeitsreise verfiel ich manchmal, wenngleich in geringerem Maße in den Fehler, den ich fünf Jahre früher meinen

Freunden gegenüber begangen hatte und der darin bestand, daß ich auch meiner jetzigen Reisegefährtin hie und da Leistungen zumuthete, welche zu ihren Kräften in ziemlich argem Mißverhältnisse standen. Da sie weit davon entfernt war, hierüber auch nur ein einziges Mal zu klagen, sondern jede Anstrengung in heiterster Laune mitmachte, so dachte ich gar nicht daran, daß ihr etwas schaden und vielleicht eine Uebermüdung nachtheilige Wirkungen für ihre mir so theure Gesundheit nach sich ziehen könnte. Darum waren wir auch am folgenden Tage, obgleich wir erst sehr spät zur Ruhe gekommen waren, schon mit dem Frühesten wieder marschbereit und auf dem Wege nach den Wasserfällen, um dieselben noch vor dem für diesen Tag anberaumten Uebergange über die Gerlos nach Zell im Zillerthale zu besuchen. Der Weg war aber damals noch so steil und steinig, daß mein armes Frauchen so müde ober dem zweiten Falle ankam, daß ich sie nicht mehr bereden wollte, auch noch zum dritten, dem schönsten, hinanzusteigen, so daß wir also, ohne Alles gesehen zu haben, wieder umkehrten und uns nur des Anblickes der beiden unteren Fälle erfreuten. Den großartigen obersten Fall sahen wir später von der gegenüberliegenden Platte, von der man freilich nur aus größerer Entfernung alle drei Wasserstürze, sowie den Lauf der Ache prächtig überblickt.

Nach dem Frühstücke brachen wir von der Krimml auf. Zwei Träger waren für unser Gepäck genommen, ein Saumpferd stand bereit, meine Frau, wie ich hoffte, recht bequem über das Gebirg zu tragen. Ich hob sie in den Sattel, der Sohn des Wirthes, unser Führer, ergriff die Zügel des Pferdes, und nicht ahnend, wie viel Unangenehmes uns heute noch bevorstand, traten wir wohlgemuth unsere Bergfahrt an. Als wir an den letzten Häusern des Dorfes vorüber waren, begann es ein ganz klein wenig zu regnen. Ich öffnete den Sonnenschirm meiner Frau und gab ihr ihn, um sich vor dem Regen zu schützen. Aber kaum hatte sie ihn ergriffen, als das Pferd zu bocken begann, dem Führer ausriß, zurücksprang und furchtbar um sich schlug. Ich sprang augenblicklich zu und hielt meine Frau, die halb herabgestürzt war, sich aber doch mit beiden Händen anklammerte und auf dem Pferd zu erhalten suchte, auf dem Sattel fest; denn da sie mit dem rechten Fuße in demselben und mit dem linken im Bügel verwickelt war, schien es unmöglich, sie von dort loszumachen. Der Führer, der im ersten Augenblicke blaß geworden war und alle Geistesgegenwart verloren hatte, sprang nun gleichfalls herzu und ergriff mit kräftiger Faust die Zügel des tobenden Pferdes. Meine Frau, die nicht wußte, wie ihr geschah, hielt sich wacker, klammerte sich fest an den Sattelknopf und warf auf meinen wieder=

holten Zuruf den verwünschten Sonnenschirm weg, worauf das Pferd sogleich ruhiger wurde. Als Alles überstanden war, sahen wir uns an; alle waren kreidebleich, ich aber fühlte mich glücklich, daß meine Frau der drohenden Gefahr unversehrt entgangen war. Frohen Muthes stiegen wir die Platte hinan und freuten uns, von Zeit zu Zeit nach den verschiedenen Seiten ausblickend, der schönen Aussicht auf die Wasserfälle und auf das freilich leider halb im Nebel verborgene obere Pinzgau.

Aber nicht lang sollte diese Herrlichkeit dauern. Je höher wir stiegen, desto dichter fielen die Tropfen, bis endlich, noch bevor wir die Höhe der Platte erreicht hatten, ein furchtbarer Platzregen losbrach, dem meine arme Frau auf dem Rücken ihres Pferdes, das keinen Regenschirm zuließ, völlig preisgegeben war. Endlich fanden wir ein wenn auch schlechtes Obdach in der auf der Platte gelegenen Alpenhütte. In dem engen Raume mit durchlöchertem Dache, durch welches an mehreren Stellen der Regen reichlich eindrang, war ein großes Feuer angezündet, an dem zwar unsere Kleider so ziemlich getrocknet wurden, das aber auch das Zimmer mit solchem Rauche erfüllte, daß wir es dort nur aushalten konnten, indem wir unsere Köpfe zur offenen Thüre hinausstreckten.

Während wir noch in der Hütte verweilten, veränderte sich der heftige Regen in ein wo möglich noch stärkeres Schneegestöber, welches in einem Nu trotz der Nässe Berg und Thal mit einem weißen Teppich überdeckte. Immer ärger wurde der Schneesturm und er drohte den von uns zurückzulegenden Pfad allmälig ganz unwegsam zu machen. Baldiger Aufbruch schien mir noch das Räthlichste zu sein. Ich hob meine Frau neuerdings auf das Pferd, das sie begreiflicher Weise nur mit einiger Angst wieder bestieg, und trotz des bösen Unwetters setzten wir unsern Weg fort. Solang derselbe den Höhenrücken entlang lief, ging es erträglich, als er sich aber wieder abwärts zu senken begann, strauchelte fortwährend das Pferd, und da der Führer selbst zum Absteigen rieth, konnte auch ich natürlich nicht dagegen sein. Das Pferd wurde allerdings ganz nutzloser Weise vorausgeführt, ich aber tauschte mit einem unserer Führer den Regenschirm, indem ich seinen baumwollenen schweren, aber sehr großen nahm und ihm meinen seidenen leichten, aber nur kleinen überließ. Nun gab ich meiner Frau den Arm, spannte den großen Regenschirm über sie und über mich, und fort ging es in mehr als zweistündigem Marsche in ununterbrochenem Schneegestöber bis zur Gerlos. Muthig und unverdrossen, ohne üble Laune, ohne Klage, wenngleich bis über die Knöchel in Koth und in Schnee, wanderte meine Frau an meinem Arme, bis wir endlich das ersehnte Gasthaus erreichten.

Trotz der angestrengten Bewegung, die sie so lange Zeit hindurch zu machen hatte, war meine arme Frau doch ganz erstarrt von der eisigen Kälte, zu welcher die Temperatur allmälig herabgesunken war. Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als daß ich sie veranlaßte, sich allsogleich zu Bett zu begeben. Und um die ihr so nöthig gewordene Erwärmung zu beschleunigen und zu verstärken, ließ ich sie, da Suppe oder Kaffee nicht so rasch zu haben waren, so heiße Milch trinken, als sie nur immer vertragen konnte.

Die wohlthätige Wirkung dieser Maßregeln ließ nicht gar lang auf sich warten. Nach ein paar Stunden erquickenden Schlafes war sie wieder so frisch als zuvor, blieb aber zu Bett, weil es in dem uns eingeräumten Zimmer gleichfalls ganz tüchtig kalt geworden war. Denn draußen dauerte das tobende Unwetter fort mit unverminderter Gewalt, der dichte Schneefall verwandelte sich allmälig in strömenden Gußregen, und Alles schien rings umher sich in Wasser auflösen zu wollen.

Unter diesen Verhältnissen blieb nichts Anderes übrig, als vorerst der Entschluß, die Nacht hier zuzubringen, das störrige Saumpferd zurückzuschicken und sich mit den Vorbereitungen zu dem zu beschäftigen, was am nächsten Tage geschehen sollte. Nach langem Zureden gelang es mir, den Wirth dahin zu bringen, daß er mir versprach, sein Pferd und seinen Karren herzugeben, um meine Frau, die zum Reiten gar keine Lust mehr hatte, so weit als möglich in der Richtung gegen Zell im Zillerthale zu transportiren.

Am nächsten Morgen war es glücklicher Weise von oben schön, aber man gewahrte erst recht die Verheerung, welche das Unwetter von gestern an den ohnedies schlechten Wegen angerichtet, und daß es den Wildbach, die Gerlos, zum reißenden Strome angeschwellt hatte. Mein erstes Geschäft war nun, den Karren, in welchem meine Frau den Weg fortsetzen sollte, hiezu so bequem als nur immer möglich herrichten zu lassen. Der ganze Wagen mahnte unwiderstehlich an die Zeiten, in denen die jetzt so sehr ausgebildete Kunst des Fahrens noch in der Kindheit lag. Auf der roh geschnitzten Achse, die von zwei plumpen Rädern getragen wurde, befand sich ein langes und breites Brett, das mit zwei der Länge nach aufrechtstehenden Brettern gewissermaßen den Kasten des Wagens bildete, welcher ebenso vorne und rückwärts durch zwei kürzere Bretter abgeschlossen wurde. Da hinein streute man dichtes Stroh, auf welches ein Leintuch und auf dieses endlich noch ein Kopfpolster gelegt wurde; meine Frau setzte sich halb, halb legte sie sich in den Wagen und fand es sogar ganz bequem darin. Durch die durchnäßten, aber doch ziemlich steinlosen Wiesen auf dem Bergrücken der Gerlos ging es sehr gut vorwärts, ja

es wurde sogar, wenn wir vom Terrain ganz besonders begünstigt waren, zu größerer Beschleunigung auf kleine Strecken ein kurzer Trab eingeschlagen, wo es sich dann recht komisch machte, wie der Kutscher und ich neben dem rumpelnden Karren einherliefen. Schon glaubte ich Alles gewonnen zu haben, als ein ganz unvorhergesehenes Hinderniß uns neuerdings in Verlegenheit brachte. Die wilde, tosende Gerlos hatte während der Nacht einzelne Stämme der Brücke hinweggerissen, welche über sie hinführt, und dieselbe nur mehr theilweise stehen gelassen. Auf beiden Ufern lagen nur noch zwei Balken fest, und diese waren mit Geröll und Schlamm überdeckt. Darunter brauste die Gerlos weg, die zwar nicht tief, aber desto reißender war. Hinüber mußten wir, das war klar; wir nahmen also den Antrag eines der an der Brücke arbeitenden Männer an, meine Frau hinüber zu tragen. Er befestigte scharfgeschliffene Steigeisen an den dicken Sohlen seiner Bundschuhe, nahm meine Frau auf den Arm und trug sie langsam festen und sicheren Schrittes hinüber. Ich war froh, als ich sie am anderen Ufer in Sicherheit sah, ging dann auch hinüber, und nun wurde — und dies war die gefährlichste Manipulation — unser sogenannter Wagen über die Balken geschoben. Schließlich wurde das Pferd durch den Bach geritten, Alles wieder in Stand gesetzt und unser Pilgerzug ging neuerdings vorwärts.

Oft über grüne Wiesen, öfter noch über holperigen Felsenweg führte uns unser Pfad, bis wir beim Oetscher, einem einsamen Alpenwirthshause ankamen, wo schon das lachende Zillerthal mit seinen herrlichen Matten zu unseren Füßen ausgebreitet lag und das gastliche Zell mit seinem schlanken, grünen Kirchthurme uns einladend entgegenwinkte. Nie in ihrem Leben, versicherte mich meine Frau, habe sie sich so sehr nach einem Orte gesehnt, wie jetzt nach Zell. Durch treffliche Bewirthung rechtfertigte man dort diese Sehnsucht; ich aber, statt meine Frau recht ausruhen zu lassen, trieb, da es mit den allzu anstrengenden Gebirgstouren ein Ende haben sollte, zur Weiterfahrt nach Innsbruck, das wir des elenden Wägelchens wegen, in dem wir sie zurücklegen mußten, erst gegen Mitternacht erreichten.

In Innsbruck endlich wurde zwei Tage hindurch gründlich gerastet. Am 23. Juni brachen wir von dort auf und fuhren in einem sehr bequemen Wagen bis Jenbach zurück, dann den Achensee entlang über Kreuth, wo wir die Nacht zubrachten, und über Tegernsee nach München, wo wir nun sechs Tage blieben. Unsere Freunde Schilcher waren jetzt ebenso zuvorkommend für meine Frau, als sie es vor sieben Jahren für meine Mutter, meinen Bruder und mich selbst gewesen waren.

Nach einem kurzen Ausfluge nach Augsburg wendeten wir uns wieder heimwärts, zunächst nach Salzburg, und nach mehrtägigem Aufenthalte daselbst nach Ischl, wo wir mit meiner Mutter zusammentrafen. Mit ihr fuhren wir nach einigen Tagen nach St. Florian, von wo meine Mutter nach Böhmen ging, um dort durch längere Zeit bei der Familie des Grafen Joseph Dietrichstein zu verweilen, während wir, meine Frau und ich, uns mit unserem Freunde Mayer noch nach Kremsmünster, an den Almsee und nach Kirchdorf begaben. Um die Mitte des Juli war mein Urlaub zu Ende, und ich nahm meine bescheidene Thätigkeit in der Staatskanzlei neuerdings auf.

Die Dienstleistung in derselben war damals, wenigstens für das untergeordnete Personal, zu dem ich gehörte, eine recht angestrengte zu nennen. Zu den Amtsstunden, welche von zehn bis drei Uhr dauerten und pünktlich eingehalten werden mußten, gesellte sich der sogenannte Abenddienst, bei welchem diejenigen, die er überhaupt traf, von sieben bis gegen zehn Uhr im Bureau anwesend sein mußten. Freilich brauchten wir uns nicht jeden, sondern nur jeden zweiten Abend dort einzufinden, denn die Hälfte der Officialen wurde für hinreichend gehalten, die sich am Abende ergebenden dienstlichen Verrichtungen zu vollziehen. Der letzteren aber waren nicht selten recht viele, indem zu jener Zeit die Absendung der Couriere fast ausschließlich des Abends vor sich ging, weil dieselben dann gleich die Nacht zur Zurücklegung einer ansehnlichen Wegstrecke zu verwenden vermochten, während Eisenbahnen, deren es damals bei uns nur wenige und für verhältnißmäßig ganz kurze Strecken gab, zur Expedition von Courieren nur in geringem Maße benützt werden konnten.

So wenig also auch die Menge der von mir zu verrichtenden Arbeiten hinter meinen Wünschen zurückblieb, so sehr war doch solches in Bezug auf die Art derselben der Fall. Noch immer war ich eigentlich gerade so wie bei meinem Eintritte in die Staatskanzlei nichts Anderes als ein Copist, und auch die Conceptsarbeit, die man mir von verschiedenen Seiten übertrug, war weder so wichtig noch so interessant, daß sie meinem immer sehnlicher werdenden Wunsche, etwas recht Tüchtiges zu vollbringen, irgendwie zu genügen vermochte. Nichts war wohl natürlicher, als daß ich mich nach einem Arbeitsfelde umsah, auf dem ich Werthvolleres zu leisten vermochte, als mir dies in meiner untergeordneten dienstlichen Sphäre möglich gemacht wurde.

Und dieses Arbeitsfeld lag mir wirklich nicht fern. Noch war nicht sehr viele Zeit vergangen, seit ich die mir von meinem Vater übertragene und ebenso mühevolle als langdauernde Aufgabe, die von ihm verfaßte

Geschichte des Kaiserthums Oesterreich vollständig umzugestalten, durchgeführt hatte. Groß war die Lockung, mich auf dem Gebiete der Geschichte selbstständig zu versuchen, und nichts war vorhanden, was mich abhalten konnte, diesen entscheidenden Schritt wirklich zu thun.

Vor Allem war es meine Frau, die mich in meiner Absicht bestärkte, denn bei ihrer übertriebenen Meinung von meinen Fähigkeiten hegte sie nicht nur die glänzendste Erwartung von meinen zukünftigen Leistungen, sondern sie war stets die Erste, zu behaupten, daß meine Stellung in der Staatskanzlei meiner nicht würdig sei. Auch die Veränderung, welche seit meiner Heirat in meiner Lebensweise eingetreten war, erwies sich meinem Vorhaben ungemein günstig. Hatte ich früher meine freie Zeit größtentheils außer dem Hause, und zwar vor Allem bei meiner Braut, oder auch gleichzeitig mit ihr in befreundeter Gesellschaft zugebracht, so fühlte ich mich jetzt nirgends glücklicher als daheim. Und als meine Frau am 6. März 1845 in rascher und fast schmerzloser Entbindung ein wohlgestaltetes Mädchen zur Welt brachte, welches zu Ehren seines mütterlichen Großvaters auf den Namen Auguste getauft wurde, da war ich erst recht an mein kleines Hauswesen unaufhörlich gefesselt.

Ich weiß wirklich nicht mehr genau, wie ich gerade auf den Gedanken verfiel, eine Biographie des Feldmarschalls Grafen Guido Starhemberg zu schreiben. Vor allem war es, wie ich glaube, das Romantische in dem Charakter dieser ritterlichen Gestalt, das mich insbesondere aus dem Grunde anzog, weil Starhemberg derjenige war, der die österreichische Kriegsfahne weiter als ein anderer Heerführer, und zwar einerseits tief in das heutige Serbien hinein und andererseits bis nach Madrid in glanzvoller Weise geführt hatte. Und außerdem hatte ich von meinen Florianer Freunden Chmel und Stülz häufig erzählen gehört, daß das Archiv der jüngeren Linie des Hauses Starhemberg, welches sich damals in dem oberösterreichischen Schlosse Riedegg befand, zahlreiche noch ungehobene handschriftliche Schätze verwahre, welche sich insbesondere auf Guido Starhemberg's Feldzüge in Spanien bezögen. Ein Bruchstück dieser Aufzeichnungen, die Briefe des Prinzen Eugen an Starhemberg vom Jahre 1703 hatte Chmel schon vor einigen Jahren in Ridler's historischem Archiv publicirt. Den ganzen Schatz zu heben und eine möglichst vollständige Biographie Starhemberg's zu liefern, darauf war von nun an mein ganzes Sinnen und Trachten gerichtet.

Ich kann es nicht anders als dankbar erkennen, wie sehr man auch in dieser Beziehung von allen Seiten meiner Absicht fördernd entgegenkam. Vor Allem wäre es nicht ganz unmöglich gewesen, daß man

mein Vorhaben, mich auch noch mit anderen als streng amtlichen Dingen zu beschäftigen, in der Staatskanzlei nicht gerade mit sehr günstigen Augen betrachtet hätte. Aber das war keineswegs der Fall. Nicht nur an die Direktion des Staatsarchives erging der Auftrag, mir dasjenige nicht vorzuenthalten, dessen ich zu meiner Arbeit bedurfte, auch der Präsident des Hofkriegsrathes, Graf Ignaz Hardegg, unter welchem das Kriegsarchiv stand, wurde unter lebhafter Anempfehlung meiner Person und meiner Bestrebungen um die gleiche Vergünstigung für mich gebeten. Freilich geschah dies, wie ausdrücklich gesagt wurde, unter der Voraussetzung, daß ein Mißbrauch der mir ertheilten Erlaubniß von mir nicht zu besorgen sei. Uebrigens schütze vor einem solchen ja auch die Censur des Hofkriegsrathes, der mein Buch nach seiner Vollendung selbstverständlich unterzogen werden würde.

Auch Graf Heinrich Starhemberg, der damalige Besitzer von Riedegg, erklärte in den zuvorkommendsten Ausdrücken seine Bereitwilligkeit, mir sein dortiges Archiv zu öffnen. Da nun alle Vorbedingungen hiezu erfüllt waren, machte ich mich rasch an die Arbeit. Täglich um halb neun Uhr Morgens saß ich im Staats- oder im Kriegsarchive, und es erleichterte meine Aufgabe sehr, daß diese beiden Institute schon so früh geöffnet wurden, während ich mich erst um zehn Uhr in der Staatskanzlei einzufinden brauchte. Diejenigen Abende aber, an denen ich hieran nicht durch mein Amt verhindert war, brachte ich zu Hause mit dem Studium der einschlägigen Werke zu, und meine Frau diente mir eifrig als verwendbarer Copist.

In den Jahren 1845, hinsichtlich dessen ich noch nachtragen muß, daß wir Alle, insbesondere aber meine Mutter, durch den Tod des uns so sehr befreundeten Ehepaares Gévay einen für uns überaus schmerzlichen Verlust erlitten, und 1846 war an einen Urlaub für mich in gar keiner Weise zu denken. Ich nahm daher in nächster Nähe von Wien, und zwar das erste Mal in Weinhaus mit meinen Schwiegereltern zusammen, und das zweite Mal in Hietzing für uns allein eine Wohnung, denn ich mußte ja, wenn mich der Abenddienst traf, den Weg zwischen der Stadt und meinem Landaufenthalte an einem Tage viermal zurücklegen. In Hietzing aber hatten wir die Freude, längere Zeit zuerst meinen Bruder als Reconvalescenten von einer nicht unbedeutenden Krankheit, und dann meine Tante Mimi bei uns zu beherbergen.

So verging das Jahr 1846 in fleißiger Arbeit und ungetrübtem häuslichen Glück, als kurz nach Beginn des Jahres 1847 ganz plötzlich ein Ereigniß eintrat, welches die erstere für lange Zeit unterbrach und das letztere mit völliger Vernichtung bedrohte.

Es war am Nachmittage des 10. Februar, als ich bei rauhem Wetter und sehr scharfem Winde, der mir entgegenblies, mit einem Collegen aus der Staatskanzlei, den ich zufälliger Weise getroffen hatte, in lebhaftem Gespräche meinen gewohnten Spaziergang um die Bastei machte. Einige Stunden später besuchten wir, meine Frau und ich, meine noch immer in demselben Hause mit uns wohnenden Eltern, bei denen jeden Mittwoch eine gewählte Gesellschaft befreundeter Personen zusammenkam. Da ging es recht heiter und fröhlich zu, und insbesondere wurde viel schöne und gute Musik gemacht. Theobald Rizy, der später im österreichischen Justizwesen eine hochangesehene Stellung einnahm, ein Herr Krause, schon im nächsten Jahre Mitglied des ersten österreichischen Reichstages, die Hofschauspielerin Louise Neumann endlich, welche lange Zeit bei meiner Mutter wohnte und mit ihr wie mit uns Allen innig befreundet war, galten hiebei als die ersten Kräfte, und auch mein Bruder trug durch anmuthigen und seelenvollen Gesang nicht wenig zum Schmucke dieser Musikabende bei. In vergnügtester Weise war auch mir derjenige verflossen, von dem ich eben erzähle, als mich, nachdem ich kaum seit einer Stunde in meine Wohnung zurückgekehrt war und mich zu Bett gelegt hatte, die ganze rechte Brustseite entlang ein tobender Schmerz befiel, der mir fast unerträglich erschien. Aufs höchste erschreckt, sandte meine Frau noch in der Nacht nach ihrem Vater, der auch allsogleich kam. Bald war nicht mehr daran zu zweifeln, daß ich von einer überaus heftigen Rippenfell- und Lungenentzündung befallen worden war.

Nun begann für meine nächsten Angehörigen und für mich selbst eine überaus traurige Zeit. Sechs Wochen hindurch schwebte ich zwischen Leben und Tod; nach Verlauf dieses Zeitraumes aber schien ich wirklich unrettbar verloren, denn die Entzündung, welche bisher nur den rechten Lungenflügel ergriffen und in demselben ein Exsudat von ganz ungewöhnlicher Ausdehnung erzeugt hatte, schien nun auch plötzlich auf den linken Lungenflügel überzutreten. So rasch kam diese Gefahr und als so unmittelbar bedrohlich sah man sie an, daß ich am 24. März um halb fünf Uhr Morgens mit den Sterbsacramenten versehen wurde. Meine nächsten Angehörigen standen oder knieten um mein Bett, und als der Priester bei Ertheilung der letzten Oelung die Worte „in vitam aeternam“ aussprach, da verging meiner theuren Mutter für einen Augenblick das Bewußtsein. Meine arme Frau war aufgelöst in namenlosem Schmerz, andächtig faltete mein Vater seine Hände, und das nervöse Zucken um den Mund meines Bruders zeigte mir deutlich, was er litt. Auch ich war mir vollkommen klar, daß es nun zu Ende sein werde mit meinem Leben.

Am folgenden Tage verlangte ich mein zweijähriges Töchterlein zum Abschiede noch einmal zu sehen. Meine Schwiegermutter hatte dasselbe, um es meiner Frau möglich zu machen, sich ausschließlich meiner Pflege zu widmen, zu sich genommen, und es wurde dort von meinen unverheirateten Schwägerinnen aufs Sorgfältigste betreut. Nun brachte man das blondgelockte Kind, es wurde auf mein Bett gesetzt, konnte aber in dem wachsbleichen, bärtigen Manne, der darin fast bewegungslos lag, nur schwer seinen Vater wiedererkennen, den es zum letzten Male noch so kräftig und fröhlich gesehen hatte. Aber wie das Kind so bei mir saß, schwankend zwischen Liebe und Scheu, da kam mir zum ersten Male wieder der Gedanke, es sei doch nicht möglich, daß ich dasselbe schon jetzt vaterlos zurücklassen müsse.

Und wirklich, gegen alle Erwartung verlöschte dieser letzte Hoffnungsstrahl nicht ganz, ja er schien sich allmälig mehr und mehr zu verstärken. Ob und wie viel hiezu der gewiß eigenthümliche Weg beitrug, der nun in Bezug auf meine medicinische Behandlung eingeschlagen wurde, vermag ich nicht zu beurtheilen und werde mich daher auf eine einfache und wahrheitsgetreue Darstellung des beobachteten Vorganges beschränken.

Nachdem mein Schwiegervater einmal die für ihn so betrübende Ueberzeugung gefaßt hatte, durch Anwendung ärztlicher Mittel sei ich nicht mehr zu retten, nachdem er hierin durch das gleichlautende Votum seines von ihm zu Rathe gezogenen Freundes, des ausgezeichneten Arztes Dr. v. Lichtenfels bestärkt worden war, trat er, aufs Aeußerste getrieben, mit dem seltsamen Vorschlage hervor, eine Somnambule zu berufen, welche damals durch verschiedene glückliche Curen, die sie vollbracht haben sollte, in Wien einiges Aufsehen erregt hatte. Sie war eine gewöhnliche Magd aus Untersteiermark, welche durch einen ehemaligen Militärarzt Namens Stransky begleitet und bei den sie consultirenden Kranken eingeführt wurde. So geschah es auch bei mir, und deutlich steht noch Alles vor meiner Erinnerung, was damals geschah. Als das Mädchen mit ihrem Begleiter bei mir eintrat, machte sie mir wegen ihres schlichten, einfachen und heiteren Wesens einen ganz angenehmen Eindruck, nur sah man es ihr an, daß sie der städtischen Kleidung, die sie trug, nicht recht gewohnt war, was ihr ein etwas linkisches Aussehen verlieh. Nach einigen einleitenden Worten setzte sich die noch ziemlich junge Person in einen Fauteuil, der neben meinem Bett stand, und sie wurde nun von ihrem Begleiter durch die bekannten Striche in magnetischen Schlaf versenkt. Sie hatte meine rechte Hand ergriffen und drehte und wendete nun fast unaufhörlich in der ihrigen meine einzelnen Finger. Nach Verlauf von

mehr als einer halben Stunde begann sie im Schlafe zu reden. Mit dem den Somnambulen eigenthümlichen, halb unterdrückten Tone der Stimme sprach sie zuerst von den Verwüstungen, welche die verheerende Krankheit in meinem Inneren angerichtet hatte. Aber darum sei doch, fuhr sie fort, noch nicht alle Hoffnung verloren, und wenn der Kranke nur die Medikamente, die sie ihm vorschreiben werde, pünktlich zu sich nehme, sei bei der musterhaften Pflege, die er genieße, die Erwartung nicht vollständig ausgeschlossen, daß er seine frühere Gesundheit wieder erlange.

Diese Medikamente, deren Gebrauch die Somnambule mir nun verzeichnete, waren wirklich der einfachsten Art. Brunnkresse, Rübenschalen und ähnliche Suppenkräuter mußten in Honig zu einer Art von Latwerge zusammengebraut werden, von der ich um sieben Uhr Morgens, um zwölf Uhr Mittags, um sieben Uhr Abends und um Mitternacht je einen Kaffeelöffel zu mir nehmen sollte. Saure Milch hatte mein einziges Nahrungsmittel, eine Art Absud von Gerste aber mein ausschließliches Getränk zu bilden.

Ich glaube nicht, daß unter der kleinen Schaar meiner nächsten Angehörigen, die mein Bett umringte, eine einzige Person war, welche von unbedingtem Vertrauen zu der Somnambule und ihren Worten durchdrungen gewesen wäre. Dennoch war die Spannung, mit welcher Alles den letzteren lauschte, und die Sehnsucht, daß ihr Ausspruch zum mindesten kein ganz ungünstiger sein möge, so groß, daß, als dieser Fall wirklich eintrat, innige Rührung Alle ergriff und auch meine Hoffnung auf dereinstige Wiedergenesung wesentlich erstarkte. Und sie ging denn auch wirklich in Erfüllung. Allmälig wuchs meine fast schon erloschene Theilnahme an den Dingen um mich her und an den Ereignissen in der Welt. Nachdem ich, freilich immer nur auf sehr kurze Zeit, anfangen durfte, das Bett zu verlassen, beeilten sich nicht nur meine Angehörigen, sondern auch mit uns nicht verwandte, aber eng befreundete Personen, mich aufzuheitern und zu zerstreuen. Unter ihnen möchte ich vor Allen nur die Gräfin Revertera, Mutter des jetzigen Botschafters in Rom, mit wahrer Dankbarkeit nennen. Sie besuchte mich oft und las mir die ausführlichen und höchst anschaulich geschriebenen Briefe vor, die sie aus München von den Mitgliedern der Familie Ringseis erhielt. Dort spielte sich damals die ganz eigentümliche Geschichte zwischen König Ludwig I. und Lola Montez ab und ich verfolgte dieselbe mit dem höchsten Interesse.

Am 8. Mai führte mich mein Schwiegervater in seinem eigenen [illegible] selbst kutschirend, auf daß nur ja Alles mit äußerster Sorgfalt

geschehe, nach Döbling, wo in der Herrengasse in dem damaligen Hofmannsthal'schen Hause eine bequeme Wohnung mit einem großen Balcon, der eine herrliche Aussicht nach dem Kahlengebirge darbot, für mich gemiethet worden war. Meine Mutter zog mit uns, sich mit meiner Frau in meine Pflege zu theilen.

Die ersten Wochen meines Aufenthaltes in Döbling lag ich, so oft nur das Wetter es zuließ, fast immer auf dem Balcon. Schon des Morgens wurde ein leicht transportables Ruhebett auf Rädern hart an mein Bett geschoben, ich glitt mühsam hinüber und wurde so auf den Balcon und in die freie Luft gebracht. Noch besuchte mich die Somnambule, die mir allmälig auch andere Nahrungsmittel erlaubte. Eigentliche Besserung versprach sie jedoch erst binnen Monatsfrist, aber in drei Monaten werde ich wieder so sein, fügte sie hinzu, wie ich früher gewesen.

So tröstlich diese Prophezeiung auch war und so sehr sie den tief gesunkenen Muth meiner Angehörigen wieder belebte, so ging doch wenigstens ihr zweiter Theil nicht gerade buchstäblich in Erfüllung. Mehr war dies mit ihrem ersten Theile der Fall, und in den Wochen, welche auf meine Uebersiedlung nach Döbling unmittelbar folgten, war wirklich eine Besserung kaum zu bemerken. Von Tag zu Tag wechselte die Angst vor einem Rückfall, vor Verschlimmerung meines Zustandes mit der Hoffnung, daß die günstige Prophezeiung der Somnambule sich schließlich doch bewahrheiten werde. Und allmälig geschah wirklich das Letztere; von der zweiten Hälfte des Juni an, also nach mehr als viermonatlicher Krankheit, begann auch ich die Zunahme meiner Kräfte mehr und mehr zu verspüren. Meine Stimmung wurde heiterer und zuversichtlicher hoffte ich auf vollständige Genesung. Mit Freude erfüllte es mich, daß endlich mein Töchterlein zu uns zurückkehren durfte, und daß von Seite der Somnambule keine Einwendung gegen einen noch im Juli von mir zu unternehmenden Ausflug nach St. Florian erhoben wurde, der meine Heilung vollenden sollte.

Aber auch da hielt man noch die Beobachtung äußerster Vorsicht für nöthig, um nur ja jeden Anlaß zu einem möglichen Rückfalle zu vermeiden. Mit dem Dampfschiffe traten wir stromaufwärts die Fahrt an, die nur in kurzen Tagereisen zurückgelegt werden sollte, und mein Bruder begleitete uns, um mir für den Fall der Nothwendigkeit ärztlicher Hilfe als treuer Beistand zur Seite zu stehen. In Melk verließen wir das Dampfschiff und blieben daselbst die Nacht, am folgenden Tage aber fuhren wir zu Wagen nur bis Strengberg, und erst am dritten Tage kamen wir nach St. Florian, wo meine Frau und ich drei Jahre früher

auf unserer Hochzeitsreise in so froher Stimmung gewesen waren und ich jetzt in so kläglicher Verfassung neuerdings einzog.

Nichts glich der Güte und Zuvorkommenheit, mit der wir in St. Florian durch meinen Onkel und durch die uns befreundeten Mitglieder des Stiftes aufgenommen, und der Sorgfalt, mit welcher wir dort bewohnt und bewirthet wurden. Und diese Sorgfalt war wirklich dringend vonnöthen, denn die Luftveränderung schlug mir keineswegs so gut an, als man dies annehmen zu sollen geglaubt hatte. Ein Ausflug, den ich vielleicht zu frühzeitig zu der mir so überaus wohlwollend gesinnten Familie Revertera nach dem ihr gehörigen Schlosse Tollet unternahm, bekam mir recht übel, und von dort nach St. Florian zurückgekehrt, wurde ich wieder von einem bösen Husten befallen, der wochenlang anhielt und mich sogar geraume Zeit hindurch ans Bett fesselte. Und so durch und durch krankhaft war noch immer mein Aussehen, daß, wie ich erst später erfuhr, in St. Florian gar Viele der Meinung waren, ich werde das Stift nicht mehr lebend verlassen und nie mehr nach Wien zurückkehren können.

Aber allmälig ging doch auch dies Alles wieder glücklich vorüber. Der Husten verschwand, meine Kräfte nahmen zu und mein ganzer Zustand besserte sich so sehr, daß ich ungehindert einer erhebenden kirchlichen Feierlichkeit beiwohnen konnte, welche gleichzeitig für uns den Charakter eines freudigen Familienfestes an sich trug.

Am 10. September 1797 hatte mein Onkel als neugeweihter Priester seine erste Messe gelesen, der 10. September 1847 war also der Tag seiner feierlichen Secundiz. Dieses Fest wurde mit all dem kirchlichen Pompe begangen, welcher mit der geistlichen Würde meines Onkels, des Prälaten eines der schönsten österreichischen Stifter, verbunden war. Eine große Menge von Priestern, meistens Angehörige des Stiftes und somit Untergebene meines Onkels strömten zusammen, um ihm durch ihre Anwesenheit den Tribut ihrer Ehrfurcht zu zollen. Inniger und tiefer aber wurde dieselbe wohl von Niemand empfunden als von uns, den Mitgliedern seiner Familie, bei denen das Gefühl unbegrenzter Verehrung für den edlen Greis mit dem der treuesten Anhänglichkeit an ihn und der wärmsten Dankbarkeit für Alles, was er für unseren Vater und für uns selbst gethan, gleichsam in eines zusammenfloß. Noch heute empfinde ich in mir ein erhebendes Nachgefühl des bezaubernden Eindruckes, den es auf mich hervorbrachte, als mein Onkel am Schlusse des Hochamtes, das er gehalten, die goldstrahlende Monstranze in den Händen, [illegible] seiner sympathischen, vibrirenden Stimme das „Genitori Genitoque“ [illegible] chtgedrängte Menge hintönen ließ. Der so unsagbar ehr-

würdige Greis am Altare, meine Eltern und mein Bruder, meine Frau und mein Kind, das wahrhaftig in seinem weißen Kleidchen und mit seinem blondgelockten Köpfchen einem gerade vom Himmel herabgestiegenen Engel glich, der majestätische Ton der Orgel, die wohlklingende Musik und die prächtige Kirche, Alles dies versetzte mich in eine so tief andächtige Stimmung, wie ich sie seit den Tagen meiner Kindheit nicht mehr empfunden hatte, als der melodische Gesang meiner Mutter dieselbe Kirche durchklang. Mit Inbrunst dankte ich Gott, daß er mich so wunderbar beschützt und mich nicht hinweggenommen hatte aus dem mich umgebenden Kreise meiner Lieben.

Mit der zunehmenden Befestigung meiner Gesundheit kehrten natürlich meine Gedanken wieder häufiger zu meinen leider so lange Zeit hindurch versäumten Arbeiten zurück. Unter ihnen war mir diejenige, welche ich aus freiem Antriebe auf historischem Gebiete unternommen, natürlich die liebste, und ich empfand es schmerzlich, daß ich noch nicht im Stande war, mich selbst nach dem Schlosse Riedegg zu begeben, um in dem dortigen Archive die handschriftlichen Aufzeichnungen zu sammeln, deren ich zur Fortsetzung meiner Arbeit unerläßlich bedurfte. Es war ein Dienst aufopfernder Freundschaft des bekannten Geschichtschreibers Jodok Stülz, damals Pfarrer in St. Florian, daß er an meiner Stelle nach Riedegg ging, dort die mühevollen Nachsuchungen pflog, denen ich mich selbst hätte unterziehen sollen, und mir eine große Kiste voll archivalischen Materials nach St. Florian brachte, die ich bald darauf mit mir nach Wien nahm.

Hier wurde uns durch die Wohnung, die ich bisher innegehabt und in der ich meine Krankheit überstanden, eine neue Schwierigkeit bereitet. Das Haus, in welchem sie sich befand, liegt auf der Mölkerbastei, also in einer dem in Wien so häufigen und heftigen Winde besonders ausgesetzten Gegend, die Wohnung selbst aber war in einem hohen vierten Stockwerk. Es verstand sich also gleichsam von selbst, daß mein Schwiegervater als mein Arzt lebhaften Protest dagegen einlegte, daß ich, kaum von schwerer Lungenkrankheit genesen und eigentlich noch immer im Zustande der Reconvalescenz, diese Wohnung noch weiter benütze. Aber von jeher gewohnt, dort persönlich einzugreifen, wo es sich sogar für eine ihm fremde Person um die Beseitigung einer Verlegenheit handelte, war er um so eifriger bereit, dies für seine Tochter und seinen Schwiegersohn zu thun. Für den ganzen Winter nahm er uns Beide sammt unserem Kinde in sein Haus auf, und ich fand daselbst nicht nur liebevolle Pflege, sondern auch, da ich des Abends nicht ausgehen durfte, recht willkommene gesellige Zerstreuung.

Auch in der Staatskanzlei wurde der schon verloren geglaubte Kamerad mit großer Herzlichkeit empfangen. Und gern wurde mir die Enthebung vom Abenddienste, sowie die Vergünstigung bewilligt, an Tagen überaus schlechten Wetters das Bureau nicht besuchen zu dürfen.

So verging mir der Winter von 1847 auf 1848 in ruhiger und aufregungsloser Weise, und ich muß offen bekennen, daß mich die Märztage des letzteren Jahres ganz unvorbereitet trafen.

IV.

Frankfurt.

1848—1849.

Die Wahl in Neunkirchen.

Es mag Manchem vielleicht als ein etwas naives Bekenntniß erscheinen, ich scheue mich aber doch nicht, ein solches abzulegen, indem ich sage, daß ich eigentlich im Vormärz recht vergnügt und zufrieden dahinlebte. Schon an einer früheren Stelle wies ich darauf hin, daß Kaiser Franz in unserem Hause einer aufrichtigen, tief empfundenen Verehrung genoß. Lebhaft steht sein Bild vor mir, indem ich dies niederschreibe, wie wir als Kinder ihm manchmal auf der Bastei zwischen der Bellaria und dem Paradiesgärtchen begegneten. In einfachster Civilkleidung, in blauem oder braunem Frack, das Beinkleid in lange Kappenstiefel gezwängt, auf dem Kopfe einen hohen Cylinderhut, die Kaiserin am Arme, ging er einher, in vertrauliches Gespräch mit ihr vertieft, nach allen Seiten freundlich ausschauend und jeden ehrerbietigen Gruß mit Herzlichkeit erwiedernd. Mochte man auch hinterher manchmal über das Schlichte und das Patriarchalische seines Auftretens spotten, zu seinen Lebzeiten brachte es doch einen sehr tiefen Eindruck auf die Gemüther hervor. Deutlich erinnere ich mich noch des Augenblickes, in welchem wir die Nachricht von seinem Hinscheiden erhielten. Wir befanden uns als Kremsmünsterer Studenten in den Faschingsferien in St. Florian, als sie dort eintraf, und waren gerade in fröhlichster Unterhaltung begriffen. Als aber die Kunde von dem Tode des Kaisers kam, verstummte augenblicklich das Gespräch, und wir zogen uns alle schweigend auf unsere Zimmer zurück, die Bedeutung dieses Ereignisses still zu überdenken.

Die Erinnerung an den Kaiser Franz bei uns in Ehren zu halten, dazu wurden wir ohne Zweifel auch durch die so bevorzugte Stellung angespornt, welche meine Mutter bei seiner erlauchten Witwe fortwährend einnahm. Und auch später, als wir mehr und mehr zu dem Verständnisse kamen, die vielen und grellen Gebrechen des damaligen Regierungssystems einzusehen, machten sich dieselben doch gerade für uns nur in verhält-

nißmäßig geringem Grade bemerkbar. Mein Vater hatte auf seinem wissenschaftlichen Arbeitsgebiete, dem der Archäologie, von dem Drucke der Censur nicht gar viel zu leiden. Mein Bruder war damals ein vielbeschäftigter Assistent an der geburtshilflichen Klinik des allgemeinen Krankenhauses, und ich hatte in meinem Amte sowie mit der von mir unternommenen historischen Arbeit ungemein viel zu thun. Die mir übrig bleibenden Stunden aber brachte ich ausschließlich in meinem kleinen häuslichen Kreise zu, so daß ich den Erscheinungen der Außenwelt nur wenig, ja vielleicht allzuwenig Aufmerksamkeit schenkte und insbesondere in der letzten Zeit, während deren es mir, wie ich schon früher gesagt habe, in Folge meiner erst überstandenen Krankheit streng untersagt war, des Abends das Haus zu verlassen, zum Verkehre mit ihr fast gar nicht kam.

Hiezu gesellte sich noch das Gefühl der Pietät, die ich für den hauptsächlichsten Träger des alten Systems, den Fürsten Metternich, meinen obersten Vorgesetzten empfand. Denn in jenen einfacheren Zeiten übertrug wohl Jeder einen Theil der Treue, die er dem Staate schuldete, auch auf denjenigen, der ihm von diesem Staate zum Vorgesetzten bestimmt war. Und beim Fürsten Metternich kam noch hinzu, daß ich meiner durch ihn vollzogenen Anstellung die Realisirung meiner innigsten Wünsche, die Schaffung meines häuslichen Glückes verdankte. Zudem war er in den freilich nur überaus seltenen Fällen, in denen ich mit ihm in Berührung kam, gütig, ja väterlich für mich gewesen, und das Gleiche war auch von Seite seiner Gemalin geschehen. Ja als ich ihr zum ersten Male vorgestellt wurde, hatte sie mich sogar ihren Sohn genannt, und wenn dies auch nur eine liebenswürdige Phrase gewesen sein mochte, so brachte sie doch immerhin einen wohlthuenden Eindruck auf mich hervor. Und als ein kleiner Beitrag zur Charakteristik dieser immerhin nicht gewöhnlichen Frau mag hier eine ganz kurze Bemerkung Aufnahme finden, welche das Tagebuch meiner Mutter über sie enthält. Dringend gebeten, sich bei der Fürstin für irgend Jemand — nicht für mich — zu verwenden, erhielt meine Mutter eine abschlägige Antwort und trug hierauf folgende abgerissene Notizen in ihr Tagebuch ein:

„Wieder bei der Fürstin Metternich; unendlich lieb. Diese Frau versteht n e i n zu sagen wie ein Engel. Mir ist ein Stein vom Herzen."

Dieses Gefühl dankbarer Anhänglichkeit an den Fürsten und die Fürstin Metternich konnte jedoch selbstverständlich nicht hindern, daß ich mit den Bestrebungen derer, welche in Wien die Märztage des Jahres 1848 herbeiführten, lebhaft sympathisirte. Meine österreichische Vaterlandsliebe war allzeit in mir stärker, als jene andere wenngleich gewiß berechtigte

Empfindung, und sie ließ mich die Beseitigung des geistigen Druckes, der auf der Bevölkerung lastete, das Aufhören der polizeilichen Willkür, die Einführung eines auf freiheitlicheren Grundlagen beruhenden Regierungssystems, die Heranziehung aller oder wenigstens der intelligenteren Classen der Bevölkerung zur Theilnahme an der Berathung und Beschlußfassung über die Angelegenheiten des Staates aufs Lebhafteste wünschen.

In welcher Weise die Verwirklichung dieser Gedanken herbeigeführt werden sollte, darüber war ich freilich ganz im Unklaren und stand daher auch jeder hierauf gerichteten Bestrebung vollkommen fern. Als ich mich am Morgen des 13. März wie gewöhnlich nach der Staatskanzlei begab, sah ich wohl die überaus zahlreiche Menschenmenge in den Straßen und die lebhafte Bewegung, die in denselben herrschte, aber ich ahnte weder, was geschehen werde, noch die Tragweite desselben. Ueberrascht und verwundert war ich daher gleich meinen Collegen, als wir auf dem Ballplatze, zwischen der Burg und der Staatskanzlei, Militär aufgestellt fanden. Dennoch wurde dieser Platz plötzlich von einem Strome von Menschen überfluthet, welche der Mehrzahl nach anständig gekleidet waren und den gebildeten Classen der Bevölkerung anzugehören schienen. Ein Student, der, wie ich später erfuhr, ein Pole war und Burian hieß, wurde auf den Armen emporgehoben und hielt in dieser sehr unbequemen Stellung ein kurze, an und gegen den Fürsten Metternich gerichtete Rede, von der wir jedoch, obgleich wir unsere im Halbstocke gelegenen Fenster öffneten, nur wenig oder gar nichts verstanden. Auch konnten wir nicht wahrnehmen, daß sie auf die Umstehenden einen besonders tiefen oder gar einen hinreißenden Eindruck hervorgebracht habe. Von Angst oder Schrecken, welche sie im Inneren der Staatskanzlei verbreitet haben soll, war schon gar nicht die Rede, und wie wenig man sich dort vor einem Eindringen der Volksmassen fürchtete, wird dadurch am besten bewiesen, daß das Brückchen, auf welchem man damals von der Staatskanzlei nach dem davorgelegenen Gärtchen auf der Bastei und durch dasselbe über die Bellaria nach der Burg gelangen konnte, völlig unbewacht war. Ich wüßte ausnahmslos Niemand zu nennen, der Zeichen von Furcht oder weitgehender Bestürzung an den Tag gelegt hätte. Als aber die Nachricht sich verbreitete, daß in der Herrengasse Feuer gegeben worden sei, eilte ich rasch nach Hause, Weib und Kind vor dem Ausgehen zu warnen und überhaupt dafür zu sorgen, daß ihnen kein Leid widerfahre.

Am nächsten Morgen, den 14. März, fand ich mich in Erfüllung meiner Dienstpflicht wieder in dem Hause auf dem Ballplatze ein, aber

nißmäßig geringem Grade bemerkbar. Mein Vater hatte auf seinem wissenschaftlichen Arbeitsgebiete, dem der Archäologie, von dem Drucke der Censur nicht gar viel zu leiden. Mein Bruder war damals ein vielbeschäftigter Assistent an der geburtshilflichen Klinik des allgemeinen Krankenhauses, und ich hatte in meinem Amte sowie mit der von mir unternommenen historischen Arbeit ungemein viel zu thun. Die mir übrig bleibenden Stunden aber brachte ich ausschließlich in meinem kleinen häuslichen Kreise zu, so daß ich den Erscheinungen der Außenwelt nur wenig, ja vielleicht allzuwenig Aufmerksamkeit schenkte und insbesondere in der letzten Zeit, während deren es mir, wie ich schon früher gesagt habe, in Folge meiner erst überstandenen Krankheit streng untersagt war, des Abends das Haus zu verlassen, zum Verkehre mit ihr fast gar nicht kam.

Hiezu gesellte sich noch das Gefühl der Pietät, die ich für den hauptsächlichsten Träger des alten Systems, den Fürsten Metternich, meinen obersten Vorgesetzten empfand. Denn in jenen einfacheren Zeiten übertrug wohl Jeder einen Theil der Treue, die er dem Staate schuldete, auch auf denjenigen, der ihm von diesem Staate zum Vorgesetzten bestimmt war. Und beim Fürsten Metternich kam noch hinzu, daß ich meiner durch ihn vollzogenen Anstellung die Realisirung meiner innigsten Wünsche, die Schaffung meines häuslichen Glückes verdankte. Zudem war er in den freilich nur überaus seltenen Fällen, in denen ich mit ihm in Berührung kam, gütig, ja väterlich für mich gewesen, und das Gleiche war auch von Seite seiner Gemalin geschehen. Ja als ich ihr zum ersten Male vorgestellt wurde, hatte sie mich sogar ihren Sohn genannt, und wenn dies auch nur eine liebenswürdige Phrase gewesen sein mochte, so brachte sie doch immerhin einen wohlthuenden Eindruck auf mich hervor. Und als ein kleiner Beitrag zur Charakteristik dieser immerhin nicht gewöhnlichen Frau mag hier eine ganz kurze Bemerkung Aufnahme finden, welche das Tagebuch meiner Mutter über sie enthält. Dringend gebeten, sich bei der Fürstin für irgend Jemand — nicht für mich — zu verwenden, erhielt meine Mutter eine abschlägige Antwort und trug hierauf folgende abgerissene Notizen in ihr Tagebuch ein:

„Wieder bei der Fürstin Metternich; unendlich lieb. Diese Frau versteht n e i n zu sagen wie ein Engel. Mir ist ein Stein vom Herzen.“

Dieses Gefühl dankbarer Anhänglichkeit an den Fürsten und die Fürstin Metternich konnte jedoch selbstverständlich nicht hindern, daß ich mit den Bestrebungen derer, welche in Wien die Märztage des Jahres 1848 herbeiführten, lebhaft sympathisirte. Meine österreichische Vaterlandsliebe war allzeit in mir stärker, als jene andere wenngleich gewiß berechtigte

Die Wahl in Neunkirchen.

Es mag Manchem vielleicht als ein etwas naives Bekenntniß erscheinen, ich scheue mich aber doch nicht, ein solches abzulegen, indem ich sage, daß ich eigentlich im Vormärz recht vergnügt und zufrieden dahinlebte. Schon an einer früheren Stelle wies ich darauf hin, daß Kaiser Franz in unserem Hause einer aufrichtigen, tief empfundenen Verehrung genoß. Lebhaft steht sein Bild vor mir, indem ich dies niederschreibe, wie wir als Kinder ihm manchmal auf der Bastei zwischen der Bellaria und dem Paradiesgärtchen begegneten. In einfachster Civilkleidung, in blauem oder braunem Frack, das Beinkleid in lange Kappenstiefel gezwängt, auf dem Kopfe einen hohen Cylinderhut, die Kaiserin am Arme, ging er einher, in vertrauliches Gespräch mit ihr vertieft, nach allen Seiten freundlich ausschauend und jeden ehrerbietigen Gruß mit Herzlichkeit erwiedernd. Mochte man auch hinterher manchmal über das Schlichte und das Patriarchalische seines Auftretens spotten, zu seinen Lebzeiten brachte es doch einen sehr tiefen Eindruck auf die Gemüther hervor. Deutlich erinnere ich mich noch des Augenblickes, in welchem wir die Nachricht von seinem Hinscheiden erhielten. Wir befanden uns als Kremsmünsterer Studenten in den Faschingsferien in St. Florian, als sie dort eintraf, und waren gerade in fröhlichster Unterhaltung begriffen. Als aber die Kunde von dem Tode des Kaisers kam, verstummte augenblicklich das Gespräch, und wir zogen uns alle schweigend auf unsere Zimmer zurück, die Bedeutung dieses Ereignisses still zu überdenken.

Die Erinnerung an den Kaiser Franz bei uns in Ehren zu halten, dazu wurden wir ohne Zweifel auch durch die so bevorzugte Stellung angespornt, welche meine Mutter bei seiner erlauchten Witwe fortwährend einnahm. Und auch später, als wir mehr und mehr zu dem Verständnisse kamen, die vielen und grellen Gebrechen des damaligen Regierungssystems einzusehen, machten sich dieselben doch gerade für uns nur in verhält=

nißmäßig geringem Grade bemerkbar. Mein Vater hatte auf seinem wissenschaftlichen Arbeitsgebiete, dem der Archäologie, von dem Drucke der Censur nicht gar viel zu leiden. Mein Bruder war damals ein vielbeschäftigter Assistent an der geburtshilflichen Klinik des allgemeinen Krankenhauses, und ich hatte in meinem Amte sowie mit der von mir unternommenen historischen Arbeit ungemein viel zu thun. Die mir übrig bleibenden Stunden aber brachte ich ausschließlich in meinem kleinen häuslichen Kreise zu, so daß ich den Erscheinungen der Außenwelt nur wenig, ja vielleicht allzuwenig Aufmerksamkeit schenkte und insbesondere in der letzten Zeit, während deren es mir, wie ich schon früher gesagt habe, in Folge meiner erst überstandenen Krankheit streng untersagt war, des Abends das Haus zu verlassen, zum Verkehre mit ihr fast gar nicht kam.

Hiezu gesellte sich noch das Gefühl der Pietät, die ich für den hauptsächlichsten Träger des alten Systems, den Fürsten Metternich, meinen obersten Vorgesetzten empfand. Denn in jenen einfacheren Zeiten übertrug wohl Jeder einen Theil der Treue, die er dem Staate schuldete, auch auf denjenigen, der ihm von diesem Staate zum Vorgesetzten bestimmt war. Und beim Fürsten Metternich kam noch hinzu, daß ich meiner durch ihn vollzogenen Anstellung die Realisirung meiner innigsten Wünsche, die Schaffung meines häuslichen Glückes verdankte. Zudem war er in den freilich nur überaus seltenen Fällen, in denen ich mit ihm in Berührung kam, gütig, ja väterlich für mich gewesen, und das Gleiche war auch von Seite seiner Gemalin geschehen. Ja als ich ihr zum ersten Male vorgestellt wurde, hatte sie mich sogar ihren Sohn genannt, und wenn dies auch nur eine liebenswürdige Phrase gewesen sein mochte, so brachte sie doch immerhin einen wohlthuenden Eindruck auf mich hervor. Und als ein kleiner Beitrag zur Charakteristik dieser immerhi
nicht gewöhnlichen Frau mag hier eine ganz kurze Bemerkung Auf
finden, welche das Tagebuch meiner Mutter über sie enthält.
gebeten, sich bei der Fürstin für irgend Jemand — nicht für
verwenden, erhielt meine Mutter eine abschlägige Antwo
hierauf folgende abgerissene Notizen in ihr Tagebuch ein

„Wieder bei der Fürstin Metternich; unendlich
versteht nein zu sagen wie ein Engel. Mir ist ein

Dieses Gefühl dankbarer Anhänglichkeit an
Fürstin Metternich konnte jedoch selbstverständlich
den Bestrebungen derer, welche in Wien
herbeiführten, lebhaft sympathisirte.
war allzeit in mir stärker, als jen

Empfindung, und sie ließ mich die Beseitigung des geistigen Druckes, der auf der Bevölkerung lastete, das Aufhören der polizeilichen Willkür, die Einführung eines auf freiheitlicheren Grundlagen beruhenden Regierungssystems, die Heranziehung aller oder wenigstens der intelligenteren Classen der Bevölkerung zur Theilnahme an der Berathung und Beschlußfassung über die Angelegenheiten des Staates aufs Lebhafteste wünschen.

In welcher Weise die Verwirklichung dieser Gedanken herbeigeführt werden sollte, darüber war ich freilich ganz im Unklaren und stand daher auch jeder hierauf gerichteten Bestrebung vollkommen fern. Als ich mich am Morgen des 13. März wie gewöhnlich nach der Staatskanzlei begab, sah ich wohl die überaus zahlreiche Menschenmenge in den Straßen und die lebhafte Bewegung, die in denselben herrschte, aber ich ahnte weder, was geschehen werde, noch die Tragweite desselben. Ueberrascht und verwundert war ich daher gleich meinen Collegen, als wir auf dem Ballplatze, zwischen der Burg und der Staatskanzlei, Militär aufgestellt fanden. Dennoch wurde dieser Platz plötzlich von einem Strome von Menschen überfluthet, welche der Mehrzahl nach anständig gekleidet waren und den gebildeten Classen der Bevölkerung anzugehören schienen. Ein Student, der, wie ich [illegible] erfuhr, [illegible] Pole war und Burian hieß, wurde auf den [illegible] hielt in dieser sehr unbequemen Stellung ein [illegible] rsten Metternich gerichtete Rede, von der [illegible] im Halbstocke gelegenen F[illegible]ffneten, [illegible] tanden. Auch konnten [illegible] enden einen besonder[illegible] vorgebracht habe. Von [illegible] Staatskanzlei verbrei[illegible] nd wie wenig man sich [illegible] chtete, wird dadurch a[illegible] em man damals von [illegible] en auf der Bastei und [illegible] gelangen konnte, völlig [illegible] n, der Zeichen [illegible] elegt hätte. [illegible] affe Feuer [illegible] vor dem [illegible] ihnen kein

[illegible] Erfüllung [illegible] tze ein, aber

vom Arbeiten war selbstverständlich kaum mehr die Rede, und die Ereignisse des gestrigen Tages bildeten den Gegenstand ziemlich erregter Discussion. Als sich die schon früher verbreitete Nachricht bestätigte, unser oberster Chef, Fürst Metternich, habe sein Amt niedergelegt, und man vermuthete, er werde noch diesen Tag das von ihm seit fast vierzig Jahren bewohnte Haus verlassen, da strömte Alles in das obere Stockwerk, um seine Theilnahme an diesem Entschlusse des Fürsten zu bezeigen. In dem sehr großen Raume, in welchem noch heutzutage diejenigen warten, welche mit dem Minister des Aeußern zu sprechen wünschen, traf bald eine ziemlich große Anzahl von Beamten der Staatskanzlei zusammen. Auch die Fürstin war anwesend, während ihr Gemal unseren Augen unsichtbar blieb. Interessant war es, die Art und Weise zu beobachten, in der das eben Geschehene und das wahrscheinlich noch Bevorstehende besprochen wurde. Die beiden entschiedensten Gegensätze wurden durch die Hofräthe v. Hummelauer und v. Vesque vertreten. Während der Erstere nur vom Todtschießen und von Hinrichtungen sprach, drang der Letztere auf möglichst weitgehende Concessionen zur Beruhigung des aufgeregten Volkes. Wir Jüngeren hielten uns schweigend und bescheiden im Hintergrunde, und mit aufrichtiger Theilnahme ruhten meine Augen auf der Fürstin, deren ausdrucksvolle Gesichtszüge die tiefe innere Bewegung kundgaben, von der sie ergriffen war. Aber trotz ihres so lebhaften Temperamentes bewahrte sie eine ruhige und würdevolle Haltung. Nachdem sie den ihr zunächst Stehenden gesagt, wir würden den Fürsten nicht sehen können, verschwand sie, ohne eigentlich Abschied von uns zu nehmen, in dessen Zimmer. Wir aber zerstreuten uns und Jeder kehrte zu seinen Angehörigen zurück.

Von den Meinigen darf ich wohl behaupten, daß sie Alle meine Sympathien mit der neuen Bewegung theilten, wenn ihnen auch gleich mir die Form derselben nicht gerade gefiel. Selbst meinen Vater, dessen Brust der reinste Patriotismus durchglühte, nehme ich nicht hievon aus, denn auch er versprach sich von den jetzt verheißenen Institutionen, der Preßfreiheit, der Nationalgarde und der Verfassung die heilsamsten Wirkungen. An der einen derselben, welche unverzüglich ins Leben trat, der Nationalgarde, nahm er selbst eifrigen Antheil, und er ließ sich in eine der Compagnien des Schottenviertels einschreiben, in dessen Bereich das Haus sich befand, das er bewohnte. Ja er wurde sogar von dieser Compagnie, die aus fast lauter höchst anständigen Männern bestand, in den aus den Repräsentanten der einzelnen Compagnien bestehenden Ausuß, das sogenannte Centralcomité der Nationalgarde, gewählt, in em er die gemäßigt freisinnige Richtung vertrat. Oft neckten wir

ihn später damit, daß der Franzose Alphonse Balleydier, der ein, wie ich glaube officiöses, gewiß aber höchst mittelmäßiges Buch über die Wiener Ereignisse des Jahres 1848 schrieb, von meinem Vater sagte, er sei mit Joseph v. Würth, Ludwig v. Köchel, Dr. Klucky und Anderen einer der Repräsentanten des „parti Cavaignac“ gewesen.

Von mir hätte er so ziemlich dasselbe behaupten können, wenn ich gleichfalls diesem Ausschusse angehört hätte. Aber ich wurde nicht einmal Mitglied der Nationalgarde, denn von meinem Schwiegervater als meinem Arzte wurde mir in Anbetracht meiner noch immer nicht völlig hergestellten Gesundheit aufs Strengste verboten, mich in dieselbe einreihen zu lassen. Anfangs bedauerte ich dies, denn in meinen Sympathien für die Märzbewegung und in den Hoffnungen, die ich in sie setzte, war ich und waren wir Alle durch die Ernennung Pillersdorff's zum Minister des Innern gar sehr bestärkt worden. In den urtheilsfähigsten Kreisen Wiens war er hochgeachtet und geschätzt, uns aber war er auch außerdem näher bekannt, und Niemand von uns zweifelte an seiner hervorragenden Befähigung und an seinem redlichen Willen, das Beste zu thun. Aber immer deutlicher wurde es schon im Laufe der nächsten Wochen, daß es ihm gerade an den Eigenschaften fehlte, welche in so sturmbewegter Zeit ihm wohl noch nothwendiger gewesen wären, an Entschiedenheit des Entschlusses und an unbeugsamer Widerstandskraft. Nachdem er sich durch die Bewegung fast willenlos hatte forttreiben lassen, ließ er auch noch die Sturmpetition vom 15. und die Errichtung der Barrikaden am 26. Mai in einer Apathie über sich ergehen, welche selbst seine wärmsten Verehrer mit einer Art von Verzweiflung erfüllte.

Daß sowohl mein Vater als wir Alle diese Excesse aufs Schärfste verdammten, brauche ich wohl nicht erst besonders zu betheuern. Aber so groß mein Abscheu vor denselben auch war, so hielt ich doch darum an meinen Sympathien für die Errungenschaften der Märztage nicht weniger fest. Einerseits der Fortbestand derselben, wenigstens der Preßfreiheit und der Constitution, andererseits energische, nöthigen Falls gewaltsame Zurückweisung der weit darüber hinausgehenden Velleitäten, welche schließlich doch, wenn man sie fortwährend gewähren ließ, nur bei vollkommen anarchischen Zielpunkten endigen konnten, das bildete von nun an die stets sich gleichbleibende Grundlage meiner politischen Anschauungen. Aber ich mußte mich darauf beschränken, sie in engerem Kreise und vor Leuten zu äußern, von denen ohnedies bei Weitem die Mehrzahl der gleichen Ansicht war wie ich. Und nur einmal fügte es ein glücklicher Zufall, daß ich der Ueberzeugung, die mich durchdrang, vor einem ziemlich großen Kreise von Menschen Ausdruck geben konnte.

Den Anlaß hiezu bot die Ausschreibung der Wahlen für das Frankfurter Parlament. Dieselben sollten, wie es noch jetzt in den Landgemeinden bei den Wahlen zum österreichischen Reichsrathe geschieht, durch Wahlmänner vorgenommen werden, und um sich über die letzteren zu einigen, wurden je nach den einzelnen Vierteln und Bezirken der Stadt Wien Vorversammlungen gehalten. Da ich noch bei meinem Schwiegervater auf dem Bauernmarkte wohnte, wurde ich zu derjenigen geladen, welche in dem Saale des Sparcassegebäudes stattfand. Eine zahlreiche Wählerschaft stellte sich dort ein, die zumeist aus den in jener Stadtgegend ansässigen, zum Theile recht angesehenen Bürgern und Beamten bestand.

Die völlige Ungewohnheit, öffentlich zu reden, und die gerade bei älteren Männern so leicht erklärliche Scheu, einen ersten Versuch zu wagen und sich bei demselben vielleicht zu compromittiren, lähmte alle Zungen und Niemand meldete sich zum Worte. Dies benützte einer der Hauptwühler der damaligen Zeit, ein kleiner, buckliger, abstoßend häßlicher Mann, Namens Häfner, Redacteur der von ihm neugeschaffenen Zeitschrift „Die Constitution", um zu der Versammlung im Geiste seiner Bestrebungen zu sprechen. Ich weiß wirklich nicht mehr, was er sagte, aber daran erinnere ich mich wohl, daß Alle, die um mich her standen, gleich mir selbst entrüstet waren über den Inhalt seiner Rede, und mit mir aufs Lebhafteste wünschten, daß dieselbe baldigst eine energische Widerlegung erfahre.

Und wirklich schien dies auch alsbald geschehen zu sollen. Gleich nach Häfner meldete sich ein eleganter und fein gekleideter Herr in gesetzten Jahren zum Worte. Er stellte sich der Versammlung als Hofsecretär Gritzner vor und Alles erwartete nun, ihn als Gegner Häfner's auftreten zu sehen. Wie groß aber war das Erstaunen und der Unwille der meisten Anwesenden, als Gritzner seinen Vorgänger an Heftigkeit der Diatriben womöglich noch überbot. Nachdem er geendigt, waren Unruhe und Unwillen ziemlich allgemein, aber Niemand wagte es, diesen Empfindungen öffentlich Ausdruck zu geben, und noch weniger die Ausführungen derer zu widerlegen, die bisher gesprochen hatten.

Es mag sein, daß ich dem Unmuthe, den ich über das bisher Gehörte empfand, und dem Wunsche nach ausgiebiger Zurechtweisung der beiden Sprecher in dem Kreise der Umstehenden lebhafter als die Uebrigen Worte verlieh. Plötzlich drang eine Anzahl derselben mit dem Begehren in mich, ich möge diese Zurechtweisung, diese Widerlegung übernehmen. Mein Schwiegervater, der neben mir stand, wünschte einerseits, daß ich rede, und andererseits fürchtete er die Rückwirkung längeren und lauteren

Sprechens auf meine vielleicht noch nicht ganz gesundete Lunge. Aber der Augenblick drängte, es galt kein längeres Besinnen, und hochklopfenden Herzens betrat ich die Tribüne. An dasjenige anknüpfend, was der letzte Redner gesagt hatte, stellte ich die Behauptung auf, daß wohl nur Wenige in dieser Versammlung seinen und seines Vorgängers Ausführungen beipflichten dürften. Der Beifall, der diesen Worten folgte, ermuthigte mich fortzufahren, und ich entwickelte nun mein oft durchdachtes und mir darum auch geläufiges politisches Programm. Die innere Erregung, in der ich mich befand und die wohl auch meinen Worten besonderen Nachdruck verlieh, theilte sich auch meinen Zuhörern mit; lebhafte Zustimmung und reichlicher Beifall wurden mir am Schlusse meiner Rede zu Theil.

Daß ich sie nicht fruchtlos gesprochen, wurde auch dadurch constatirt, daß alle fünf Wahlmänner, die wir aufzustellen hatten, meiner Parteischattirung angehörten, und daß ich trotz meiner Jugend und meiner völligen Unbekanntschaft in diesem Kreise einer derselben war. Und noch lange Jahre nachher erinnerten mich angesehene Bürger wie der Tuchhändler Hardt und der später durch seinen Erbschaftsproceß so bekannt gewordene Juwelier Ott mit den anerkennendsten Worten an jene Versammlung im Sparcassegebäude und an die Rede, die ich daselbst gehalten.

Aber trotz des Beifalles, der ihr gespendet wurde, kann ich doch nicht sagen, daß sie über die hiebei in Betracht kommende Hauptsache, das ist über die Frage der zukünftigen politischen Gestaltung Deutschlands und Oesterreichs Stellung in demselben volle Klarheit verbreitet hätte, oder daß ich selbst hierüber mit mir im Reinen gewesen wäre. Der Streit über diesen Kernpunkt der Sache erfüllte zu jener Zeit, in den letzten Tagen des April, alle Gemüther, und um die beiden Schlagworte „Bundesstaat“ oder „Staatenbund“ sammelten sich wie um zwei Paniere auch die zwei einander gegenüberstehenden Parteien. Ihnen schlossen sich, wie dies ja immer zu gehen pflegt, auch die äußersten Flügel derselben an, und durch sie wurde die Discussion über diese Frage gar bald recht gründlich vergiftet. Denn neben sehr ruhigen und besonnenen Männern, unter denen insbesondere wohlhabende, aus Deutschland nach Wien gekommene Industrielle zahlreich vertreten waren, stand die ganze eigentlich revolutionäre Partei auf Seite derjenigen, welche für den Bundesstaat und das Eintreten Oesterreichs in denselben, ja nicht selten sogar für dessen Aufgehen in ihm schwärmten. Und auf der anderen Seite wieder machte sich neben vielen recht freisinnigen Oesterreichern, die aber einer erst zu schaffenden deutschen Centralgewalt keinen dictatorischen Einfluß auf die österreichischen Angelegenheiten zuzugestehen dachten, die gleichfalls

nicht geringe Anzahl derjenigen breit, welche von der Einführung neuer Institutionen überhaupt nichts wissen und Alles beim Alten belassen sehen wollten.

Die Wahlversammlungen selbst, deren nun mehrere in den ersten Tagen des Mai rasch nach einander folgten, fanden für die innere Stadt Wien in dem Sitzungssaale der niederösterreichischen Landstände statt, in welchem ich in der späteren Zeit meines Lebens so unendlich vielen wichtigen und unwichtigen Sitzungen beizuwohnen hatte. Der Landmarschall von Niederösterreich, Graf Montecuccoli, präsidirte diesen Sitzungen, welche gerade keinen sehr erhebenden Verlauf nahmen. Von vorneherein meldete sich kein einziger Candidat; da stellte ein Wahlmann, der Vorstand des physikalischen Hofcabinetes, Namens Hoffer, den Antrag, den Universitätsprofessor Kudler zu ersuchen, das Mandat der inneren Stadt Wien zum Frankfurter Parlamente zu übernehmen. Da natürlich Niemand widersprach, begab sich eine Deputation zu Kudler; sie kam aber, nachdem wir sehr lang auf sie gewartet, mit einer abschlägigen Antwort zurück. Schließlich wurden der später so bekannte Advocat Dr. v. Mühlfeld und Graf Ferdinand Colloredo von dem Central-Wahlcomité als Candidaten aufgestellt und eingeladen, vor den versammelten Wahlmännern zu sprechen, ein Verlangen, dem Mühlfeld auch nachkam. Aber die Art, in welcher er es that, erfüllte meine vielleicht allzu hoch gespannte Erwartung nur wenig. Die außergewöhnliche Länge der Perioden, deren er sich bediente, die ermüdende Breite seiner Ausführungen, das unglaublich schlechte Deutsch endlich, das er sprach und welches hinter dem, das ich dereinst zum Schrecken meiner Mutter von Kremsmünster mit heimgebracht hatte, fast noch zurückblieb, dies Alles zusammengenommen konnte wohl auf die gesammte Zuhörerschaft keinen sehr günstigen Eindruck hervorbringen.

Nicht viel ansprechender als die Form seiner Rede schien mir der Inhalt derselben zu sein. Der Entscheidung der Frage, ob Bundesstaat oder Staatenbund, ging er vorsichtig aus dem Wege. Wenn man aus dem unendlichen Wortschwall den Kern der Sache loszulösen suchte, so kam es schließlich auf nicht viel Anderes hinaus, als daß Oesterreich in Bezug auf seine staatliche Selbstständigkeit kein Opfer zu Gunsten einer zukünftigen deutschen Bundesverfassung zugemuthet werden dürfe. Aber freilich sei eine solche ohne Beschränkung der Souveränetät in einzelnen Punkten nicht möglich. Als diese bezeichnete denn Mühlfeld die Gleichheit von Münze, Maß und Gewicht sowie der Post- und Eisenbahneinrichtungen, über deren Lösung im Sinne der Einheit wohl kein Zweifel sein könne. Hieher gehöre auch die bundesmäßige Verbürgung gewisser

staatsrechtlicher Institutionen in einem viel weiteren Umfange, als sie die bisherige Bundesacte gewährte.

Eine Interpellation über den etwaigen Anschluß Oesterreichs an den deutschen Zollverein beantwortete Mühlfeld ausweichend mit der Erklärung, er sei über diese Sache nicht hinreichend informirt. Um so ausführlicher erörterte er eine zweite Frage, die an ihn gestellt wurde, ob Oesterreich sich das Recht einer besonderen Zustimmung zu den künftigen Beschlüssen der Nationalversammlung über die neue Bundesverfassung vorbehalten könne?

Mühlfeld antwortete hierauf, daß nach seiner Meinung die neue Verfassung ein Ergebniß des Zusammenwirkens des deutschen Volkes und der deutschen Regierungen sein müsse. Jenes werde durch seine gewählten Abgeordneten und die Regierungen würden durch ihre Gesandten vertreten sein, beide Versammlungen aber in steter Berührung mit einander stehen. Demzufolge müsse die neue Bundesverfassung nicht nur von dem Parlamente, sondern auch von der Versammlung der Gesandten, und zwar von der letzteren nach Anordnung der Bundesacte einstimmig angenommen werden. Dies sei der alleinige legale Weg. Wollte sich das Parlament anmaßen, einseitig die künftige Bundesverfassung zu decretiren, so wäre es auf den Boden der Revolution getreten und die österreichischen Abgeordneten müßten unverzüglich das Parlament verlassen.

Ich brauche hier wohl nicht eigens hervorzuheben, daß die Versammlung von Gesandten der deutschen Fürsten, welche nach Mühlfeld's Idee dem Parlamente als gleichberechtigter Factor gegenüber treten und mit ihm über die neue Bundesverfassung pactiren sollte, nie wirklich zu Stande kam. Und ebensowenig dachte Mühlfeld oder irgend ein anderer österreichischer Abgeordneter daran, aus der Nationalversammlung zu scheiden, als Heinrich v. Gagern die Souveränetät der Nation und die alleinige Berechtigung des Parlamentes, die neue Verfassung zu Stande zu bringen, unter der jubelnden Zustimmung der Abgeordneten proclamirte.

Es kam mir nie in den Sinn, mich für einen besonders findigen politischen Kopf ausgeben zu wollen, und ich weiß recht gut, wie sehr es mir insbesondere zu jener Zeit an Verständniß und schon gar an Erfahrung gebrach. Aber klug genug war ich doch, um einzusehen, daß dasjenige, was Mühlfeld in seiner Rede einer Versammlung wenigstens zum größeren Theile gereifter und einsichtsvoller Männer bot, sowohl seiner selbst als ihrer kaum würdig war. Also ein einziger kleiner deutscher Fürst oder ein Paar derselben, deren weitere Existenz überhaupt damals höchst problematisch erschien, sollten die Macht haben, durch ihre abweichende Haltung das Zustandekommen des deutschen Einigungswerkes

zu hintertreiben? Daß das Letztere, wenn es wirklich gelingen sollte, viel gewaltigere Hindernisse zu überwinden haben würde als den Widerspruch einzelner kleiner Fürsten, darüber war ich längst mit mir im Reinen. Und wenn die Oesterreicher in Frankfurt nichts Anderes ausrichten könnten, als eine Gleichheit in Bezug auf Münze, Maß und Gewicht, auf Post- und Eisenbahnwesen herbeizuführen, dann hätten sie nach meiner Meinung lieber zu Hause bleiben sollen.

Der zweite Candidat, Graf Ferdinand Colloredo, war gar nicht erschienen und hatte dadurch das Feld seinem Rivalen allein überlassen. In Ermanglung eines anderen Bewerbers wurde also Mühlfeld, ich glaube einstimmig gewählt, und auch ich gab ihm widerstrebenden Herzens meine Stimme. Zu Mühlfeld's Ersatzmann aber wurde auf Anempfehlung des Wahlcomités der kaiserliche Rath v. Köchel erkoren, ohne daß derselbe eine Candidatenrede hielt.

Von dieser Zeit an war und blieb ich wieder nur ein einfacher Zuschauer, welcher sich darauf beschränkte, den Gang der in Wien sich überstürzenden revolutionären Ereignisse schmerzlichst zu empfinden und sie aufs Tiefste zu beklagen. Ich besitze daher auch nicht die geringste Veranlassung, sie hier wieder zu erzählen, und möchte nur eine freilich ganz unscheinbare Episode erwähnen, weil sie bisher noch unbekannt blieb und ein charakteristisches Kennzeichen dafür ist, in welch eigenthümlicher Weise damals in der tonangebenden Corporation der Studentenlegion rohe Ausgelassenheit mit echt wienerischer Gutmüthigkeit gepaart war. Meines Vaters Chef, der Oberstkämmerer Graf Moriz Dietrichstein, wurde noch am Abende des 26. Mai, des Tages des Barrikadenbaues, der den momentanen Sieg der Revolutionspartei entschied, in seiner Wohnung, welche in der heutigen Habsburgergasse lag, obgleich er sich an der politischen Bewegung in gar keinem, auch nicht im reactionären Sinne betheiligt hatte, von der akademischen Legion aufgehoben und als Gefangener, wie sie sagten, als Geisel gegen etwaige aggressive Maßregeln des Hofes nach der Aula abgeführt. In dem zu der Universität gehörenden Hause, welches ihr gegenüber in der Sonnenfelsgasse liegt, wurde er zugleich mit dem Feldmarschallieutenant Grafen Hoyos in Gewahrsam gehalten.

Am frühesten Morgen des nächsten Tages stürzt die Kammerjungfer der Gräfin Therese, seiner Gemalin, als ihre Herrin noch zu Bett lag, wie verzweifelt mit der Schreckensnachricht in deren Schlafzimmer, es seien wieder Studenten da und sie verlangten dringend die Gräfin zu sprechen. Ohne sich lang zu besinnen, antwortet die resolute Dame, als die jungen Leute sich durchaus nicht abweisen ließen: „Ich bin eine alte

Frau, wenn sie sich nichts daraus machen, mir liegt gar nichts daran, sie sollen nur hereinkommen." Und wirklich werden die gefürchteten Studenten bei ihr eingelassen; schüchtern nahen sie sich dem Bette der Gräfin und nur zögernd rücken sie mit ihrem Begehren heraus, das in der Erkundigung nach den Lieblingsspeisen des Grafen besteht; durch Bereitung derselben möchten sie gar zu gern dem guten alten Herrn eine Erleichterung seiner Haft verschaffen. Noch an demselben Abende des 27. Mai wurde Graf Dietrichstein wieder nach Hause entlassen.

Meine noch recht angegriffene Gesundheit zwang mich, zu ihrer völligen Wiederherstellung im Frühsommer 1848 das Bad Gleichenberg in Steiermark zu besuchen. Am 9. Juni verließ ich Wien; über Mariazell und Graz verfügten wir, meine Frau und ich, uns mit unserem Kinde nach dem damals so wohlthuend stillen, idyllisch reizenden Badeorte, wo wir in ungestörter Ruhe etwa vier Wochen zubrachten. Wir bildeten dort den Mittelpunkt einer nur kleinen, aber desto angenehmeren Gesellschaft, die voll gewinnendster Freundlichkeit für uns war; mein dreijähriges Töchterlein galt als der allgemeine Liebling und wurde nur das Badekind genannt. Blos aus den Zeitungen und aus den Briefen meiner Mutter und meines Bruders erfuhr ich, wie toll es in Wien und in dem größeren Theile der übrigen Welt zuging. An meiner Freude über den Ausgang der Junischlacht in Paris und an meinem Kummer über das immer stärker werdende Ueberhandnehmen der revolutionären Strömung in Wien empfand ich es deutlich, daß ich wirklich auch, wie jener Franzose es von meinem Vater gesagt, dem „parti Cavaignac" angehörte.

Zu meinem tiefsten Bedauern aber wurde diese Partei wenigstens in Oesterreich mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. So ansehnlich und so zahlreich sie auch war, so fehlte es ihr doch an Sammelplätzen, an denen sie sich vereinigt, und an Führern, die sich an ihre Spitze gestellt hätten. Allerdings war ich himmelweit von dem thörichten Gedanken entfernt, mich zu einem der Letzteren aufwerfen zu wollen; weder meine Befähigung noch mein Alter oder meine sonstige Stellung im Leben hätten mich vor mir selbst geeignet erscheinen lassen, eine solche Rolle auch nur mit einiger Aussicht auf Erfolg zu spielen. Aber mir schien es für einen einzelnen Mann schon ein verdienstliches Unternehmen, das Seinige dazu zu thun, daß wenigstens eine einzige Stimme in einem der gesetzgebenden Körper nicht wieder der radicalen Partei anheimfalle, sondern daß sie in gemäßigtem Sinne abgegeben werde.

Eine für den Bezirk Neunkirchen ausgeschriebene Nachwahl zum Frankfurter Parlamente sollte mir die Möglichkeit gewähren, einen solchen

Versuch, wenngleich ziemlich aussichtslos, zu wagen. Der in jener Gegend ansässige Gutsbesitzer v. Staudenheim hatte aus Anlaß seiner Wahl in den Wiener Reichstag sein Frankfurter Mandat zurückgelegt, und für das letztere war auf den 24. August eine Nachwahl in Neunkirchen ausgeschrieben worden. Ich kannte mit Ausnahme einer einzigen Fabrikantenfamilie keinen Menschen daselbst, und auch von dieser wußte ich nicht, ob sie irgend einen Einfluß auf die Wahlmänner besitze und ihn zu meiner Unterstützung anwenden wolle.

Trotz dieser ungünstigen Aussichten wollte ich jedoch die Sache nicht gleich von vorneherein aufgeben, sondern wenigstens eine vorläufige Anfrage versuchen. Staudenheim's zweimalige Wahl nach Frankfurt und nach Wien deutete nicht gerade auf einen Reichthum an Candidaten in jener Gegend, und es war zum Mindesten die Möglichkeit vorhanden, daß wie vor ungefähr drei Monaten in dem ersten Wahlbezirke Oesterreichs, dem der inneren Stadt Wien, so auch in dem unendlich viel weniger bedeutenden Neunkirchen kaum ein einziger Candidat vorhanden und die Wählerschaft unschlüssig sei, wem sie ihre Stimmen zuwenden solle.

Gedacht, gethan. Ich fuhr also einige Tage vor der Wahl nach Neunkirchen und wendete mich an den Mann, den man mir als den einzig Berechtigten bezeichnet hatte, authentische Auskunft zu ertheilen. Es war dies der Verwalter der damaligen Grundobrigkeit, wenn ich nicht irre, des Minoritenstiftes zu Neunkirchen, Namens Schwarz, ein feiner und höflicher Mann, derselbe, der später als Vicepräsident des Wiener Landesgerichtes den Vorsitz in dem Processe Richter geführt und sich dadurch in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat.

Herr Schwarz empfing mich mit großer Zuvorkommenheit, versicherte mich aber auch mit nicht geringerer Bestimmtheit, daß seiner Meinung nach nicht die mindeste Aussicht für mich vorhanden sei, in Neunkirchen zum Abgeordneten nach Frankfurt gewählt zu werden. Die Zahl der angemeldeten Candidaten sei eine überaus große, die Wählerschaft aber ungemein mißtrauisch, und darin liege die Erklärung der zweifachen Wahl Staudenheim's, weil er, ohne irgendwie hervorragende parlamentarische Eigenschaften zu besitzen, doch im ganzen Bezirke als ein wohlwollender und verläßlicher Mann bekannt sei. Darum habe man sich auch jetzt wieder dahin geeinigt, trotz einer wenn auch noch so verführerischen Ansprache, die irgend ein fremder Candidat etwa halten würde, nur Leute zu wählen, die im Bezirke genau bekannt seien. Man habe sich daher entschlossen, das Mandat als Abgeordneter einem Finanzbeamten Namens Schaffer anzuvertrauen, der lange Zeit in Neunkirchen stationirt gewesen und hier sehr beliebt sei. Zu dessen Stellvertreter

aber habe man einen Herrn Perthaler bestimmt, der während der Zeit der juridischen Studien mein College war und im Jahre 1848 durch zahlreiche politische Aufsätze gediegenen Inhaltes in den gemäßigteren Tagesblättern die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte. Später galt er bekanntlich als ein Vertrauensmann des Erzherzogs Ferdinand Max während der Zeit seines Aufenthaltes in Lombardo-Venetien, und hierauf als der tüchtigste Hilfsarbeiter Schmerling's bei Entwerfung der Februar-Verfassung, durch welche Thätigkeit er sich vollends einen vielgenannten und hoch geachteten Namen erwarb.

Man sieht wohl, trostloser konnten die Auskünfte für meine Candidatur nicht lauten, als Herr Schwarz sie mir gab. Dennoch wollte ich mich nicht dazu entschließen, die Flinte allzu voreilig ins Korn zu werfen; ich beharrte also auf meiner Anmeldung und traf am Vorabende der Wahl in Neunkirchen ein.

Das Bild, welches an diesem Abende der Speisesaal des ersten Gasthofes zu Neunkirchen darbot, war ein völlig entmuthigendes für mich. An jedem Tische saß ein Candidat, und Alle waren sie von einer größeren oder geringeren Anzahl ihrer Anhänger umgeben; nur ich saß ganz allein an einem kleinen Tischchen in einer Ecke, und Niemand hatte auch nur ein freundliches Wort, geschweige denn einen Händedruck für mich.

Um so ungestörter konnte ich von meinem Winkel aus meine Beobachtungen machen. Das hatte ich bald heraus, daß für keinen der Candidaten eine begeisterte Stimmung herrschte, wie mir auch keiner, selbst Perthaler nicht, geeignet zu sein schien, sie zu erregen.

Außerdem hatte Schwarz sich offenbar in der redlichsten Meinung, aber doch darin getäuscht, daß er dasjenige, wozu sich die Neunkirchner Wahlmänner und allenfalls die der nächstliegenden Ortschaften verabredet haben mochten, auch schon für eine Vereinbarung der gesammten Wählerschaft nahm. Dieselbe gehörte aber dem ganzen Bereiche der jetzigen Bezirkshauptmannschaft Neunkirchen an, und wer etwa aus Aspang oder Kirchschlag, aus Reichenau oder Gloggnitz gekommen war, wußte entweder nichts von der Absicht der Neunkirchner Wahlmänner, deren Zahl von fünf unter der Gesamtzahl von etwa hundertzwanzig fast verschwand, oder war weit davon entfernt, sich derselben schon von vorneherein widerspruchslos zu fügen.

Frühzeitig zog ich mich zurück und brachte einen Theil der Nacht damit zu, mir meine Candidatenrede zurechtzulegen und sie dann gehörig zu studiren. Denn schon damals huldigte ich der Maxime, die ich auch heute noch befolge, womöglich unvorbereitet zu beginnen und vorbereitet

zu schließen. Denn der unvorbereitete, sich auf dasjenige, was von einem der früheren Sprecher vorgebracht worden, beziehende Anfang einer Rede drückt derselben den Stempel der Improvisation auf, der, was man dagegen auch sagen mag, das Interesse der Zuhörer stets in ganz besonderem Maße wachruft, während der Schluß einer Rede gemeiniglich für ihre Wirkung entscheidend, es aber allzeit zweifelhaft ist, ob man denselben auch im Wege der Improvisation effectvoll zu gestalten vermag.

Am folgenden Morgen, dem des 24. August, war ich natürlich schon vor neun Uhr als der festgesetzten Stunde auf dem Platze, als welcher diesmal der sehr große Tanzsaal eines der Neunkirchner Gasthöfe galt. Zehn Candidaten waren erschienen, und ebenso viele Nummern wurden in eine Nationalgardemütze geworfen, welche die Stelle der Urne vertrat. Jeder Candidat mußte eine Nummer ziehen, welche sodann seinen Platz in der Reihe der Redner bestimmte. Ich zog Nummer 2 und freute mich darüber, denn ich besorgte, daß die Aufmerksamkeit der Zuhörer bei den späteren Reden nicht mehr so groß wie bei den früheren sein werde.

Von dem Orchester herab hatte Jeder der Candidaten zu den Wahlmännern zu sprechen, außer denen noch ein großer Theil der Bewohner Neunkirchens den Saal bis auf den letzten Platz füllte. Der erste Redner war ein mir wohlbekannter Mann, der im Pensionsstande befindliche Vorgänger meines Vaters in dem Amte eines Directors des Münz- und Antiken-Cabinets, Herr Anton Steinbüchel v. Rheinwall. Er war schon ziemlich betagt, reich an schätzenswerthen Kenntnissen, aber zum Redner gewiß nicht geeignet. Mit schwacher, schwer verständlicher Stimme erging er sich in endlosen Sätzen und suchte vornehmlich die Neunkirchner Fabrikanten für sich zu gewinnen, indem er ihnen begreiflich zu machen sich bemühte, wenn er gewählt werden sollte, so werde er einen solchen Aufschwung der Industrie zu Wege zu bringen trachten, daß es in Neunkirchen so werden solle wie ehemals in Gent. So groß sei dort die Zahl der Fabriken und der in denselben nothwendig gewordenen Arbeiter gewesen, daß zur Stunde des Feierabends Niemand sich auf die Straße gewagt habe, aus Furcht, von den in dichtgedrängten Schaaren heimkehrenden Arbeitern niedergestoßen und zertreten zu werden.

Die Wenigen, welche diese Worte Steinbüchel's überhaupt verstanden, schmunzelten hiezu, ich aber benützte sie allsogleich zur Einleitung meiner Rede, indem ich erklärte, jetzt sei es nicht an der Zeit, Versprechungen zu geben, über deren Unerfüllbarkeit auch der nur halbwegs Kundige nicht einen Augenblick im Zweifel sein könne. Aber wie der

Fabrikant sich nicht durch die Zusage eines unerhörten Aufschwungs der Industrie, so möge der Landmann sich nicht etwa durch das Versprechen einer entschädigungslosen Aufhebung der Grundlasten anlocken lassen. Insbesondere sei es der letztere Punkt, der gewiß nicht in Frankfurt, sondern nur in Wien seine für Oesterreich gültige Lösung finden werde. In Frankfurt handle es sich zunächst um die zukünftige Constituirung Deutschlands und somit um die Stellung, welche Oesterreich in Deutschland von nun an einzunehmen habe. Um dabei mitreden zu können, bedürfe es nicht nur einiger Kenntniß der hiebei obwaltenden Verhältnisse, die ich mir bei meiner Dienstleistung in der Staatskanzlei erworben zu haben glaubte, sondern einer gut deutschen Gesinnung, vor Allem aber eines treuen österreichischen Herzens, welches bei der Lösung dieser voraussichtlich recht verwickelten Fragen als Leitstern zu dienen habe. Und nun ließ ich mich auf eine kurze Darlegung der politischen Ideen ein, denen ich überhaupt huldigte. „Die Grundfesten des Staatsgebäudes sind niedergerissen," sagte ich zu meinem Auditorium, „ein neues Haus muß errichtet werden. Die Abgeordneten haben dafür zu sorgen, daß es wohnlich sei. Wir brauchen also nicht mehr Zerstörer, wir brauchen jetzt Erbauer. Deshalb, so eifrig ich auch kämpfen würde für das Wohl des Bürgers und des Landmannes, für die Minderung ihrer Lasten, für die Gleichberechtigung aller Stände, so entschieden würde ich mich jener Partei gegenüberstellen, welche alle Verhältnisse zu verwirren, aller Ordnung Hohn zu sprechen, ja das Eigenthum selbst, die Grundlagen der gesellschaftlichen Existenz anzutasten sucht."

Meine politischen Anschauungen faßte ich schließlich dahin zusammen, daß ich mich für die Festhaltung der Märzerrungenschaften sowie für die energische Abwehr der noch viel weitergehenden Forderungen der radicalen Partei aussprach. Mit den Worten: „Einen fähigeren Vertreter als ich es bin, finden Sie leicht, aber einen, der es redlicher mit Ihnen meint, der inniger wünscht, für Ihr Interesse wirken zu können, finden Sie nicht" — endigte ich meine Rede, welche bei diesem bunt zusammengewürfelten Auditorium einen Beifall fand, der meine kühnsten Hoffnungen weit übertraf. Geistliche, Fabrikanten, Beamte und sonstige Honoratioren, aber auch sehr viele der Bauern schüttelten mir treuherzig die Hand, als ich vom Podium herabstieg, und viele der Letzteren, die meinen Namen nicht kannten, hörte ich zu meiner großen Genugthuung rufen: „Der Zweite muß es werden."

Von den nachfolgenden Rednern machten die Herren Schaffer und Perthaler gar keine Wirkung; weit mehr gelang dies einem Herrn

v. Mayfeld, der ein intimer Freund unseres ehemaligen Reisekameraden Salzmann und daher auch mit mir persönlich bekannt war. Er trug die Uniform eines akademischen Legionärs, und seine sehr gut gearbeitete und mit erheiternder Frische vorgetragene Rede wendete sich mehr an die radicaleren Elemente, die in der Versammlung der Wahlmänner nicht eben spärlich vertreten waren. Den Schluß machte der Pfarrer von Sanct Egyd mit einer humoristischen Ansprache, die etwas an Abraham a Sancta Clara erinnerte, viel Fröhlichkeit hervorrief und von der ich noch heute nicht weiß, ob sie eine ernstlich gemeinte Bewerbung bezweckte oder nicht.

Das Resultat der Abstimmung ersehe ich aus einem Briefe, den ich gleich nach derselben voll Freude an meinen Vater nach St. Florian schrieb. Beim ersten Wahlgange fielen von 113 versammelten Wahlmännern etwa 50 Stimmen, also nicht ganz die absolute Majorität auf mich. Bei weitem weniger, aber doch die meisten Stimmen nach mir hatte Mayfeld; Perthaler aber, den ich als den furchtbarsten Rivalen betrachtet hatte, nur fünf Stimmen. Beim zweiten Wahlgange votirten 83 Wähler für mich; ich war also mit ziemlich großer Majorität zum Abgeordneten gewählt. Zu meinem Ersatzmanne erkor ungefähr die gleiche Stimmenzahl Herrn v. Mayfeld, und es wiederholte sich hier die zu jener Zeit so oft und nicht nur in Oesterreich, sondern in ganz Deutschland beobachtete Erscheinung, daß der Ersatzmann der politische Widerpart des gewählten Abgeordneten war. Diesem eigenthümlichen Vorgange lag wohl zunächst die gutmüthige Auffassung zu Grunde, daß auch dem, der die meisten Stimmen nach dem wirklich Gewählten erhalten habe, irgendwelche Genugthuung gebühre. Niemand bedachte, daß, wenn der Abgeordnete durch Tod, Erkrankung oder einen sonstigen Zufall an der Ausübung seines Mandates gehindert wäre, der betreffende Wahlbezirk dann durch den Stellvertreter in dem gerade entgegengesetzten Sinne repräsentirt sein würde, als derjenige war, der soeben durch die Wahl des Abgeordneten zum Ausdrucke gelangte.

Eintritt in die Nationalversammlung.

Meine Angehörigen waren über den glücklichen Ausgang meiner Bewerbung um ein Mandat zum Frankfurter Parlamente nicht weniger erfreut als ich selbst. Nichts ist ja beglückender als ein Erfolg, von dem man in Wahrheit sich sagen kann, daß man ihn nur sich allein verdankt, und daß man ihn trotz äußerlich ungünstiger Umstände nur durch die eigene Kraft errang. Auch in der Staatskanzlei schien meine Wahl guten Eindruck zu machen, und mein Chef, der Minister Wessenberg, den ich bei dem Abschiedsbesuche, welchen ich ihm machte, zum ersten und zum letzten Male sah, sprach freundliche und anerkennende Worte zu mir. Die Reise nach Frankfurt, wohin ich meine Frau und mein Töchterchen mitnahm, ging bei herrlichem Wetter in der angenehmsten Weise vor sich. In St. Florian besuchte ich meinen Onkel und meine gerade dort anwesenden Eltern, dann ging die Fahrt über Regensburg und Nürnberg, wo wir überall etwas verweilten, nach Frankfurt, wo wir am Morgen des 7. September eintrafen. Mein erster Gang führte mich, einstweilen noch als Gast, zur Paulskirche, dem Sitzungslocal des Parlamentes. Es schien mir mit dem des Reichstages in Wien, der in der prachtvollen kaiserlichen Winterreitschule tagte, in gar keiner Weise, weder in Bezug auf die Schönheit und den Umfang des Raumes, noch hinsichtlich des Geschmackes und der Zweckmäßigkeit der Einrichtung vergleichbar. Faßte man dagegen das, worauf es doch einzig und allein ankam, die Mitglieder der Versammlung ins Auge, so empfing man gerade den entgegengesetzten Eindruck.

Vor Allem war es der Präsident der Nationalversammlung, Heinrich v. Gagern, der sich von dem des Wiener Reichstages, Herrn Anton Strobach, den ich erst kurz vor meiner Abreise von Wien in der Ausübung seines Amtes gesehen, in einer Weise unterschied, daß sie füglich kaum neben einander zu nennen waren. Ohne dem Letzteren, dessen verständige Geschäftsleitung eigentlich alle Anerkennung verdiente, irgendwie zu nahe treten zu wollen, kann man doch sagen, daß sein wenig gewinnendes Aeußeres, seine schmächtige, engbrüstige Persönlichkeit und insbesondere das unseren Ohren nicht angenehm klingende Deutsch mit böhmischem Accent, das er sprach, bei dem ersten Zusammentreffen mit

ihm unmöglich einen gewinnenden Eindruck hervorbringen konnten. Wie so ganz das Gegentheil war doch bei der hohen und kraftvollen Gestalt Gagern's, bei seiner wirklich imposanten Persönlichkeit der Fall! Mit welch majestätischem Ernste wußte er seines Amtes zu walten, und wie glockenrein klang sein tiefes und sonores Organ durch die Hallen der Paulskirche!

Wie der Präsident, so unterschied sich auch die Versammlung aufs Vortheilhafteste von derjenigen, die gleichzeitig in Wien tagte. Muß man von der letzteren sagen, daß kaum der zehnte Mann von den Abgeordneten wie ein Gentleman aussah, so war in Frankfurt vielleicht das umgekehrte Verhältniß das wahre. Und nach so eigenthümlichen Gestalten wie denen der galizischen Bauern im Wiener Reichstage würde man im Frankfurter Parlamente vergeblich gesucht haben.

Noch viel greller trat dieser Unterschied hervor, wenn man, von der bloßen Außenseite absehend, nach den Namen der Männer fragte, die einem gerade ins Auge fielen. Während im Wiener Reichstage verhältnißmäßig nur Wenige saßen, welche sich durch gediegene Leistungen auf Einem der verschiedenen Gebiete des öffentlichen Lebens hervorgethan hatten, und man fast nur auf unbekannte Namen oder höchstens auf solche stieß, deren Träger durch ihre Betheiligung an den revolutionären Ereignissen eine manchmal recht traurige Berühmtheit erlangt hatten, drängte sich in Frankfurt die entgegengesetzte Wahrnehmung auf. Fast Alles, was sich in Deutschland während der letzten Jahrzehnte oft glänzend hervorgethan, fand sich dort zusammen, und gewiß nicht allzu kurz wäre die Liste derjenigen gewesen, welche berechtigten Anspruch darauf erheben durften, durch die Erfolge, die sie auf geistigem Gebiete errungen hatten, Deutschlands ersten Männern beigezählt zu werden. Einer solchen Versammlung angehören zu dürfen, erfüllte mich mit freudigem Stolze, und ich gelobte mir, mich dieser seltenen und noch ganz unverdienten Gunst des Schicksals durch eifriges und selbstloses Streben würdig zu erweisen.

Frankfurt befand sich zu der Zeit, in welcher ich dort eintraf, in sehr großer Aufregung. Die preußische Regierung hatte den Krieg, den sie als Mandatar Deutschlands wegen der Herzogthümer Schleswig und Holstein gegen Dänemark führte, durch den von ihr zu Malmö abgeschlossenen Waffenstillstand in eigenmächtiger Weise zu einstweiliger Sistirung gebracht, und an das Frankfurter Parlament wurde nun die etwas harte Zumuthung gestellt, diesen nichts weniger als ehrenvollen Vertrag zu ratificiren. Gar manche ernste und besonnene Männer, Dahlmann an ihrer Spitze, sträubten sich gegen dieses Verlangen, aber sie wurden hiedurch Verbündete der radicalen Partei, welche, die Blößen benützend, die

der Malmöer Vertrag unstreitig darbot, mit einer Leidenschaftlichkeit ohne Gleichen gegen denselben und gegen diejenige Partei des Parlamentes anstürmte, die für ihn eintrat, denn die Verwerfung des Waffenstillstandes mußte nothwendiger Weise die Fortsetzung des Krieges gegen Dänemark nach sich ziehen. Wer aber hätte denselben im Namen Deutschlands geführt, wenn Preußen seine Truppen nicht mehr dazu hergab? Darum hatte das Ministerium Schmerling sich dem Drucke der Umstände fügen und den Malmöer Vertrag dem Parlamente zur Gutheißung vorlegen müssen. Damit war es jedoch bei der erfolgten Abstimmung in der Minderheit geblieben, in Folge dessen zurückgetreten und führte die Geschäfte nur mehr provisorisch bis zur Einsetzung eines neuen Ministeriums fort.

Mit der Bildung eines solchen wurde nun Dahlmann und nach ihm der bekannte baierische Nationalökonom Hermann betraut, aber Beide scheiterten an dieser Aufgabe und sie stellten den ihnen ertheilten Auftrag unverrichteter Dinge an den Reichsverweser zurück. Dieser konnte natürlich nichts Anderes thun, als Schmerling in der einstweiligen Leitung der Geschäfte belassen; dessen ferneres Verbleiben im Amte aber hing von dem Votum ab, welches das Parlament bei der wiederholten Vorlage des Malmöer Waffenstillstandes abgeben würde.

Ich muß gestehen, daß mir derselbe und das ganze Verfahren der preußischen Regierung mißfiel und ich unter anderen Verhältnissen die Verwerfung des von ihr abgeschlossenen Vertrages recht herzlich gewünscht hätte. Aber für mich kam der Letztere in der Situation, in der wir uns damals befanden, erst in zweiter Linie in Betracht. Zwei Gesichtspunkte waren es, welche bei mir alle anderen weit überwogen. Ich mußte, so schien es mir, Alles dazu thun, was nur immer in meiner Macht stand, um den Oesterreicher Schmerling im Amte zu erhalten und dadurch, so viel es an mir lag, verhindern, daß das Ministerium in weiß Gott was für Hände gerathe und jedenfalls der österreichische Einfluß in demselben wesentlich verringert werde. Und für eben so wichtig und ganz im Sinne meiner erst in Neunkirchen dargelegten Auseinandersetzungen hielt ich es, daß Alles geschehe, die radicale Partei nicht die Oberhand gewinnen und sie nicht zur Herrin der Situation werden zu lassen.

So kam es, daß schon die erste wichtige parlamentarische Abstimmung, an der ich überhaupt theilnahm, mir innerlich keineswegs behagte. Definitiv ins Parlament getreten, wohnte ich den drei Sitzungen vom 14., 15. und 16. September bei, während deren die parlamentarische Schlacht mit einem Talente, aber auch mit einer Leidenschaftlichkeit ohne Gleichen geliefert wurde. Am Schlusse der letzten Sitzung, die durch fast elf Stunden ununterbrochen gedauert hatte, erfolgte die entscheidende

Abstimmung, welche eine Majorität von einundzwanzig Stimmen für den Waffenstillstand ergab. Auch die meinige war darunter, und ich trug durch sie, so viel ich vermochte, dazu bei, daß Schmerling im Amte blieb und die radicale Partei unterlag.

Die Letztere war freilich keineswegs gewillt, sich diese Niederlage widerstandslos gefallen zu lassen. War sie im Parlamente geschlagen worden, so hoffte sie außerhalb desselben um so vollständiger zu siegen und dadurch auch das Parlament entweder zu überwinden oder es vielleicht sogar zu sprengen. Schon am 16. und 17. September zogen aus der ganzen Umgegend Frankfurts Schaaren von Tumultuanten in großen Massen herbei. An dem letzteren Tage, einem Sonntage, fand auf der Pfingstweide bei Frankfurt eine äußerst zahlreich besuchte Volksversammlung statt, in welcher beschlossen wurde, die Paulskirche zu stürmen, die Abgeordneten aber, welche für den Waffenstillstand gestimmt hatten, für Vaterlandsverräther zu erklären und sie zur Zurücklegung ihrer Mandate zu zwingen; die Linke allein sollte fortan als Nationalversammlung tagen.

Den Abend vorher hatte ich mit meiner Frau bei Herrn v. Schmerling zugebracht, mit dem ich schon seit einer Reihe von Jahren ziemlich gut bekannt war und der mich bei meiner Ankunft in Frankfurt freundlichst willkommen geheißen hatte. Von ihm selbst und den bei ihm Anwesenden war an jenem Abende der Sache keine sehr große Bedeutung beigelegt worden. Dennoch hatte Schmerling auf Ansuchen der Frankfurter Behörden zum Schutze der Stadt und der arg bedrohten Nationalversammlung ein österreichisches und ein preußisches Bataillon aus Mainz herbeigerufen. Das Erstere fanden wir am Morgen des 18. September, als wir uns zur Paulskirche begaben, in der Nähe derselben aufgestellt. Dennoch wagten die immer frecher sich geberdenden Horden, welche jetzt Frankfurt überschwemmten, einen Versuch, in die Paulskirche zu dringen und über die vervehmten Abgeordneten herzufallen. Einige derselben, unter denen ich mich insbesondere an den handfesten Schwaben Gfrörer erinnere, stemmten sich mit ihren breiten Rücken gegen die Eingangsthüre, bis dieselbe fest verschlossen war und die dagegen Antobenden durch die herbeikommenden Soldaten verscheucht wurden.

Obgleich der Präsident Heinrich v. Gagern sich durch diesen geräuschvollen Zwischenfall in seiner ruhigen und gleichmüthigen Haltung durchaus nicht stören ließ, so war von diesem Augenblicke an doch die Aufmerksamkeit der Versammlung weit mehr auf die Ereignisse außerhalb als auf die Verhandlungen innerhalb der Paulskirche gerichtet. Nach Schluß der Sitzung eilte ich nach Hause, um nach Frau und Kind zu sehen und eine etwaige Beängstigung derselben zu beschwichtigen. Und

während dieses Heimgehens gewahrte ich wirklich nichts, was eine solche wenigstens in meinen Augen hinreichend gerechtfertigt hätte. Ich sah zwar hin und wieder einen schwachen Ansatz zur Errichtung einer Barrikade, aber Alles dies kam mir im Vergleiche zu dem, was ich am 26. Mai in Wien erlebt hatte, so klein und armselig, ja so verächtlich vor, daß es mir nicht die geringste Besorgniß einzuflößen vermochte. In meiner Wohnung angelangt, welche in dem zweiten Stockwerke des Hauses Nr. 13 auf der Zeil, der schönsten und breitesten Straße Frankfurts, dem Hotel „zum römischen Kaiser" gerade gegenüber gelegen war, setzte ich mich mit den Meinigen ruhig zum Mittagessen, bis ich nach Beendigung desselben durch das immer zunehmende Gelärm und Getöse auf der Straße an das Fenster gelockt wurde. Da wurde ich erst die große Veränderung gewahr, die in der doch nur kurzen Zwischenzeit dort vorgegangen war. Wegen der ganz außergewöhnlichen Breite der Zeil hatte Niemand daran denken können, in derselben eine Barrikade zu bauen. Aber etwa zweihundert Schritte von unserem Hause mündet oder mündete wenigstens damals eine enge, die Allerheiligengasse, wenn ich nicht irre, in die Zeil. Auf diesem Punkte war eine ziemlich starke, über das erste Stockwerk der beiden Eckhäuser hinausreichende Barrikade errichtet, hinter der sich eine große Anzahl mit langen Büchsen bewaffneter Aufständischer verschanzt hielt.

Ich habe niemals eine andere Waffe als meinen friedlichen Civildegen getragen und maße mir nicht an, von kriegerischen Dingen auch nur das Geringste zu verstehen. Aber was ich jetzt mit meinen eigenen Augen an militärischen Maßregeln vor mir sah, kam mir so ungereimt, ja so unsinnig vor, daß ich in der Aufregung, in der ich mich befand, am liebsten auf die Straße gestürzt wäre, um den Betheiligten das Thörichte der von ihnen getroffenen Vorkehrungen begreiflich zu machen. Quer über die ganze Breite der Zeil war von unserem Hause bis zum gegenüberliegenden Hotel eine starke Abtheilung preußischer Infanterie, etwa achtzig Mann mit zwei Officieren, aufgestellt. Diese wurden von den Tumultuanten hinter der ziemlich entfernten Barrikade fortwährend verhöhnt und verspottet, und sie ließen sich dies nicht nur ruhig gefallen, sondern sie sahen auch unthätig zu, wie Jene eifrig daran waren, ihre Barrikade noch mehr zu erhöhen und zu verstärken. Erst als von der Barrikade die ersten Schüsse gegen die Soldaten gefallen waren, ließ der befehligende Hauptmann die dreimalige Aufforderung an die Aufständischen ergehen, sich zu ergeben, was ebenso wie eine in die Luft abgegebene Decharge von der Barrikade her mit Hohngeschrei und Flintenschüssen beantwortet wurde. Einer der mitten in der Straße vollkommen schutz-

los dastehenden Soldaten stürzte, von einer Kugel niedergestreckt, todt zu Boden. Endlich, nachdem noch Mehrere, und unter ihnen auch einer der Officiere, verwundet worden waren, zogen sich die Soldaten an die beiderseitigen Häuserreihen und in die beim Hotel „zum römischen Kaiser" in die Zeil einmündende Schäfergasse zurück, von wo dann nur immer ein Mann nach dem andern hervorsprang, um, durch einen Eckstein etwas gedeckt, sein Gewehr gegen die Barrikade hin abzuschießen, worauf er sich eiligst wieder in die Schäfergasse oder in das Hotel zurückzog, dessen verschlossenes Thor die Soldaten aufgesprengt und in das sie auch ihre Gefallenen geschleppt hatten.

Daß in solcher Weise an eine Besiegung der Aufständischen nicht zu denken war, lag auf der Hand, und es ließ sich nicht vorhersehen, nach welcher Seite hin die Entscheidung sich neigen werde. Etwa gegen fünf Uhr füllte sich plötzlich die Straße mit anständig gekleideten Leuten, unter denen sich auch mehrere Abgeordnete der Linken befanden. Sie riefen nach den Fenstern hinauf nach Tüchern, die sie zu weißen Binden benützen wollten, um unter diesem Zeichen des Friedens eine Beendigung des nutzlos erscheinenden Kampfes anzubahnen. Meine Frau, welche es vor Angst und Entsetzen an dem Fenster nicht mehr aushalten konnte, zitternd in unserem Hofzimmer saß, und von unserer Kleinen fortwährend angefleht wurde, sie möge doch nur endlich das unabläßige Schießen verbieten, eilte herbei, warf an Handtüchern und Sacktüchern hinab, was ihr nur unter die Hände kam, und erlitt hiedurch eine Einbuße, die sie damals natürlich nicht achtete, aber doch später während der Dauer unseres Aufenthaltes in Frankfurt manchmal recht empfindlich verspürte.

Zum ersten Male in meinem Leben mußte ich die Verwundung, ja die Tödtung meiner Mitmenschen mit ansehen, und sie erfüllte mich wirklich mit Grauen. Ich konnte also einerseits die Beendigung des Kampfes nur aufs Lebhafteste wünschen, während ich doch auch andererseits begriff, daß erneuerte Nachgiebigkeit von Seite der Regierung den Uebermuth und die Frechheit der Aufständischen noch steigern würde. Aus diesem Zwiespalte der Meinungen wurde ich plötzlich durch das donnernde Getöse gerissen, welches das in eiligem Laufe herannahende schwere Geschütz auf dem Frankfurter Straßenpflaster verursachte. Hochklopfenden Herzens sah ich es mit an und nie werde ich den tiefen Eindruck vergessen, den es auf mich hervorbrachte, als ein Mitglied der Nationalversammlung, der preußische Major v. Boddien, eine hohe und schlanke militärische Gestalt, im Civilkleide auf schäumendem Pferde die Zeil herabsprengte und ihm, staubbedeckt, aus Darmstadt eingetroffene hessische Artillerie mit zwei Kanonen in schärfstem Trabe nachrasselnd folgte. Boddien wies den

Geschützen einen passenden Aufstellungsplatz, etwa hundert Schritte abwärts von unserem Hause, gegen die Barrikade hin an. Neuerdings erging die Aufforderung an die Aufständischen, die Barrikade zu räumen, und auf die abschlägige Antwort wurde der Befehl zum Feuern gegeben. Man hörte das zerschmetternde Einschlagen der Kugeln in das Holzwerk, aus welchem zum größeren Theile die Barrikade gebaut war, das Wehgeschrei der Verwundeten und die wüthenden Zurufe der Führer, welche zum Ausharren mahnten. Aber ihr Bemühen blieb fruchtlos, nach acht Kanonenschüssen war die Barrikade in sich zusammengestürzt und die Besatzung entflohen.

Aehnliches geschah auch auf mehreren anderen Punkten der Stadt. In unserer Straße wurde es nun ruhig, aber von verschiedenen Seiten hörte man noch Kanonenschüsse, ungefähr zwanzig, und Kleingewehrfeuer. Endlich verstummte das Schießen und etwa um neun Uhr Abends waren die Aufrührer aus der Stadt und über die Mainbrücke getrieben. Die Stadtthore wurden geschlossen und stark besetzt; das Militär aber bivouakirte während der Nacht in den Straßen.

Hiemit war denn die Revolutionspartei vollständig besiegt, ihr Aufstand unterdrückt und die Ruhe wieder hergestellt. Das Lob Schmerling's war in Aller Munde, und mit Recht wurde er „des Vaterlandes Retter“ genannt, denn seiner standhaften, unerschütterlichen Ausdauer schrieb man es zu, daß die Regierung nicht wieder, wie es in Wien und auch an anderen Orten geschah, kleinmüthig nachgab, ehe sie zur Anwendung der ihr zu Gebote stehenden äußersten Mittel geschritten war. Auch dem Benehmen des Militärs, welches ebensoviel Muth als Mäßigung an den Tag gelegt hatte, wurde die reichlich verdiente Anerkennung gezollt, die Freude über den glücklichen Ausgang des Kampfes aber gar sehr durch die schreckliche Nachricht verbittert, zwei preußische Mitglieder der Nationalversammlung, Fürst Felix Lichnowsky und General v. Auerswald seien während des Straßenkampfes in die Hände des wüthenden Pöbels gefallen und von ihm in grausamer Weise erschlagen worden.

Wahrhaft ergreifend war die Art und Weise, in welcher Heinrich v. Gagern am nächsten Morgen die Sitzung der Nationalversammlung eröffnete. „Die Bewegung in unserem Vaterlande,“ so sprach er mit seiner schönen Stimme voll tiefen Metallklanges, „seine neue Gestaltung hat neue Opfer verlangt. Ich sagte verlangt, das ist ein unrichtiger Ausdruck; sie sind muthwillig und barbarisch hingeschlachtet worden.“ „Ich will nicht aufregen,“ fuhr Gagern fort, „aber das Gefühl der Scham für die Schmach, welche durch solche That über die Nation kommt, kann ich nicht unterdrücken.“ Und nach einer längeren Erörterung der Ent-

stehung des Aufstandes und einer energischen Verdammung desselben schloß Gagern mit den Worten: „Wollen wir die Freiheit, so müssen wir sie mit Maß wollen und ihr Maß lehren. Wollen wir die Einheit, so lassen Sie uns vor Allem hier einträchtiger zusammenwirken."

Nach Gagern sprach Schmerling, dem an diesem Tage von so vielen Seiten, freilich die eigentliche Linke ausgenommen, enthusiastische Huldigungen dargebracht wurden. In ruhigem und geschäftsmäßigem Tone berichtete er über das, was zum Schutze der Nationalversammlung geschehen und wodurch die Niederwerfung des Aufstandes herbeigeführt worden war. Er knüpfte hieran die Mittheilung, daß das Ministerium noch gestern den Kriegszustand erklärt und daß es, der Einwilligung des Parlamentes gewiß, die Absicht habe, denselben so lange Zeit fortdauern zu lassen, bis die vollkommenste Bürgschaft gegen eine neuerliche Ruhestörung gegeben sein werde.

Nach zustimmenden Beschlüssen der Nationalversammlung wurde diese sehr kurze Sitzung geschlossen, welche ebenso wie die folgende fast ausschließlich Erörterungen gewidmet war, die sich auf den Aufstand bezogen. Am nächsten Tage, dem 21. September, fand das feierliche Begräbniß der militärischen Opfer desselben statt, dem ich mit der ganzen Nationalversammlung und einer sehr großen Anzahl anderer Personen, insbesondere von Officieren beiwohnte. In langem Zuge begaben wir uns zu Fuße nach dem Friedhofe, wohin auf vier offenen Wagen die Särge mit den Leichen geführt wurden. Zuerst kam Auerswald und neben ihm ein preußischer, dann Lichnowsky und ein österreichischer Soldat. Nun folgten der preußische Hauptmann Hübner und im letzten Wagen ein preußischer Lieutenant; neben dem Sarge eines Jeden stand wieder der eines einfachen Soldaten. Vier Reden wurden an den Gräbern der Gefallenen gehalten, von denen diejenige des damaligen Pfarrers v. Ketteler, der bald darauf Bischof von Mainz wurde und als solcher eine bedeutsame Stellung einnahm, eine gewisse Berühmtheit erlangte und, in Druck gelegt, sehr große Verbreitung fand.

Nachdem die gewaltige Aufregung der letzten Tage allmälig wieder einer ruhigeren Stimmung Platz gemacht hatte, zögerte ich nicht länger, mich einem der verschiedenen Clubs anzuschließen, in denen die Abgeordneten sich je nach ihrer Parteistellung zusammenfanden.

Diese Clubs, deren zur Zeit meines Eintrittes in die Paulskirche nicht weniger als acht bestanden, führten ihre Bezeichnung nach den Localen, in denen sie ihre Versammlungen abhielten. Die äußerste Rechte hieß das Café Milani, dort regierte der noch vom preußischen vereinigten Landtage her, während dessen er ein Führer der Linken gewesen war,

hochangesehene Freiherr Georg v. Vincke, einer der schlagfertigsten und einflußreichsten Redner der Paulskirche. Ihm an Ansehen wenigstens nahekommend war General v. Radowitz, der in seiner Person die beiden sonst so divergirenden Richtungen eines streng conservativen Preußen und eines katholischen Ultramontanen in sich vereinigte. Neben einer nicht gerade sehr großen Anzahl preußischer Edelleute, wie Herr v. Selchow, Vincke's Stellvertreter in der Leitung des Clubs, Graf Schwerin und Anderer, sowie hoher preußischer Beamter, wie der Oberpräsident Flottwell, saßen dort noch der biedere Freiherr von Rotenhan aus Baiern und wie als Gegensatz zu ihm der zwerghafte und bucklige, boshaft witzige Detmold aus Hannover, endlich auch unser Mühlfeld, Letzterer wohl hauptsächlich nur aus dem Grunde, weil er an der bei seiner Wahlrede in Wien aufgestellten Vereinbarungstheorie festhielt, während dieselbe schon im nächsten Club, dem des rechten Centrums, als unhaltbar aufgegeben worden war.

Dieser Club des rechten Centrums, der des Casino, war der zahlreichste des ganzen Parlamentes; er zählte weit über hundert Mitglieder, unter denen von Oesterreichern Schmerling, Würth, Sommaruga und andere Gesinnungsgenossen derselben waren. Daher wäre auch für mich die Versuchung naheliegend gewesen, gleichfalls in diesen Club zu treten, aber ich vermochte mich hiezu nicht zu entschließen, denn er war ja der Hauptversammlungsort der norddeutschen Professoren, unter denen besonders Dahlmann, Georg Beseler, Waitz, Max Duncker daselbst eine hervorragende, ja offen gesagt, eine so dictatorische Rolle spielten, daß sie die Befolgung einer anderen als ihrer Meinung fast gänzlich ausschloß. So sehr ich nun auch diese Männer als Zierden der Wissenschaft schätzte und gelegentlich auch mit Einigen aus ihnen, wie mit Waitz, Droysen, Duncker freundschaftlich verkehrte, so traute ich mir doch nicht genug rednerische Kraft und parlamentarisches Ansehen zu, um ihnen erforderlichen Falles auch mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten zu können. Zu ihrem Schleppträger aber wollte ich mich nicht hergeben, und daher zog ich es vor, mich fernzuhalten von ihrem Club.

Ließ sich die Nationalversammlung je nach der Abstimmung ihrer Mitglieder für oder gegen den Waffenstillstand von Malmö in die Rechte und die Linke theilen, so gehörten die beiden nächstfolgenden Clubs, der Landsberger und der Augsburger Hof ohne Zweifel noch dem rechten Centrum an. In den Landsberger Hof wollte ich nicht treten, weil sich dort gerade im Gegensatze zum Casino zu wenig parlamentarische Sommitäten befanden und ich besorgte, dort nicht so viel lernen zu können, als ich wünschte und mir gewiß auch Noth that. Ich erklärte somit

meinen Beitritt zum Augsburger Hofe, dem jüngsten aller Clubs, denn er bestand aus den Abgeordneten, welche bisher dem Württemberger Hofe angehört hatten und aus demselben wegen ihrer Abstimmung zu Gunsten des Waffenstillstandes ausgeschieden waren.

Nur um die Schilderung des Frankfurter Clubwesens hier kurz zu Ende zu führen, will ich noch erwähnen, daß in dem nächstliegenden Club, dem Württemberger Hofe, der allbekannte Heidelberger Professor Mittermaier die berühmteste Persönlichkeit war, während als der eigentliche Leiter dieses Clubs der in der Paulskirche sonst nur wenig hervortretende Abgeordnete Zell aus Trier galt. Von Oesterreichern gehörten dem Württemberger Hofe unter Anderen auch Giskra und Stremayr an, welch Letzterer, eines der allerjüngsten Mitglieder der Paulskirche, ein fast unzertrennlicher Begleiter Mittermaier's war.

Zu dem linken Centrum gehörte noch der Club Westendhalle, wo Raveaux von Köln und Heinrich Simon von Breslau den ersten Rang einnahmen, die Oesterreicher aber durch den ungemein liebenswürdigen, etwas idealistisch angehauchten Camillo Wagner aus Steyr repräsentirt waren. Die eigentliche Linke wurde durch den Deutschen Hof, in welchem Robert Blum und Karl Vogt als Häupter figurirten, und endlich durch die äußerste Fraction derselben, durch den Donnersberg vertreten, wo Simon von Trier, Zitz aus Mainz, Wesendonck aus Düsseldorf den Ton angaben und leider auch gar Manche, meist sehr junge Oesterreicher saßen, die sich zu den unglaublichsten Dingen mit fortreißen ließen.

Ich hatte vollauf Ursache, mit meinem Beitritte zum Augsburger Hofe zufrieden zu sein. Dieser Club zählte etwa vierzig Mitglieder, und wenn auch keines derselben zu den eigentlichen Tonangebern des Parlamentes gehörte, so waren doch sehr viele hochachtbare, unterrichtete und urtheilsfähige Männer unter ihnen, von denen gar Mancher in seiner Heimat eine bedeutsame Stellung eingenommen und sich in derselben einen höchst ehrenvollen Namen erworben hatte. Da war vor Allen Wilhelm Beseler aus Schleswig zu nennen, früher Statthalter von Schleswig-Holstein, der ältere Bruder des Greifswalder Professors Georg Beseler und eine unendlich viel einnehmendere Persönlichkeit als dieser, ja in Vielem an Heinrich Gagern erinnernd. Der Geschichtschreiber Preußens, Professor Stenzel von Breslau, war für mich nicht nur wegen seines warmfühlenden, charaktervollen Wesens, sondern auch noch darum ein Gegenstand besonderer Sympathie und Verehrung, weil er, nur wenig jünger als mein Vater, in seinem schneeweißen wallenden Haare dessen theures Bild mir fortwährend ins Gedächtniß zurückrief. Neben ihm saßen wir den namhaften Staatsrechtslehrer Robert v. Mohl, der

damals das Amt eines Reichsjustizministers bekleidete, und in ihm einen Mann voll Gelehrsamkeit, aber ohne jeden Dünkel derselben, dann Gabriel Riesser aus Hamburg, der einer der beredtesten Männer der Paulskirche war, ein edler, feinfühlender Mensch, ein Jude, welcher wohl auch den verhärtetsten Antisemiten von seinen Vorurtheilen zurückzubringen vermocht hätte; er und die kerndeutsche Gestalt Wernhers v. Nierstein gehörten zu den liebenswürdigsten Genossen unseres Clubs. Ihnen schlossen sich der Unterstaatssecretär Fallati im Handelsministerium, der, obwohl ein Schwabe, doch eine nichts weniger als derbe Persönlichkeit war, und sein engerer Landsmann Rümelin an, der später in seiner württembergischen Heimat die Leitung des Kirchen- und Schulwesens übernahm, durch seine Shakespeare-Studien aber auch auf einem ihm sonst fernliegenden Gebiete eine hervorragende Leistung vollbrachte.

Als mir besonders lieb geworden muß ich die Baiern Hans v. Raumer aus Dinkelsbühl, der sich trotz seines jugendlichen Alters wacker und standhaft zur gemäßigten Partei hielt und deshalb von der Linken gründlich gehaßt wurde, und Adolf v. Zerzog aus Regensburg nennen, der unter einem vielleicht etwas knorrig erscheinenden Aeußeren ein ebenso originelles als gemüthvolles Wesen barg, das insbesondere in den Zeiten, in denen der klägliche Zustand der politischen Verhältnisse uns tief darnieder drückte, eine ermuthigende Stütze, an der man sich aufrichtete, und gleichzeitig einen erquickenden Born darbot, an dem man sich erfrischte.

Wenn ich noch den Schleswiger Francke, den Hamburger Professor Wurm und die beiden Leipziger, den Bürgermeister Koch und den Professor Karl Biedermann, hier aufzähle, welch Letzterer eines der eifrigsten und einflußreichsten Mitglieder unseres Clubs war, so bleibt mir nur noch hinzuzufügen, daß ihm auch mehrere Oesterreicher, wie Rößler und Renger aus Böhmen, Ignaz Kaiser aus Wien und endlich der zwar in Preußisch-Schlesien geborne, aber in Böhmen gewählte Heinrich Laube, der später in Wien heimisch gewordene Director unseres Burgtheaters als emsige Mitglieder angehörten.

Fast täglich brachte ich wenigstens die späteren Stunden des Abends, wenn Frau und Kind zur Ruhe gegangen waren, in dem Kreise dieser Männer in anregender Besprechung der parlamentarischen Angelegenheiten zu. Im Verkehre mit ihnen konnte man seine eigenen Ansichten klären und dabei lernen, sie in maßvoller Form, aber doch auch wieder mit Nachdruck zu vertreten. Denn Niemand kam es in den Sinn, das, wofür er selbst gestimmt war, Anderen als Richtschnur auferlegen zu wollen. Jede, auch die schüchternste Stimme wurde wohl-

wollend angehört und nach ihrem inneren Werthe bemessen, so daß auch Aengstliche und minder Redegewandte sich bald heimisch fühlten in dem Club und immer mehr ihre frühere Scheu ablegten, ihren Meinungen offenen Ausdruck zu geben.

Eine hochwillkommene Erholung von den Aufregungen der Tage des Aufstandes in Frankfurt gewährten uns zwei wirklich köstliche Ausflüge, von denen wir den einen Sonntags den 1. October nach Heidelberg, den zweiten aber, und zwar mit Benützung des darauffolgenden Sonntags, nach Mainz und von da auf dem Rheine bis Köln, beide bei herrlichstem Herbstwetter unternahmen. Von Heidelberg, wohin uns meine Freunde Graf Ferdinand Rothkirch, der als einfacher Reisender, und Eduard v. Hayden begleiteten, welcher als Abgeordneter eines oberösterreichischen Wahlbezirkes in Frankfurt anwesend war, bestiegen wir den Königsstuhl und genossen von dort die weite Aussicht über Neckar und Rhein und die benachbarten, reich bewaldeten Bergkuppen. Genußreicher noch war die Fahrt rheinabwärts bis Köln, wo wir den damals freilich noch unvollendeten Dom doch gar sehr bewunderten. Auch die Rückfahrt machten wir, da es den Rhein entlang nur die Eisenbahn zwischen Köln und Bonn gab, von dieser letzteren Stadt an mit dem Dampfschiffe, jedoch mit mehreren Unterbrechungen, von denen die eines Rittes auf den Drachenfels die lohnendste war. Ich hatte mein kleines Töchterchen vor mir auf dem Pferde, meine Frau folgte zu Esel, und wir waren entzückt von der herrlichen Aussicht über den mächtigen Strom und die anmuthigen Rebengelände, die ihn umkränzen, die Städte, Dörfer und Schlösser, welche jene reizvollen Gegenden schmücken und beleben. Nachdem wir noch Schloß Stolzenfels besucht, trafen wir am Morgen des 9. October wieder in Frankfurt ein, wo bald Alles durch die erschreckenden Nachrichten aus Wien über den Ausbruch einer Revolution, welche durch die frevelhafte Ermordung des Kriegsministers Latour in so bluttriefender Weise inaugurirt worden war, in die höchste Aufregung gerieth.

Die österreichischen Angelegenheiten.

In der Sitzung der Nationalversammlung vom 12. October kamen die Wiener Ereignisse zum ersten Male öffentlich zur Sprache. Einer der österreichischen Abgeordneten, Johann Nep. Berger, schon damals hervorragend an Geist und Talent, aber einer politischen Richtung angehörend, welche sich von der meinigen gar sehr unterschied, stellte den von ihm als dringlich bezeichneten Antrag, die Versammlung möge in Erwägung der großen Verdienste, welche die Majorität des Wiener Reichstages und die heldenmüthigen Demokraten dieser Stadt in Bekämpfung der Reaction, der verrätherischen Minister und der freiheitsmörderischen Camarilla an den Tag legten, erklären, dieselben hätten sich um das Vaterland wohlverdient gemacht.

Der, ich kann ihn nicht anders bezeichnen, trivialrevolutionäre Jargon, in welchem dieser Antrag abgefaßt war, zeigt wohl am besten, wie weit sich zu jener Zeit sogar Männer von einer so außergewöhnlichen Begabung wie Berger durch ihre Leidenschaftlichkeit fortreißen ließen. Natürlich stimmte ich mit der Majorität gegen diesen Antrag, worauf ihn Berger mit der an und für sich nicht unrichtigen Bemerkung zurückzog, daß derselbe nur dann irgendwelchen Werth besitze, wenn er als dringlich erkannt werde. Verweigere ihm die Nationalversammlung diese Anerkennung, dann werde wenigstens die Partei, welche mit dem Aufstande sympathisire, als solche ihr Urtheil aussprechen, und er wisse nicht, ob dies dem Parlamente angenehm sein werde.

Wie sich sehr bald herausstellte, war in den Worten Berger's, die Linke werde als Partei ihr Urtheil über die Wiener Ereignisse kundthun, die Andeutung des Entschlusses derselben enthalten, Abgeordnete aus ihrer Mitte nach Wien zu senden, um den dortigen Aufständischen die Gutheißung ihres Verfahrens zu überbringen und sie anzueifern zu unerschütterlichem Festhalten an demselben. Robert Blum und Julius Fröbel bildeten die Deputation der Frankfurter Linken; ihnen schlossen sich die beiden Oesterreicher Hartmann und Trampusch freiwillig an.

Nachdem in dieser und den nächsten Sitzungen eine ziemlich große Anzahl fast ausschließlich von der Linken ausgehender Anträge, die sich auf die Wiener Ereignisse bezogen, von der Majorität regelmäßig ab-

gelehnt worden war, gelangte endlich in der Sitzung vom 17. October ein solcher, den der Abgeordnete Zell gestellt hatte, zur Annahme. Es wurde darin begehrt, eine Commission niederzusetzen, welche aus fünfzehn Mitgliedern zu bestehen habe und zu beauftragen sei, über die eingebrachten Anträge und insbesondere über das, was zur Wahrung der deutschen Interessen in Oesterreich geschehen solle, zu berichten und die geeigneten Vorschläge zu erstatten.

Nach der für das Frankfurter Parlament bestehenden Geschäftsordnung wurden die von ihm niederzusetzenden Commissionen nicht von der Versammlung selbst, sondern von den fünfzehn Abtheilungen gewählt, in die sie zerfiel, und den Clubs, die überhaupt als solche von dem Parlamente ganz ignorirt wurden, stand hierauf gar keine Einwirkung zu. Die Abtheilungen aber waren blos durch den Zufall der Verlosung zusammengewürfelt, dem es daher auch einzig und allein zuzuschreiben war, daß in der einen die conservativere, in der andern die radicalere Anschauung vorherrschte und ihr gemäß auch gewählt wurde. In meiner Abtheilung, der vierten, hatte die erstere Richtung das Uebergewicht, und ich durfte es als einen Beweis des Vertrauens meiner Gesinnungsgenossen betrachten, daß ihre Wahl jetzt auf mich fiel. Außer mir wurden noch fünf Oesterreicher, Sommaruga und Kaiser aus Wien, Weiß aus Salzburg, Reitter aus Prag und Pattai aus Graz in diesen Ausschuß entsendet. Aus Baiern waren fünf Mitglieder in demselben, der damalige Minister Beisler, die zwei späteren Minister Freiherr v. Schrenck und Neumayr, endlich Kirchgeßner aus Würzburg und Zenetti aus Landshut. Die vier Norddeutschen aber waren der Königsberger Professor Schubert, mein Clubgenosse Francke aus Schleswig, Venedey aus Köln und ein Herr Löw aus Posen. Beisler wurde zum Vorsitzenden, Schubert zu dessen Stellvertreter und Venedey zum Schriftführer gewählt.

Mit großer Befriedigung konnte ich schon aus der Zusammensetzung dieses Ausschusses erkennen, daß die entschiedene Majorität desselben dem Wiener Aufstande sehr ungünstig gesinnt war. Bei aller Mißbilligung, ja Verdammung desselben verhehlten wir uns jedoch nicht, daß sowohl die deutsche Centralgewalt als auch die Nationalversammlung den in Oesterreich vor sich gehenden Ereignissen ganz ohnmächtig gegenüberstand. An eine thatkräftige Mitwirkung zur Unterdrückung des Aufstandes war schon von vorneherein nicht zu denken, und wir mußten zufrieden sein, wenn nur Alles vermieden wurde, woraus derselbe irgend eine Ermuthigung zu schöpfen vermocht hätte. Wir beschränkten uns also darauf, die von der Reichsregierung bereits vollzogene Absendung von zwei Reichscommissären, des Abgeordneten Welcker und des oldenburgischen

Obersten v. Mosle, der seinen Großherzog als dessen Bevollmächtigter bei der deutschen Centralgewalt vertrat, nachträglich zu billigen, obgleich wir nicht daran zweifelten, daß dieselben kaum im Stande sein würden, in Oesterreich irgend eine merkbar in die Wagschale fallende Wirksamkeit zu entfalten.

Im Ganzen ging es aber in unserem Ausschusse recht friedlich zu. Von der eigentlichen Linken gehörte ihm nur ein einziges Mitglied, Pattai an, und dieser schlug, vielleicht auch weil er sich sehr isolirt sah, einen ruhigen und versöhnlichen Ton an. Von der gemäßigten Linken waren nur drei, Venedey, Reitter und Kirchgeßner da, denen diesmal, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, mein Landsmann Ignaz Kaiser sich anschloß, obwohl er gleich mir dem Augsburger Hofe angehörte und auch sonst ein sehr ruhiger und besonnener Mann war.

Uebrigens wichen die Anträge, welche diese Minorität stellte, nicht allzuweit von denen unserer Majorität ab. Nur ein Punkt war darunter, der allerdings einem vorurtheilsfreien Beurtheiler nur ein Lächeln abnöthigen konnte. Das Reichsministerium sollte aufgefordert werden, dafür Sorge zu tragen, daß alle in den deutschösterreichischen Landen befindlichen Truppen nur den verfassungsmäßigen und gesetzlich verantwortlichen Organen zur Verfügung stünden. Wohlweislich war dabei jede Andeutung verschwiegen, wie Schmerling es hätte anfangen sollen, den Fürsten Windischgrätz seiner Stellung als nur dem Kaiser verantwortlicher Obercommandant der Wien näher und näher bedrängenden Truppen zu entsetzen oder ihn dem Wiener Reichstage unterzuordnen.

Ehe jedoch trotz aller Beschleunigung der im Sinne der Majorität des Ausschusses von Professor Schubert verfaßte Bericht der Nationalversammlung gedruckt vorgelegt und von ihr zur Discussion gebracht werden konnte, begann im Schooße derselben, und zwar schon am 19. October, die Berathung über die Deutschland zu gebende Reichsverfassung. In den Paragraphen 2 und 3 waren die Bestimmungen enthalten, welche den Kernpunkt des zukünftigen Verhältnisses Oesterreichs zu Deutschland betrafen. Der Paragraph 2 lautete: „Kein Theil Deutschlands darf mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staate vereinigt sein." Und Paragraph 3 setzte hinzu: „Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staaatsoberhaupt, so ist das Verhältniß zwischen beiden Ländern nach den Grundsätzen der reinen Personalunion zu ordnen."

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Paragraphe 2 und 3 nichts Anderes waren als die streng logische Festhaltung jenes starren Einheitsgedankens, von welchem der ganze Verfassungsentwurf ausging. Aber eben so wenig konnte der ruhig Ueberlegende daran zweifeln, daß eine

Unterordnung Oesterreichs unter diese Bestimmungen eine Unmöglichkeit sei. Wie konnte der Fortbesitz der italienischen Provinzen der Monarchie, für welche soeben Radetzky so siegreich gestritten hatte, wie derjenige Galiziens auf die Länge aufrecht erhalten werden, wenn diese Länder künftighin mit den deutschen Stammlanden Oesterreichs nur durch das lose Band einer reinen Personalunion verknüpft sein sollten? Und selbst was Ungarn betraf, so bestand damals noch nicht das gegenwärtige dualistische Verhältniß zu demselben, welches noch immer weit innigere Beziehungen zwischen den beiden Hauptbestandtheilen der Monarchie zuläßt, als sie mit der reinen Personalunion vereinbarlich wären. Dies klar zu erkennen, bedurfte Mühlfeld, einer der wenigen Oesterreicher, der Sitz und Stimme im Verfassungsausschusse besaß, nicht jenes scharf unterscheidenden Verstandes, den Jeder von uns an ihm kannte. Darum hatte er mit vier anderen, gleich ihm der Rechten angehörigen Genossen zu Paragraph 2 ein Minoritätserachten eingebracht, welches folgendermaßen lautete:

„Insofern die eigenthümlichen Verhältnisse Oesterreichs die Ausführung dieses Paragraphen 2 und der daraus abgeleiteten Paragraphen nicht zulassen, soll die angestrebte Macht Deutschlands im größtmöglichen Maße durch den innigsten Anschluß Oesterreichs an Deutschland im Wege des völkerrechtlichen Bündnisses zwischen der Reichsgewalt und der österreichischen Regierung erzielt werden."

Wer diesen Antrag Mühlfeld's mit einiger Aufmerksamkeit liest, wird leicht begreifen, daß er mir und mit mir wohl auch so manchem anderen Oesterreicher nicht viel annehmbarer erschien als die Paragraphe 2 und 3. Zwar beugte er, und das entsprach vollständig meinem Sinne, einer etwaigen Zerreißung Oesterreichs vor, welche die Einführung der Personalunion zwischen seinen deutschen und nichtdeutschen Ländern unstreitig hätte nach sich ziehen müssen. Aber er gerieth nach der anderen Seite hin in ein ebenfalls zu vermeidendes Extrem, indem er die Ausscheidung Oesterreichs aus dem neu zu gründenden deutschen Bundesstaate und ein blos völkerrechtliches Bündniß, eine bloße Allianz zwischen diesem und Oesterreich in Aussicht stellte. Wenn ich auch schon damals, ich möchte sagen, mir selbst eingestehen mußte, daß es vielleicht dereinst hierauf hinauskommen werde, so durften nach meiner Meinung doch nicht gerade wir, die österreichischen Abgeordneten, welche zur Zustandebringung des Einigungswerkes nach Frankfurt gekommen waren, ein solches Trennungswort zuerst und aus eigenem Antriebe aussprechen. Es hätte keine andere Wirkung zu äußern vermocht, als daß, wenn wir überhaupt rechtlichen Consequenzen unserer eigenen Beschlußfassung hätten ziehen

wollen, uns nichts übrig geblieben wäre, als das Parlament zu verlassen und es den dort zurückbleibenden Deputirten aus den übrigen deutschen Ländern anheimzustellen, über die zukünftige Gestaltung Deutschlands allein zu beschließen und sie ohne uns zu ordnen. Denn über die völlige Unanwendbarkeit der Paragraphe 2 und 3 auf Oesterreich konnte, obgleich sehr viele und unter ihnen auch namhafte Oesterreicher auf der Linken des Parlamentes sich mit einer Art Leidenschaftlichkeit für dieselben aussprachen, für einen nur halbwegs politisch denkenden Kopf kein Zweifel obwalten.

Unsere Aufgabe bestand daher, so wie ich sie wenigstens ansah, zunächst darin, entweder die Paragraphe 2 und 3, und da auch nicht die geringste Aussicht auf deren Verwerfung vorhanden war, wenigstens das Mühlfeld'sche Minoritätserachten zum Falle zu bringen und das letztere durch eine Fassung zu ersetzen, durch welche einerseits jeder künftigen Zerreißung der österreichischen Monarchie vorgebeugt und es ihr doch auch andererseits wieder möglich gemacht würde, mit ihren deutschen Ländern in dem deutschen Bundesstaate zu verbleiben. So tief war ich von diesem Gedanken und von der Erkenntniß meiner Pflicht durchdrungen, für dessen Verwirklichung Alles zu thun, was nur immer in meiner Macht stand, daß ich mit meinem politischen und persönlichen Freunde, meinem Landsmanne Joseph v. Würth aus Wien, ein Amendement zu den Paragraphen 2 und 3 einbrachte, welches folgendermaßen lautete:

„Die durch die eigenthümlichen Verhältnisse Oesterreichs geforderten Modificationen dieser Bestimmungen bleiben einer späteren Beschlußfassung von Seite der Nationalversammlung vorbehalten."

Um dem Parlamente die Nothwendigkeit, sich in dieser Sache nicht allzu früh von vorgefaßten Meinungen zu übereilten Beschlüssen fortreißen zu lassen, recht eindringlich zu Gemüth zu führen, faßte ich den mir nicht leicht fallenden Entschluß, für meine Anschauungen vor ihm einzutreten mit meiner Person und im Sinne meiner Ueberzeugung zum ersten Male öffentlich zu sprechen.

Der 20. October war der für mich immerhin bedeutsame Tag, an welchem ich an die Ausführung dieses Vorsatzes schritt. Wer nicht in völliger Unkenntniß der parlamentarischen Dinge sich befindet, wird von vorneherein zugeben, daß es für einen Neuling, insbesondere wenn er einer schon seit längerer Zeit tagenden, überaus zahlreichen und einerseits ebenso redelustigen als andererseits redesatten Versammlung beitritt, ungemein schwer ist, sich eine nur einigermaßen beachtete Stellung in derselben zu erringen. Ist noch überdies, wie es bei mir der Fall war, sein Name ganz unbekannt, indem er gar keine, auch nicht die geringste

Leistung aufzuweisen hat, welche ihm irgendwelche Aufmerksamkeit zuzuwenden geeignet wäre, so wird er fast an der Möglichkeit verzweifeln müssen, sich eine solche selbst zu erzwingen.

Sehr viel kommt hiebei auch auf den ganz zufälligen Umstand an, nach welchem Redner man an die Reihe des Sprechens gelangt. Hat soeben Jemand geendigt, der es verstand, die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu fesseln, ja vielleicht auf den Schwingen seiner Beredsamkeit sein Auditorium mit sich fortzureißen und entweder dessen begeisterte Zustimmung zu erlangen oder es zu stürmischem Widerspruche zu reizen, dann kann der folgende Redner, wenn man ihn noch nicht kennt und sich keine ebenbürtige Leistung von ihm erwartet, sich getrost darauf gefaßt machen, daß seine Worte in der Unruhe und der Bewegung, welche die vorhergegangene Rede in die Versammlung geworfen hat, unbeachtet verhallen werden. Waren aber die bisherigen Redner nicht im Stande gewesen, die Zuhörer in dem einen oder in dem anderen Sinne zu erwärmen, dann werden sie vielleicht auch dem Neuling mit einigem Interesse entgegensehen und geneigter als sonst sein, ihm Aufmerksamkeit zu schenken.

So wie früher in der kleinen und verhältnißmäßig unscheinbaren Versammlung in Neunkirchen, so war ich jetzt in der bei weitem zahlreichsten und ansehnlichsten, welcher ich jemals angehörte, der in der Paulskirche, vom Glücke begünstigt. Die Debatte über die Paragraphe 2 und 3, welcher Alles in höchster Spannung entgegensah, wurde durch den Abgeordneten Fritsch, einen höheren Verwaltungsbeamten aus Oberösterreich, einen sehr ehrenwerthen Mann, aber ebenso langathmigen als schwachen Redner eröffnet. Da die Linke des Frankfurter Parlamentes niemals, und am wenigsten gegen einen Andersdenkenden höflich war, wurde Fritsch wiederholt durch laute Schlußrufe, sowie durch die Unruhe unterbrochen, durch die man ihn an noch längerem Fortspinnen seiner Rede zu hindern versuchte. Nachdem er endlich mit einer warmen Anempfehlung des von mir eingebrachten Zusatzantrages seine lange Rede geschlossen, betrat Eisenmann aus Würzburg, eine der eigenthümlichsten Gestalten des Parlamentes, die Tribüne.

Begreiflicher Weise erfreuten sich in der Nationalversammlung, und gewiß nicht mit Unrecht, gerade diejenigen Männer besonders lebhafter Sympathien, welche in der vormärzlichen Zeit um ihrer freiheitlichen Gesinnung willen ein unverdient schweres Schicksal getroffen hatte. Neben Sylvester Jordan aus Marburg stand hiebei Gottfried Eisenmann aus Würzburg in vorderster Reihe. Als Redacteur eines freisinnigen Blattes war er, obgleich er den gesetzlichen Boden niemals verlassen hatte, im Jahre 1832 in München verhaftet und nach vierjähriger Untersuchung

wegen Hochverrathes zum Zuchthaus auf unbestimmte Zeit verurtheilt worden. Nachdem er dem schwersten Verbrecher gleich fünfzehn Jahre hindurch im Kerker geschmachtet, öffneten sich erst im Jahre 1847 dem durch das Erduldete siech gewordenen Manne die Thore seines Gefängnisses in Folge einer Begnadigung, um welche zu bitten er niemals hatte vermocht werden können. Allgemein war die Theilnahme, die sein Schicksal erregte, und ein sprechenderer Beweis für dieselbe ließ sich kaum denken, als daß nicht weniger als sechs fränkische Wahlbezirke auf ihn ihre Stimmen gelenkt hatten und durch ihn in der Nationalversammlung vertreten sein wollten.

Trotz der schweren Mißhandlung, die er hatte erdulden müssen, blieb Eisenmann doch auch im Parlamente seiner stets bewährten constitutionell-monarchischen Gesinnung treu. Aber der kleine, bewegliche, blaß und kränklich aussehende Mann brachte eine solche Menge von Sonderbarkeiten in die Paulskirche mit, daß der Einfluß, der ihm schon in Folge seiner Antecedentien leicht hätte zufallen können, immer geringer und schließlich völlig verscherzt wurde. Dennoch hörte man ihm allzeit gern und aufmerksam zu, sowohl aus Achtung vor ihm, als weil er gewöhnlich Argumente vorbrachte, welche die Leute zwar nicht überzeugten, aber doch unterhielten.

Ein Gleiches war auch jetzt wieder der Fall. Eisenmann sprach ohne Zweifel so manches Beherzigenswerthe aus, aber die Art, wie er es vorbrachte, vernichtete wieder die Wirkung desselben. Er hatte sich immer als enthusiastischer Bewunderer der Ungarn hingestellt und war darin so weit gegangen, daß er, was in der deutschen Nationalversammlung einen wirklich komischen Eindruck hervorbrachte, sogar einen ungarisch verschnürten Rock, eine Art Attila trug. Wurde er wegen dieser stets von ihm zur Schau getragenen lebhaften Sympathien für Ungarn und alles Ungarische schon von vornherein etwas verspottet, so kann man wohl denken, daß in einem Augenblicke, in welchem die Ungarn im Anzuge gegen Wien waren, um den Aufständischen Hilfe zu bringen, mir und sehr vielen Mitgliedern des Centrums und der Rechten das enthusiastische Lob der Ungarn aus Eisenmann's Munde nicht gerade willkommen war. Und neben manchem Wahren, was er über die geschehene Sanctionirung der ungarischen Verfassung von 1848 und über die hieraus hervorgehende Verpflichtung, dieselbe auch zu beobachten, sagte, brachte er doch wieder ganz unglaubliche Paradoxen vor. So behauptete er, die pragmatische Sanction sei erst vor vier Wochen entdeckt worden, und gar nichts hindere daran, sie gleich anderen vergilbten Papieren unter den Tisch zu werfen. Er hob die vermeintliche Undankbarkeit Oester-

reichs gegen die Ungarn hervor, welche dereinst durch ihr „Moriamur!“ Oesterreich gerettet hätten. Nachdem er noch sehr vieles über Ungarn und manches Andere gesprochen und die Preußen auf der Rechten durch die Behauptung geärgert hatte, wenn ein Mann, der die Sympathien Süddeutschlands nicht besäße, zum Oberhaupte Deutschlands gewählt werden sollte, so würde dies alle Schrecken des blutigsten Bürgerkrieges heraufbeschwören, behauptete er plötzlich, es sei gar nicht so schwer, in Gemäßheit der Paragraphe 2 und 3 die Einverleibung der deutsch-österreichischen Länder in Deutschland herbeizuführen. Hätte das Parlament vor vier Wochen die Sache in die Hand genommen, so wäre es zu keinem Flintenschusse gekommen.

„Es gibt in Oesterreich auch gescheidte Leute,“ sagte nun Eisenmann, und da er mit diesen Worten die laute Heiterkeit der Versammlung erregte, so wiederholte er sie selbstgefällig noch ein zweites und sogar ein drittes Mal, so daß immer noch stärker gelacht wurde. Das heißt, fügte er jetzt erklärend hinzu, in den oberen Regionen gebe es in Oesterreich gescheidte Leute, welche recht gut wissen, wie weit man gehen dürfe und wie weit nicht. „Fürst Metternich war nie mein Mann,“ fuhr er wörtlich fort, „aber die Meinung habe ich von ihm, daß, wenn er noch das Ruder in den Händen hätte, Manches nicht geschehen wäre, was in neuester Zeit geschehen ist.“

So drastisch war die Komik dieser Worte, daß sie schallendes Gelächter erregten, welches noch forttönte, als Eisenmann seine Rede mit den Worten schloß: „Erringen Sie zuerst das einige Deutsche Reich, das Andere will Alles folgen.“

Hochklopfenden Herzens betrat ich nun auf Gagern's Ruf die Tribüne. Ich hatte mir das, was ich sagen wollte, sorgfältig zurechtgelegt, aber mir vorbehalten, auf dasjenige improvisirend zu antworten, was etwa schon von entgegengesetzter Seite gegen meine Anschauung vorgebracht worden wäre und zur Widerlegung herausfordern würde. Glücklicher Weise bot mir Eisenmann's Rede reichlichen Stoff hiezu dar. Ich begann damit, daß ich mich gleichsam der Versammlung als neugewählt und deshalb erst vor Kurzem aus Oesterreich angekommen vorstellte. Ich folgerte hieraus, daß ich die Berechtigung in Anspruch nehmen dürfe, die dortige Stimmung genau zu kennen, welche sich dahin zusammenfassen lasse, daß der Deutschösterreicher deutsch sein und bleiben, daß er aber auch Oesterreich nicht vernichten lassen, daß er das Fortbestehen Oesterreichs in und mit Deutschland wolle. Das sei keineswegs Particularismus, sondern wir giengen von der Ueberzeugung aus, daß eine Zerreißung Oesterreichs für Deutschland selbst die nachtheiligsten

Folgen nach sich ziehen müsse. Die Entstehung ganz selbständiger slavischer oder magyarischer Staaten an der Ostgrenze Deutschlands könnte dem Letzteren nur zum Verderben gereichen. Dieser Satz aber gab mir den erwünschten Anlaß, mich direct gegen die Ausführungen Eisenmann's zu wenden. Vor Allem hob ich hervor, wie thöricht es sei, die pragmatische Sanction als ein vergilbtes Pergament betrachten zu wollen, welche man durch ein „unter den Tisch werfen" einfach vernichten könne. Sie sei vielmehr durch ein mehr als ein Jahrhundert langes Zusammenleben der betreffenden Völker übergegangen in das Mark der Oesterreicher, und man würde sie gar nicht beseitigen können, ohne deren wichtigste Interessen aufs Schwerste zu kränken.

Tief habe mich, fuhr ich fort, der Vorwurf des Undankes verletzt, welchen Eisenmann gegen die Oesterreicher wegen ihrer Haltung gegen Ungarn erhoben habe. Ich wolle nicht entscheiden, welches der beiden Länder dem anderen zu größerem Danke verpflichtet sei, ob Ungarn den Oesterreichern für die Rettung aus den Händen der Türken, ob Oesterreich den Ungarn für den Beistand in dem österreichischen Erbfolgekriege, in dem siebenjährigen Kriege und in den Feldzügen gegen Frankreich. Aber das Entscheidende liege ja darin, daß die damaligen Ungarn gerade dadurch, daß sie für diese pragmatische Sanction, die man heute als vergilbtes Pergament zu bezeichnen wagt, ihre Streitrosse zäumten und ihre Schwerter zogen, das Gegentheil von dem Verfahren der jetzigen Ungarn thaten und für Oesterreichs Untheilbarkeit stritten. Wären die jetzigen Ungarn, welche nun feindlich gegen die Streitkräfte des Kaisers heranrückten, dadurch nicht in entschiedenen Widerspruch zu den Handlungen ihrer Väter getreten, welche das berühmte „Moriamur!" ausriefen, so würden auch wir Oesterreicher nicht abgelassen haben von der alten Liebe, der alten Dankbarkeit, die wir für sie gehegt.

Nichts ermuthigt einen Redner, und schon gar einen Neuling im Sprechen mehr, als wenn er gewahr wird, daß er nicht nur Aufmerksamkeit, sondern Zustimmung, ja sogar Beifall findet. Ohne jegliche Selbstüberhebung darf ich es wahrheitsgetreu sagen, daß dieselbe Versammlung, welche kurz vorher den armen Fritsch gar nicht ausreden lassen wollte, welche die Worte Eisenmann's mit lautem Gelächter begleitete, nun viel stiller geworden war, und daß mir Alles, sogar die Linke mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte. Als ich aber auf das Verhältnis Oesterreichs zu Ungarn, auf die pragmatische Sanction zu reden kam, als ich endlich den Vorwurf der Undankbarkeit zurückwies, da wurden die Zurufe der Worte „sehr gut", „Bravo" und ähnliche Zustimmungs- und Beifallsäußerungen immer häufiger und immer lauter

und lauter, ja sie blieben mir bis an das Ende meiner noch ziemlich langen Rede gleichmäßig treu.

Ich legte im Verlaufe derselben hauptsächlich die unermeßlichen Vortheile dar, welche gerade für Deutschland aus dem Verbleiben Oesterreichs in dem deutschen Bundesstaate hervorgehen müßten. Ich wies auf die Nothwendigkeit hin, die Donau der deutschen Schiffahrt offen zu erhalten, um auf dem unteren Stromlaufe derselben den Uebergriffen Rußlands, wie ja allseitig gefordert werde, energisch entgegentreten zu können. Der ungeheuren Schwächung that ich Erwähnung, welche die deutsche Wehrkraft durch die Loslösung der österreichischen Heeresmacht unleugbar erdulden müßte. Dringend legte ich es der Versammlung ans Herz, wenn sie schon durchaus die Paragraphe 2 und 3 annehmen wolle, ihnen eine Bestimmung hinzuzufügen, durch welche in Bezug auf Oesterreich die ganz unabweislichen Modificationen derselben in Aussicht gestellt würden. Mit der gleichen Entschiedenheit aber erklärte ich mich auch gegen das von dem Abgeordneten v. Mühlfeld eingebrachte Minoritätserachten. Wie könnte ich, der ich hieher gesandt wurde, um die Ausdehnung der deutschen Reichsverfassung auf die deutschösterreichischen Länder zu erzielen, für einen Satz stimmen, der dadurch, daß er von einem völkerrechtlichen Bunde Oesterreichs mit Deutschland spricht, unser gemeinsames Vaterland in zwei Theile zerschneiden, und wenn angenommen, das unverweilte Ausscheiden der österreichischen Abgeordneten aus der Nationalversammlung zur nothwendigen Folge haben müßte? Denn wie könnten wir Oesterreicher noch länger in dem Parlamente eines Volkes sitzen, das weiter nichts mit Oesterreich zu thun habe, als völkerrechtliche Verträge mit ihm abzuschließen?

Mit einer erneuerten lebhaften Befürwortung meines Zusatzantrages zu den Paragraphen 2 und 3 führte ich endlich meine Rede zum Schlusse. Und hinsichtlich dieses einzigen Punktes mit Eisenmann übereinstimmend, bestritt ich der Versammlung das Recht, durch einfache Annahme dieser Paragraphe Oesterreich aus Deutschland zu verdrängen. Wer es gut meine mit Deutschland, müsse Alles daran setzen, um ihm das schönste, das herrlichste seiner Länder, um ihm Oesterreich zu erhalten.

Nachdem noch mehrere Redner nach mir, Jeder ohne sonderliche Wirkung gesprochen, hielt Giskra für die Paragraphe 2 und 3 eine seiner gepriesensten Reden, die mir wie ein Brillantfeuerwerk vorkam, voll sprühenden Schimmers, reich an blendenden Raketen, aber auch ohne jeden greifbaren Kern. Um sie näher zu charakterisiren, setze ich nur die stürmisch beklatschte Schlußphrase her: „Kein Oesterreich, kein Preußen soll es sein und werden, und wenn auch darum alle Kronen ihren Glanz

verlieren und alle Throne stürzen sollten". Daß die Linke und die Galerien diesen Worten frenetisch zujubelten, wird wohl als selbstverständlich angesehen werden dürfen.

Bei aller Bescheidenheit kann ich doch sagen, daß die Lorbeern dieses Tages zwischen Giskra und mir getheilt wurden. Aber sehr gern gestehe ich auch zu, daß die ihm gespendeten Beifallszeichen und Lobeserhebungen nicht nur wegen seiner unstreitig viel größeren rhetorischen Begabung, sondern auch noch aus anderen Gründen bei weitem lauter und zahlreicher als diejenigen waren, die mir zu Theil wurden. Lauter, oder besser gesagt, lärmender deshalb, weil sie von der Linken ausgingen, die in derlei Kundgebungen unendlich viel stürmischer war als die etwas phlegmatische Rechte, und weil außerdem der größere Theil des Publicums, insbesondere der Galerie für ihn lebhaft Partei nahm. Und darum war auch die Zahl der Beifallsspender bei ihm viel ansehnlicher als bei mir, indem ja auch der überwiegende Theil der Rechten, die ungemein starke Partei, welche auf die Einsetzung des preußischen Erbkaiserthums hinsteuerte, meinen Standpunkt nicht theilte. Dennoch fand ich auch in ihren Reihen gar manchen wohlwollenden Beurtheiler, und ich möchte zum Beweise dessen nur die Worte hier anführen, welche mir während der späteren Zeit meines Aufenthaltes in Frankfurt ein Mann, auf dessen Zeugniß ich mir nicht wenig einbilden durfte, Georg v. Vincke, in mein Album schrieb.

„Sie haben uns," so lauten diese Worte, „zuerst in der Paulskirche ein Beispiel gegeben, daß ein Oesterreicher wahr und warm und begeistert reden kann für sein ruhmwürdiges Vaterland, für dies Oesterreich

‚an Siegen und an Ehren reich',

daß er vor allem Anderen ein Oesterreicher sein und doch auch die Ueberzeugung derer ehren und anerkennen kann, die an Deutschlands Zukunft und Größe neben und im innigsten Bunde mit Oesterreich glauben.

„Möge es uns vergönnt sein, den Tag zu erleben, wo dieser Zwiespalt ehrlicher Meinungen im Einklange der Gesinnungen verschwindet, wo das alte Losungswort: ‚Hie Welf, hie Waiblinger' innerhalb wie außerhalb der Paulskirche seinen Klang verliert, und wo dem deutschen Volke wie seiner kaiserlichen Regierung nur eine Aufgabe vorschwebt, wo es nur ein Feldgeschrei gibt:

‚Deutschland über Alles'.

G. Vincke."

Noch eine zweite Kundgebung der sympathischen Gesinnung, die mir damals zukam, möchte ich erwähnen, weil sie mich ganz besonders erfreute. Sie ging von einem Manne, der gleich so manchem Anderen

zu den politischen Märtyrern zählte, dem Turnvater Jahn, aus, der, zu jener Zeit schon siebzigjährig, gleichfalls in der Paulskirche saß. In der nächstfolgenden Sitzung, welche erst drei Tage später, am 23. October, stattfand, wurde mir durch einen Diener ein Billet eingehändigt, welches folgendermaßen lautete:

Paulskirche, 23. October 1848.

„Herrn Arneth.

„Ihr Name, Ihr Auftreten, Ihre ganze Erscheinung rief eine lange Rückerinnerung wach.

„Der Arneth, mit dem ich freundschaftlichst verkehrt habe, war, wenn ich nicht sehr irre, Münzcustos, und eine Zeit lang Führer eines jungen Grafen von Dietrichstein.

„Ich könnte noch mehr fragen, wenn nicht diese Zeilen ohnedies schon um Nachsicht zu bitten hätten.

„Friedrich Ludwig Jahn.
Platz 512."

Nach dem Empfange dieser Zeilen konnte ich, obgleich ich nicht das Mindeste davon gewußt hatte, keinen Augenblick daran zweifeln, daß Jahn meinen Vater im Jahre 1816 in Berlin kennen gelernt und ihn in freundlicher Erinnerung behalten habe. Allsogleich eilte ich zu Jahn's Platz, um ihm die Hand zu drücken und ihn meines Dankes und meiner Verehrung zu versichern.

Wohl Manchem meiner Leser wird vielleicht mein Geständniß ein Lächeln entlocken, ich scheue mich aber doch nicht, es abzulegen, daß ich mich am nächsten Morgen voll Neugierde nach der Lesehalle verfügte, welche den Abgeordneten offen stand, um die Stimmen der Journale über meine Rede zu vernehmen. Da ich mit keinem einzigen derselben in irgendwelcher Verbindung stand, so konnte ein Wort des Lobes oder des Tadels mir wirklich als das Resultat des Eindruckes erscheinen, den meine Rede auf den betreffenden Berichterstatter hervorgebracht hatte. Und da darf ich denn wahrheitsgetreu sagen, daß die meisten Journale, die mir überhaupt zu Gesicht kamen, und darunter nicht wenige, welche auf dem entgegengesetzten Standpunkte sich befanden, mir warme Worte der Anerkennung zollten. Von vielen derselben wurde ich in so lebhaften Ausdrücken gelobt, daß mir die Bescheidenheit verbietet, sie hier zu wiederholen.

Ich schalte noch ein, daß ich auch aus meinem Wahlbezirke lebhafte Kundgebungen der Zustimmung zu meinen Ausführungen erhielt, die mich wahrhaft erfreuten.

In der nächstfolgenden Sitzung wurde die Discussion über die

Paragraphe 2 und 3 unterbrochen und der Bericht des Ausschusses für die österreichischen Angelegenheiten erstattet. Unser Majoritätsantrag fand mit 250 gegen 166 Stimmen die Genehmigung der Versammlung, alle in Vorschlag gebrachten Zusätze wurden verworfen und das Parlament setzte in den folgenden drei Sitzungen die Discussion über die Verfassungsparagraphe fort. Erst nachdem im Ganzen sechsunddreißig Abgeordnete, unter ihnen Vincke, Uhland, Heinrich Gagern, und nicht weniger als neunzehn Oesterreicher gesprochen, die also mehr als die Hälfte sämmtlicher Redner ausmachten, erfolgte am 27. October die namentliche Abstimmung, in welcher Paragraph 2 mit 340 gegen 76, Paragraph 3 mit 316 gegen 90 Stimmen angenommen wurden. Das Amendement, das ich mit Würth eingebracht hatte und welches schließlich mit einem analogen des Abgeordneten Kaiser verschmolzen worden war, brachte es bloß auf 104 gegen 318, und Mühlfeld's Minoritätserachten gar nur auf 38 gegen 375 Stimmen. Aber mancher mannhafte Preuße, wie Vincke, Selchow und Andere hatten sich dem von mir befürworteten Zusatzantrage beigesellt, wie denn auch ausnahmslos alle Oesterreicher auf der Rechten und im rechten Centrum für denselben stimmten, während sämtliche Oesterreicher, welche im linken Centrum und auf der eigentlichen Linken saßen, vom Württemberger Hofe an bis zum Donnersberg hinab gegen ihn votirten.

So unerfreulich dieses Ergebniß auch an und für sich war, so konnte es mich doch unmöglich in sehr große Aufregung versetzen, weil es, wie ja auch die Abstimmungsziffern beweisen, zu lang schon und mit vollster Gewißheit vorhergesehen wurde. Ja das Bewußtsein, durch mein Eintreten für mein österreichisches Vaterland nach meinen besten Kräften meine Pflicht gethan und dabei mir selbst eine geachtete Stellung in der Paulskirche erworben zu haben, hätte mich unter anderen Verhältnissen wahrscheinlich mit großer Zufriedenheit erfüllt, wenn man in der damaligen Zeit einer solchen Stimmung überhaupt sich hinzugeben vermocht hätte. Denn es waren ja gerade die Tage, in welchen in der Heimat um den Besitz Wiens blutig gekämpft wurde, und mit äußerster Spannung sahen wir stets den uns von dort zukommenden Nachrichten entgegen. Glücklicher Weise waren unsere in Wien weilenden Angehörigen, mein Bruder und die Eltern und Geschwister meiner Frau so wenig sparsam mit solchen, daß wir von den übrigen Oesterreichern, mit denen wir überhaupt Verkehr pflogen, um dieselben beneidet wurden, daß diese Briefe von Hand zu Hand gingen und ich sie sogar regelmäßig dem Erzherzog-Reichsverweser vorlegen ließ, der mit Nachrichten aus Wien nicht gerade reichlich versehen war.

Selbstverständlich hatte ich bald nach meiner Ankunft in Frankfurt dem Erzherzog und mit meiner Frau auch seiner Gemalin unsere ehrerbietigste Aufwartung gemacht und wir waren von Beiden aufs Gütigste bewillkommt worden. Mehrere Wochen nach der Zeit aber, in welcher wir die Nachricht von der Einnahme Wiens durch die kaiserlichen Truppen erhielten, gewann es einen Augenblick sogar den Anschein, als ob ich in noch weit nähere Beziehungen zu Seiner kaiserlichen Hoheit treten sollte.

Als Erzherzog Johann zum deutschen Reichsverweser gewählt worden war und als solcher seinen Wohnsitz in Frankfurt aufgeschlagen hatte, stellte sich die leicht begreifliche Nothwendigkeit heraus, für ihn neben dem eigentlichen Reichsministerium eine Art von Cabinetskanzlei zu bilden. Mit der Leitung derselben wurde der österreichische Legationsrath Freiherr v. Thierry, und als derselbe im Herbste des Jahres 1848 Frankfurt verließ, der Hofrath Freiherr v. Geringer betraut, derselbe, der bald darauf als kaiserlicher Civilcommissär in Ungarn an der Seite des Fürsten Windischgrätz in weiten Kreisen bekannt wurde. Ich weiß nicht mehr mit vollster Bestimmtheit den Tag anzugeben, aber es muß etwa am 10. December gewesen sein, daß Freiherr v. Geringer in frühester Morgenstunde in meiner Wohnung erschien. Ich lag noch zu Bett, denn da ich gewöhnlich erst sehr spät von meinen Clubsitzungen heimkam, holte ich zumeist das hiedurch verursachte Versäumniß an Schlaf in den Frühstunden nach. Freiherr v. Geringer trat trotzdem bei mir ein und überraschte mich aufs Höchste durch die Nachricht, er selbst sei in das Hoflager nach Olmütz berufen und müsse unverzüglich dorthin abreisen. Ich aber sei dazu ausersehen, sein Nachfolger als Leiter der Cabinetskanzlei des Erzherzogs zu werden, und ich möge mich unverzüglich zu dem Letzteren verfügen, der mich erwarte, um das Nähere mit mir zu besprechen.

Ein Hauptmann oder Rittmeister, dem plötzlich von competenter Seite die Mittheilung gemacht wird, man stehe im Begriffe, ihn zum General zu ernennen, mag ungefähr empfinden, was bei den Worten Geringer's in mir vorging. Die Aussicht auf einen gewaltigen Sprung nach vorwärts in meiner Carrière, auf die etwaige Vervielfachung meines Einkommens und vor Allem die mit ihr verbundene Gewißheit, nach meiner früher oder später doch nothwendigen Rückkehr nach Wien nicht wieder in die untergeordnete Amtssphäre eintreten zu müssen, aus der ich dort erst vor drei Monaten geschieden war, Alles dies zusammen genommen war ganz dazu angethan, um mich mit höchster Freude zu erfüllen. Binnen wenigen Minuten war ich in den Kleidern und in

ganz kurzer Zeit beim Erzherzog, der mich mit seiner gewohnten Herzlichkeit empfing. Er sagte mir, daß ich gleich bei seinem ersten Zusammentreffen mit mir einen sehr guten Eindruck auf ihn hervorgebracht habe, welcher durch meine Rede in der Paulskirche, die ihm ungemein gefallen, noch beträchtlich verstärkt worden sei. Er habe sich daher entschlossen, mir die Leitung seines Cabinetes anzuvertrauen, und hege die feste Ueberzeugung, ich würde ihm mit Treue und mit vollem Verständniß der mir zugedachten Aufgabe dienen.

Mit den lebhaftesten Ausdrücken brachte ich Seiner kaiserlichen Hoheit die Versicherung meiner tiefsten Dankbarkeit für das mir geschenkte, mich wahrhaft beglückende Zutrauen dar. Ich knüpfte hieran die Erklärung, daß ich es mir zur heiligsten Pflicht anrechnen würde, seinen Erwartungen mit der äußersten Gewissenhaftigkeit zu entsprechen. Aber ich hegte dennoch, fuhr ich fort, ein Bedenken, welches ich Seiner kaiserlichen Hoheit zur Entscheidung vorzulegen mir die Freiheit nähme. Ich sei erst vor ganz kurzer Zeit in die Paulskirche abgesendet worden, nicht um mein persönliches Glück zu machen, sondern um die Interessen und die Anschauungen meiner Wähler zu vertreten. So viel Vertrauen hätte ich bei den Letzteren gefunden, daß ich dasselbe um gar keinen Preis zu täuschen vermöchte. Sie würden aber ohne Zweifel eine Art Täuschung darin erblicken, wenn ich nach so kurzer Frist schon den mir von ihnen angewiesenen Platz räumen würde, um für mich selbst eine hervorragende und einträgliche Stellung zu erlangen. Ich könnte daher das huldvolle Anerbieten Seiner kaiserlichen Hoheit nur annehmen, wenn mir vergönnt würde, neben der mir zugedachten amtlichen Stellung auch mein Mandat in der Paulskirche beizubehalten.

Mit unverminderter Freundlichkeit hörte der Erzherzog der Darlegung meiner Ansichten zu, nannte sie ungemein ehrenwerth und versicherte mich, daß er sie nur vollkommen billigen könne. Er besprach dann noch so manches die Sache angehendes Detail und entließ mich mit den in gütigstem Tone gesprochenen Worten, er werde mir baldigst die betreffenden Bureauschlüssel senden, auf daß ich ohne Zeitverlust mein neues Amt antreten könne.

Diese Schlüssel habe ich niemals erhalten.

Ich sah den Erzherzog während der Zeit meines noch längeren Verweilens in Frankfurt nicht ganz selten wieder. Ich genoß die Auszeichnung, bei ihm speisen zu dürfen, und besuchte pflichtschuldigst die Abendgesellschaften, die er gab. Er selbst und seine Gemalin, die Gräfin von Meran, waren allzeit von unveränderter Güte für mich, aber von dem Projecte meiner Anstellung bei ihm, das ich schon so

nahe der Erfüllung geglaubt hatte, war zwischen uns nie mehr mit einer Silbe die Rede.

Als ich, und es war dies recht bald nach meiner Unterredung mit dem Erzherzoge, einzusehen begann, daß das Warten auf die Bureauschlüssel ein vergebliches sei, dachte ich ernstlich über die Ursachen nach, an denen die Ausführung jenes Planes gescheitert sein mußte. Ich konnte doch nichts Anderes herausfinden, als daß ich vielleicht dem Erzherzog gegenüber mit allzu großer Lebhaftigkeit den Werth betont habe, den ich auf die Beibehaltung meines Mandats legen zu müssen glaubte. Vielleicht sei dem Erzherzoge erst später die Vereinigung beider Stellungen in einer und derselben Person als nicht wünschenswerth erschienen und er habe deshalb seine ursprüngliche Idee wieder fallen gelassen. Eine Zeitlang glaubte ich auch, ein glücklicherer Rival könnte mir im letzten Augenblicke meinen Posten weggefischt haben. Aber so viel ich weiß, wurde derselbe überhaupt nicht mehr besetzt.

Jahrzehnte später wurde ein Mitglied der vertrautesten Umgebung des damals lang schon dahingeschiedenen Erzherzogs von einem gemeinsamen Freunde nach den Gründen gefragt, in Anbetracht deren in der Frankfurter Zeit der Plan, mich zum Cabinetschef des Reichsverwesers zu machen, gescheitert sei. Er erhielt hierauf die Entgegnung, nichts Anderes habe dies verschuldet, als daß ich dem Erzherzog für eine so schwierige und wichtige Vertrauensstellung zu jung erschienen sei.

Wäre ich Seiner kaiserlichen Hoheit an jenem Morgen zum ersten Male zu Gesicht gekommen, so würde ich an diesen Erklärungsgrund unbedingt glauben, denn mein ganzes Leben hindurch verfolgte es mich, ja in meiner Jugend sogar manchmal zu meinem empfindlichen Schaden, daß ich viel jünger aussah, als ich wirklich war. Aber mir scheint jene Deutung aus dem Grunde nicht recht stichhaltig, weil ja der Erzherzog mich schon früher gesehen und gesprochen hatte und also darüber von vorneherein nicht im Zweifel sein konnte, daß ich noch ein ganz junger Mann war.

Oft und oft kam es mir, wenn ich später an jenes Ereigniß in meinem Leben zurückdachte, in den Sinn, daß ich damals eigentlich an einem Wendepunkte meines Schicksals stand. Fast gewiß scheint es mir, daß, wenn der Plan, um den es sich handelte, sich verwirklicht hätte, ich hiedurch in eine völlig andere Laufbahn gedrängt worden wäre als diejenige war, welche ich später einschlug. Daß sie anfangs mit vielen und großen Vortheilen verbunden gewesen wäre, die ich noch lange Jahre hindurch entbehren mußte, ist wohl kaum zu bestreiten. Wie sie sich aber später gestaltet hätte, kann Niemand auch nur mit einiger Bestimmt-

heit beurtheilen, und es mag sogar ein Zweifel erlaubt sein, ob ich glücklicher geworden wäre, als es mir thatsächlich beschieden war.

Wie dem aber auch sein mag, nachdem meine Frau und ich einmal erkannt hatten, daß die Projecte, die wir auf meine vermeintliche Ernennung zum Cabinetschef des Reichsverwesers etwas vorschnell gebaut, sich als Luftschlösser erwiesen, so ließen wir uns durch das Verschwinden derselben nicht weiter aus unserem ruhigen Gleichgewichte bringen.

Fortgesetzter Aufenthalt in Frankfurt.

Gleich nach den Septembertagen und nachdem es in Frankfurt wieder etwas stiller geworden, waren meine Frau und ich eifrigst darauf bedacht, Einrichtungen zu treffen, welche uns den dortigen Winteraufenthalt so behaglich gestalten sollten, als unsere freilich ziemlich beschränkten Geldverhältnisse dies nur immer erlaubten. Um so größere Sorgfalt mußten wir darauf verwenden, als meine Frau binnen nicht allzu ferner Frist ihrer zweiten Entbindung entgegensah. Ein glücklicher Zufall setzte uns in den Stand, gemeinschaftlich mit der uns so sehr befreundeten Familie Würth eine größere Wohnung in der nach der Zeil einmündenden Schäfergasse zu miethen. Insbesondere für meine Frau war dies ein wirkliches Glück, denn sie durfte mit Bestimmtheit hoffen, daß in den ihr bevorstehenden, vielleicht sehr schweren Stunden Frau v. Würth sie nicht verlassen, sondern sich treulich ihrer annehmen werde.

Um so trostreicher war diese Erwartung, als ich Frau v. Würth, die jüngere Tochter des damaligen Hofrathes im Oberstkämmereramte, Freiherrn v. Sacken, als eine der liebenswürdigsten Frauengestalten bezeichnen muß, die mir jemals im Leben begegneten. Ohne gerade schön zu sein, besaßen ihre feinen Gesichtszüge doch einen wirklich bezaubernden Ausdruck; geistige Lebhaftigkeit und seltene Herzensgüte spiegelten sich gleichmäßig in ihnen, und ihre schlanke, graziöse Gestalt vollendete das Reizvolle ihres Wesens. Von vielleicht noch größerer Wichtigkeit für uns war aber das heitere Temperament, die unverwüstlich gute Laune dieser Frau, welche die fröhliche Stimmung, in der sie selbst sich unausgesetzt befand, auch auf diejenigen zu übertragen verstand, mit denen sie verkehrte. Dabei war sie hoch gebildet, las viel und gern

und besaß noch überdies ein ungewöhnliches musikalisches Talent. Eine angenehmere Wohnungsgenossin als sie konnte meine Frau sich in der That nicht wünschen.

Als dritte im Bunde gesellte sich zu den beiden Frauen die Baronin Sommaruga, jüngste Tochter des bekannten Güterdirectors des Erzherzogs Karl, Hofrathes v. Kleyle. Sie war, wenn ich nicht irre, ein klein wenig älter als meine damals im sechsundzwanzigsten Jahre stehende Frau, während Frau v. Würth wieder etwas jünger als die Letztere war, aber im Allgemeinen konnte man alle drei Frauen als in gleichem Alter befindlich bezeichnen. So wie in diesem, stimmten sie auch in der Gesinnung und Anschauung ganz überein. Während jedoch Frau v. Würth schon binnen wenigen Jahren durch den Tod hinweggerafft wurde, blieb Baronin Sommaruga meiner Frau bis zu deren Hinscheiden, also durch fast zwanzig Jahre eine allzeit getreue, verläßliche Freundin.

Diese beiden Frauen und ihre gleich mir im Parlamente befindlichen Gatten bildeten nun für uns Eltern den hauptsächlichsten Verkehr, während ihre freilich noch ziemlich kleinen Kinder die willkommenen Spielkameraden meines Töchterchens waren. Und außer den beiden soeben genannten Frauen gehörten auch mein Freund Hayden und der Florianer Geistliche Stülz, welcher von seinem Heimatsbezirke in Vorarlberg nach der Paulskirche delegirt worden war, zu den häufigsten Besuchern meiner Frau. War ich auch nicht so conservativ wie Hayden und nicht clerical wie Stülz, so kamen wir doch, in unserer alten Freundschaft und in unserer gut österreichischen Gesinnung die besten Bindemittel zwischen uns findend, immer sehr gut mit einander aus.

Die gut österreichische Gesinnung, von der ich soeben sprach, hatte in den Tagen, die wir nun erlebten, nach zwei Seiten hin sehr harte Proben zu bestehen. Zuerst waren die Nachrichten, welche nach der Einnahme Wiens von dort in unablässiger Reihenfolge nach Frankfurt kamen, ganz dazu angethan, unsere Stellung daselbst außerordentlich zu erschweren. Wenn auch der bei weitem größere Theil der Berichte über das Verfahren, welches die kaiserlichen Truppen vor und nach der Eroberung der Stadt beobachtet haben sollten, unwahr oder doch sehr übertrieben gewesen sein mag, so blieb doch genug davon übrig, um das tiefe Bedauern der conservativen und den kaum zu bändigenden Ingrimm der radicalen Mitglieder des Parlamentes zu erwecken. Von Seite der Letzteren regnete es nur Anträge und Interpellationen, zum Theil der extravagantesten Art, aber die Rechte und das Centrum blieben denselben gegenüber fest in ihrer ablehnenden Haltung. Als aber die Nationalversammlung, welche inzwischen wegen der für die Wintersaison

in Bezug auf Beleuchtung und Beheizung in der Paulskirche vorzunehmenden Adaptirungen provisorisch in die reformirte Kirche übersiedelt war, zuerst durch die Nachricht erschreckt wurde, Robert Blum sei am 9. November in der Brigittenau bei Wien standrechtlich erschossen worden, da brachte sie einen ganz unbeschreiblichen und gerade auf die treuesten Oesterreicher den allerschmerzlichsten Eindruck hervor. Denn grobe Fehler, welche irgend Jemand begeht, werden von seinen Freunden und Anhängern allzeit viel bitterer als von seinen Feinden empfunden.

Es fällt mir, wenn ich hier den Ausdruck „Freunde" gebrauche, gewiß nicht im Entferntesten bei, mich etwa als einen Freund des Fürsten Windischgrätz hinstellen zu wollen, den ich persönlich gar nicht kannte, dessen Richtung mir, so viel man sich von ihr in der Oeffentlichkeit erzählte, keineswegs zusagte, und dessen so hervorragende Stellung mir ihn wahrscheinlich ganz unnahbar gemacht hätte. Aber ein treuer Anhänger der österreichischen Staatsgewalt bin ich allzeit gewesen, und sie lag ja in jenen ersten Novembertagen fast ausschließlich in der Hand des Fürsten. Darum warf die Hinrichtung Blum's gerade auf diese Staatsgewalt einen Schein der Grausamkeit, den ich um so lebhafter bedauerte, als sie gar nicht in ihrem Wesen und wohl auch nicht in dem Charakter des Fürsten lag. Daß Windischgrätz die formelle Berechtigung besaß, an Blum die Todesstrafe vollziehen zu lassen, kann ein ruhig Denkender wohl kaum bestreiten, denn schon vor der Umschließung Wiens war das Standrecht verkündigt worden, und in Folge desselben hatte Jeder das Leben verwirkt, der auf Seite der Aufständischen kämpfte oder sie mit Rath und That unterstützte. Blum aber hatte Beides gethan; er war nicht nur in die Reihen der Insurgenten getreten und hatte in denselben gegen die kaiserlichen Truppen gefochten, sondern er hatte auch, was in den Augen seiner Richter ihn wohl noch schwerer belastete, die aufreizendsten Reden an die Menge gehalten und sie dadurch, daß er das, ich weiß nicht von ihm oder von einem Andern erfundene Wort „Latourisiren" gebrauchte, zu einer Wiederholung eines so abscheulichen Verbrechens aufgestachelt, wie es an dem so schmählich hingemordeten Kriegsminister, jenem beklagenswerthen Opfer seiner Pflichttreue begangen worden war.

Dennoch ist mir die Hinrichtung Blum's allzeit als ein grober Fehler erschienen, und ich stehe nicht an, sie auch heute noch als einen solchen zu bezeichnen. Wollte man in seiner Person die deutsche Demokratie treffen, als deren Haupt er in weiten Kreisen angesehen wurde, so fügte man ihr vielleicht wider Erwarten keinen sehr großen Verlust zu. Denn Blum besaß zwar ein ganz ungewöhnliches Redetalent, er

war aber sonst ein recht mittelmäßig veranlagter Mann und gewiß nichts weniger als geeignet zum geistigen Leiter einer weitverzweigten Partei. Durch seinen Tod wurde die Letztere keineswegs, wie man geglaubt haben mochte, entmuthigt, sondern im Gegentheile nur aufgestachelt zu noch wilderen Ausbrüchen des Hasses, zu noch leidenschaftlicheren Anstrengungen, endlich definitiv die Oberhand zu gewinnen und dann an ihren Gegnern mit wucherischen Zinsen Rache zu nehmen für das vergossene Blut.

Umsomehr hielt sie sich hiezu für berechtigt, als ihr ja die Hinrichtung Blum's auch nicht anders als wie ein Akt der Rache für die Ermordung Lichnowsky's, Auerwald's und Latour's erschien. Aber nicht nur die demokratische Partei und die Linke des Frankfurter Parlamentes waren außer sich über die in der Brigittenau vollzogene Execution, auch die gemäßigten Fractionen, ja man kann wohl sagen die ganze Nationalversammlung betrachtete sie als einen ihr zugefügten Schimpf. Ihrer Anschauung zufolge lag dem ganzen Vorfalle nichts so sehr als die Absicht zu Grunde, aller Welt in grellster Weise zu zeigen, Oesterreich liege nicht das Geringste an dem Frankfurter Parlamente, und dessen Gesetze, wie das der Immunität der Abgeordneten, und seine sonstigen Kundgebungen hätten für Oesterreich weder Geltung noch Werth.

Vielleicht wäre dies noch weniger zu mißbilligen gewesen, wenn man nicht gleichzeitig in Oesterreich den lebhaften Wunsch gehegt hätte, festen Fuß in Deutschland zu behalten und die ohnehin schon vorhandene Präponderanz Preußens nicht allzusehr anwachsen, sich von demselben nicht mehr und mehr in den Hintergrund, ja schließlich ganz aus Deutschland herausdrängen zu lassen. Uns aber, die wir in jenen Tagen noch mit ungebrochenem Muthe, aber freilich schon mit immer schwächer werdenden Aussichten auf ein Gelingen uns einsetzten für das Verbleiben Oesterreichs in Deutschland, uns wurde durch nichts so sehr als durch das in Wien beobachtete Verfahren der Boden entzogen.

Dieser eigenthümliche Widerspruch wurde durch ein an und für sich ziemlich unbedeutendes Zusammentreffen recht grell beleuchtet. In der Sitzung vom 10. November hatte Berger von einer zu seiner Kenntniß gelangten Verlautbarung des mährischen Guberniums an die ihm untergeordneten Kreisämter Mittheilung gemacht, in welcher darüber geklagt wurde, daß sich in Frankfurt unter den Abgeordneten aus Oesterreich so viele Ultrademokraten und Ultradeutschthümler befänden. Durch diesen Umstand und weil kaum die Hälfte der österreichischen Abgeordneten in der Nationalversammlung sitze, sei der Einfluß Oesterreichs gänzlich ge-
[illegible]nas wegen der im Zuge befindlichen Berathung der wichtigsten

Paragraphe der neuen deutschen Verfassung besonders zu bedauern sei. Die Kreisämter wurden daher beauftragt, allen Einfluß anzuwenden, auf daß dort, wo die Wahlen noch nicht erfolgt wären, diese mit aller Umsicht und Klugheit bewerkstelligt und hiebei nur Männer von erprobter Gesinnung nach Frankfurt entsendet würden. Zeigte die österreichische Staatsgewalt hiedurch den großen Werth, den sie auf eine zahlreiche und ihr wohlgesinnte Vertretung Oesterreichs im deutschen Parlament legte, so befand sie sich in grellem Widerspruche mit sich selbst, wenn sie den Anlaß dazu bot, daß dasselbe Parlament schon vier Tage später durch die Nachricht von der Hinrichtung Blum's in eine unbeschreibliche Aufregung versetzt wurde. Einzelne Mitglieder der Linken geberdeten sich wie Wüthende, und ein bekannter Abgeordneter aus Oesterreich schrie laut: „Windischgrätz müsse vogelfrei erklärt werden." Noch in derselben Sitzung verkündigte Reichsjustizminister v. Mohl, daß sich zwei Mitglieder der Nationalversammlung, Paur und Poezl, Beide aus Baiern, unverzüglich als Reichscommissäre nach Wien begeben würden, um die anderen dort noch befindlichen Frankfurter Abgeordneten in Schutz zu nehmen und dem Reichsgesetze volle Geltung zu verschaffen.

Demungeachtet stellte Simon von Trier am Schlusse der Sitzung noch den dringlichen Antrag, die deutsche Centralgewalt sei, weil die gegen den Wortlaut des betreffenden Reichsgesetzes erfolgte Erschießung Blum's sich als Mord darstelle, aufzufordern, die zur Ausforschung und Bestrafung seiner mittelbaren und unmittelbaren Mörder erforderlichen Maßregeln zu ergreifen. Die Dringlichkeit dieses Antrages wurde allerdings abgelehnt, aber der Präsident verwies ihn doch zu beschleunigter Behandlung an den Ausschuß für die österreichischen Angelegenheiten, dessen Mitglied ich war.

Daß Fürst Windischgrätz sich formell im Rechte befand, als er in Ausübung des von ihm vorher verkündigten Standrechtes Blum hinrichten ließ, ist schon früher zugegeben worden. Um so mehr war er dies, als er noch außerdem für sich hätte anführen können, daß das von der Nationalversammlung erlassene Immunitätsgesetz in Oesterreich niemals publicirt und daher dort auch nie gültig geworden sei. Gerade das Letztere aber, daß die Gültigkeit der von ihm beschlossenen Gesetze von der Zustimmung der einzelnen Staaten und von der Verkündigung durch dieselben abhängig sei, konnte das Parlament von seinem Standpunkte aus nicht zugeben, ohne sich selbst alles Bodens seiner Wirksamkeit zu berauben. Hätte es diese Auffassung zu der seinigen und die Rechtskraft seiner Gesetze von deren Publication durch die verschiedenen Regierungen abhängig gemacht, dann erhob es diese letzteren über sich selbst, machte

sie gleichsam zu berechtigten Censoren seiner eigenen Beschlüsse, und mit seiner Macht, sowie mit der gleichmäßigen Ausdehnung derselben über ganz Deutschland, ja mit der so sehnsüchtig angestrebten Einheit des Letzteren, deren Gründung ja der eigentliche Zielpunkt der ganzen Thätigkeit der Nationalversammlung bildete, war es für immer vorbei.

Dieser Anschauung konnte sich kein Mitglied unseres Ausschusses entziehen, so besonnen die in demselben vorherrschende Stimmung auch war. Aber freilich lehnte er es gleichzeitig ab, die an Blum in Wien begangene That als einen Mord zu qualificiren, und er enthielt sich jeder näheren Bezeichnung derselben. Daher stimmten alle in der Ausschußsitzung anwesenden Mitglieder, die der äußersten Rechten angehörenden Baiern, den Minister v. Beisler und den Freiherrn v. Schrenck nicht ausgenommen, dem Antrage bei, der schon am 16. November vor das Parlament gebracht wurde und folgendermaßen lautete:

„Die Nationalversammlung, indem sie vor den Augen von ganz Deutschland gegen die mit Außerachtlassung des Reichsgesetzes vom 30. September l. J. vollzogene Verhaftung und Tödtung des Abgeordneten Blum feierlich Verwahrung einlegt, fordert das Reichsministerium auf, mit allem Nachdrucke Maßregeln zu treffen, um die unmittelbaren und mittelbaren Schuldtragenden zur Verantwortung und Strafe zu ziehen."

Bei der Abstimmung über diesen Antrag verschwand auch im Parlamente jeder Parteiunterschied, und der Präsident verkündigte, derselbe sei, so weit er sehe, fast einstimmig angenommen worden.

Hiemit schien der Sturm für den Augenblick wenigstens etwas beschwichtigt, aber in der zweitnächsten Sitzung, der des 18. November, wurde er durch das Erscheinen des Abgeordneten Fröbel, der mit Blum verhaftet und zum Tode verurtheilt, von dem Fürsten Windischgrätz aber begnadigt und nach Frankfurt entlassen worden war, neuerdings entfacht.

Einen Mann, der mit Recht von sich sagen kann, er komme direct aus imminenter Todesgefahr, wird man unter allen Umständen mit lebhaftem Interesse betrachten. Als Fröbel die Tribüne bestieg, war dies um so mehr der Fall, als seine hohe und schlanke Gestalt, seine eigentlich schönen Gesichtszüge einen gewinnenden Eindruck hervorbrachten. Dagegen sahen sie gewaltig verstört aus, Haar und Bart von glänzender Schwärze, die sie umrahmten, waren durchwühlt, und die ganze Physiognomie besaß etwas Lauerndes, vielleicht sogar Wildes, das mich in einzelnen Momenten an ein dem Katzengeschlechte angehöriges, gezähmtes Thier erinnerte.

Natürlich sah man dem nun von ihm zu erstattenden Berichte mit äußerster Spannung entgegen. Aber gar nichts Aufreizendes, kein Appell an die Leidenschaften kam darin vor.

In ruhigem, fast geschäftsmäßigem Tone sprach Fröbel zuerst von der Veranlassung zu seiner mit Blum und den zwei anderen Abgeordneten gemeinschaftlich unternommenen Reise nach Wien. Er erzählte ihre am 17. October erfolgte Ankunft daselbst, die Ueberreichung der von ihnen mitgebrachten Adresse, und versicherte, daß sie nach Vollziehung ihrer Mission schon am 20. October bereit und der Absicht gewesen seien, Wien wieder zu verlassen. Die ihnen von allen Seiten geschilderte Unmöglichkeit, durch die Wien cernirenden Truppen hindurchzukommen, hätte sie bestimmt, noch länger zu bleiben und Antheil zu nehmen an dem Kampfe.

Am 26. hätten sie dies gethan, aber schon am 28. seien sie davon zurückgetreten und hätten nun die Zeit bis zum 4. November zurückgezogen in ihrem Gasthause verbracht. Am Morgen dieses Tages wurden sie, wahrscheinlich aus Anlaß einer Bitte um einen Geleitschein zur Rückkehr nach Frankfurt, die sie schriftlich an die Militärbehörde richteten, trotz ihres mündlichen Protestes verhaftet, der sich auf ihre Eigenschaft als Abgeordnete der deutschen Nationalversammlung berief. Von dieser Haft aus, deren Milde Fröbel ausdrücklich hervorhob, wiederholten sie am 8. November schriftlich ihren Protest. Um vier Uhr Nachmittags geschah dies, schon zwei Stunden später wurde Blum zum Verhör geführt und am anderen Morgen erschossen. „Blum's Tod," sagte Fröbel, „war die augenblickliche Antwort auf unseren Protest."

Seine eigene Begnadigung schrieb Fröbel hauptsächlich einer Broschüre zu, in welcher er den Gedanken vertheidigte, die deutsch-österreichische Frage sei nicht durch eine Zerreißung Oesterreichs, sondern durch den Eintritt ganz Oesterreichs in das zukünftige deutsche Staatsgebilde zu lösen. Fürst Windischgrätz habe sie mit mehreren Generalen aufmerksam gelesen und hierauf seine Begnadigung ausfertigen lassen.

Natürlicher Weise konnte Niemand von uns wissen, ob Fröbel's Bericht auch in Allem und Jedem der Wahrheit völlig entsprach. [Aber das mußte man sich nach dessen Anhörung sagen, ruhiger, leidenschaftsloser und mit wenigstens anscheinend größerer Objectivität konnte man nicht sprechen, als es von seiner Seite geschehen war. Wer auch der Sache, um derentwillen Fröbel nach Wien gegangen war, noch so feindselig gegenüberstand, mußte doch von seinem bescheidenen Auftreten in der Paulskirche einen guten Eindruck in sich aufnehmen. Darum betheiligte sich so ziemlich ausnahmslos Alles, und darunter auch ich an

dem Beifalle, der den Schluß seiner Rede begleitete, und ebenso stimmte auch Alles dafür, daß dieselbe zugleich mit sämmtlichen seither wieder eingegangenen Anträgen dem Ausschusse für die österreichischen Angelegenheiten zugewiesen werde. Und welch eigenthümlicher Natur diese Anträge manchmal waren, wird wohl durch die Thatsache am besten charakterisirt, daß einer sich darunter befand, demzufolge die Centralgewalt aufgefordert werden sollte, sich des constitutionellen Kaisers von Oesterreich und seines Ministeriums gegen den Terrorismus des Fürsten Windischgrätz anzunehmen und dem Letzteren zu steuern.

Meine Stellung und die meiner gleichfalls dem Centrum angehörenden Collegen aus Oesterreich in diesem Ausschusse wurde dadurch ganz besonders erschwert, daß aus Fröbel's Rede recht deutlich herauszuhören war, Blum sei hingerichtet worden, nicht obgleich, sondern weil er ein hervorragendes Mitglied der deutschen Nationalversammlung war.

Während der letzte Antrag des Ausschusses als dessen einstimmiger Beschluß vor die Nationalversammlung gebracht worden war, schieden sich jetzt dessen Mitglieder neuerdings, wie es bei ihren ersten Anträgen der Fall gewesen, in eine Majorität und eine Minorität. Beide beantragten, daß die geeigneten Maßregeln ergriffen würden, um die unumwundene Anerkennung der deutschen Centralgewalt und die Ausführung der Beschlüsse des Frankfurter Parlamentes in Oesterreich zu erwirken. Während aber die Majorität sich begnügte, es zuzugeben, daß die zur Erreichung dieses Zweckes bisher angewendeten Mittel sich als unzulänglich erwiesen, wollte die Minorität aus diesem Grunde unverhüllten Tadel gegen das Reichsministerium und die nach Oesterreich entsendeten Reichscommissäre Welcker und Mosle ausgesprochen wissen.

Schon in der Sitzung vom 20. November wurde dieser Bericht des Ausschusses in der Nationalversammlung zur Anzeige gebracht, aber erst neun Tage später, am 29. November, gelangte er zur Discussion. Nachdem dieselbe zwei Tage lang mit ziemlicher Erbitterung geführt worden war, schritt man zuerst über den Antrag der Minorität zur Abstimmung und derselbe wurde mit einer Mehrheit von etwa drei zu zwei Fünftel Stimmen verworfen. Eigenthümlicher Weise kam auch unser Majoritätsantrag, freilich nur mit einer Differenz von zehn Stimmen, zum Falle. Dieses verwunderliche Resultat wurde dadurch erreicht, daß diesmal viele Mitglieder der Rechten mit der Linken stimmten. Es war also gar kein Beschluß gefaßt worden und die unerledigten Anträge gingen an den Ausschuß zurück.

Die Niederlage, welche der Letztere dadurch erlitt, wurde gleich darauf durch einen Sieg wieder wettgemacht, den er errang. Einstimmig

hatte er den Antrag gestellt, daß der Erlaß des mährischen Landesguberniums wegen einer Beeinflussung der Wahlen zu mißbilligen und das Reichsministerium aufzufordern sei, in diesem Sinne das Erforderliche wahrzunehmen. In einer ungemein herausfordernden Rede wurde dem gegenüber von dem Grafen Deym aus Prag der einfache Uebergang zur Tagesordnung beantragt. Nachdem er, und gewiß nicht mit Unrecht, die Thorheit gegeißelt, welche darin lag, daß man in Frankfurt Beschlüsse auf Beschlüsse faßte und von dem Reichsministerium deren Durchführung in Oesterreich verlangte, zu der ihm alle Mittel gebrachen, ließ er sich zu den unüberlegten Worten hinreißen, wenn die Nationalversammlung in Oesterreich wirklich etwas erreichen wolle, so bleibe ihr nichts übrig, als ein Heer aufzustellen. „Gehen Sie diesen Weg," so schloß er, „und erobern Sie sich Oesterreich." Nach einigen leidenschaftlichen Erwiderungen von Seite der Linken wurde Deym's Antrag verworfen und der des Ausschusses zum Beschlusse erhoben.

Graf Friedrich Deym, in der vormärzlichen Zeit ein Mitglied der Opposition im Landtage zu Prag, war eine scharf ausgeprägte Individualität, ein Mann von Verstand und Charakter, dem es an dem erforderlichen Muthe nicht fehlte, auch dort seine Meinung zu sagen, wo er voraussetzen konnte, daß sie mißfiel. Ja er ging hierin sogar manchmal zu weit, und so hat er denn auch durch seine Rede der Stellung der Oesterreicher in Frankfurt empfindlich geschadet. Die Frage, die ihm, als er noch auf der Tribüne stand, zugerufen worden war: „Mit welchem Rechte sitzen Sie dann überhaupt noch unter uns?" wurde allmälig immer öfter wiederholt und auch an die übrigen Abgeordneten aus Oesterreich gerichtet.

Um so lauter und um so dringlicher geschah dies, als gerade damals in Oesterreich ein Schritt gethan wurde, der an und für sich gewiß nicht zu mißbilligen war, aber unsere Verlegenheiten nur noch vermehrte. Am 21. November war das Ministerium Schwarzenberg-Stadion eingesetzt worden, und am 27. trat es vor den inzwischen nach Kremsier verlegten Reichstag mit einem Programme, welches in den besseren Kreisen Oesterreichs mit lebhafter Zustimmung aufgenommen wurde. Aber in Bezug auf die Stellung Oesterreichs zu der deutschen Frage enthielt es folgenden verhängnißvollen Satz: „Nicht in dem Zerreißen der Monarchie liegt die Größe, nicht in ihrer Schwächung die Kräftigung Deutschlands. Oesterreichs Fortbestand in staatlicher Einheit ist ein deutsches wie ein europäisches Bedürfniß. Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, gedenken wir der natürlichen Entwicklung des noch nicht vollendeten Umgestaltungsprocesses entgegenzusehen. Erst wenn

das verjüngte Oesterreich und das verjüngte Deutschland zu neuen und festen Formen gelangt sind, wird es möglich sein, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen. Bis dahin wird Oesterreich fortfahren, seine Bundespflichten treulich zu erfüllen."

Diese gewiß schön klingenden Worte waren jedoch keineswegs so unzweideutig und klar, wie es für uns Oesterreicher in Frankfurt so wünschenswerth, ja so nothwendig gewesen wäre, um darnach unsere eigene Haltung einrichten zu können. Was war nun, so mußten wir uns fragen, der innerste Kern der Meinung der österreichischen Regierung? Die ersten Sätze ihrer Kundgebung schlossen sich ja ganz dem Programme an, welches zuerst Heinrich v. Gagern während der Discussion über die Paragraphe 2 und 3, damals noch ziemlich aussichtslos, verkündigt hatte. Als zwei für sich bestehende Ländergruppen sollten sich Oesterreich und Deutschland, so erklärte nun die kaiserliche Regierung selbst, jedes in einheitlichem Sinne und selbstständig constituiren, erst nach Erfüllung dieser dringendsten Aufgabe aber an die der zweiten schreiten, welche darin zu bestehen hätte, die gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen.

Niemand, der diese Sätze ruhig überdachte, konnte einer anderen Anschauung sich hingeben, als daß man in Oesterreich aufrichtig und wahr den Einheitsstaat wolle und diesem verlockenden Ziele energisch zustreben werde. Um dasselbe zu erreichen, sei man auch zu dem verhältnißmäßig kleineren Opfer entschlossen, an dem in Frankfurt beabsichtigten einheitlichen deutschen Staatsgebilde nicht Antheil zu nehmen, sondern sich mit demselben nur im Wege der Vereinbarung zu verbünden. War dies aber wirklich die Absicht Oesterreichs, dann konnten wir Deutschösterreicher doch nicht länger mehr mit Ehren in der deutschen Nationalversammlung bleiben und einen oft entscheidenden Antheil an Beschlüssen nehmen, welche unsere österreichische Heimat künftighin gar nichts mehr angehen sollten.

Diese Betrachtungen aber, so wohlbegründet sie auch waren, wurden durch den letzten, auf den ersten Blick ganz unscheinbaren Satz wieder ins Wanken gebracht. Bis zur Herstellung dieser Verbindung mit Deutschland werde Oesterreich, so lautete er, seine Bundespflichten treulich erfüllen. Welchen Bund hatte es dabei im Auge? Den alten deutschen Staatenbund, den man in Frankfurt wenigstens längst beseitigt und begraben glaubte und für dessen Ersetzung durch den einheitlichen Staat man ja gerade dort zusammengetreten war? Oder meinte man den neu zu gründenden deutschen Bundesstaat, dessen Pflichten man noch gar nicht kannte und die auf sich nehmen zu wollen man daher auch schon im Voraus erklären konnte?

Aus dem Wirrsal dieser Gedanken riß mich für einen Augenblick wenigstens die mich aufs höchste überraschende und wahrhaft erfreuende Nachricht von der Abdication des Kaisers Ferdinand, der Verzichtleistung des Erzherzogs Franz Karl auf sein Nachfolgerecht und der Thronbesteigung seines ältesten Sohnes, des Erzherzogs Franz Joseph. Höchst überraschend war diese Nachricht für mich, weil ich gleich aller Welt von dieser Absicht vor ihrer Ausführung auch nicht die entfernteste Ahnung besaß. Wahrhaft erfreuend aber, weil ich an sie die Hoffnung knüpfen durfte, eine jüngere und kräftigere Hand werde nun die Zügel der Regierung ergreifen und sie mit jenem Muthe und jener Entschlossenheit führen, deren das damals so tieferschütterte Oesterreich aufs dringendste bedurfte.

Fast an dem Tage, an welchem diese so wichtigen Nachrichten nach Frankfurt kamen, trug sich daselbst ein mich hochbeglückendes Ereigniß zu. Am Morgen des 6. December sagte mir meine Frau, als ich mich wie gewöhnlich um neun Uhr nach der Paulskirche begeben wollte, sie fühle sich etwas flau und werde aus Vorsicht die Hebamme zu sich rufen lassen. Dennoch wohnte ich ziemlich ruhigen Gemüthes der Sitzung bei, wollte aber doch, den Zeitraum benützend, den eine der damals so häufigen namentlichen Abstimmungen in Anspruch nahm, etwas zu Hause nachsehen, als mir auf der Straße unser Dienstmädchen mit dem Ausrufe entgegenkam: „Die Madam hat e Söhnche!" Natürlich rannte ich spornstreichs heim und richtig war es so. Erst eine Viertelstunde nach elf Uhr hatte meine Frau Anmahnungen von Unwohlsein verspürt; sie legte sich zu Bett und binnen einer halben Stunde war der neue Ankömmling da, welchem Urtheilsfähigere als ich das Zeugniß ganz besonderer Wohlgeformtheit ertheilten.

So wie die Geburt ihres Knäbleins in ungewöhnlich günstiger Weise vor sich gegangen war, so zufriedenstellend verlief auch das Wochenbett meiner Frau. Eine Tante derselben, die jüngere Schwester ihrer Mutter, aber doch schon ein älteres Fräulein, war aus diesem Anlasse auf meine Bitte nach Frankfurt gekommen und stand ihrer Nichte mit Sorgfalt bei. Und die liebenswürdigen Freundinnen unseres Hauses, die Frauen v. Würth und Sommaruga waren wirklich wie treue Schwestern für sie.

So ging in einer mich aufs Innigste befriedigenden Art dieses Ereigniß vorüber, welches ich mit Recht soeben ein mich hochbeglückendes nannte. War aber bis dahin mein Leben nicht ganz arm an solchen gewesen, so war die Geburt meines Sohnes für eine lange Reihe von Jahren das letzte, das ich mit diesem Ausdrucke bezeichnen darf.

Schwindende Hoffnungen.

Hoffentlich wird es mir nicht als eitle Selbstüberhebung ausgelegt werden, wenn ich als eine Eigenthümlichkeit meines Charakters hervorhebe, daß, sobald ich einmal etwas ergreife, dies allzeit mit einem großen, ja manchmal zu großen Eifer geschieht, und daß ich mit einer Zähigkeit daran festhalte, die nicht selten eine zu weit getriebene ist. Verdanke ich diesem Eifer und dieser Zähigkeit vielleicht manchen Erfolg, so mag doch insbesondere der erstere mich hie und da auch zu Irrthümern fortgerissen haben. Das „pas trop de zèle" ist eine Lehre, die ich mir nie recht zu Herzen nahm, während sie gerade in politischen Dingen nicht aus den Augen verloren werden sollte.

So ging es mir auch in Frankfurt, und ich war so ganz von den parlamentarischen Verhandlungen und Vorgängen erfüllt, daß ich mich wieder um so rückhaltsloser in dieselben stürzte, als ich meine Frau in den Händen ihrer Tante und ihrer Freundinnen aufs Beste versorgt wußte. Selbstverständlich hebe ich wie bisher, so auch für das, was mir noch zu erzählen übrig bleibt, blos dasjenige hervor, was mein Interesse vorzugsweise gefangen nahm, und das war Alles, was die Ereignisse in Oesterreich und die zukünftige Stellung dieses meines Heimatlandes zu Deutschland anging. Die übrigen zahlreichen Angelegenheiten, mit denen das Parlament sich zu beschäftigen hatte, möchte ich, was meine Betheiligung an denselben betrifft, in zwei Kategorien sondern. Zur ersten gehören alle diejenigen, bei denen es sich um die zu jener Zeit ununterbrochen vorkommenden Conflicte der Revolutionspartei in den einzelnen Ländern, vornehmlich aber in Oesterreich und in Preußen mit ihren Regierungen handelte. In diesen Fragen, die auf Seite der Linken fast allzeit zügellose Leidenschaftlichkeit, ja nicht selten wahre Wuthausbrüche hervorriefen, befand ich mich ausnahmslos unter den Gegnern derselben, weil es mir als eine meiner ersten Pflichten erschien, soviel als ich es nur immer vermochte, dazu beizutragen, daß dem Umsichgreifen der Revolutionspartei gesteuert und die Bahn, welche uns zur Wiederkehr geordneter Zustände führen sollte, mit Energie und Ausdauer verfolgt werde.

Anders verhielt ich mich dagegen bei der überlangen Reihe abstracter Fragen, welche durch die endlosen Verhandlungen über die so-

genannten Grundrechte des deutschen Volkes vor uns aufgerollt wurde. In diesen stimmte ich fast allzeit in liberalem, ja manchmal sogar in einem für meine heutige Anschauung allzu liberalen Sinne, jedoch auch hierin fast niemals die Grenze überschreitend, welche meine dem Centrum angehörende Partei sich zog.

Die Aufmerksamkeit, welche ich diesen Dingen schenkte, war jedoch auch nicht von fern mit der zu vergleichen, die ich Allem widmete, was Oesterreich anging. Und da habe ich denn schon früher gesagt, daß diejenigen, welche die Interessen Oesterreichs in dem Sinne wahrnehmen zu sollen glaubten, den ich für den einzig richtigen hielt, nach mehr als blos einer Seite hin die Probe bestehen mußten. Neben der Linken, die wir bisher zu bekämpfen hatten, weil wir ihre Anträge als für Oesterreich verderblich betrachteten, erstand in einer immer greifbarer werdenden Gestalt eine andere, nicht weniger mächtige und uns nicht weniger feindselige Partei, die des preußischen Erbkaiserthums.

Ich muß offen gestehen, daß ich zu den Mitgliedern derselben weit schwerer in Gegensatz trat als zu denen der Linken. Schon die Maiereignisse in Wien und die mich immer mehr empörenden Begebenheiten, welche während des Sommers ihnen folgten, hatten mich mit wahrem Abscheu gegen die Revolutionspartei erfüllt, der sich durch den Septemberaufstand in Frankfurt, die Ermordung Auerswald's und Lichnowsky's, durch das, was im October in Wien geschah, und durch das scandalöse Benehmen der Linken bei allen diesen Vorfällen bis zum ausgesprochensten Hasse gegen sie steigerte. Um keinen Preis hätte ich noch über den Club der Westendhalle hinaus, wo Camillo Wagner, der mir wirklich sympathisch war, und die beiden Kölner Venedey und Raveaux saßen, mit denen ich gleichfalls nicht ungern verkehrte, mich einem der Mitglieder der beiden Clubs der eigentlichen Linken, des Deutschen Hofes und des Donnersberges, genähert. Nur mit einem blutjungen Oesterreicher, Demel aus Teschen, machte ich eine Ausnahme, und mit Genugthuung ward ich lange Jahre später gewahr, daß ich mich nicht getäuscht hatte, als ich den guten Kern in ihm zu erkennen glaubte. Wir sahen uns selten, aber wenn dies geschah, so verkehrten wir auch auf freundschaftlichem und landsmännischem Fuße. In Folge dessen kam sogar in der Zeit, in welcher die revolutionären Wogen in Frankfurt am höchsten stiegen, eine ganz sonderbare Verabredung zwischen uns zu Stande. Allen Ernstes vereinbarten wir uns dahin, daß, wenn die Revolution siegen sollte, Demel sich alle Mühe geben werde, zu verhindern, daß den Meinigen und mir selbst ein Unheil widerführe. Ich hingegen übernahm diese Verpflichtung für den Fall, als etwa in Frankfurt einmal ein gleiches

Verfahren platzgreifen sollte, wie es in Wien nach der Einnahme der Stadt beobachtet worden war. Glücklicher Weise kam keiner von uns Beiden in die Lage, dem Anderen gegenüber das ihm verpfändete Wort einzulösen. Sowohl Demel als ich hätten dies sicherlich mit größter Gewissenhaftigkeit gethan.

Wie ganz anders als zu den Mitgliedern der Linken war doch mein bisheriges Verhalten zu denen der preußischen Erbkaiserpartei gewesen! Von meinem ersten Eintreffen in Frankfurt an, somit drei volle Monate hindurch, waren wir mit Ausnahme der Verhandlung über die Paragraphe 2 und 3 allzeit in den gleichen Reihen gestanden und hatten bei manchem heftigen Kampfe gegen die Linke wacker ausgehalten bei einander. Und selbst der Streit um die erwähnten Verfassungsparagraphe hatte in meinen Augen mit der Werthschätzung der Personen, die auf der Gegenseite standen, nur wenig zu thun. Ja ich begriff sogar das Bestreben der Preußen, und sie waren darum in meinen Augen nicht minder ehrenwerth, wenn sie darnach trachteten, ihren so lang gehegten Traum zu verwirklichen und ihren König zum Kaiser von Deutschland zu machen. Hätte doch auch ich, und ich sage damit nicht zu viel, kein Opfer und keine Anstrengung gescheut, wenn ich mit Aussicht auf Erfolg dazu hätte beitragen können, daß dem Kaiser von Oesterreich die Krone Deutschlands auf das jugendliche Haupt gesetzt werde.

Die größte Schwierigkeit für meine Meinungsgenossen und mich selbst bestand eigentlich in der völligen Unklarheit über dasjenige, was wir nun anstreben sollten. Die Gegner besaßen ein präcis formulirtes Programm: es war der deutsche einheitliche Staat mit Ausschließung alles dessen, das darin nicht Platz finden könne. Lieber ein einheitliches, wenn auch kleineres Staatsgebiet, sagten sie, als ein großes, nur lose zusammenhängendes, in welchem die alte Misère des Zwiespaltes zwischen den einzelnen Theilen sich stets erneuere. Wir aber konnten nur immer von der Nothwendigkeit, Deutschland in seiner vollen Integrität zu erhalten, und von ausnahmsweisen Bestimmungen sprechen, welche zur Erreichung dieses Zweckes für Oesterreich in die neue Verfassungsurkunde aufgenommen werden müßten. Wie aber diese Bestimmungen lauten sollten, darüber waren wir selbst weder klar, noch einer und derselben Meinung; wenn wir dies aber auch gewesen und trotz der obwaltenden Schwierigkeiten dahin gelangt wären, uns zu einem für die Anderen wie für uns annehmbaren Programme zu einigen, so wußten wir noch immer nicht von fern, wie sich die neue Regierung in Oesterreich dazu stellen und ob sie uns nicht schließlich desavouiren werde. Genau zu wissen, was unsere eigene Regierung wolle, schien mir daher das dringendste Bedürfniß zu sein.

Wie mein Clubgenoß Biedermann in seinem Buche über die Paulskirche bezeugt, darf ich die Initiative des Gedankens für mich in Anspruch nehmen, daß von Seite des Reichsministeriums directe Verhandlungen mit der österreichischen Regierung einzuleiten seien, um sie zu einer klaren und unzweideutigen Kundgebung über ihre Intentionen und über die äußerste Grenzlinie zu veranlassen, bis zu welcher sie gehen könne, um das Verbleiben der deutschösterreichischen Länder in dem deutschen Bundesstaate möglich zu machen. Ich trat mit diesem Vorschlage in meinem Club, dem Augsburger Hofe hervor, und obgleich derselbe zu nicht geringem Theile aus Mitgliedern bestand, welche dem preußischen Erbkaiserthum günstig gesinnt waren, so wurde ihm doch bereitwilliges Entgegenkommen zu Theil. Minder ermuthigend war dasjenige, welches er in dem großen Club des rechten Centrums, dem Casino fand, als meine Freunde Sommaruga und Würth ihn dort anregten, aber man wagte doch wenigstens keine förmliche Ablehnung. Schließlich kam die Sache auch im Schooße des Ministeriums zur Sprache, und der Reichsfinanzminister v. Beckerath versammelte hierauf einen kleinen Kreis von Mitgliedern der verschiedenen Fractionen, von der äußersten Rechten an bis zum Württemberger Hofe, bei sich, um die Stimmung über die obschwebende Frage kennen zu lernen.

Ich wurde dieser Besprechung nicht beigezogen, kann also nur vom Hörensagen über sie berichten. Und da zeigte es sich denn recht deutlich, wer von den Anhängern des preußischen Erbkaiserthums dasselbe vorzugsweise im deutschen oder wer es im speciell preußischen Interesse wünschte. Eines der hervorragendsten Mitglieder der Rechten, der Buchhändler Bassermann aus Mannheim, sprach sich für die Absendung von Bevollmächtigten nach Olmütz aus, um zu definitiven Grundlagen zu gelangen, auf denen das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland zu ordnen sein würde.

Diese Anschauung bekämpften die beiden Abgeordneten Georg Beseler und Droysen, welche ich schon damals, ob mit Recht oder mit Unrecht, wage ich freilich nicht zu entscheiden, als Wortführer derjenigen ansah, deren Mund überfloß von Versicherungen ihres Deutschthums, während es ihnen innerlich doch um nichts so sehr als um die Erhöhung Preußens zu thun war. Sie erklärten sich gegen alle Verhandlungen mit Oesterreich; die Nationalversammlung solle, so meinten sie, mit der Zustandebringung des Verfassungswerkes nur ruhig und selbständig vorangehen, das Andere werde sich mit der Zeit schon finden.

Auch Dahlmann äußerte sich in ähnlichem Sinne, und er meinte, es sei der Nationalversammlung nicht würdig, Oesterreich nochmals einen Schritt entgegenzukommen. Er unterließ dabei freilich, das von ihm

gebrauchte Wort „nochmals“ näher zu begründen, denn die Nachweisung wäre ihm wohl schwer geworden, wann und wo denn der erste Schritt zur Annäherung an Oesterreich gethan worden sei.

Ungleich versöhnlicher und patriotischer als diese drei Abgeordneten sprach Heinrich v. Gagern, indem er die hohe Wichtigkeit einer baldigen und rückhaltslosen Verständigung mit Oesterreich hervorhob. Und da Schmerling erklärt hatte, er wünsche, um jedem Mißtrauen vorzubeugen, daß die Verhandlungen mit Oesterreich von einem Anderen als ihm geführt würden, war der Vorschlag gemacht worden, Gagern in das Ministerium zu berufen. Aber er selbst äußerte nun das Bedenken, ob denn sein Programm, das vor wenigen Wochen kaum ein Dutzend Stimmen im Parlamente für sich gehabt habe, jetzt dort die Majorität finden werde. Grumbrecht aus Lüneburg, der dem Württemberger Hofe angehörte, ein derber, ungeschliffener Patron, warf nun Schmerling die Behauptung ins Gesicht, Gagern dürfe nicht mit ihm gleichzeitig im Ministerrathe sitzen, denn sonst lade er die ganze Unpopularität, das Mißtrauen, ja den Haß auf sich, mit welchem das Ministerium Schmerling belastet sei. Umsonst wurde dagegen bemerkt, die Unpopularität Schmerling's sei nur diejenige der ganzen Rechten, umsonst trat der streng conservative Preuße Graf Schwerin als Schmerling's Vertheidiger auf, Grumbrecht wurde nur noch gröber und richtete nun seine Invectiven gegen Schwerin. Darüber ging die Versammlung resultatlos auseinander.

Aber der Same der dort gepflogenen Berathung blieb dennoch nicht ganz ohne Frucht. Zwar brach sich trotz des mächtigen Einflusses, welchen Beseler, Droysen und Dahlmann auf die preußische Erbkaiserpartei ausübten, der von ihnen zurückgewiesene Gedanke der Nothwendigkeit einer Verhandlung mit Oesterreich rasch wieder Bahn. Die Clubs der Rechten und des Centrums selbst waren es, welche das Ministerium einluden, ihnen seine Intentionen in Betreff dieser Unterhandlungen mittheilen zu wollen. Solches geschah auch, und Schmerling legte in der That den Entwurf eines Antrages vor, den er in der Nationalversammlung einbringen wollte und auf welchen man bei einigem guten Willen recht wohl hätte eingehen können. Mit aller Kraft, welche ich überhaupt besaß, vertrat ich diesen Antrag im Augsburger Hofe. Und da sich schließlich die Sache weniger um den vom Ministerium beabsichtigten Schritt, als um Schmerling's Person drehte, so wies ich auf die ganz außerordentlichen Verdienste hin, die derselbe sich in den Septembertagen gerade um die Rechte erworben. Einen Act der Undankbarkeit nannte ich es, wenn man ihn jetzt fallen lassen wolle, und ich warnte eindringlich davor, der Linken einen solchen Triumph zu bereiten.

Aber was ich auch sagen mochte und was die wenigen Meinungsgenossen, deren ich mich erfreute, zu meiner Unterstützung vorbrachten, es war doch nur tauben Ohren gepredigt. Da man selbst nicht ganz ehrlich zu Werke ging und eigentlich Schmerling nur verdrängen wollte, um Gagern an seine Stelle zu setzen und durch ihn dem preußischen Erbkaiserthum die Wege zu ebnen, so gab man sich, um hiefür einen Vorwand zu finden, den Anschein, überall Zweideutigkeit und Falschheit zu wittern. Man interpretirte davon eine Menge in den vom Ministerium beabsichtigten Antrag hinein und brüstete sich dann nicht wenig mit den in solcher Weise gemachten Entdeckungen. Nach denselben könne man, so wurde erklärt, für Schmerling's längeres Verbleiben im Ministerium nicht mehr eintreten und man versagte ihm die fernere parlamentarische Unterstützung. In Folge dessen trat Schmerling am 15. December vom Amte zurück, und sein Unterstaatssecretär Würth mit ihm. Es befand sich nun kein Oesterreicher mehr in der Regierung und wir konnten hierin mit Recht ein Vorspiel für die Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland und für die Vertreibung der Oesterreicher aus der Nationalversammlung erblicken. An Schmerling's Stelle übernahm Gagern den Vorsitz im Ministerrathe und die beiden Portefeuilles der auswärtigen Angelegenheiten und des Innern.

Am 18. December trat Gagern mit seinem bekannten Programm vor das Parlament. Es wiederholte in gewissem Sinne die Erklärung des österreichischen Ministeriums vom 27. November und stellte den Satz an seine Spitze: „Alle österreichischen Lande sollen in staatlicher Einheit verbunden bleiben. Die Beziehungen Oesterreichs zu Deutschland können erst dann staatlich geordnet werden, wenn beide Staatencomplexe ihre innere Umgestaltung vollendet haben würden. Die Pflicht der deutschen Centralgewalt Oesterreich gegenüber beschränke sich daher auf Erhaltung des bisherigen Bundesverhältnisses, unter Anerkennung der Sonderstellung Oesterreichs, welches als in den neu zu errichtenden deutschen Bundesstaat nicht eintretend zu betrachten sein würde. Das zukünftige Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland wäre durch eine Unionsacte, das Maß der gegenseitigen Rechte und Pflichten aber im gesandtschaftlichen Wege zu ordnen.“

Der letzte war auch der allermißlichste Punkt, denn durch denselben wurde nur allzu klar angedeutet, die Stellung Oesterreichs zu Deutschland solle künftighin nur eine völkerrechtliche sein. Ganz der gleiche Gedanke war dies, wie er seinerzeit dem Antrage Mühlfeld's zu Grunde gelegen und für welchen derselbe nicht den zehnten Teil der Stimmen im Parlamente zu erlangen vermocht hatte. Gagern empfand dies wohl,

und darum begehrte er ausdrücklich die Ermächtigung zur Anbahnung einer solchen gesandtschaftlichen Verbindung mit Oesterreich. Schließlich beantragte er die Zuweisung seiner Vorlage an einen Ausschuß.

Schon die Sitzung, in der solches geschah, nahm einen für Gagern recht kläglichen Verlauf, und obgleich ich natürlich mit meinen Landsleuten stimmte und dadurch das Meinige zu der Verlegenheit beitrug, in der er sich befand, so that mir dies doch um seinetwillen recht aufrichtig leid. Denn während der mehr als drei Monate, die ich nun dem Parlament angehörte, hatte kaum Einer meine persönlichen Sympathien in so hohem Grade erworben als Heinrich v. Gagern, aber dieselben traten selbstverständlich weit vor der politischen Nothwendigkeit zurück, ihn jetzt zu bekämpfen. Darum betrachtete ich es als einen Gewinn, daß schon das erste und sogar blos formelle Verlangen, welches der neue Ministerpräsident an die Nationalversammlung stellte, die Zuweisung seines Antrages an einen Ausschuß, von derselben abgelehnt wurde. Nicht weniger als vier Ausschüsse wurden der Reihe nach in Vorschlag gebracht und alle, zum Theil sogar in namentlicher Abstimmung verworfen. Es blieb also nichts Anderes übrig, als durch die Abtheilungen einen neuen Ausschuß zu wählen, um über die Vorlage Gagern's zu berathen und zu berichten.

Man würde sich täuschen, wenn man glauben wollte, daß die unleugbare Niederlage, welche Gagern schon in der ersten Sitzung erlitt, der er als Ministerpräsident beiwohnte, durch den kleinen Erfolg versüßt worden wäre, den seine Partei errang, als einer der treuesten Anhänger Gagern's, Simson aus Königsberg, mit der verschwindenden Majorität von zwei Stimmen zum Präsidenten der Nationalversammlung gewählt wurde. Fürwahr ein Pyrrhussieg, der die Schwäche der ministeriellen Partei erst recht laut verkündigte. Mit schwerem Herzen stimmte ich mit der ganzen Linken für Kirchgeßner aus Würzburg, obwohl ich mir vollkommen klar darüber war, daß seine Befähigung, das Präsidium zu führen, hinter derjenigen Simson's weit zurückstand.

Die Erbitterung aber, mit welcher die Vorgänge in dieser Sitzung die Parteien der Rechten, welche, nachdem sie so lange Zeit über die unbestrittene Majorität verfügt hatten, diese Machtvollkommenheit nun
h den Abfall der Oesterreicher und derjenigen, die fest zu
dahinschwinden sahen, stieg aufs Höchste, als das Er-
den Abtheilungen vollzogenen Wahl für den Ausschuß
an welchen Gagern's Programm verwiesen werden sollte.
waren von fünfzehn Mitgliedern kaum zwei oder drei,
ngt mit Gagern hielten; seine Gegner aber, unter

ihnen hauptsächlich Angehörige der Linken, waren in der entschiedensten Majorität.

Von großem, wenn auch nicht gerade erfreulichem Interesse war es, den Unterschied in der Art und Weise zu beobachten, in welcher diese Erbitterung die Haltung der verschiedenen Mitglieder der bisherigen Majorität beeinflußte. Und da kann man wohl sagen, daß diejenigen, denen man es ansah, sie hätten von Jugend auf eine gute Erziehung genossen und sich in Kreisen bewegt, in denen man auf die Beobachtung verbindlicher gesellschaftlicher Formen Werth legt, auch die meiste Selbstbeherrschung an den Tag legten. Die Mitglieder der preußischen Rechten, meistens Edelleute und Gutsbesitzer, gingen hierin mit gutem Beispiele voran. Auch Heinrich Gagern wich wenigstens mir gegenüber nie auch nur um die Breite eines Haares von dem Benehmen ab, das der anständige Mann einem politischen Widersacher gegenüber einhält, wenn er ihn nur überhaupt achtet. Am verbissensten in ihrer Feindseligkeit und am wenigsten wählerisch in der Art, sie zum Ausdrucke zu bringen, war eine Anzahl norddeutscher Gelehrter und anderer Männer, welche, ohne selbst Gelehrte zu sein, doch Hand in Hand mit ihnen gingen.

Das Gebiet, auf dem sie sich mit Vorliebe tummelten, war das der Presse, und man darf wohl sagen, Verdrehung der Thatsachen, Unwahrheit und Verleumdung waren nicht selten die Waffen, deren sie sich bedienten, um ihre Gegner mit Koth zu bewerfen und deren Bestrebungen zu verlästern und zu verschwärzen, die eigenen aber und sich selbst mit einem manchmal recht unverdienten Glorienscheine zu umwinden. Am ärgsten aber trieb es die „Deutsche Zeitung“ und in ihr der Hauptmitarbeiter derselben, Georg Gottfried Gervinus.

Als einer der Göttinger Sieben und als ein hervorragender, ja mit Recht berühmter Schriftsteller verdiente er gewiß allen Respect, aber als Politiker konnte er mir von meinem Standpunkte aus nur widerlich erscheinen. Noch ist der tiefe Ingrimm mir klar im Gedächtniß, mit welchem mich die von ihm unter der Chiffre „Vom Rhein“ geschriebenen Artikel erfüllten. Da war ihm keine Entstellung vergangener Zeiten und keine Schmähung des Gegenwärtigen zu arg, um nicht in Bezug auf Oesterreich mit dem Anscheine tiefster sittlicher Entrüstung vorgebracht zu werden. Ich besitze die „Deutsche Zeitung“ nicht und kann sie mir in Wien nicht verschaffen, weshalb ich die betreffenden Belegstellen hier nicht anzuführen vermag. Aber wie empörend der Eindruck war, welchen die von Gervinus gegen Oesterreich geschriebenen Schmähartikel auf mich hervorbrachten, geht daraus am besten hervor, daß ich selbst zur Feder griff, um ihn, so gut ich es konnte, auf seinem eigenen Gebiete zu bekämpfen.

Noch niemals in meinem Leben hatte ich für ein Journal einen Artikel geschrieben, und als ich dies that, wußte ich nicht, ob er in einer der geleseneren Zeitungen Aufnahme finden würde. In Frankfurt selbst war keine Aussicht hiezu, denn die dortigen Blätter waren fast ausnahmslos in den Händen der Agenten des uns nun feindlichen Ministeriums oder in denen der Linken. Ich sandte ihn also an die „Augsburger Allgemeine Zeitung", obwohl dieselbe sich wenigstens zur Zeit der Verhandlungen über die Paragraphe 2 und 3 keineswegs in einem meinen Bestrebungen günstigen Sinne verhalten hatte. Da sie aber damals noch einen sehr großen Absatz in Oesterreich besaß, hoffte ich, sie werde ihre Spalten nicht einer Stimme aus Frankfurt verschließen, welche den daselbst jetzt zur Gewohnheit gewordenen Beschimpfungen Oesterreichs entgegenzutreten unternähme.

Meine Erwartung wurde wirklich nicht getäuscht und mein Artikel trotz seines Umfanges in der „Allgemeinen Zeitung" vom 25. December 1848 abgedruckt. Da er über meine damalige Stimmung und Anschauung den besten Aufschluß gewährt, so kann ich nicht umhin, ihn hier zum Theile wörtlich anzuführen und zum Theile nur kurz zu skizziren.

„Oesterreich und die als Abgeordnete hier befindlichen Söhne dieses Landes," mit diesen Worten beginnt mein aus Frankfurt vom 22. December datirter Artikel, „dienen gegenwärtig den hämischesten Angriffen der Frankfurter Tagespresse zum Ziele. Namentlich ist es die ‚Deutsche Zeitung', welche keinen Tag vorübergehen läßt, ohne einen oder mehrere Artikel zu bringen, welche strotzen von unwahren Angaben, von unwürdigen Verdächtigungen, von falschen Beschuldigungen, die gegen die Abgeordneten aus Oesterreich und gegen das österreichische Ministerium in einer Weise und in einem Tone geschleudert werden, die jeden Unbefangenen entrüsten, umsomehr also die Verletzten selbst mit Erbitterung erfüllen muß. Da werden die scharfsinnigsten historischen Deductionen gebracht, um sonnenklar zu beweisen, wie eigentlich Oesterreich nie deutsch gewesen; ja sogar die herrlichsten Erinnerungen, das Andenken an die Märtyrerjahre 1805 und 1809, wo Oesterreich im Kampfe gegen Deutschlands erbittertste Feinde geblutet, wo es sich deutscher gezeigt als ein großer Theil der reindeutschen Länder selbst, das Andenken an das herrliche Jahr 1813, das Jahr der Befreiung und des Sieges, selbst diese glänzenden Erinnerungen werden mit Koth beworfen, um Oesterreich zu Gunsten Preußens zu verkleinern und zu erniedrigen. Und warum diese hämischen Ausfälle, diese erbitterten Angriffe, warum diese verleumderischen Verdächtigungen, mit welchen die Frankfurter Presse Oesterreich und dessen ...ter in der Nationalversammlung übergeifert? Warum die zahllose

Menge absichtlich verbreiteter lügenhafter Angaben über eine Coalition zwischen den österreichischen Abgeordneten und den Mitgliedern der Linken, eine Coalition, abgeschlossen zu dem Anfangs streng verheimlichten, nun aber offenkundigen Zwecke, das Verfassungswerk zu stören und die so lang ersehnte Einheit wenige Monate vor ihrer Verwirklichung zu vernichten? Weil die Oesterreicher es nicht übers Herz bringen konnten, die Vorschläge des Ministerpräsidenten v. Gagern, durch welche ihnen nichts Geringeres zugemuthet wurde, als sich selbst die Stühle vor die Thüren der Paulskirche zu setzen, mit dem Jubel zu begrüßen, der ihnen von den preußischen Mitgliedern der Rechten und des Centrums und den noch preußischeren Abgeordneten aus Schleswig-Holstein gespendet wurde; weil sie sich nicht entschließen konnten, sich selbst aus Deutschland hinaus zu decretiren, und die Hand nicht bieten wollten zur Anknüpfung eines blos völkerrechtlichen Verhältnisses zwischen Oesterreich und Deutschland; weil es ihre Brust mit Unmuth erfüllte, daß sie, deren Mission es gewesen, Oesterreichs Verbleiben in und bei dem deutschen Bundesstaate zu verwirklichen, unverrichteter Dinge heimziehen und einem diplomatischen Repräsentanten Platz machen sollten, der fürder Oesterreichs Volk zu vertreten habe in dem ihm so lange Zeit fremd gewesenen und schon so bald wieder fremdgewordenen Deutschland; weil sie das Alles nicht hingenommen in ruhiger Ergebung und es in dem Momente der ersten Aufregung versucht haben, ihre Kräfte mit Jenen zu messen, welche sie so lang für befreundet hielten und die sich nun plötzlich hinstellten als offenkundige Gegner. Deshalb erlaubt man sich, die österreichischen Abgeordneten undeutsch zu schelten, deshalb entblödet man sich nicht, das alte Schmähwort ‚ein Schwarzgelber‘ wieder aufzuwärmen und sich durch dessen Gebrauch auf den Boden zu stellen, auf welchem sich bekanntlich während der unglücklichen Octobertage der Pöbel Wiens mit solchem Erfolge bewegte.“

Nachdem ich in so nachdrücklicher Weise die Angriffe der Frankfurter Presse im Allgemeinen und der „Deutschen Zeitung“ insbesondere zurückgewiesen hatte, bemühte ich mich, dieselben Punkt für Punkt in sachlicher Deduction zu widerlegen und das bisherige Verfahren der österreichischen Abgeordneten nach allen Richtungen hin zu rechtfertigen. Und schließlich beantwortete ich die gleichfalls von der „Deutschen Zeitung“ aufgeworfene Frage: „Was wollen die Oesterreicher?“ mit folgenden Worten: „Sie wollen ein großes, mächtiges, einiges Deutschland, und daß dieses Deutschland auch ihr Oesterreich in sich schließe. Sie glauben, daß es in Deutschlands höchstem Interesse liege, Oesterreich nicht zu zertrümmern, sondern es sich stark und kräftig gestalten zu lassen. Sie

haben die Hoffnung nicht aufgegeben, daß es möglich sei, Oesterreich und Deutschland durch ein engeres als ein blos völkerrechtliches Band zu vereinigen. Sollten sie sich aber darin getäuscht haben, sollte sich wirklich die Unmöglichkeit von Oesterreichs Verbleiben im deutschen Bundesstaate herausstellen, sollten sie diese Ueberzeugung nicht durch ein Ministerialprogramm oder durch eine Depesche vom auswärtigen Amte, sondern mittelst eines Ausspruches des österreichischen Volkes durch den Mund seiner gesetzlichen Vertreter erhalten, dann wird es keinem wackeren Oesterreicher in den Sinn kommen, sich länger in das deutsche Verfassungswerk mengen, dasselbe in seiner Entwicklung stören zu wollen. Mit schwerem Herzen werden sie von Frankfurt scheiden, sich ihrer Heimat zuwenden und dort, wie sie es in Frankfurt für ihre Schuldigkeit ansahen, für Oesterreich zu sprechen und zu handeln, in Oesterreich in deutschem Sinne wirken."

Ich weiß wohl, Zeitungsartikel kommen und vergehen, wie der eine Tag sie bringt und der nächstfolgende sie wieder im Gedächtnisse der Leser verwischt. Wenn ich mir vielleicht damit schmeicheln darf, der meinige habe etwas mehr Beachtung gefunden, als solches gewöhnlich der Fall ist, so hatte ich dies wohl dem Umstande zu verdanken, daß er nicht so sehr ein Artikel als vielmehr eine Art Schutzschrift für die österreichische Auffassung der Lage in Frankfurt und für die dort tagenden Oesterreicher, insofern sie der Rechten und dem Centrum angehörten, war. Auch hatte ich mich entschlossen, mit offenem Visir auf den Kampfplatz zu treten, indem ich meinem Artikel den Anfangsbuchstaben meines Namens vorausschickte und durch die Redaction der „Allgemeinen Zeitung" die Bemerkung hinzufügen ließ: „Von einem österreichischen Mitgliede der Nationalversammlung." Da aber außer mir nur noch die Herren Achleitner aus Ried und Baron Aichelburg aus Klagenfurt österreichische Parlamentsmitglieder waren, deren Name mit A begann, und von keinem derselben eine schriftliche Theilnahme an dem politischen Getriebe anzunehmen war, so brachte dies so ziemlich die gleiche Wirkung hervor, als wenn ich den Artikel mit meinem vollen Namen unterzeichnet hätte.

Daß mein Aufsatz den von mir gewünschten Eindruck nicht verfehlt habe, merkte ich sogleich an den langen Gesichtern und der steifen Haltung der Abgeordneten, welche in der Frankfurter Presse in dem von mir so bitter getadelten Sinne thätig waren. Am allermeisten geärgert aber zeigte sich zu meinem innerlichen Behagen Gervinus, dem ja meine Erderung vorzugsweise galt und der sie gerade so aufnahm wie Einer, unterbrochen herüberschießt, das Zurückschießen aber als ein straf-Verbrechen betrachtet.

Noch befriedigender für mich war der Eindruck, den mein Artikel in meiner Heimat hervorbrachte. Von mehreren Seiten konnte ich zustimmende Aeußerungen vernehmen, am erfreulichsten aber war es für mich, als mir mein Vater schrieb, er habe, nachdem er den Artikel gelesen, lebhaft gewünscht, derselbe möge von mir sein. Aber freilich war er zugleich auch etwas über den geringen Respect erschrocken, mit welchem ich am Schlusse desselben von dem Programme und den Depeschen des Ministeriums sprach.

Bald sollte mir die Gelegenheit dargeboten werden, die Gedanken, die ich in den Spalten der „Allgemeinen Zeitung" niedergelegt, auch von der Tribüne der Paulskirche zu entwickeln, in welcher die Nationalversammlung am 11. Januar 1849, nach einem etwa zweimonatlichen Zwischenraume aus der reformirten Kirche dahin zurückkehrend, wieder ihre erste Sitzung abhielt.

Sie war dem Berichte des Ausschusses gewidmet, der erst vor Kurzem zur Begutachtung des Gagern'schen Programmes eigens zusammengesetzt worden war. Der Bericht, von Venedey erstattet, sprach sich, wenngleich in rücksichtsvollen Worten, doch gegen das Programm aus, und gipfelte schließlich in dem von zehn gegen fünf Stimmen beschlossenen Antrage, in eine Ausscheidung der zum früheren deutschen Bunde gehörigen Länder Oesterreichs aus dem deutschen Bundesstaate nicht zu willigen. Dagegen sei die Centralgewalt zu beauftragen, mit der österreichischen Regierung zu geeigneter Zeit und in geeigneter Weise in Unterhandlungen über das Verhältniß der zum früheren deutschen Bunde nicht gehörigen Länder Oesterreichs zu dem deutschen Bundesstaate zu treten.

Das Minoritätserachten trug dagegen auf Ertheilung der von dem Reichsministerium erbetenen Ermächtigung an.

Nach dem Berichterstatter Venedey erhielt Gagern das Wort zu einer gewaltigen Rede, in welcher er in maßvoller, aber doch eindringlicher Weise seinen Standpunkt vertrat. Von der ganzen Versammlung mit gespanntester Aufmerksamkeit angehört, schloß er unter dem stürmischen Beifalle seiner zahlreichen Anhänger auf der Rechten und im Centrum, und lange wollte sich die Aufregung nicht legen, in welche die Versammlung durch seine Rede versetzt worden war.

Nach Gagern wurde ich auf die Tribüne gerufen, und es trat daher gerade das Gegentheil von der Constellation ein, die mich bei meinem ersten Auftreten in der Paulskirche so sehr begünstigt hatte. Sah man damals mit Ruhe meiner Rede entgegen und schenkte man ihr gleich von ihrem Beginne an Aufmerksamkeit, so wurde jetzt diejenige

Gagern's in hundert halblaut geführten Privatgesprächen zwischen den einzelnen Abgeordneten oder Gruppen derselben discutirt. Und als es endlich stiller geworden, da hörte man meine Worte zwar ruhig an, aber um großes Interesse zu erregen, dazu waren sie von zu wenig ausgesprochenem Gepräge. Hätte ich einen vehementen Angriff gegen Gagern vollführt, so würde ich wohl den Beifall der Linken gewonnen haben. Aber dieselbe, mir schon von vorneherein, und von ihrem Standpunkte aus mit Recht, durchaus nicht freundlich gesinnt, machte ich mir noch mehr zu Feinden, indem ich ihre wiederholt aufgestellte Forderung, Reichstruppen gegen Oesterreich aufzubieten, als das, was sie wirklich war, als Thorheit bezeichnete. Die Erbkaiserpartei stieß ich dadurch zurück, daß ich neuerdings gegen die Paragraphe 2 und 3 in die Schranken trat und ihre Abänderung verlangte. Hierauf bemühte ich mich, die Oesterreicher von dem Vorwurfe zu reinigen, den man ihnen machte, sie strebten nur darnach, das Zustandekommen des Einigungswerkes zu hindern, und gab die Versicherung, daß wir mit Freuden bereit seien, Alles dazu beizutragen, daß das begonnene Werk auch seiner Vollendung zugeführt werde. Erst wenn jede Möglichkeit verschwunden sein würde, daß Oesterreich an dem deutschen Bundesstaate theilnehme, wäre es für uns an der Zeit, auch der Theilnahme an seiner Gesetzgebung zu entsagen.

Als ich die Tribüne verließ, gab ich mich keinen Augenblick einer Täuschung darüber hin, daß meine Rede vollkommen wirkungslos geblieben sei. Mißlingen ist allzeit schmerzlich, und ich kann nicht behaupten, daß ich für dasselbe unempfindlich war. Freilich durfte ich mir zum Troste vielleicht sagen, daß nicht so sehr ich selbst, als der Gegenstand, für den ich eintrat, die Schuld daran trage, und daß, Schmerling allein ausgenommen, so ziemlich auch kein anderer Redner ein besseres Schicksal hatte, welcher, als der Rechten angehörig, auch vom Standpunkte der Rechten aus für die von mir vertheidigte Sache einstand. Nach dreitägiger aufregender, ja manchmal leidenschaftlicher Discussion siegte die Regierung wenigstens insofern, als ein Antrag des baierischen Abgeordneten v. Wulffen die Majorität erhielt, durch welchen dem Reichsministerium die von ihm erbetene Autorisation, jedoch allerdings nur mit nicht unwichtigen Modificationen ertheilt wurde.

Zu einiger Genugthuung gereichte es mir, daß meine Rede, wenn sie auch im Parlament selbst keinen Eindruck hervorgebracht hatte, doch in meiner österreichischen Heimat viel Beifall und Zustimmung fand. Was mir in dieser Beziehung aus Wien zukam, ließ mich hierüber nicht im Zweifel. Noch viel wichtiger und erfreulicher war es für mich, daß sie die gleiche Stimmung auch in meinem Wahlbezirke hervorrief, und

eine mit zahlreichen Unterschriften bedeckte Adresse, die ich von dort erhielt, sagte dies deutlich. „Sie haben," hieß es darin mit ausdrücklicher Bezugnahme auf meine Rede vom 11. Januar, „vollkommen aus unseren Herzen gesprochen, und wenn es uns nach Ihrer Ansprache an uns bei Ihrer Wahl zum Deputirten nicht schwer fiel, unter den vielen anderen Bewerbern unser Vertrauen gerade Ihnen zuzuwenden, so gereicht es uns nun zu erhebender Befriedigung, dieses Vertrauen durch Ihr wiederholtes Eintreten für unser theures Vaterland gerechtfertigt zu sehen."

Klangen diese und noch viel lebhaftere Worte des Lobes und der Anerkennung, welche die Adresse enthielt, recht ermuthigend für mich, so konnten sie mich doch nicht in der Erkenntniß beirren, daß ich allmälig an einem Wendepunkte meines Aufenthaltes in Frankfurt angelangt war. Immer mehr mußte mir die Sache, die ich dort vertrat, als hoffnungslos erscheinen. Immer tiefer gerieth ich in eine Art politischer Vereinsamung, die ich manchmal recht peinlich empfand. Von meinen bisherigen Clubgenossen mußte ich mich trennen, und ich besuchte ihren mir früher so lieb gewesenen Vereinigungsort nicht mehr, seitdem eine Auffassung dort die herrschende geworden war, der ich nicht beipflichten konnte. Mich der Linken zu nähern, war ich nie auch nur einen Augenblick versucht, und der conservativere Theil der Abgeordneten aus Oesterreich stand für meinen Geschmack viel zu sehr im Schlepptau seiner bis dahin so erbitterten Gegner, als daß ich mich zu einer engeren Verbindung mit ihm zu entschließen vermocht hätte.

Um von vielen nur ein einziges Beispiel zu erwähnen, sei hier an die Erklärung erinnert, welche, von den österreichischen Mitgliedern der Linken ausgehend, außer ihnen auch von einer keineswegs geringen Anzahl österreichischer Abgeordneter der äußersten Rechten unterzeichnet wurde. An die Versicherung ihres Vorsatzes, sich durch keinen wie immer gearteten Beschluß der Nationalversammlung aus derselben ausschließen zu lassen, reihten sie das feierliche Gelöbniß, daß sie auf den ihnen durch das deutsche Volk angewiesenen Sitzen beharren und dieselben nur entweder im Auftrage ihrer Wähler räumen oder der offenen Gewalt weichen würden.

Es machte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich, neben den Namen Giskra's und Berger's, dieser geschworenen Feinde des Clericalismus und derer, die sich zu ihm bekannten, den so manchen ultramontanen Priesters aus Tirol und Vorarlberg, wie Beda Weber und Stülz zu erblicken. Und um das halb Wehmüthige und halb Komische dieser Situation recht anschaulich zu machen, kann ich nicht verschweigen, daß in dem Augenblicke, in welchem es sich um Erfüllung ihres Gelöbnisses

handelte, nur Wenige der Unterzeichneten Miene machten, es wirklich hierauf ankommen zu lassen. Sowohl Giskra als Berger, sowohl Weber als Stülz warteten auf keinen Auftrag ihrer Wähler, ihre Mandate zurückzulegen. Sie wichen auch nicht der offenen Gewalt, sondern sie traten einfach aus dem Parlamente, als die österreichische Regierung sie noch dazu in recht herrischem Tone aus demselben abrief.

Niederlegung meines Mandates.

Es ist leicht begreiflich, daß Erklärungen, zu denen gleich der eben erwähnten sich nun Mitglieder von Parteien, die sich bisher grimmig befehdet hatten, friedlich zusammenfanden, und ähnliche Abstimmungen den Verdacht einer zwischen ihnen bestehenden Coalition erweckten, um das Projekt der Errichtung eines preußischen Erbkaiserthums zu vereiteln. Aber eine solche Coalition hat thatsächlich niemals bestanden, und daß sie in Wirklichkeit nicht existirte, war den Wortführern der Erbkaiserlichen in der Nationalversammlung und insbesondere in der Presse recht wohl bekannt. Zu vertraut waren sie mit dem Gefüge der Parteien in und außer der Paulskirche, als daß sie sich hierüber auch nur von fern einer Täuschung hätten hingeben können. Aber es paßte ihnen zu gut, das Wort „Coalition" in die Welt hinausrufen, über dieses unnatürliche Bündniß in tugendhafter Entrüstung die Hände ringen und diejenigen, die es abgeschlossen haben sollten, als Verräther an dem deutschen Vaterlande brandmarken zu können, als daß sie sich ein so wirksames Agitationsmittel hätten entgehen lassen. Der Wahrheit entsprach nichts Anderes, als daß drei von einander ganz verschiedene Gruppen der Paulskirche aus gleichfalls verschiedenen Beweggründen, aber in strenger Consequenz ihrer sonstigen Haltung naturgemäß dazu getrieben wurden, sich in der Bekämpfung des preußischen Erbkaiserthums zusammenzufinden. Und von keiner dieser drei Gruppen konnte dies Wunder nehmen und daher auch keiner ernstlich verdacht werden: den Oesterreichern nicht, denn selbst die eingefleischtesten Preußen glaubten auch nicht von fern daran, daß Oesterreich sich einem deutschen Oberhaupte aus dem preußischen Königsgeschlechte unterwerfen könne, wolle und werde; der Linken nicht, weil sie, größtentheils republikanischen Ideen huldigend, von einem erb-

lichen Oberhaupte überhaupt nichts wissen wollte; der dritten Gruppe endlich nicht, weil sie zumeist aus Männern der äußersten Rechten, welche in Festhaltung ihrer conservativen Principien einer so einschneidenden Umformung der bestehenden Staatseinrichtungen widerstrebten, und aus eifrigen Katholiken bestand, die sich mit dem Gedanken der Berufung eines protestantischen Monarchen an die Spitze Deutschlands nicht zu befreunden vermochten.

Niemand entsagte also seinen Grundsätzen, Niemand machte sich eines Treubruches gegen sie schuldig, Niemand nahm Theil an einer den Principien der politischen Moralität, wie man wohl gesagt hat, widerstreitenden Coalition, und alles Geschrei, alles Toben, welches hiegegen im Schooße der Versammlung und in der Presse sich erhob, war eitel Geflunker und zumeist bewußte Verleumdung. Nicht diese vermeintliche Coalition war es, welche den wunden Punkt unserer Situation bildete, sondern die Frage, ob wir Oesterreicher denn nach dem Programm von Kremsier und bei der sich immer deutlicher herausstellenden Gewißheit, daß Oesterreich sich in den neu zu gründenden deutschen Bundesstaat nicht einfügen könne und werde, überhaupt noch berechtigt seien, an der Gesetzgebung über denselben thätigen Antheil zu nehmen.

Vor der Hand waren die Dinge noch nicht so weit gereift, als daß es nothwendig gewesen wäre, zu dieser Frage jetzt schon entschiedene Stellung zu nehmen. Noch konnte Oesterreich vielleicht einlenken, und seine neue Regierung machte auch in späteren Noten und Erklärungen wenigstens Miene, dies zu beabsichtigen. Mir blieb daher ebenso wie denjenigen, welche so dachten wie ich, nichts Anderes übrig, als mich an den Verhandlungen in der Paulskirche zum Mindesten durch meine Abstimmungen auch noch ferner zu betheiligen, durch die Letzteren aber deutlich zu beweisen, daß ich von der Theilnahme an einer Coalition mit der Linken himmelweit entfernt sei und mich durch nichts Anderes leiten lasse als durch die Erkenntniß der Pflichten, die mir durch meine Stellung als österreichischer Abgeordneter auferlegt wurden. Wenn ich mich recht entsinne, war ich in dieser Beziehung ganz in Uebereinstimmung mit den Ansichten Schmerling's, dem gleichfalls nichts weniger in den Sinn kam, als sich auf eine Coalition mit der Linken einlassen zu wollen.

Der Hauptunterschied zwischen unserer beiderseitigen Auffassung, oder besser gesagt, zwischen unserer beiderseitigen Haltung bestand, wenn ich es richtig beurtheile, darin, daß diejenige Schmerling's durch seine Stellung als österreichischer Bevollmächtigter bei der Centralgewalt, die er seit Beginn des Jahres 1849 bekleidete, doch etwas beeinflußt, die meinige aber vollkommen frei war. Gewiß mußte Schmerling's Be-

nehmen sowohl seiner hervorragenden Persönlichkeit als seines wichtigen Amtes wegen große Bedeutung besitzen, während das meinige als das eines jungen und ziemlich unscheinbaren Deputirten mehr in der Menge verschwand. Aber auch in dem gegebenen Falle bestätigte sich das, was ich schon an einem früheren Orte über das Wesen der Diplomatie im Allgemeinen sagte. Ohne seinen feststehenden Ueberzeugungen auch nur im Mindesten untreu zu werden, mußte doch Schmerling recht Vieles von dem, wozu sich die österreichische Regierung nach langem Drängen endlich herbeiließ, in Frankfurt als annehmbar hinstellen, während er es doch ohne Zweifel als ganz unzulänglich erkannte. Daß dies wirklich seine innerste Herzensmeinung war, ging aus der in der zweiten Hälfte des Januar erfolgten Absendung seines ehemaligen Unterstaatssecretärs Würth nach Wien deutlich hervor. Dieser Vertrauensmann Schmerling's sollte in dessen Auftrage mündlich den maßgebenden österreichischen Staatsmännern die Lage der Dinge in Frankfurt schildern und sie zu willfährigerem Entgegenkommen für die dort gehegten Wünsche bereden.

Am Morgen des 8. Februar traf Würth wieder in Frankfurt ein und überbrachte eine vom 4. datirte Depesche des Fürsten Schwarzenberg an Schmerling, deren Inhalt allsogleich an Gagern, von diesem aber der Nationalversammlung mitgetheilt wurde und im Schooße derselben um ihrer vagen und vieldeutigen Fassung willen nicht wenig Spott und Tadel hervorrief.

Ich war weit davon entfernt, mich an diesem Spotte und diesem Tadel irgendwie zu betheiligen, denn ich begriff ganz gut die peinliche Lage der österreichischen Regierung und fand in ihrer Antwort nur eine neue Bestätigung meiner immer stärker werdenden Ueberzeugung, daß ihr auch die bescheidensten Anforderungen, welche in Frankfurt überhaupt erhoben wurden, viel zu weitgreifende waren, und daß sie trotz aller Versicherungen des Gegentheils über die alte, im bisherigen Staatenbunde begründete Stellung Oesterreichs nicht merkbar werde hinausgehen können.

Alles, was mir Würth, mit dem ich als meinem Wohnungsgenossen fortwährend aufs Vertraulichste verkehrte, über die von ihm in Wien gemachten Wahrnehmungen mittheilte, bestätigte mich in meiner Ansicht. Nur darin wich sie vielleicht etwas von derjenigen Würth's ab, daß er, wohl noch deutscher gesinnt als ich, auf die österreichischen Staatsmänner und insbesondere auf den Fürsten Schwarzenberg recht übel zu sprechen war. Zu viel schob er meines Erachtens auf dessen vermeintliches Uebelwollen, auf seine Geringschätzung der Bestrebungen nach einer Einigung Deutschlands, während ich doch die unendlichen Schwierigkeiten der

Situation, in der sich damals die österreichische Regierung befand, etwas billiger beurtheilte als er. Wornach ich vor Allem mich sehnte, war größere Aufrichtigkeit und klarere Andeutung dessen, worauf Oesterreich eingehen konnte und worauf nicht. Und zu einer solchen offeneren Sprache hätte die österreichische Regierung sich doch wohl herbeilassen sollen, denn lang schon mußten Staatsmänner wie Schwarzenberg und Stadion mit sich selbst darüber im Reinen sein, ob es Oesterreich möglich sei, seinen deutschen Provinzen jene Sonderstellung anzuweisen, welche sie unbedingt einnehmen mußten, wenn sie hinsichtlich der obersten Staatsangelegenheiten nicht mehr unter die österreichische Regierung, unter den österreichischen Reichstag, sondern unter das Ministerium der deutschen Centralgewalt, unter das deutsche Parlament gestellt werden würden. Denn eine solche Centralgewalt, eine solche Volksvertretung mußte mir als unbedingt nothwendig erscheinen, wenn Deutschland überhaupt so weit gebracht werden sollte, ein Bundesstaat zu werden. Zu einem solchen aber mußte es sich gestalten, wenn man nicht schon von vorneherein jedem Gedanken an wirkliche Einheit, an wirkliche Einigkeit zu entsagen bereit war.

Besäße die österreichische Regierung, so erklärte ich wiederholt, den Willen und die Kraft, ihre deutschen Provinzen in eine derartige Sonderstellung zu bringen, ohne den Bestand von ganz Oesterreich zu gefährden, dann möge sie dies rückhaltlos thun. Sie publicire die Reichsgesetze und trete thatsächlich in den neu zu schaffenden deutschen Bundesstaat ein, dann werde sie an uns auch die entschlossensten Kämpfer für ihre Rechte in Deutschland finden. Könne sie dies aber nicht, und ich neigte immer mehr zu der Ansicht, daß sie es nicht könne, dann erkläre sie sich offen, dann hindere sie wenigstens Deutschland in seinem Werke der Einigung nicht und trachte ausschließlich dahin, Oesterreich und Deutschland für die Zukunft nicht nur in das engste, sondern auch in das dauerndste Bundesverhältniß zu bringen, das zwischen zwei selbstständigen Staaten nur immer gedacht werden könne.

Ich leugne nicht, daß ich in diesen Anschauungen durch wiederholte Gespräche mit dem bekannten preußischen General v. Radowitz, an den ich von dem nachmaligen Unterstaatssecretär im österreichischen Ministerium des Aeußern, Freiherrn v. Werner, warm empfohlen worden war, nicht wenig bestärkt wurde. Ich wußte recht wohl, daß Radowitz schon seiner Stellung nach im entgegengesetzten, dem preußischen Lager sich befand, und daß er ein Mann war, vor dem man sich seiner überragenden geistigen Befähigung wegen um so mehr in Acht nehmen mußte, als das Gerede von ihm ging, er sei nicht immer aufrichtig und liebe es,

mit verdeckten Karten zu spielen. Aber er war ohne Zweifel doch einer derjenigen Preußen, welche am wenigsten Abneigung gegen Oesterreich zur Schau trugen; er war mir auch von Baron Werner als ein warmer Freund Oesterreichs bezeichnet worden und hatte, so weit ich sehen konnte, niemals Antheil genommen an den oft recht abscheulichen Kniffen und Umtrieben der erbkaiserlichen Partei. Und da muß ich denn ganz offen gestehen, daß es nicht ohne mächtigen Eindruck auf mich blieb, wenn Radowitz mir zu wiederholten Malen im vertraulichen Gespräche und in eindringlichster Weise die Vortheile schilderte, welche für Oesterreich, für Preußen und für ganz Deutschland aus der Zustandebringung eines engeren und eines weiteren Bundes hervorgehen würden. Als engerer Bund hätten sich die deutschen Länder ohne Oesterreich in den staatsrechtlichen Formen eines Bundesstaates zu constituiren. Mit ihm trete sodann Oesterreich in den weiteren Bund, der dem bisherigen Staatenbunde entspreche. Die ihm vorschwebende Union zwischen diesen beiden Complexen dachte aber Radowitz sich wenigstens damals nicht durch ein bloß völkerrechtliches, sondern durch ein staatsrechtliches Bündniß, eine Unionsacte hergestellt, welche einen integrirenden Bestandtheil der Verfassungen beider Staatscomplexe bilden und dadurch die denkbar stärkste Bürgschaft für ihren unerschütterlichen Fortbestand erhalten sollte.

Man kann sich nur schwer der wehmüthigen Gedanken erwehren, die durch ruhiges und vorurtheilsloses Ueberlegen eines solchen Vorschlages von selbst erwachen. Wäre man demselben damals willfähriger entgegengekommen, welche furchtbaren Ereignisse, welche ungeheuren Opfer und tief schmerzlichen Verluste wären nicht dadurch wahrscheinlicher Weise vermieden und dabei eine Garantie des deutsch-österreichischen Bündnisses erreicht worden, welche heutzutage leider noch immer fehlt!

Aber in den Tagen, von denen ich jetzt rede, war ein solcher Vorschlag weder in Frankfurt noch in Wien zur Geltung zu bringen. Am allerwenigsten hätte gerade ich mit etwas dergleichen hervortreten können, denn ich wäre dabei ohne Zweifel auf den hartnäckigen Widerstand meiner österreichischen Collegen in der Paulskirche gestoßen, von denen die Mehrzahl noch immer der Hoffnung nicht völlig entsagt hatte, Oesterreichs Verbleiben im Bundesstaate erzwingen zu können. Und der lebhaften Mißbilligung meiner eigenen Regierung wäre ich wohl noch weniger entgangen.

Die Ersteren, meine der Rechten angehörigen österreichischen Collegen und die zu ihnen haltende Partei versuchten noch einen, den letzten Schritt, wie sie selbst ihn bezeichneten, um vorerst in Wien die Bahn für die Durchsetzung ihrer Gedanken zu ebnen. Die Herren Heckscher

aus Hamburg, Hermann aus München und Sommaruga aus Wien hatten im Verein mit mehreren Gleichgesinnten einen Verfassungsentwurf ausgearbeitet, der ihnen sowohl für Frankfurt als für Wien annehmbar erschien. So lebhaft waren sie von dieser Meinung durchdrungen, daß sie das in der damaligen Zeit nicht ganz geringfügige Opfer einer winterlichen Reise nach Oesterreich nicht scheuten, um dort ihren Ideen zum Durchbruche zu verhelfen. Mit warmen Empfehlungen Schmerling's versehen, verließen sie Frankfurt am 25. Februar, und uns blieb daher nichts übrig, als auch noch das Resultat dieser zweiten Mission nach Wien abzuwarten.

Im Gegensatze zu meinen Collegen machte ich mir nicht die geringste Hoffnung darauf, daß dasselbe ein günstigeres sein werde und sein könne, als das der Sendung Würth's gewesen war. Von dieser Ueberzeugung ausgehend, bestärkte ich mich immer mehr und mehr in dem Entschlusse, Frankfurt zu verlassen und freiwillig einer Stellung zu entsagen, zu der, wie ich mir selbst eingestehen mußte, meine Berechtigung von Tag zu Tag eine geringere wurde. Die Ausführung eines solchen Entschlusses, an welche ich überhaupt nur in dem Falle der Fruchtlosigkeit des durch die Reise meiner drei Parlamentsgenossen nach Wien unternommenen Schrittes gehen wollte, wurde aber durch die lebhafte Opposition, welche meine Absicht auch in dem engeren Kreise meiner Familie fand, nicht wenig erschwert. Insbesondere war es mein Vater, der mich fortwährend und eindringlich ermahnte, meine eigene Meinung derjenigen der österreichischen Regierung blindlings unterzuordnen, in Frankfurt auszuharren bis auf den letzten Mann, und die ihm nur als perfide Machinationen erscheinenden preußischen Bestrebungen bis aufs Aeußerste zu bekämpfen.

Zur Unterstützung seiner Anschauung bediente sich mein Vater mit Vorliebe eines Vergleiches, von dem er wohl wußte, derselbe sei ganz geeignet, auf mich einen tiefen Eindruck zu machen. Er wies auf das glanzvolle Beispiel hin, welches, wenn man Großes mit Kleinem vergleichen darf, der Feldmarschall Graf Radetzky mit seinem wenig zahlreichen, aber tapferen Heere allen Oesterreichern durch standhaftes Ausharren in an und für sich ungünstiger Lage gegeben habe. Hätte er vorschnell die Waffen gestreckt vor der italienischen Revolution und der im Bunde mit ihr kämpfenden sardinischen Armee, so wäre Lombardo-Venetien für Oesterreich unwiederbringlich verloren gegangen und Radetzky nicht mehr im Stande gewesen, sich, wie er es gerade damals that, anzuschicken zu einem neuen siegreichen Feldzuge gegen die Piemontesen. Und so wie Radetzky in Italien, so müsse auch in Deutschland jeder

wackere Oesterreicher unerschütterlich auf seinem Posten stehen und ausharren in dem Kampfe gegen das Oesterreich allzeit so feindselig gesinnte Preußen.

Es war ebenso leicht als nutzlos, das völlig Unzutreffende eines Vergleiches der Aufgabe, welche Radetzky und sein Heer in Italien zu erfüllen hatten, mit derjenigen der österreichischen Abgeordneten in Frankfurt darzuthun. Die erstere war klar und präcis und lautete einfach dahin, dem Kaiser seine italienischen Provinzen zu erhalten und Jeden schonungslos zu Boden zu schlagen, der darauf ausging, sie ihm zu entreißen. Wir aber waren nicht nach Frankfurt gesendet worden, um gegen die Preußen zu kämpfen, sondern um in möglichst gutem Einvernehmen mit ihnen und den Abgeordneten der übrigen deutschen Staaten eine Verfassung zu Stande zu bringen, in welcher das berechtigte Streben des deutschen Volkes nach größerer Einheit seine Verwirklichung finde. Wenn Oesterreich um seiner eigenthümlichen Gestaltung willen in einer solchen Verfassung nicht Platz fand, so war hieran Preußen nicht Schuld, und es lag hierin ebenso wenig ein hinreichender Grund zur Bekämpfung Preußens als dafür, das Verfassungswerk überhaupt nicht zu Stande kommen zu lassen.

„Wenn Du sagst," schrieb ich in jenen qualvollen Tagen des Zweifels und der Unentschlossenheit an meinen Vater, „Oesterreich kann seiner nichtdeutschen Länder wegen einem deutschen Bundesstaate nicht beitreten, so begreife ich das vollkommen. Ist Oesterreich ein möglichst enger Verband mit seinen nichtdeutschen Provinzen unerläßlich, muß es trachten, diesen Verband fester zu schürzen statt ihn zu lockern, hat es zu diesem Ende zwei Kriege geführt, hält es für seine größte Aufgabe, seine Stellung unter den europäischen Weltmächten zu erhalten und zu wahren, so hat es in Alledem sehr Recht; jeder dieser Umstände ist aber an und für sich schon ein Hinderniß des Beitrittes zum deutschen Bundesstaate. Es bleiben also nur zwei Fragen zu lösen: Hat Oesterreich, wenn es selbst dem zu bildenden engeren Bunde nicht beitritt, das Recht, die Bildung dieses Bundes überhaupt zu hindern? Und zweitens, liegt es im Interesse Oesterreichs, diese Consolidirung Deutschlands zu vereiteln, selbst wenn es an derselben nicht theilnehmen kann? Beide Fragen muß ich entschieden verneinen und nur noch hinzufügen, wenn die österreichische Regierung ein bloß negirendes Verhalten als ein im Interesse Oesterreichs gelegenes betrachtet, so möge sie auf eigene Verantwortung hin in diesem Sinne handeln. Als Beamter allzeit zu unverbrüchlichem Gehorsam gegen meine Regierung bereit, kann ich als Abgeordneter meine Ueberzeugung der Ansicht eines Ministeriums nimmermehr unterordnen."

„In kürzester Frist,“ fuhr ich in diesem am Frühmorgen des 11. März an meinen Vater geschriebenen Briefe fort, „wird Sommaruga zurückkehren, und wir erwarten mit ihm eine Entscheidung unseres Schicksals. Dasselbe dürfte übrigens auch schon durch die Octroyirung der neuen Verfassung festgestellt sein. Ist die Verfassung, die wir noch nicht kennen, der Art, daß sich mit derselben eine Unterordnung der deutsch-österreichischen Provinzen unter die deutsche Centralgewalt denken läßt, so bleibt uns noch Hoffnung. Ist dies aber nicht der Fall, so weiß ich wahrhaftig nichts, was uns hier noch zu thun übrig bliebe. Wir müßten dann entweder gegen die österreichische Verfassung wühlen, oder zu Deutschland sagen: Oesterreich erklärt durch die Verfassung, die es soeben seinen Ländern gab, daß es dem deutschen Bundesstaate nicht beitritt, wir aber, die österreichischen Abgeordneten, wollen noch Antheil an der Gesetzgebung für diesen Bundesstaat nehmen. Beides scheint mir eine reine Unmöglichkeit zu sein.“

Noch an demselben Tage, an dessen Morgen ich in diesem Sinne meinem Vater schrieb, wurde mir und mit mir ganz Frankfurt der Wortlaut der österreichischen Verfassung vom 4. März bekannt. Der Eindruck, den sie auf alle dort befindlichen Abgeordneten aus Oesterreich und mit ihnen auch auf mich hervorbrachte, war ein ungemein tiefer, aber gleichzeitig bei mir wenigstens ein sehr getheilter. Als Oesterreicher freute ich mich aufrichtig des entschiedenen Schrittes, welchen die Regierung gethan, um einerseits den Völkern Oesterreichs den Fortgenuß der constitutionellen Freiheiten zu sichern und andererseits wieder ein gesetzmäßiges Gefüge in das arg zerrüttete Staatswesen zu bringen. Meine Mission als österreichischer Abgeordneter in Frankfurt aber mußte ich nunmehr als beendigt betrachten.

„Die octroyirte Verfassung,“ schrieb ich am 13. März meinem Vater, „ist eingetroffen. Wir haben sie gelesen, studirt und nicht ohne Verwunderung wahrgenommen, daß über das Verhältniß der deutsch-österreichischen Provinzen zu Deutschland darin auch nicht ein Wort gesagt ist. Dieses Verhältniß wird, so scheint es fast, als nicht existirend betrachtet. Das Recht zur Mitwirkung bei der Gesetzgebung ist ausschließlich in die Hände des zukünftigen österreichischen Reichstages gelegt, für die Befugnisse der deutschen Centralgewalt aber auch nicht das Mindeste übrig gelassen. Die neue österreichische Verfassung schließt also, wie Jedermann zugeben muß, eine Einfügung unserer deutschen Provinzen in den deutschen Bundesstaat vollständig aus. Wir sehen uns daher vor die Alternative gestellt, entweder wir erkennen die neue Verfassung nicht an, wir protestiren gegen sie und appelliren zu ihrem Umsturze an die

Revolution, oder wir acceptiren die Verfassung und fügen uns unbedingt ihren Consequenzen. Ich kann mich keinen Augenblick darüber im Zweifel befinden, daß wir das Letztere zu thun haben."

Als die erste Consequenz der unbedingten Acceptirung der neuen österreichischen Verfassung mußte mir aber die Nichtbetheiligung der deutschen Provinzen an dem deutschen Bundesstaate und das Ausscheiden ihrer Abgeordneten aus dem Frankfurter Parlamente erscheinen. Hundertmal hatte ich dies während der letzten Monate in Wort und in Schrift als unsere Pflicht bezeichnet, ich durfte mich also in dem Augenblicke, in welchem es auf die Erfüllung derselben ankam, nicht feig erfinden lassen und mich nicht muthlos von ihr abwenden.

Um so weniger durfte ich das, als an dem Tage nach dem Bekanntwerden der neuen Verfassung Sommaruga mit Nachrichten aus Wien nach Frankfurt zurückkehrte, welche für die etwaige Unterordnung Oesterreichs unter die neue Bundesverfassung und daher, wenigstens meiner Anschauung nach, auch für unser ferneres Verbleiben in der Paulskirche äußerst ungünstig lauteten. Sie wurden außerdem durch eine neue Depesche Schwarzenberg's an Schmerling vom 9. März noch bestätigt, in welcher von Frankfurt und den dortigen Bestrebungen im geringschätzigsten Tone die Rede war. „Man scheint es in Wien darauf anzulegen," schrieb ich meinem Vater, „die letzten Sympathien für Oesterreich in Deutschland mit Stumpf und Stiel ausrotten zu wollen."

So fest ich nun auch dazu entschlossen war, meinen Sitz in der deutschen Nationalversammlung zu verlassen, so fühlte ich doch recht gut das Mißliche, welches allzeit darin liegt, wenn insbesondere in einem zahlreichen parlamentarischen Kreise nur sehr wenige Mitglieder irgend einen auffallenden Schritt thun, durch den sie in Widerspruch mit der übergroßen Mehrzahl derjenigen gerathen, die sich mit ihnen in gleicher Lage befinden, jenem Schritte aber sich keineswegs anschließen wollen.

Ich beabsichtigte daher Anfangs, wenn eine beträchtlichere Anzahl österreichischer Abgeordneten auf der Rechten und im Centrum des Hauses meiner Meinung und meiner Absicht beistimmen würde, mit denselben gemeinschaftlich meinen förmlichen Austritt aus dem Parlamente zu erklären. Wäre dies nicht der Fall, so wollte ich einstweilen Urlaub nehmen, Frau und Kinder nach Wien führen und dort die weitere Entwicklung der Dinge erwarten. Aber wenn ich mir auch nicht verhehlen konnte, daß ein solches Verfahren vielleicht in meinem eigenen Interesse klügste sein würde, so neigte ich dem gegenüber doch allmälig, je schon von vorneherein sehr geringe Aussicht auf eine freiwillige

Mandatsniederlegung von Seite einer größeren Anzahl von Abgeordneten aus Oesterreich dahinschwand, immer entschiedener zu der Anschauung hin, ein blos lautloses Verschwinden aus Frankfurt würde der Stellung, die ich dort eingenommen zu haben mir doch immerhin schmeicheln durfte, und der Ehrenhaftigkeit meines Charakters nicht würdig sein. Vermochte ich mir auch nicht zu verhehlen, daß die persönlichen Folgen dieses Entschlusses für mich recht peinliche werden könnten, und die Möglichkeit war ja ohne Zweifel vorhanden, daß mein Verfahren, von welchem ich nicht voraussetzen durfte, daß es sich der Billigung der österreichischen Regierung erfreuen werde, mir in der Heimat gar übel vergolten werden könnte, so stählte sich doch meine Willenskraft an der Erkenntniß, es sei für mich ein Gebot der Pflicht, mit Nichtachtung jedes persönlichen Vortheils, ja mit wahrscheinlicher Herbeiführung sehr empfindlicher Nachtheile für mich lediglich meiner Ueberzeugung zu folgen und mein Mandat niederzulegen.

Ueber die Art und Weise, in der dies geschehen sollte, war ich mit meinem einzigen Meinungsgenossen Würth verschiedener Ansicht. Der Letztere setzte eine etwas emphatisch abgefaßte Erklärung auf, welche in offener Sitzung verlesen werden sollte. Ich aber meinte, daß durch eine solche der Gegensatz zwischen uns und unseren österreichischen Collegen nur noch verschärft werden würde, denn die Letzteren könnten in einer derartigen Kundgebung leicht einen in die Oeffentlichkeit gebrachten Tadel ihres dem unserigen so entgegengesetzten Verfahrens erblicken. Aber so übereinstimmend auch sonst unsere Ansichten sein mochten, diesmal vereinigten wir uns nicht. Würth blieb bei seiner motivirten, ich aber bei meiner einfachen Austrittserklärung.

Am Schlusse der Sitzung der Nationalversammlung vom 19. März wurden dieselben zur Kenntniß des Parlamentes gebracht.

Würth's Erklärung lautete wie folgt:

„Da ich an der Annahme der neuen Reichsverfassung für das Kaiserthum Oesterreich von Seite des österreichischen Volkes nicht zweifeln kann, halte ich es mit meiner politischen und moralischen Ueberzeugung für unvereinbar, an der weiteren Berathung der deutschen Reichsverfassung, die zu meinem innigsten Bedauern auf die deutsch-österreichischen Länder keine Anwendung finden kann, ferner theilzunehmen und lege daher meine Stelle als Abgeordneter nieder. Meine Hoffnung und mein Trost liegt darin, daß die künftigen Beziehungen zwischen Oesterreich und dem übrigen Deutschland so innig als irgend möglich geregelt werden mögen. Dafür in Oesterreich zu wirken, soll mir stets eine heilige Pflicht sein."

Nachdem die lebhaften Beifallsbezeigungen, mit denen die Rechte der Nationalversammlung diese Austrittserklärung Würth's begleitete, verklungen waren, fügte der Präsident die einfache Mittheilung hinzu, daß auch ich mein Mandat niedergelegt habe.

So war nun der von mir so lang überdachte und mir so schwer fallende Schritt endlich zur Ausführung gelangt. Noch in Frankfurt sollte ich einen Theil der Bitternisse zu fühlen bekommen, welche hiemit für mich unausbleiblich verknüpft waren.

Selbstverständlich erkannte ich es als meine erste Pflicht, dem Erzherzog-Reichsverweser meine Abschiedsaufwartung zu machen. Sehr schwer wurde mir dieser Gang, denn ich wußte ja, daß der Erzherzog, welcher seiner täglich bedeutungsloser werdenden Stellung in Frankfurt lang schon müde geworden war und sich von dort nach seiner Steiermark zurücksehnte, im Grunde seines Herzens diejenigen beneidete, welche die Bande, die sie an Frankfurt fesselten, abwerfen und nach der Heimat zurückkehren konnten. So lang er aber dies nicht selbst zu thun vermochte, hätte er gewünscht, die österreichischen Abgeordneten, insbesondere diejenigen der Rechten in möglichst großer Anzahl um sich zu sehen, und jede Verringerung derselben nahm er mit einem gewissen Unwillen auf.

Dennoch war der Empfang, den ich auch diesmal bei ihm fand, so huldvoll wie immer. Aber der Erzherzog ersparte mir doch den Vorwurf nicht, daß ich den entscheidenden Schritt gethan habe, ohne ihn früher um seine Meinung zu befragen. In seinem und in meinem Interesse würde er mir abgerathen haben, und er glaube immer, sein Rath würde von mir nicht völlig außer Acht gelassen worden sein.

Gewiß wäre mir dies ganz unmöglich gewesen, aber ich konnte dem Erzherzog nicht erwidern, ich sei ja eben deshalb nicht zu ihm gekommen, um mir die volle Freiheit des Entschlusses zu wahren.

Auch der Abschied von Herrn v. Schmerling fiel mir nicht leicht. Männer von einer so ausgesprochenen Individualität, wie die seinige es unstreitig ist, lieben es nicht, bisherige Meinungsgenossen andere Wege als die ihrigen einschlagen zu sehen. Und um so lebhafter mochte sein Mißvergnügen über den Schritt sein, welchen Würth und ich gemeinschaftlich unternahmen, als ja in demselben eine Art schweigender Mißbilligung des längeren Verbleibens der österreichischen Abgeordneten in Frankfurt lag, welches Schmerling, obgleich er selbst gleich nach Empfang der octroyirten Verfassung vom 4. März durch die Zurücklegung seiner Stelle als österreichischer Bevollmächtigter bei der deutschen Centralgewalt einen dem unserigen ähnlichen Schritt gethan hatte, doch noch dringend befürwortete. Aber die Ehrenhaftigkeit der Beweggründe

unseres Verfahrens konnte wohl auch Schmerling keinen Augenblick mißkennen, und darum stellte sich mein früheres gutes Einvernehmen mit ihm gleich nach seiner Rückkehr nach Wien vollständig wieder her. Es ist bis auf den heutigen Tag nie mehr getrübt worden.

Rückkehr nach Wien.

Am Nachmittage des 23. März trat ich mit meiner Frau und mit meinen zwei Kindern, dann mit der Tante meiner Frau die Heimreise an. Bei dem damals noch so spärlichen Vorhandensein von Eisenbahnen war der weite Umweg über Köln und Berlin unvermeidlich. Wir fuhren daher zuerst nach Mainz, wo wir die Nacht blieben, und Tags darauf bei recht unangenehmem, naßkaltem Schneewetter mit dem Dampfschiffe nach Köln. Der grelle Unterschied zwischen dieser trübseligen Fahrt und den herrlichen Octobertagen, die wir im vergangenen Jahre auf dem Rheine verlebt hatten, fiel uns sehr schwer auf das Herz. Dazu kam noch, daß mein Söhnlein, erst drei und einen halben Monat alt, an einem peinlichen Husten recht unwohl war.

„Wie kann man nur mit einem so kleinen Kinde reisen," sagte eine norddeutsche Dame mit all der Superklugheit, welche dieser Sorte von Wesen nicht selten eigen ist, zu meiner Frau. „Zu meinem Vergnügen geschieht es gewiß nicht," lautete die mit Recht pikirte Antwort, „sondern nur, weil es durchaus so sein muß."

Am Morgen nach unserer Ankunft in Köln bestiegen wir die Eisenbahn und fuhren in kleinen Tagereisen über Hannover und Magdeburg, wo wir überall eine Nacht zubrachten, nach Berlin, wo wir am 27. bei guter Zeit eintrafen und uns zwei Rasttage gönnten. Ich benützte dieselben, um einer Sitzung der zweiten preußischen Kammer beizuwohnen, die mich nicht sehr erbaute. Außerdem trat ich mit einigen meiner Frankfurter Bekannten in Verkehr, der dadurch ganz besondere Lebhaftigkeit erhielt, daß rasch nacheinander die Nachrichten von der in Frankfurt geschehenen Erwählung des Königs von Preußen zum Kaiser der Deutschen und von Radetzky's Sieg bei Novara nach Berlin kamen. So sehr war meine Seele erfüllt von diesen politischen Dingen, daß ich nicht die Zeit und die Stimmung in mir auftreiben konnte, den Kunstsammlungen und

sonstigen Merkwürdigkeiten Berlins auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Aber mit dem neu beglaubigten österreichischen Gesandten Freiherrn v. Prokesch trat ich in Berührung, den ich schon seit meiner Kindheit kannte und der mit meinen Eltern allzeit in freilich nur seltener — denn er war ja meistens von Wien abwesend — aber doch immer freundschaftlicher Verbindung geblieben war.

Sehr gern ließ ich mich zur Erfüllung des mir von Prokesch nahegelegten Wunsches bereit finden, die Depeschen, die er über die Frankfurter Kaiserwahl an unsere Regierung richtete, nach Oesterreich zu bringen. Denn ich hoffte in solcher Weise leichter an den Fürsten Schwarzenberg gelangen zu können, mit welchem zu sprechen ja von äußerster Wichtigkeit für mich war. Meine Instruction lautete dahin, in Prerau nachzufragen, ob Schwarzenberg sich in Olmütz beim Kaiser, oder ob er sich in Wien befinde. An den Ort seines Verweilens hatte auch ich mich mit meinen Depeschen zu begeben.

Etwa um zwölf Uhr Nachts, wenn ich nicht irre, ging damals der Zug von Berlin nach Wien ab. Um diese Stunde verließen auch wir am 29. Berlin, und in Prerau erhielt ich die willkommene Auskunft, Fürst Schwarzenberg befinde sich in Wien. Ich brauchte also meine Familie nicht im Stiche zu lassen, sondern konnte sie, die meines Beistandes recht sehr bedurfte, ungehindert nach Wien führen. So spät trafen wir am Abende des 30. März daselbst ein, daß es mir unthunlich erschien, meine Depeschen noch in der tiefen Nacht dem Fürsten Schwarzenberg zu überbringen. Aber sehr früh am Morgen des 31. März fand ich mich in der Staatskanzlei ein und Fürst Schwarzenberg ließ mich auf meine Anmeldung allsogleich vor.

Ich leugne nicht, daß ich in dieser ersten Unterredung mit ihm — und sie ist auch die letzte geblieben — nicht ohne Bangen entgegenging. Denn schon in Frankfurt hatte man sich von dem hochfahrenden, herrischen Wesen des Fürsten sehr viel erzählt, und von meinen Freunden Sommaruga und Würth war über seine unverbindliche, kurz angebundene Art, die Geschäfte zu verhandeln, sowie über die verächtliche Ablehnung, die Alles, was auf die deutschen Einigungsbestrebungen hinwies, von seiner Seite erfuhr, recht bitter geklagt worden. Um so mehr mußte ich, wie mir schien, auf einen schroffen Empfang mich gefaßt machen, als ja mein Ausscheiden aus der Nationalversammlung im Gegensatze zu seiner Ansicht, aber freilich in einem Augenblicke erfolgt war, in welchem die Depesche, die eine ausdrückliche Aufforderung an die österreichischen Abgeordneten zum Verbleiben in der Nationalversammlung enthielt, noch nicht in Frankfurt eingetroffen war. Daß ich meinen

Schritt nur aus tiefster Ueberzeugung und mit vollständigster Hintansetzung meines materiellen Vortheils gethan hatte, werde mir, so schien es, in den Augen eines Mannes nicht viel nützen, von dem man behauptete, daß er auf eigene Meinungen und Ueberzeugungen nur sehr wenig Werth lege und daher vor Allem unbedingte Unterwerfung unter die höhere Autorität, blinden Gehorsam verlange.

Dem Fürsten Schwarzenberg gegenüber wurde meine Lage wenigstens anscheinend noch dadurch nicht wenig verschlimmert, daß ich nicht etwa als reuiger Sünder vor ihm zu erscheinen gedachte. Ich war vielmehr fest entschlossen, ihm gegenüber den Beweis anzutreten und mit allem Nachdrucke zu führen, dessen ich nur immer fähig sein würde, daß das von mir in Frankfurt beobachtete Verfahren das richtige gewesen, daß die Mahnung der österreichischen Regierung an die Abgeordneten in Frankfurt, nur ja noch im Parlamente zu bleiben, auf irrigen Voraussetzungen beruhe, ja daß es vielmehr im Interesse dieser Regierung liege, einer Situation freiwillig ein Ende zu machen, welche ihrem Einflusse in Deutschland nicht das Mindeste nütze, ihr Ansehen aber empfindlich benachtheilige.

Von diesen Vorsätzen erfüllt und fest entschlossen, ihnen unter allen Umständen und welche Folgen dies auch immer für mich nach sich ziehen möge, unerschütterlich treu zu bleiben, trat ich vor den Fürsten, und es wirkte ermuthigend auf mich, daß er mich in entschiedenem Contraste mit Allem, was man mir von ihm vorhergesagt hatte, mit so viel Freundlichkeit empfing, als mit seinem allerdings steifen und abgemessenen Wesen nur immer vereinbar erschien. Wahrscheinlich war ihm der Gegensatz, in welchem ich mich allzeit zur Frankfurter Linken gehalten hatte, nicht unbekannt geblieben, und dieser Umstand mochte ihn mir günstig gestimmt haben. Er stellte nicht nur eine Menge auf die Nationalversammlung und die deutschen Verhältnisse, in die er nicht gerade tief eingeweiht zu sein schien, bezüglicher Fragen, sondern er hörte mich auch, als uns das Gespräch gleichsam von selbst auf mein Ausscheiden aus der Paulskirche brachte, ruhig, ja fast wie theilnehmend an. Er ließ es sich sogar gefallen, als ich mir erlaubte, ihm, wenngleich in bescheidener Form, aber doch mit dem nicht zu mißkennenden Ausdrucke tiefster Ueberzeugung Vorstellungen gegen seine bisher in Bezug auf Deutschland befolgte Politik und insbesondere gegen das fernere Verbleiben der österreichischen Abgeordneten in der Paulskirche zu machen. Und da sie, oder wenigstens die Mehrzahl aus ihnen, sich freiwillig niemals dazu entschließen würden, aus der Nationalversammlung zu treten, so bat ich den Fürsten, sie von dort abrufen zu wollen.

„Aber wie kann ich das," erwiderte er mir, „erst gestern erging eine neuerliche und dringende Aufforderung an sie zu fernerem Verbleiben in Frankfurt." Ich ließ mich jedoch nicht irre machen, dem Fürsten das ganz Verfehlte einer solchen Maßregel darzuthun. Ich zeigte ihm, wie sie Oesterreich in den besten Kreisen Deutschlands unbeliebt, ja verhaßt machen müsse, wie durch sie nur der Revolutionspartei in die Hände gearbeitet werde. Ich forderte ihn auf, sich doch nur einmal die Abstimmungslisten anzusehen; da werde er leicht finden, auf welcher Seite die Namen der berüchtigtsten Männer der äußersten Linken zu finden seien. Es gehe nicht an, zu Hause, in Oesterreich selbst die Parteigänger der Revolution zu zermalmen und in Frankfurt Hand in Hand mit ihnen zu gehen.

Endlich nahte sich dieses überlange Gespräch seinem Ende. Am Schlusse desselben frug mich der Fürst in verbindlichster Weise, ob es in meiner Absicht liege, auch künftighin in seinem Ministerium zu dienen? Selbstverständlich lautete meine Antwort bejahend; war ich ja doch schon durch die Sorge für meine Subsistenz und die meiner Familie zu einer solchen gezwungen.

Als ich nach fast anderthalbstündigem Zusammensein den Fürsten verließ, fand ich den Wartsaal mit Menschen gefüllt, die mir größtentheils unbekannt waren und mit unverhehlter Neugierde den jungen Fremden betrachteten, dem die seltene Auszeichnung zu Theil geworden war, von dem damals allmächtigen Staatsmanne einer so langdauernden Unterredung gewürdigt zu werden. Männer in angesehenster Stellung, wie der damalige Kriegsminister Baron Cordon hatten geduldig gewartet, bis der Zugang zum Fürsten wieder frei geworden war. Ich aber schied von ihm ohne jede Zusicherung von seiner Seite, aber doch mit dem Eindrucke, meine Worte seien nicht vollkommen fruchtlos gesprochen worden. Wie wenig ich mich darin täuschte, geht daraus hervor, daß nachdem, wie ich mich später hinreichend zu überzeugen Gelegenheit hatte, wirklich am 30. März an Schmerling, welcher bis zum Eintreffen seines Nachfolgers noch immer als österreichischer Bevollmächtigter fungirte, der Auftrag ergangen war, die österreichischen Abgeordneten zu noch längerem Verweilen in der Paulskirche zu bestimmen, sie schon, und noch dazu in sehr kategorischem Tone, mit einer Depesche vom 5. April aus Frankfurt zurückgerufen wurden.

Ich bin sehr weit von der Unbescheidenheit entfernt, zu glauben, daß meine Vorstellungen allein es waren, welche den Fürsten Schwarzenberg wenigstens hinsichtlich dieses einen Punktes zu einer Aenderung seiner bisherigen Haltung bewogen. Als äußeren Anstoß hiezu bezeichnete

er selbst wenigstens Schmerling gegenüber die in Frankfurt geschehene Wahl des Königs von Preußen zum Kaiser der Deutschen. Aber wenn ich mich nicht allzusehr täusche, mußte ihm diese Wahl auch schon am 30. März bekannt gewesen sein. Prokesch wenigstens versicherte mich am 29. in Berlin, als er mir seine Depeschen zur Ueberbringung nach Wien übergab, ganz positiv, die Thatsache der Wahl habe er bereits nach Wien telegraphirt.

Gleich nachdem ich mich dem Fürsten Schwarzenberg vorgestellt hatte, ging ich an die Erfüllung meiner zweiten Pflicht, welche darin bestand, meinen Wählern im Bezirke von Neunkirchen mündlich Rechenschaft abzulegen von meinem Verhalten in der Paulskirche und von den Beweggründen meines Austrittes aus derselben. Noch von Frankfurt aus hatte ich sie für den 4. April in Neunkirchen zusammen gebeten und sie waren auch zahlreich meinem Rufe gefolgt. Es gereichte mir zur Freude, daß sie, nachdem sie meine Auseinandersetzungen wohlwollend angehört, mir ihre völlige Zustimmung zu meinem Verfahren aussprachen und zum Zeichen ihrer Anerkennung mein lithographirtes Bildniß, das ich ihnen von Frankfurt aus zugeschickt hatte, in dem Sitzungssaale ihres Rathhauses aufhingen.

Der lebhafte Beifall, den meine Ausführungen bei der Neunkirchner Wählerschaft fanden, war mir auch darum von sehr großem Werthe, weil ich daraus begründete Hoffnung zu schöpfen vermochte, bei der Durchführung der octroyirten Verfassung, welche damals Jedermann für nahe bevorstehend ansah, von ihr neuerdings als der Mann ihres Vertrauens betrachtet und als solcher in den neuen Reichstag entsendet zu werden. Denn es wäre wohl unnatürlich gewesen, wenn ich mich nicht auch mit Gedanken an meine künftige Laufbahn beschäftigt hätte. Neben der parlamentarischen, die ich zu jener Zeit noch nicht vollständig aufgeben zu müssen glaubte, spielte auch die Stellung, die ich von nun an im Bereiche des Ministeriums des Aeußern einnehmen sollte, bei mir eine ungemein wichtige Rolle. Die sehr lange Erörterung, in welche Fürst Schwarzenberg sich mit mir eingelassen hatte, die zuvorkommende Aufnahme meiner Vorstellungen und endlich seine letzte so verbindliche Frage an mich riefen gleichsam von selbst die Hoffnung in mir wach, ich würde nicht dazu verurtheilt werden, auf meinen früheren so ganz bedeutungslosen Posten zurückkehren zu müssen, sondern einen Wirkungskreis erhalten, welcher mehr geeignet wäre, mir zur Genugthuung zu gereichen als der bisherige. Auch eine Erhöhung und Verbesserung meiner äußeren Stellung wäre mir insbesondere im Hinblick auf meine vergrößerte Familie sehr willkommen gewesen. Dasjenige, was nach dem

Schlusse des österreichischen Reichstages geschehen und wodurch so mancher Abgeordnete gleichsam von nichts zu einem hervorragenden Posten im Staatsdienste emporgehoben worden war, hätte ich ja wohl auch im Ministerium des Aeußern und für den Einzigen gethan werden können, der aus dessen Angehörigen sich im Laufe des Jahres 1848 in vielleicht nicht ganz unvortheilhafter Weise bemerkbar gemacht hatte.

Allerdings konnte hiegegen nicht ohne Berechtigung eingewendet werden, warum wohl meine Collegen, welche während meiner Abwesenheit ihre Pflicht zwar anspruchslos, aber redlich erfüllt hatten, von mir der ich so lange Zeit nichts für das Ministerium gearbeitet, übergangen werden sollten? Und noch schwerer wog die Betrachtung, daß ich dem Fürsten Schwarzenberg ganz deutlich zu verstehen gegeben hatte, daß ich mit der Politik, die er Deutschland gegenüber befolgte, nicht einverstanden sei. Hierin allein schon lag ja eine Art von Erklärung, daß ich ein Werkzeug zur Durchführung dieser Politik weder sein könne, noch sein wolle.

Während so verschiedenartige Gedanken meinen Kopf durchkreuzten, scheint man im Ministerium selbst unschlüssig über die Verfügung gewesen zu sein, die man in Bezug auf mich treffen sollte. Nach längerer Zögerung wurde mir endlich die Weisung gegeben, ich möge in meine alte Stellung als Official zurücktreten. Da man aber doch Anstand nahm, mich neuerdings zum Copisten oder zum Registranten zu machen, so theilte man mich dem Departement für die politischen Angelegenheiten Deutschlands zu. Mein alter Bekannter von Frankfurt her, Hofrath Baron Thierry wurde nun mein Chef.

Getäuschte Hoffnungen haben mich nie zu Boden zu drücken, ja nicht einmal auf längere Zeit zu verstimmen vermocht. Dies hatte ich schon in Frankfurt bewiesen, als meine ihrer Erfüllung so nahe geglaubte Erwartung, Cabinetschef des Erzherzog-Reichsverwesers zu werden, zu Wasser wurde. Um so rascher wußte ich mich auch jetzt wieder zu trösten, als ich ja in meiner neuen Bestimmung sogar eine Art Kundgebung des Vertrauens erblicken durfte. Denn ich wurde ja doch, wenn auch nicht gerade als Mitarbeiter, aber wenigstens als Mitwisser in das innerste Getriebe der damaligen Politik eingeweiht, in welcher die Beziehungen zu Deutschland und zu Preußen die vornehmste Rolle spielten.

Aber freilich, trotz dieser Mitwissenschaft, ja wenigstens zum Theile gerade durch sie mußte sich meine Stellung im deutschen Departement des Ministeriums des Aeußern allmälig zu einer recht peinlichen gestalten. Es kann natürlich meine Sache nicht sein, hier die Politik, welche Fürst Schwarzenberg in den deutschen Angelegenheiten beobachtete, einer Beurtheilung und schon gar einer Verurtheilung zu unterziehen. Aber

das kann ich unmöglich ungesagt lassen, daß ich sie nicht für die richtige hielt und daß sie, so wie meinem Verstande, so auch meinem Gefühle nicht zusagte. Indem ich dies ausspreche, halte ich mir recht wohl die Geringschätzung vor Augen, mit welcher die sogenannte Gefühlspolitik von der zünftigen Diplomatie gewöhnlich abgefertigt wird. Aber in der Frage der Einigung Deutschlands hat das Gefühl, wenn ich so sagen darf, eine weit größere Rolle gespielt, als man damals in Wien zugeben mochte. Und weil es ein edles, ein berechtigtes Gefühl war, so ist es den Herzen der Deutschen nicht so erloschen, wie etwa eine Flamme verglimmt, der keine neue Nahrung zugeführt wird. Als der Augenblick hiezu ein günstiger war, loderte es stärker empor als zuvor, und jene frühere Mißachtung hat sich, wenn auch nicht mehr an ihren Urhebern, so doch an den Epigonen derselben recht bitter gerächt.

Unter diesen Umständen erschien es mir fast wie ein Glück, daß ich zur Entwerfung eigentlich politischer Depeschen niemals verwendet wurde. Ihre Ausarbeitung behielt sich ausnahmslos Baron Thierry vor, mir fielen nur die sogenannten laufenden Geschäfte zu, welche freilich weder interessant, noch zahlreich genug waren, um meine Arbeitskraft hinreichend in Anspruch zu nehmen. Aber irgend eine Erleichterung, irgend eine Möglichkeit, meiner Sehnsucht zu folgen und meine so lang schon unterbrochenen historischen Arbeiten wieder aufnehmen zu können, wurde mir hiedurch doch nicht zu Theil. Da Baron Thierry und ich das gesammte deutsche Departement ausmachten, so mußte ich nicht nur jeden Tag, sondern auch jeden Abend anwesend und bereit sein, ihm, wo er meiner bedurfte, behilflich zu sein.

Hiezu kam noch ein äußerer Umstand, der Manchem vielleicht geringfügig erscheinen mag, der aber das Unangenehme meiner Lage beträchtlich erhöhte. Baron Thierry und ich hatten die uns angewiesenen Plätze im Ministerium in einem und demselben, keinesweg geräumigen Zimmer. An sein behäbiges Frankfurter Amtslokal gewöhnt, fühlte er sich ganz unglücklich hierüber, und da er äußerst nervös war und ziemlich schwer arbeitete, so empfand er das leiseste Geräusch als eine höchst unwillkommene Störung, die ihn, wie er behauptete, ganz aus seinem Gedankengange herauswarf. Und da ich schon damals, wie auch noch jetzt, leider einen recht empfindlichen Kehlkopf besaß, der durch den Dampf der Cigaretten, welche Thierry während der Arbeit ununterbrochen rauchte, zu argem Husten gereizt wurde, so kann man sich denken, was wir Beide oft miteinander ausstanden; ich, der ich den Husten zu unterdrücken mich bestrebte, und er, der, wenn mir dies nicht immer gelang, dadurch in nervöse Aufregung versetzt wurde.

Dieselbe war übrigens zu jener Zeit eigentlich sein bleibender Zustand und ich habe ihn um deßwillen oft recht herzlich bedauert. Wenn er, und zwar meistens des Abends, nach stundenlanger Unterredung mit dem Fürsten Schwarzenberg in sein Arbeitszimmer zurückkam, in welchem ich einsam und beschäftigungslos seiner Wiederkehr harrte, da war er oft ganz erschöpft und sollte nun in diesem Zustande seine Arbeit erst recht beginnen. Denn wie so viele hochgestellte Männer, die sich selbst auf schriftliche Ausarbeitungen nicht verstehen oder in denselben zum Mindesten nicht geübt sind, war auch Schwarzenberg in dieser Beziehung unendlich schwer zu befriedigen. Fast immer fand er seinen innersten Gedanken in der ihm vorgelegten Depesche nicht richtig und entweder ganz verkehrt, oder doch wenigstens nicht so wiedergegeben, wie er ihm vorschwebte. Da wurde nun der Entwurf einer Depesche zwei- und dreimal umgearbeitet, bis sie ihm wenigstens halbwegs zu Gesicht stand. Ich aber mußte den ganzen Jammer mit anhören, welchen Thierry zu oft wiederholten Malen hierüber aufschlug, und so war ich in seltsamer Abwechslung einmal sein Freund und Vertrauter und dann wieder sein nicht allzeit glimpflich behandelter Untergebener.

So wenig erfreulich als diese amtlichen Verhältnisse für mich waren, so unerquicklich fand ich auch die geselligen Zustände in Wien nach meiner Rückkehr aus Frankfurt. Freilich war es für mich ein Glück, daß der heftige Zwiespalt der Meinungen, welcher bisher in ungestörter Eintracht zusammenlebende Familien, innigst befreundete Kreise schonungslos entzweite, in den Kreis meiner nächsten Angehörigen gar keinen Eingang fand. Mein Vater, dem bald nach der Thronbesteigung des Kaisers die Freude zu Theil wurde, daß der ihm amtlich abverlangte Vorschlag zu einem Wahlspruche für den jugendlichen Monarchen durch die Annahme der von ihm entworfenen Devise: „Viribus unitis“ „Mit vereinten Kräften" beifälligste Berücksichtigung fand, blieb auch nach der Besiegung der Revolution den politischen Grundsätzen treu, zu denen er sich vor derselben bekannt hatte. Innigste Hingebung an sein österreichisches Vaterland war der bezeichnendste Zug seiner politischen Gesinnung, der durch einen allerdings nur sehr gemäßigten Liberalismus vervollständigt wurde. Hatte er die Ausschweifungen und Uebelthaten, welche sich bald nach den Märztagen die Revolutionspartei in stätig zunehmender Progression zu Schulden kommen ließ, aufs Schärfste verdammt, so war er doch auch jetzt wieder von einer Billigung der allzu rücksichtslos auftretenden Reaction sehr weit entfernt. Hierin stimmte ihm auch meine Mutter bei, welche, überhaupt sanguinischeren Temperamentes und poetischer angelegt als mein Vater, den kläglichen Ausgang der freiheitlichen

Bewegung viel bitterer empfand als er. Mein Bruder, meine Frau und ihre Angehörigen, ich selbst endlich, wir befanden uns Alle so ziemlich auf dem gleichen Standpunkte, und so wurde unser friedliches Zusammenleben niemals durch jene bedauerlichen Zänkereien gestört, die anderwärts so weitklaffende Spaltungen hervorriefen.

Von dem sicheren Porte des häuslichen Friedens aus ließ ich es mich auch nicht anfechten, wenn mir hie und da von hyperconservativer Seite schon meine Theilnahme an der deutschen Nationalversammlung und meine liberalen Abstimmungen daselbst, von den Radicalen aber meine feindselige Haltung gegen die Frankfurter Linke verübelt wurden. Ueberhaupt wenig streitsüchtig, beachtete ich derlei Kundgebungen der Meinungsverschiedenheit und des Mißfallens nicht weiter, und sie wurden mir auch recht selten bemerkbar, weil die sehr große Mehrzahl derer, mit denen ich überhaupt verkehrte, und fast ausnahmslos Alle, auf deren Meinung ich Werth legte, meiner Haltung in Frankfurt ihren Beifall zollten.

Uebrigens kam es nicht oft zu derlei Discussionen, weil meine Dienstleistung, obgleich sie an und für sich durchaus keine übermäßig angestrengte war, meine fast ununterbrochene Anwesenheit im Ministerium erheischte. Besonders peinlich war mir dies beim Herannahen des Sommers, weil die mir auferlegte Pflicht, mich ausnahmslos jeden Abend im Bureau einzufinden, es mir unmöglich machte, eine Sommerwohnung in der Nähe von Wien zu beziehen oder einen auch nur etwas länger dauernden Ausflug zu unternehmen. Insbesondere für meine Frau und meine Kinder bedauerte ich dies, die nun bei mir in der Stadt bleiben mußten, während ihnen der Genuß der Landluft doch so nützlich, ja vielleicht nothwendig gewesen wäre. Ich mußte zufrieden sein, daß ich in der ersten Hälfte des August eine Reise des Fürsten Schwarzenberg nach Warschau zu einem Besuche benützen konnte, den ich mit Frau und Tochter meinem schon hochbetagten Onkel in St. Florian abstatten wollte. Mein Knäblein wurde inzwischen bei der Mutter meiner Frau in St. Veit bei Wien vortrefflich untergebracht. Es fiel ihr übrigens nicht lang zur Last, denn wir verließen am 8. August Wien und mußten schon am 13. wieder zurück sein.

Selbst diesen so kurzen Ausflug konnten wir nur in sehr trüber Stimmung unternehmen, denn einen Monat früher war die Familie meiner Frau von einem schweren Unglück betroffen worden. Die ältere Schwester derselben, Auguste, erst seit drei Jahren mit dem Hauptmann v. Roretz verheiratet, verlor ihren Gatten, der nach ganz kurzer Krankheit in dem Feldspitale zu Babolna an der Cholera starb. Grenzenlos

war der Schmerz der unglücklichen Frau, welche auf die erste Nachricht von der Erkrankung ihres Gatten zu ihm geeilt war, ihn zwar noch am Leben getroffen hatte, ihn aber schon sechzehn Stunden nach ihrer Ankunft in ihren Armen verscheiden sah. Mit zwei ganz kleinen Kindern blieb sie zurück und das dritte brachte sie erst nach dem Tode ihres Gatten zur Welt.

„Ein Unglück kommt selten allein," sagt ein altes Sprichwort. Auch bei mir und den Meinigen bewahrheitete sich dieser Satz, und das mir überhaupt so wenig günstige Jahr 1849 brachte mir noch, nahe seinem Scheiden, ein Ereigniß, das mich schon damals aufs Tiefste betrübte, welches aber in seinen späteren Wirkungen und Folgen zu einem für mich wahrhaft verhängnißvollen wurde. Am 20. October erkrankte mein kleiner, erst zehn und einen halben Monat alter Sohn, der bis dahin fast immer gesund und ein sehr frisches, wohlgestaltetes, sich glücklich entwickelndes Kind war. Bald konnte kein Zweifel mehr möglich sein, daß das bedauernswerthe Knäblein an einem starken Ausschlage leide, der zuerst die Form von Schafblattern annahm, bald aber in bösartige Blattern überging, für welche mein Kleiner, der erst kürzlich geimpft worden, ohne daß die Vaccine eine Wirkung hervorgebracht hätte, sich wegen dieses Umstandes gerade in einem überaus empfänglichen Stadium befand. Erst später erfuhren wir, daß die Tochter unserer Waschfrau an den Blattern erkrankt war, und daß das gewissenlose Weib, wahrscheinlich um keine Schmälerung ihres Erwerbes zu erleiden, die Sache verheimlicht und mittelst der frisch gewaschenen Wäsche die Krankheit auf mein armes Knäblein verpflanzt hatte. Sie steigerte sich immer mehr, bis sie endlich am Abende des 30. October seinen Tod herbeiführte.

Etwa um zehn Uhr hatte ich meine Frau, die seit mehr als einer Woche nicht von dem Schmerzenslager ihres Kindes gewichen war und sich kaum mehr aufrecht erhalten konnte, dringend gebeten, sich wenigstens in den Kleidern auf mein im Nebenzimmer befindliches Bett zu legen; ich blieb bei dem Kleinen. Eine Viertelstunde nach elf Uhr gab ich ihm noch das vorgeschriebene Medicament, das er ganz gut zu sich nahm. Wenige Secunden später streckte der Kleine sein linkes Händchen unter der Decke hervor und ich hüllte ihn wieder ein. Gleich darauf wiederholte ich dies noch einmal, dann aber kam es mir vor, als ob der Kleine immer leiser und leiser athme, und plötzlich war Alles still. Mit so gespannter Aufmerksamkeit ich auch hinhorchte, ich hörte nichts mehr; die Uhr zeigte zweiundzwanzig Minuten nach elf Uhr. Zitternd holte ich meine Frau und sagte ihr: „Ich glaube, der Kleine athmet nicht mehr." Ohne mich im ersten Augenblicke zu verstehen, starrte sie mich an; mit

den Worten: „Es ist nicht möglich,“ sprang sie auf und stürzte an das Bettchen des Kleinen, wo sie sich von seinem Hinscheiden und dem Unglücke, das dasselbe über uns brachte, selbst überzeugen mußte.

Jede Mutter, welche ihr heißgeliebtes Kind durch den Tod verliert, wird dadurch in den tiefsten Schmerz, in einen Zustand der Fassungslosigkeit versenkt werden, von dem sie selbst Anfangs glauben wird, daß hierin nie mehr eine Aenderung eintreten könne. Und dennoch macht sich dieselbe je nach der Individualität der Betreffenden nach längerer oder schon nach kürzerer Zeit fühlbar, und wenngleich oft sehr spät, schließlich kommt sie doch. Bei meiner armen Frau aber schien es wirklich die längste Zeit, als ob die von mir so heiß ersehnte Aenderung nie mehr eintreten würde. Sie lebte gleichsam nur in ihrem Kummer, und obwohl sie die ihr obliegenden Pflichten treulich erfüllte, blieb doch der Schmerz um ihr verlorenes Kind diejenige Empfindung, die sie so lange Jahre hindurch fast ausschließlich beherrschte. Darin glaubten wir wenigstens den hauptsächlichsten Grund jener tiefen Melancholie erblicken zu müssen, der sie nach fast fünf Jahren verfiel, und welche, obgleich in großen Zwischenräumen auch Perioden einer heiteren Stimmung eintraten, doch ihr eigenes Leben, das meinige und das unserer Tochter in schwer zu beschreibendem Maße verdüsterte.

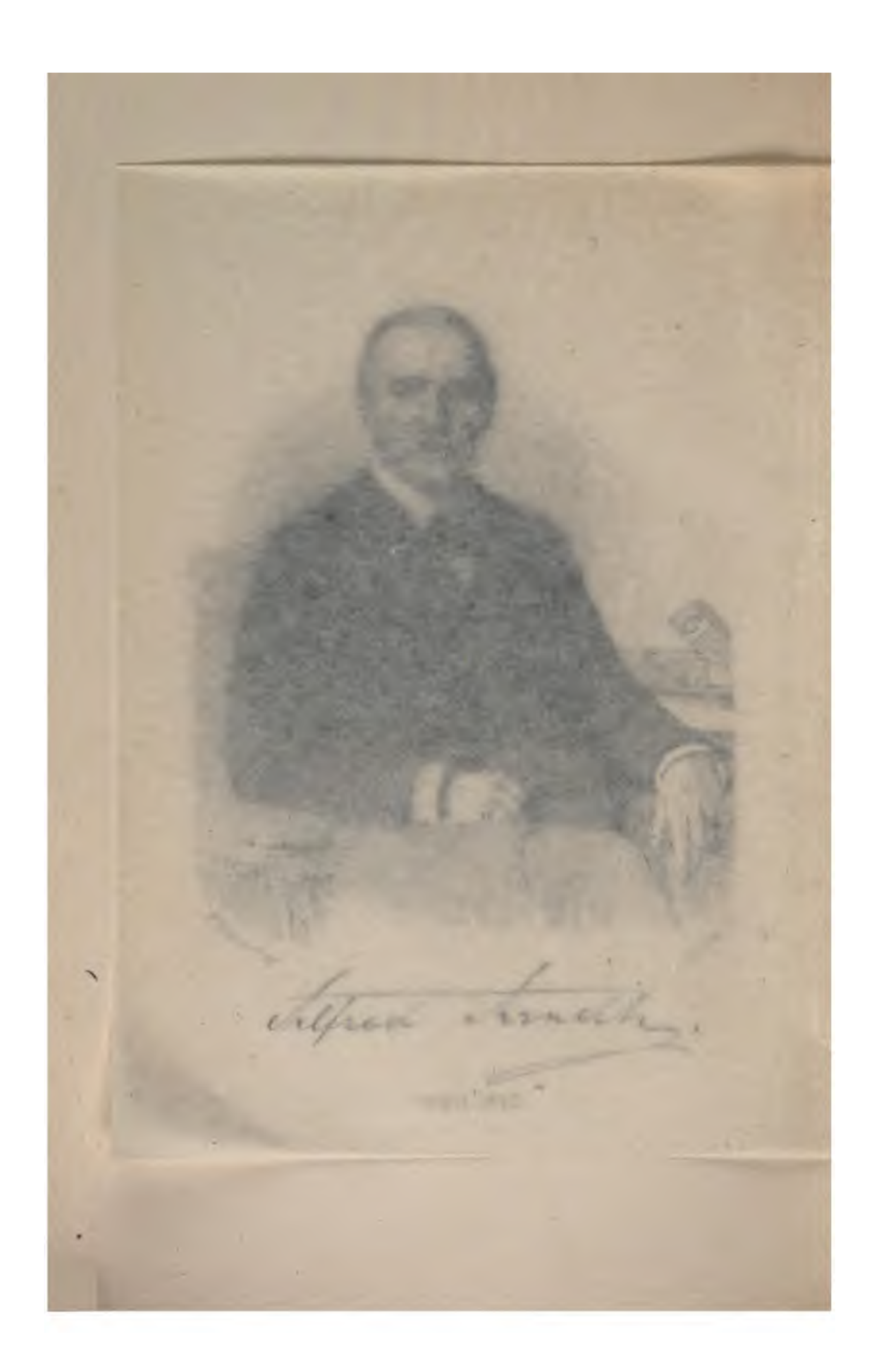
Von den so vielfachen Kundgebungen inniger Theilnahme, die uns bei diesem traurigen Anlasse zukamen, möchte ich nur eine einzige erwähnen. Es sind dies die tiefempfundenen Worte, welche mein damals schon in seinem achtzigsten Lebensjahre stehender Onkel, der Prälat von St. Florian an uns richtete. Denn sie sind ein sprechender Beweis der Seelengüte dieses edlen Greises und gingen uns darum auch ganz besonders zu Herzen.

„Daß der kleine Stammhalter,“ so lauten sie, „sein Erbe hienieden so bald verlassen hat, beklage ich sehr mit Euch, seinen trauernden Eltern und Großeltern. Aber er ist in Gottes Schooß am sichersten und am besten geborgen, und Gott weiß, warum er ihn zurücknahm, was auf den Kleinen hienieden in dieser traurigen Zeit gewartet und wie schwer er sich unversehrt durchgewunden hätte. Entwickelter noch, hätte er Euch mehr Freude, aber sein Scheiden auch viel mehr Leid gebracht. Er erwartet Euch nun dort; mit welchem Entzücken wird er die Hände nach Euch ausstrecken, die Ihr es so gut mit ihm gemeint und ihm so viele Liebe gewidmet habt. Bis dahin bleibe ihm ein stilles, sanftes Andenken geweiht.“

Ein schmaler Lichtstrahl fiel in diese finstere Zeit der Trübsal und der Trauer, indem ich im Winter von 1849 auf 1850, wenngleich noch



WIEN, 1892



Aus meinem Leben.

Von

Alfred Ritter von Arneth.

Zweiter Band.

1850–1890.

Mit dem Bildnisse des Verfassers.



Stuttgart 1893.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

1850—1854.

Die tief einschneidenden Veränderungen, welche die Umwälzung des Jahres 1848 nach sich zog, machten sich wie überall, so auch in dem Departement der Staatsregierung, in welchem ich diente, außerordentlich fühlbar. Schon als allgemein sichtbares Kennzeichen dieser Umwandlung verlor die Staatskanzlei den Namen, welchen sie etwa ein Jahrhundert hindurch geführt und dem sie, was man auch über sie vielleicht sagen mag, doch unter Kaunitz und Metternich einen Glanz zu erwerben gewußt hatte, der denjenigen der analogen Institutionen in den übrigen Staaten Europa's weit überstrahlte. Nun wurde die frühere geheime Haus-, Hof- und Staatskanzlei umgetauft in ein Ministerium des kaiserlichen Hauses und des Aeußern. An die Stelle des Staatskanzlers trat ein Minister, welcher schon durch die Annahme dieses Titels der ehemaligen Präponderanz über die Chefs der Centralstellen des Innern entsagte, die von nun an gleich ihm Minister hießen und somit seine Collegen waren oder wenigstens als solche allgemein angesehen wurden.

Uns untergeordneten Beamten verschlug freilich diese Aenderung des Titels des Staatsdepartements, in welchem wir uns befanden, nicht viel, und auch der Wechsel in der Person unseres obersten Chefs machte sich uns insofern kaum bemerkbar, als wir ebenso wenig mit Schwarzenberg in unmittelbare Berührung kamen, wie dies mit Metternich der Fall gewesen war. Wir merkten die in der obersten Leitung eingetretene Veränderung fast nur an der verschiedenen Behandlung der Geschäfte. An Stelle der früheren Stagnation machte sich eine weit lebendigere Thätigkeit geltend. Statt sich wie ehemals in endlosen Betrachtungen zu ergehen, hierüber aber fast niemals zu entscheidenden Schritten zu gelangen, wurde jetzt weniger geredet und geschrieben, aber ungleich mehr und rascher gehandelt. Ja sogar in den Abtheilungen des Ministeriums des Aeußern, welche gleich der meinigen mit eigentlich diplomatischen

Geschäften nur wenig zu thun hatten, wurde dieses schneller pulsirende Leben mit einem gewissen Wohlbehagen empfunden.

Je ferner die Person unseres obersten Chefs uns stand, um so größere Bedeutung gewann derjenige für uns, welcher nach ihm die erste Stelle einnahm. Zu der Zeit, in der ich — im Jahre 1841 — vom Staatsarchive nach der Staatskanzlei versetzt wurde, war dies der Staatsrath Freiherr von Ottenfels, ehemals ein Zögling der orientalischen Akademie, welcher einen großen Theil seines Lebens in der Türkei zugebracht und dort zuletzt die wichtige Stellung eines Internuntius, d. i. eines österreichischen Gesandten bei der Pforte eingenommen hatte. Ein kleiner, unscheinbarer Mann von raschen Bewegungen, hatte Ottenfels zu der Zeit, als ich unter ihm zu dienen begann, das sechzigste Lebensjahr schon überschritten. Trotz dieses Alters und seiner hervorragenden Stellung kam er mir, so jung und so ganz unbedeutend ich auch vergleichsweise war, doch mit besonderer Liebenswürdigkeit entgegen. Meine freundschaftlichen Beziehungen zu seinem ältesten Sohne mochten gleichfalls nicht wenig beitragen, mir sein Wohlwollen zu gewinnen. Der Letztere, Baron Moriz Ottenfels, um Weniges jünger als ich, diente sein ganzes Leben hindurch im Auslande. Ich sah ihn 1856 in Paris und 1868 in Rom wieder; überall brachte er mir die alte freundschaftliche Gesinnung entgegen, die er mir auch nach seinem im Jahre 1887 erfolgten Austritte aus dem Staatsdienste bis auf den heutigen Tag stets gleichmäßig bewahrte.

Wenn ich von Liebenswürdigkeit und Wohlwollen rede, welche einer meiner Vorgesetzten mir bewies, so wurde Baron Ottenfels hierin von dem Freiherrn Franz von Lebzeltern, welcher im Jahre 1846 an Stelle des Ersteren, der in den Ruhestand trat, zum Staatsrathe in der Staatskanzlei ernannt wurde, vielleicht noch übertroffen. Kaum jemals im Leben ist mir ein Mann von einer so rastlosen und unermüdlichen Thätigkeit begegnet, wie sie Baron Lebzeltern eine lange Reihe von Jahren hindurch in der Staatskanzlei entwickelte. Noch während er die Stelle eines Hofrathes bekleidete, und das muß gar manches Decennium hindurch der Fall gewesen sein, verkörperte er in seiner Person gleichsam die ganze administrative Section. Alles Wichtigere, das in derselben vorkam, wurde von ihm selbst in stets sich gleichbleibender Rastlosigkeit bearbeitet, und das Papier, das seine Hand beschrieb, müßte, aufeinander gelegt, Stöße von ganz unglaublicher Höhe erreichen.

Die gleiche Unermüdlichkeit wie in der Arbeit selbst legte Baron Lebzeltern auch in dem Besuche der Staatskanzlei an den Tag. Obwohl er in der Zeit, von der ich jetzt rede, schon nahe an seinem siebzigsten

Lebensjahre stand, so war er doch stets der Erste, der des Morgens in der Kanzlei erschien, und der Letzte, der sie spät Abends verließ. Es kam fast niemals vor, daß wir jüngere Beamte, wenn wir mit ihm zu sprechen hatten, ihn nicht an dem bescheidenen Schreibpulte antrafen, an welchem er unausgesetzt, und zwar in einem mittelgroßen Zimmer arbeitete, das er unglaublicher Weise mit noch drei anderen Beamten höherer Kategorie zu theilen verurtheilt war. Und so oft wir uns mit unseren Anfragen an ihn wandten, wurden wir nicht nur aufs Freundlichste, ja wirklich väterlich aufgenommen, sondern auch in erschöpfendster Weise belehrt, denn wir pflegten zu sagen und erprobten es eigentlich täglich, die ganze Registratur der Staatskanzlei befinde sich in Lebzeltern's Kopf.

In alledem trat in dem Augenblicke, als Lebzeltern zum Staatsrathe ernannt wurde, nur insofern eine Aenderung ein, als er sich in Folge seiner Bescheidenheit in dem schönen und geräumigen Zimmer, das ihm nun eingeräumt wurde, fast etwas unbehaglich zu fühlen und es ihm um den Theil der Arbeit leid zu thun schien, den er nun an seinen Nachfolger abgeben mußte. Worin er sich aber, und zwar bis zum letzten Augenblicke seines Verweilens im Staatsdienste unveränderlich gleich blieb, das war seine ganz unerschöpfliche Güte und Milde für die ihm untergeordneten Beamten. Insbesondere mir gab er hievon während meiner lebensgefährlichen Krankheit im Jahre 1847 Beweise, für die ich ihm bis zum Ende meiner Tage dankbar sein werde.

Von diesem Gefühle durchdrungen, konnte ich es daher nur lebhaft bedauern, daß ich, im März 1849 aus Frankfurt zurückgekehrt, den liebenswürdigen Greis nicht mehr an seinem altgewohnten Platze in der Staatskanzlei fand. Er war in den Ruhestand versetzt, die Stelle eines Staatsrathes aufgehoben und statt ihrer die eines Unterstaatssecretärs neu geschaffen worden.

Ohne Zweifel mußte diese Einrichtung, insofern sie nicht blos eine Aenderung des Titels, sondern auch eine wesentliche Umgestaltung des bisherigen Verhältnisses in sich begriff, als eine sehr zweckmäßige erkannt werden. Ihr Hauptvorzug bestand darin, daß durch sie der zum Schaden des Dienstes allmälig recht locker gewordene Verband der äußeren mit der inneren, der diplomatischen mit der administrativen Section wieder enger und fester geknüpft wurde, denn um die letztere hatte sich Fürst Metternich fast gar nicht gekümmert, während der ihm dem Range nach am nächsten stehende Beamte, der Staatsrath, er mochte nun Ottenfels oder Lebzeltern heißen, von der Behandlung der Agenden der ersten, der diplomatischen Section kaum etwas erfuhr. Aber der Zusammenhang

zwischen beiden — man denke nur an Alles, was sich auf die handelspolitischen Geschäfte bezieht — ist doch ein so großer, daß die gegenseitige Entfremdung der beiden Sectionen gewiß für die Sache selbst ungemein schädlich war. Da aber der Minister allzeit der Leitung der eigentlich diplomatischen Angelegenheiten sein Hauptaugenmerk zuwenden muß, so konnte es nur dringend nothwendig erscheinen, daß der Nächste nach ihm, der Unterstaatssecretär, zugleich mit genauester und ununterbrochener Kenntniß des jeweiligen Standes der rein politischen Geschäfte die unmittelbare Leitung der administrativen Section verband.

Hiezu war nun ohne Zweifel der neu ernannte Unterstaatssecretär, Freiherr Joseph von Werner, in jeder Beziehung der richtige Mann. Schon seinem sechzigsten Lebensjahre nahe, war er von reicher diplomatischer Erfahrung, insbesondere in den deutschen Geschäften, denn er hatte vor seiner Berufung in die Staatskanzlei sechzehn Jahre hindurch bei der österreichischen Gesandtschaft in Berlin gedient. Nach seiner Rückkehr nach Wien übertrug ihm Fürst Metternich das Referat in den auf Deutschland bezüglichen Angelegenheiten, das er ebenfalls wieder sechzehn Jahre hindurch in ausgezeichneter Weise besorgte. Denn Werner verband mit seiner großen Erfahrung eine seltene wissenschaftliche Bildung, regen Sinn für geistige Interessen, und er führte eine gewandte Feder, der so manche der besten Staatsschriften, welche zu jener Zeit von der Staatskanzlei ausgingen, ihre Entstehung verdankten.

Vielleicht hätte ich damals diesen ausgezeichneten Eigenschaften Werner's noch mehr Bewunderung entgegengebracht, als dies thatsächlich der Fall war, wenn sie in meinen Augen nicht durch die Beobachtung wieder etwas abgeschwächt worden wäre, daß er in seiner langjährigen diplomatischen Dienstleistung, in seinem steten Einstehen für fremde Gedanken die Fähigkeit, zu eigenen Ueberzeugungen zu gelangen, oder wenigstens den Willen und die Thatkraft verloren habe, erforderlichen Falles auch muthvoll einzutreten für sie. Immer schien er von der Besorgniß erfüllt, nur ja nirgends anzustoßen, sich nur ja nach keiner Seite hin zu compromittiren. Aus dieser steten Aufregung ging aber ein Mangel an Ruhe, eine Nervosität in der Behandlung der Geschäfte hervor, welche den amtlichen wie den persönlichen Verkehr mit ihm nicht immer leicht machte. Daher mochte es kommen, daß wir jüngere Leute, obgleich er ein guter und wohlwollender Mann war, doch niemals jenes Zutrauen zu ihm zu fassen vermochten wie zu seinem Vorgänger. Hatten wir Lebzeltern wirklich geliebt und ihn wie einen Vater verehrt, so empfanden wir zwar keine Abneigung gegen Werner, aber er stand unseren Herzen weniger nahe, ja wir fürchteten ihn sogar.

Meine Beziehungen zu Werner nahmen übrigens gleich Anfangs eine ganz befriedigende Gestalt an. Er hatte sich für mein Auftreten in Frankfurt interessirt und mich dort, wie ich bereits an einem früheren Orte erzählte, mit Radowitz in Verbindung gebracht. Ja ich habe ihn sogar ein klein wenig in Verdacht, daß er in seinem Inneren meine Haltung selbst dann nicht mißbilligte, als sie sich nicht im Einklang mit den Anschauungen des Fürsten Schwarzenberg befand. Dessen schroffes Auftreten gegen Preußen entsprach gewiß nicht dem Sinne Werner's, der, einer von ihm durch mehr als dreißig Jahre mit Vorliebe gepflegten Tradition folgend, wohl am liebsten Alles im friedlichen Einvernehmen mit Preußen zu schlichten versucht hätte. Aber er verstieg sich kaum je zu dem Wagniß, in diesem Sinne seine Stimme zu erheben, und eben so wenig machte er sich auch nur der leisesten Andeutung schuldig, daß er mit Schwarzenberg's Politik in Bezug auf Preußen und Deutschland nicht vollkommen einverstanden sei.

Nach meiner Versetzung aus dem deutschen in das juridische Departement des Ministeriums des Aeußern erwarb ich mir durch meine eifrige und vielleicht nicht ganz unersprießliche Theilnahme an den dort vorkommenden Arbeiten die Zufriedenheit und das Wohlwollen Werner's in immer steigendem Maße. Freilich lag nicht etwa darin die Veranlassung, daß ich endlich, nach neunjähriger Dienstleistung als Official, im October 1850 zum Hofconcipisten ernannt wurde, denn dies geschah nur, weil mich die Reihe traf und man mir diese Beförderung nur dann hätte versagen können, wenn ich mich ihrer durch Unfleiß oder Unfähigkeit nicht würdig gezeigt hätte. Aber daß Werner etwas auf mich hielt, bewies er mir dadurch, daß er mir — und bei seinen lebhaften literarischen Neigungen war dies nicht gerade gering anzuschlagen — im Mai 1851 neben meiner sonstigen amtlichen Beschäftigung die Ordnung der in einem Zustande heilloser Verwahrlosung befindlichen Bibliothek des Ministeriums übertrug. Mit dem ausdrücklichen Beisatze geschah dies, man versehe sich von meinem Eifer, daß die schon in früherer Zeit erlassenen ganz zweckmäßigen Instructionen zur Durchführung dieser Aufgabe nicht wie bisher ein todter Buchstabe bleiben würden. Aber freilich fügte man gleichzeitig mit dem Ausdrucke des Bedauerns hinzu, auf die Mithilfe eines Beamten oder auch nur eines Dieners könnte ich hiebei durchaus nicht zählen.

Weit davon entfernt, eine abschreckende Wirkung auf mich auszuüben, war es gerade dieser letztere Umstand, der mich zu ganz ungewöhnlicher Anstrengung reizte. Denn ich wollte einmal zeigen, was ich allein zu leisten vermöge, und das um so mehr, als mein Vor-

gänger in der Besorgung der Bibliotheksgeschäfte, derjenige, dem deren unverantwortlicher Zustand eigentlich zur Last fiel, schriftlich die Erklärung abgegeben hatte, die allerdings auch von ihm als nothwendig erkannte Neuaufstellung der Bibliothek könnte nur dann bewerkstelligt werden, wenn dieselbe mindestens für ein Jahr außer Gebrauch gesetzt würde. Die Katalogisirung der Bibliothek aber müßte „ganz unabsehbare Zeit" in Anspruch nehmen.

Daß dem nicht so zu sein brauche, dies darzuthun bildete nun den Gegenstand meiner lebhaften Ambition, und der Plan, den ich mir zur Durchführung meiner Arbeit entwarf, sollte nach vier aufeinander folgenden Stadien zur Ausführung gebracht werden.

Vorerst hatte ich die Titel sämmtlicher, zum Theil chaotisch aufeinander gehäuften Bücher zu copiren und sie in den Zettelkatalog, wo dies nicht bereits geschehen war, einzulegen, sie alle aber in den alphabetischen Namenskatalog einzutragen. Dann wollte ich an die gänzliche Umstellung der Bibliothek schreiten und sie auf der Grundlage eines wissenschaftlichen Systems ordnen. War dies geschehen, dann mußte der neue Aufstellungsort in jedem einzelnen Buche sowie in dem Kataloge vermerkt werden, und schließlich hatte der letztere noch eine zweite Abtheilung, einen Real- oder Materienkatalog zu erhalten.

Es machte mir wirkliche Freude, nach Ablauf von sieben Monaten, am 20. December 1851, dem Freiherrn von Werner die Meldung erstatten zu können, daß die beiden ersten Theile meiner Aufgabe vollendet seien. Sämmtliche in der Bibliothek befindlichen Bücher waren im Zettelkataloge und in dem gebundenen alphabetischen Namenskataloge eingetragen, und was noch mehr war, die ganze Bibliothek befand sich in einer vollständigen, den strengsten wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden Ordnung.

Ich weiß wohl, daß die Bibliotheksmänner von Fach, die Vorsteher und Angestellten an den umfangreichen Büchersammlungen der Neuzeit, über die wissenschaftliche Aufstellung der Bücher gern mit Geringschätzung den Stab brechen. In verhältnißmäßig so kleinen Handbibliotheken aber wie in der des Ministerums des Aeußern war eine wissenschaftliche Ordnung gewiß nicht nur ungemein zweckmäßig, sondern auch sehr leicht erreichbar. Es waren ja fast nur drei Fächer in ihr vertreten: Recht, Geschichte und Politik. Die einzelnen Abtheilungen ergaben sich nun, nachdem in die untersten Stellen die Folianten eingereiht waren, gleichsam von selbst, indem man zuerst das aufstellte, was die betreffende Wissenschaft im Allgemeinen anging, und dann, immer nach aufwärts gehend, das, was sich auf die einzelnen Staaten bezog.

Nur das fast ein ganzes Jahrhundert umfassende, in mehreren hundert starken Folio- und Quartbänden bestehende Exemplar der „Wiener Zeitung" konnte in diese wissenschaftliche Einreihung nicht aufgenommen werden. Da es seines Umfanges wegen sonst nirgends Platz fand, mußte es in chronologischer Ordnung ganz oben der Reihe nach auf sämmtlichen Schränken aufgestellt werden. Jeden einzelnen der oft sehr voluminösen Bände schleppte ich auf meiner Schulter die Leiter hinauf, und lebhaft erinnere ich mich noch an das naive Erstaunen meines Frankfurter Freundes Riesser, der mich in treuer Anhänglichkeit während einer Durchreise durch Wien im Ministerium aufsuchte und mich hoch oben auf der Leiter mit staubbedeckten Händen und bei einer Hantirung antraf, welche wenigstens ihrem äußeren Anscheine nach eher einem Hausdiener geringster Kategorie als einem gebildeten Menschen, einem Staatsbeamten zuzumuthen war.

Obwohl mir bei dem Anblicke und der überaus herzlichen Begrüßung Riesser's einen Augenblick wenigstens der Unterschied gar schwer aufs Herz fiel, welcher zwischen meiner Stellung in Frankfurt und derjenigen obwaltete, die ich nun in meinem Vaterlande einnahm, so ließ ich mich doch hiedurch nicht abhalten, auch in der letzteren meine Pflicht zu thun und das einmal übernommene Geschäft auch wirklich zu Ende zu führen. Und als dies vorläufig mit dessen zwei ersten Theilen geschehen war, knüpfte ich an die Anzeige hievon die dringende Aufforderung an Baron Werner, die Bibliothek in ihrer neuen Aufstellung persönlich besichtigen zu wollen.

Voll Neugierde folgte Werner meinem Rufe, und mit Eifer ging er auf mein Begehren ein, mich und mein System auf die Probe zu stellen. Aus dem von mir vervollständigten Namenskataloge bezeichnete er das eine oder das andere Buch, das ich ihm bringen solle, und obgleich die Signatur desselben im Kataloge wie in dem Buche selbst noch nicht eingetragen war, konnte ich ihm dasselbe doch jederzeit auf den ersten Griff darreichen, ohne hiebei auch nur ein einziges Mal zu fehlen.

Der erfreute Beifall, welchen mir Baron Werner mit einer an ihm selten wahrzunehmenden Wärme aussprach, ermunterte mich, unverdrossen an die beiden letzten Theile der übernommenen Aufgabe zu schreiten. Der erste bestand in der Eintragung der neuen Signatur in das betreffende Buch und in den Katalog. Am Schlusse des Jahres 1852 war nicht nur diese, sondern auch die Anlegung des Real- oder Materienkataloges durchgeführt und somit die Reorganisirung der Bibliothek vollendet. Noch eine Reihe von Jahren hindurch besorgte ich die Geschäfte derselben, und zwar bis zu dem Augenblicke, in welchem ich

aus dem engeren Verbande des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten ausschied und wieder in das Staatsarchiv übertrat.

Der Beifall meines Chefs, als ich ihm das erste Mal die neue Aufstellung der Bibliothek zeigte, wäre ohne Zweifel weniger lebhaft und minder verdient gewesen, wenn sie meine eigentliche amtliche Aufgabe und nicht eine hinter derselben fast verschwindende Nebenarbeit gebildet hätte. Er war ja täglich selbst am ehesten im Stande, sich von dem Werthe und der Menge desjenigen, was ich für das juridische Departement des Ministeriums des Aeußern zu leisten hatte, zu überzeugen. Dem Vorstande desselben habe ich schon an einem früheren Orte all' die dankbare Anerkennung gezollt, auf die er gerechten Anspruch verdient, daher brauche ich wohl nicht besonders zu betonen, daß es nicht auf Kosten einer gewissenhaften Erfüllung seiner Amtspflichten geschah, wenn er, ein Musiker von Fach und nicht gewöhnlicher Begabung, dieser Lieblingsbeschäftigung sehr viele Zeit schenkte. Außerdem war er gezwungener Weise ein jährlicher Besucher des Gasteiner Bades und auch sonst stets eines längeren Urlaubes bedürftig. Außer mir aber befand sich Niemand in unserem Departement, dem sich eine größere Arbeitslast aufbürden ließ. Wie bekannt diese Zustände im Umkreise des Ministeriums waren, bewies eine niedliche Zeichnung, welche einer meiner jüngeren Collegen, Baron Ernst Brenner, zuletzt Gesandter in Lissabon und jetzt gleich den meisten Anderen nicht mehr am Leben, zu unserem großen Gaudium entwarf. Auf einem riesigen Papierbogen wurde durch ein ungeheures lateinisches C — dies war die Signatur unseres Departements — eine Art von Rahmen gebildet. Innerhalb desselben stand ganz oben vor einem Notenpulte, lustig in die Welt hinein fiedelnd, mein Hofrath, wodurch, obgleich er, wie ich glaube, in der Wirklichkeit gar nicht die Violine spielte, seine Vorliebe für Musik und seine eifrige Beschäftigung mit ihr angedeutet werden sollte. Unter ihm war einer unserer Mitarbeiter, ein mir persönlich sehr lieber Freund, aber ein leidenschaftlicher Jäger, in dem Augenblicke dargestellt, in welchem er, was unendlich oft vorkam, das Gewehr auf der Schulter und den Hund an der Leine, dem edlen Waidwerke sich hingab. Ein Zweiter, der leider viel mit häuslichen Sorgen zu kämpfen hatte, lag krank zu Bett, von einer Schaar heulender Kinder umringt. Ein Dritter endlich, aus Brünn gebürtig und stets unter allerlei Vorwänden dorthin unterwegs, saß auf einer Locomotive, welche die Aufschrift „Nach Brünn" führte. Und ganz unten stand ich, die in karrikirter Weise muskulös dargestellten Arme in die Hüften gestemmt und das riesige C sammt allem und allen darin Befindlichen Atla[illegible] breitesten aller Rücken einhertragend.

Zu dem bisher Geschilderten, zu den eigentlich amtlichen, sowie zu den Arbeiten für die Ministerialbibliothek kam aber damals noch meine eifrige Beschäftigung mit dem historischen Werke, in dessen Abfassung ich durch meine schwere Krankheit, sowie durch den Aufenthalt in Frankfurt so lang unterbrochen worden, an dessen Wiederaufnahme ich aber nach meiner Versetzung aus dem deutschen in das juridische Bureau mit verdoppeltem Eifer geschritten war.

Den Sommer des Jahres 1850 brachte ich meinen Schwiegereltern zu Liebe, welche diesen Landaufenthalt gewählt hatten, in Kaltenleutgeben zu, von wo ich natürlich täglich nach der Stadt mußte. Wir wohnten in dem niedlichen Dörfchen recht idyllisch in dem nahe dem Walde; ober der Kirche gelegenen Pfarrhause, und wenn ich, müde vom vielen Arbeiten und der langen Fahrt, am späten Nachmittage heimkam, da sprang mir mein fünfjähriges Töchterlein die Wiese herab jubelnd entgegen. Nun wurde von uns dreien ein gemeinsamer Spaziergang unternommen, nach dem frugalen Abendbrote aber ging es neuerdings, und zwar jetzt an die historische Arbeit.

Mit welchem Fleiße ich ihr oblag, wird durch eine kleine Begebenheit dargethan, an die ich mich noch recht deutlich erinnere. Die schöne Gräfin Felicie Hoyos, geborne Zichy, Gemahlin des überaus liebenswürdigen Grafen Heinrich, wohnte mit ihm und ihrer zahlreichen Kinderschaar in einem großen, etwas tiefer im Thale gelegenen Hause. Einmal sagte sie meinem Schwiegervater, ihrem Arzte, sie möchte doch wissen, wie es komme, daß sie, so oft sie in der Nacht erwache, an einem und demselben Fenster des Pfarrhauses noch Licht sehe. Es war eben das Fenster der Stube, die ich bewohnte und in der ich bis spät in der Nacht an der Arbeit saß.

So trieb ich es auch die nächsten anderthalb Jahre hindurch, bis ich endlich im April 1852 mein erstes historisches Werk, die Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen Guido Starhemberg, vollendete. Ich hatte darin getrachtet, dasjenige, was sich mir auf Grundlage gewissenhafter historischer Forschung als die Wahrheit ergab, zu einer, wenn ich so sagen darf, künstlerischen Darstellung zu bringen, so daß auch das größere Publikum Geschmack daran finden sollte, mein Buch zu lesen. Aber freilich war es im Verhältnisse zu seinem Gegenstande, wie dies bei Erstlingsarbeiten so häufig geschieht, etwas zu weitläufig geworden, und das mochte der Verwirklichung meines sehnlichen Wunsches, es baldigst in Druck gelegt zu sehen, nicht gerade förderlich sein.

Zu den unerquicklichsten Aufgaben eines Anfängers, der erst an der Schwelle einer schriftstellerischen Laufbahn steht, gehört es ohne Zweifel,

für sein Werk einen Verleger zu suchen. So lang dauerten meine Irrfahrten, welche, zuerst in Oesterreich begonnen und dann nach Deutschland erstreckt, sich schließlich wieder nach Oesterreich zurückwandten, daß es den Anschein gewann, mein Buch, die Frucht langjähriger mühevoller Arbeit, die mir der Ausgangspunkt für eine hoffentlich ehrenvolle Laufbahn auf dem Gebiete der Geschichtschreibung sein sollte, werde niemals im Drucke erscheinen. Denn in den spärlichen Lebensverhältnissen, in denen ich mich damals befand, hätte ich für dessen Drucklegung unmöglich selbst ein namhaftes Opfer zu bringen vermocht, und es gab Niemand, dem ein solches zu meinen Gunsten zuzumuthen war. In dieser Bedrängniß wandte ich mich, dem Rathe meines Freundes Chmel folgend, welcher mein Buch im Manuscripte kannte und es beifällig beurtheilte, an die erst vor sechs Jahren neu gegründete kaiserliche Akademie der Wissenschaften mit der Bitte um eine Subvention, um das Erscheinen meines Werkes möglich zu machen. Die historische Commission der Akademie, in welcher Chmel die einflußreichste Rolle spielte, entschied sich zu Gunsten meines Ansuchens und erwirkte mir die Bewilligung von fünfhundert Gulden. Kurz darauf eröffnete mir die Wiener Firma Karl Gerold, mit der ich ebenfalls Verlagsverhandlungen angeknüpft hatte, daß sie mein Werk in Druck legen und mir hiefür ein Honorar von vierhundert Gulden ausbezahlen wolle. Dasselbe steigerte sich dadurch, daß die Akademie den einmal gefaßten Beschluß nicht mehr zurücknahm, auf neunhundert Gulden. Meine schon so sehr herabgestimmten Erwartungen wurden hiedurch weit übertroffen, denn ich brauchte nicht nur selbst keine Opfer für die Drucklegung meines Werkes zu bringen, sondern ich erhielt für dasselbe, da es fünfzig Druckbogen stark war, das für einen Anfänger immerhin ganz ansehnliche Honorar von achtzehn Gulden für den Bogen.

Ende Juni 1853 trat mein Buch, im Drucke vollendet, an die Oeffentlichkeit. Von all' den wohlwollenden Beurtheilungen, die es fand, während mir keine einzige im entgegengesetzten Sinne bekannt wurde, will ich nur die ungemein ausführliche erwähnen, welche von dem hervorragenden Geschichtschreiber Ludwig Häusser in Heidelberg herrührte und in der Beilage der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ vom 21. November 1853 erschien. Ich brauche wohl nicht erst zu betheuern, daß mir Häusser persönlich ganz unbekannt war, daß ich ihm mein Buch nicht zugeschickt und auch sonst nicht den entferntesten Einfluß darauf genommen hatte, daß er es öffentlich bespreche. Ich wurde hiedurch vollständig und um so angenehmer überrascht, als Häusser, welchen ich nach seinen Schriften und mehr noch nach der Aufsehen erregenden Rede, die er einige Jahre früher im Erfurter Parlamente gehalten, wenigstens für keinen Freund

Oesterreichs und alles dessen ansah, was von dort ausging, für mein Buch nur lobende Worte besaß. „Der Verfasser des vorliegenden Werkes,“ so begann er dessen eingehende und erschöpfende Besprechung, „— irren wir nicht, derselbe Arneth, der im Parlament zu Frankfurt saß — hat sich ein wirkliches Verdienst erworben, indem er den reichen biographischen Stoff, den Guido Starhemberg's Leben gewährt, zum Gegenstande einer so fleißigen, eleganten Arbeit machte. Die äußere Stellung unseres Biographen ist ihm bei der Aufgabe, die er sich gesetzt, allerdings sehr förderlich gewesen. Nicht nur die Papiere des Starhembergischen Hauses standen ihm zu Gebote, sondern die Schätze des kaiserlichen Haus- und Staatsarchives, des Kriegsarchives und Aehnliches mehr blieben natürlich dem Beamten des auswärtigen Ministeriums nicht verschlossen. Durch diese Ausbeute ist das Buch zu einer der inhaltreichsten Quellenschriften geworden, und zwar für ein viel umfassenderes Gebiet als die persönlichen Erlebnisse Guido Starhemberg's. Durch die innige Verflechtung dieses Feldherrn mit den wichtigsten Kriegsbegebenheiten in dem Zeitraume von 1683 bis 1714 wird seine Biographie an sich schon zu einer Kriegsgeschichte jener Zeiten, zumal wenn der Reichthum des vielfältigsten Quellenmaterials den Biographen ermuthigt, einläßlicher die ganze Reihe von historischen Vorgängen zu beleuchten, mit welchen das Leben seines Helden näher oder entfernter verknüpft war. Es kann das Verdienst der Arneth'schen Arbeit nur erhöhen, daß er sich dabei nicht eine allzu knappe Beschränkung auferlegte, sondern die wichtigeren Partien aus der Geschichte jener Zeit vielfältig auch da, wo sie nicht unmittelbar mit Starhemberg's Persönlichkeit verflochten sind, aus seinem Quellenvorrathe beleuchtet.“

Daß neben dem warmen, aber doch auch wieder maßvollen Lobe meines Buches durch einen so hervorragenden Fachmann wie Häusser von ihm kein einziges tadelndes Wort ausgesprochen wurde, konnte nicht anders als mich mit freudigem Stolze erfüllen. Am meisten aber schmeichelte es mir, daß er, der selbst ein ganz ausgezeichneter Stylist war, mein Buch eine „elegante Arbeit“ nannte. Dieses Wörtchen war es ja, welches mich mit dem Bewußtsein erfüllte, daß mein eifriges Streben, der Bearbeitung des reichen Stoffes, den ich zu bewältigen hatte, eine künstlerische Gestaltung zu geben, nicht ganz erfolglos geblieben war. Und endlich muß ich noch das Geständniß ablegen, daß eine kurze Bemerkung, welche die Redaction der „Allgemeinen Zeitung“ der Hinweisung Häusser's auf meine Theilnahme am Frankfurter Parlamente beifügte, mich zwar wehmüthig berührte, aber doch auch wieder innig erfreute. „Allerdings derselbe beredte Vertreter der österreichischen Sache,“ so lautete dieser Zusatz,

der mir bewies, daß mein Auftreten in Frankfurt, wenn auch in Oesterreich kein Mensch mehr davon sprach, doch wenigstens in Deutschland noch nicht völlig vergessen war.

Nach der Besprechung meiner amtlichen und schriftstellerischen Erlebnisse während der Jahre 1850 bis 1853 muß ich noch eine kurze Schilderung dessen versuchen, was in diesem Zeitraume in meinem Hause und meiner Familie sich zutrug. Daß meine arme Frau durch den Tod ihres Söhnleins in die tiefste Schwermuth versenkt worden war, habe ich schon an einem früheren Orte berührt, und alle meine Versuche, bei denen mich meine Mutter mit wahrer Hingebung unterstützte, sie allmälig aufzurichten und ein klein wenig zu zerstreuen, schienen lange Zeit hindurch ganz erfolglos bleiben zu sollen. Aber wir ließen uns hiedurch nicht irre machen, fortzufahren in diesen Bemühungen; zu ihnen gehörte auch das Bestreben, meine Frau zur Theilnahme an den Leseabenden zu vermögen, welche eine ältere Freundin meiner Mutter, die Baronin Lilien, in ihrem gastlichen Hause veranstaltete.

Diese Leseabende waren eigentlich nichts Anderes als eine verbesserte und vermehrte Auflage dessen, was wir vor etwa fünfzehn Jahren unter der Aegide unseres Präfecten P. Heinrich Hassack in Kremsmünster zuerst versucht und dann in weit befriedigenderer Form bei unserer Freundin Gévay fortgesetzt hatten. Auch bei Lilien wurden dramatische Werke, sei es schon längst oder auch bisher noch gar nicht bekannte, alte und neue, gute und manchmal wohl auch mißglückte, in bunter Auswahl mit vertheilten Rollen gelesen. Daß meine Mutter hiebei den vordersten Platz einnahm, brauche ich nicht erst zu versichern, aber auch mein Bruder, diese Gerechtigkeit muß ich ihm widerfahren lassen, blieb nicht allzuweit hinter ihr zurück. Neidlos ließ ich es mir gefallen, wie er mir allmälig immer mehr den Rang ablief, und ich begnügte mich damit, die nächste Stelle nach ihm einzunehmen. Auch meine Frau las recht gut und war allzeit ein gern gehörtes Mitglied unserer kleinen Truppe. Dieselbe aber wurde nicht etwa ausschließlich aus Mitgliedern der Familie Arneth gebildet; es fanden sich gar Manche, die mit einem Eifer, der allmälig zu einer Art Leidenschaft wurde, an unseren Leseproductionen theilnahmen. Ich nenne von ihnen nur zwei ältere Herren, den Grafen Franz Teleki, der früher bei der ungarischen Hofkanzlei gedient hatte und den Sommer hindurch mit seiner kleinen, verwachsenen, aber ungemein verständigen Frau

in Neuwaldegg bei Wien ansässig war, dann den Grafen Ferdinand Egger aus Kärnten, einen schöngeistig nicht ganz gering veranlagten Mann.

Trotz ihres reindeutschen Namens war die Baronin Lilien doch ihrer Geburt und ihren Familienverhältnissen nach eine ungarische Dame; ihre Schwester war die Mutter des berühmten Schriftstellers und nachmaligen Ministers Joseph Freiherrn von Eötvös, den ich zu jener Zeit im Hause seiner Tante Lilien manchmal, leider immer nur ganz vorübergehend sah. Das Auditorium, das sich an unseren Leseabenden versammelte, gehörte denn auch nur zum Theile deutschen, zum Theile aber ungarischen adeligen Kreisen an. Ich will aus den ersteren nur die freundliche Gräfin Welsersheimb und ihre liebenswürdigen Töchter, aus den letzteren aber die Gräfin Sidonie Brunsvik nennen, welche uns gleich ihrer Tochter und ihrem Sohne mit so großer Herzlichkeit entgegenkam, daß sich hieraus eine aufrichtige, über alle Wechselfälle des Lebens hinausreichende Freundschaft entspann.

Die Gräfin Sidonie war die Witwe jenes Grafen Franz Brunsvik, der, ein wahrer Musikenthusiast, mit Beethoven so innig befreundet war, eine Schwägerin seiner Schwester Therese, von welcher behauptet wird, daß Beethoven sie geliebt habe. So lebhafte Sympathie empfand die Gräfin für meine Frau und, wenn ich es sagen darf, vielleicht auch für mich, daß sie in uns drang, sie im künftigen Herbste in ihrem Besitzthume Martonvásár, ungefähr in gleicher Entfernung von Ofen wie von Stuhlweißenburg gelegen, zu besuchen und dort durch einige Wochen zu verweilen. Ich ließ mich um so leichter hiezu bereden, als die späte Rückkunft des Chefs meines Departements von seinem Urlaube es mir unmöglich machte, mich vor Anfang des October von Wien zu entfernen. Um diese Zeit aber erst einen Aufenthalt in Oberösterreich zu beginnen, schien mir zu spät, und offen gestanden, erwartete ich mir von einem solchen in Martonvásár weit mehr Zerstreuung für meine Frau und für mich als in dem etwas still und düster gewordenen St. Florian.

Mein Onkel befand sich schon in seinem achtzigsten Lebensjahre, und mit seinem sehr hohen Alter hatte sich auch die trübe, ja melancholische Stimmung, welche schon frühzeitig eine gewisse Herrschaft über ihn ausgeübt hatte, noch sehr gesteigert. Er verließ fast seine Zimmer nicht mehr, und obgleich er den Besuchern und insbesondere den Mitgliedern seiner Familie stets mit der früheren Freundlichkeit entgegenkam, war man doch nicht ganz frei von der Besorgniß, daß ihm die Störung durch solche Besuche nicht gerade willkommen sein werde. Der liebenswürdige Freund unserer Jugend, Friedrich Mayer, befand sich nicht mehr in St. Florian, sondern auf der Stiftspfarre Wösendorf in Niederösterreich,

und es war Niemand mehr da, der für seine allzeit sich gleich bleibende Heiterkeit irgendwelchen Ersatz zu bieten vermocht hätte. Um Zerstreuung für meine Frau und wohl auch für mich selbst war es mir aber vorzugsweise zu thun; wir gingen also Anfangs October 1850 nach Ungarn. Die Fahrt nach Pest legten wir mit dem Dampfschiffe zurück; dort erwartete uns die junge Gräfin Brunsvik, und am folgenden Tage fuhren wir insgesammt zu Wagen, denn die Eisenbahn existirte damals noch nicht, nach Martonvásár. Hier begann nun, für mich wenigstens, ein fröhliches Leben, an welchem nur meine arme Frau, die noch immer unter der Herrschaft ihrer trauernden Sehnsucht nach ihrem verlorenen Kinde stand, weit weniger theilnahm als ich es wünschte. Freilich waren auch gerade die Vergnügungen, die mich am meisten unterhielten, insbesondere die Jagd und das in Ungarn wenigstens damals so sehr beliebte Hetzreiten nach Füchsen und Hasen nicht für meine Frau gemacht. Und obwohl die Aufgabe, die hiedurch an meine in der letzten Zeit nur wenig geübte Reitkunst gestellt wurde, für mich wenigstens nicht gerade sehr leicht zu lösen war, so wußte ich ihr doch allzeit erträglich und ohne erwähnenswerthen Unfall zu genügen.

Nicht minder angenehm für mich und auch erheiternd für meine Frau waren die gemeinschaftlichen Spaziergänge durch den schönen, weit ausgedehnten Park, die lustigen Wasserpartien auf dem sehr großen Teiche, die Ausfahrten in mehreren Wagen, endlich die Ausflüge in die nähere, manchmal auch in die entferntere Umgegend. Wir besuchten nicht nur den nächsten Nachbar, einen Herrn von Salamon in Tordacs, sondern auch den alten, nun längst verstorbenen Kronhüter Ueményi in Vaál und das gleichfalls schon in sehr hohen Jahren stehende Elternpaar Eötvös in Velencze. Bei Weitem am liebsten waren uns die Ausflüge nach Lovasberény, wo der Schloßherr Graf Johann Cziráky und seine schöne Gemahlin Louise, geborne Dezasse, uns allzeit mit größter Liebenswürdigkeit empfingen. Den Grafen János, der nur um einige Monate älter als ich und dessen Sinn mit Vorliebe ernsteren Dingen zugewendet war, schien es zu freuen, sich mit mir in Gespräche über politische Dinge vertiefen zu können. Mit Interesse lauschte er meinen Erzählungen über meine Frankfurter Erlebnisse, und rückhaltlos tauschten wir unsere Meinungen über die Zustände in Oesterreich und in Ungarn, sowie über dasjenige aus, was aus den damaligen ziemlich chaotischen Verhältnissen hier und dort endlich hervorgehen werde. Die Gräfin Louise und deren Schwestern, insbesondere die reizende Gräfin Giulietta, welche sich später mit dem Grafen Cappy vermählte, waren ungemein freundlich und theilnehmend für meine Frau, was ihr denn auch sichtlich wohl that. In

der zahlreichen Kinderschaar aber fand meine Tochter, welche in Martonvásár unter lauter Erwachsenen sich etwas vereinsamt fühlte, hochwillkommene Gespielen.

Daß bei diesem fröhlichen Leben bei Brunsvik auch die Abende in heiterster Weise zugebracht wurden, versteht sich gewissermaßen von selbst. Zahlreiche Gäste kamen und gingen, es wurde musicirt, gespielt und sogar manche Theatervorstellung gegeben, an denen ich nicht nur selbst mit großem Vergnügen mitwirkte, sondern auch meine Frau trotz ihres anfänglichen Widerstrebens zur Theilnahme bewog.

Nach dem eben Gesagten wird man leicht begreifen, daß die Versuchung recht groß war, im nächsten Spätherbste, dem des Jahres 1851, wieder nach Martonvásár zu gehen. Nachdem wir den Sommer nicht mehr in Kaltenleutgeben, sondern wegen meiner täglichen Fahrt nach Wien in dem näher an der Stadt gelegenen Hütteldorf, welchem wir von nun an durch vier Jahre treu blieben, zugebracht hatten, begaben wir uns nach Ungarn, wo wir neuerdings mehrere Wochen fröhlich verlebten.

Der Frühling des Jahres 1852 brachte über Oesterreich und speciell über das Ministerium des Aeußern ein ganz unvorhergesehenes, erschreckendes Ereigniß, des Fürsten Felix Schwarzenberg plötzlichen Tod. Am 5. April, etwa nach halb sechs Uhr Abends, begegnete ich während meines Spazierganges auf dem damaligen Glacis, in der Nähe des noch jetzt bestehenden Burgthores, einem meiner Collegen, Namens Neilreich, der ganz verstört daherkam und mir mit fliegender Hast erzählte, soeben sei Fürst Felix vom Schlage getroffen worden und todt geblieben. Allsogleich rannte ich in das Haus auf dem Ballplatze, die Treppen hinauf und ungehindert bis in das Schlafzimmer des Fürsten, wo seine Leiche in einer Weise auf dem Bette lag, daß ihn Jedermann noch lebend geglaubt hätte. Denn die allzeit hageren und bleichen Gesichtszüge schienen mir wenigstens nicht im Geringsten verändert.

Von meiner ersten und einzigen Besprechung mit dem Fürsten angefangen bis zu seinem Tode war ich mit dem, was mich an seiner damaligen politischen Haltung am meisten interessirte und wohl auch das Allerwichtigste an ihr war, der Stellung, die er in den deutschen Angelegenheiten einnahm, nicht einverstanden gewesen. Dennoch empfand ich es tief, daß Oesterreich an ihm einen ganzen und gewaltigen Mann verloren habe, und darum ging mir auch sein rasches Hinscheiden ungemein zu Herzen.

Durch die Ernennung des Grafen Buol zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde ich nicht näher berührt, denn in meiner untergeordneten Stellung kam ich mit meinem neuen Chef kaum in per-

sönlichen Verkehr. Nach wie vor verwendete ich ungemein viel Fleiß auf meine Arbeiten; trotzdem konnte ich im Sommer 1852 einen kurzen Ausflug nach St. Florian unternehmen, denn es waren mir im vergangenen Winter einige Anzeichen bemerkbar geworden, als ob mein Onkel sich etwas dadurch verletzt fühle, daß ich ihn seit 1849 nicht mehr besucht hatte. Ich verfügte mich also mit Frau und Kind für einige Tage zu ihm, der uns auch diesmal mit der ihm eigenen Freundlichkeit und Güte empfing. Nur wenige Gebrechen machten sich trotz seines sehr hohen Alters bei ihm geltend, und ich hätte beim Abschiede nicht geglaubt, daß es mir zum letzten Male vergönnt sei, ihn zu sehen.

Nachdem wir unseren Ausflug nach Tolet zu Revertera ausgedehnt hatten, besuchten wir auf dem Rückwege aus Oberösterreich unseren Freund Friedrich Mayer auf seiner bei Spitz an der Donau gelegenen Pfarre zu Wösendorf. Wir fanden ihn, den ich, vielleicht nur meinen Onkel allein ausgenommen, den liebenswürdigsten Priester nennen möchte, den ich jemals gekannt habe, äußerst zufrieden und vergnügt in seiner doch nur ziemlich bescheidenen Stellung.

Ereignißreicher als die seit dem Tode meines Söhnleins vergangene Zeit war das Jahr 1853 für uns. Es betraf mich zwar nicht persönlich, regte aber doch meine Empfindungen bis in das Innerste auf, als am 18. Februar dieses Jahres vor ein Uhr Mittags einer meiner Mitarbeiter in unserem Departement, der Legationsrath von Stahl, in höchster Bewegung mit der Nachricht in unser gemeinsames Arbeitszimmer stürzte, soeben sei auf der Bastei ein blutiges Attentat auf das Leben des Kaisers verübt worden. Ein junger, offenbar dem Arbeiterstande angehöriger Mann, dessen Namen man im ersten Augenblicke noch nicht kannte, habe den Kaiser, als er in der Nähe des nun lang schon verschwundenen Kärntnerthores von der Basteimauer in den dort sehr tiefen Stadtgraben hinabsah, mit einem scharfen Messer am Halse verwundet. Obgleich der Kaiser noch zu Fuße in das nahe gelegene Palais des Erzherzogs Albrecht gegangen sei, habe er doch heftig geblutet und man müsse daher die Verwundung als eine schwere betrachten.

Zwar stellte es sich glücklicher Weise allmälig heraus, daß dies in minderem Grade der Fall sei als man Anfangs befürchtete, dennoch war in ganz Wien die Bestürzung eine außerordentlich große. Wie eine Erleichterung empfand man es, daß der Missethäter, ein Schneidergesell Namens Libényi, kein Deutschösterreicher, sondern ein Ungar gewesen, und es trug dieser Umstand wesentlich dazu bei, die damals ohnedies schon sehr geringen Sympathien für Ungarn in Wien noch zu vermindern.

Nicht allgemeines Aufsehen erregend wie dieser empörende Vorfall, aber für den kleinen Kreis derer, die sie kannten und liebten — und wer sie kannte, liebte sie auch — ungemein schmerzlich war der am 9. April 1853 erfolgende Tod unserer Frankfurter Freundin Caroline von Würth. In der Blüthe der Jahre starb sie dahin, mit Hinterlassung zweier ganz kleinen Mädchen, welche damals die Größe des Verlustes, der sie traf, noch nicht zu ermessen vermochten, und eines trostlosen Gatten, dem der Schmerz um die von ihm so innig geliebte Lebensgefährtin im wahren Sinne das Herz brach. Unablässig und in rührendster Weise um die Verlorene trauernd, folgte ihr der edle und treue Mann binnen weniger als zwei Jahren, selbst erst achtunddreißig Jahre zählend, am 17. Januar 1855 ins Grab.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als Frau von Würth starb, bereitete sich ein Ereigniß vor, welches im Schooße unserer Familie eine uns tief berührende Veränderung hervorbrachte.

Die ganze Zeit über hatte mein Bruder sich mit rastloser Hingebung seinem ärztlichen Berufe gewidmet und schon gegen Ende des Jahres 1850 zu seiner noch gründlicheren wissenschaftlichen Ausbildung eine zweite Reise nach Paris und London unternommen, welche er diesmal auch auf das nördliche Deutschland, insbesondere auf Berlin erstreckte. Erst Anfangs Juli 1851 kehrte er nach Wien zurück. Im Verlaufe der folgenden Zeit erhielt er eine Anstellung als provisorischer Primararzt an der geburtshilflichen Abtheilung des Wiener allgemeinen Krankenhauses. Das bloße Provisorium war in dem Umstande begründet, daß die Stelle, welche nun mein Bruder einstweilen bekleidete, einem seiner Vorgänger, dem Dr. Mikschik vorbehalten war, einem Schwager unserer Freundin Sommaruga, zu welch' Letzterer unsere Beziehungen seit unserer Rückkehr aus Frankfurt nach Wien und insbesondere seit einem gemeinschaftlichen Landaufenthalte in Hütteldorf im Jahre 1852 sich immer herzlicher gestaltet hatten. Mikschik war im Jahre 1847 von der damals durch längere Zeit in Wien anwesenden Großfürstin Helene von Rußland zu ihrem Leibarzte ernannt worden; er hatte sich jedoch nur für sechs Jahre zum Dienste bei ihr verpflichtet und die Bedingung gestellt, nach Ablauf dieser Frist wieder in seine frühere Stellung als Primararzt zurücktreten zu dürfen.

Die letztere aber war es gerade, welche mein Bruder nun provisorisch einnahm. Da er in reichlichem Maße alle Eigenschaften besaß, welche ihn vor Anderen befähigten, Mikschik in seinem Posten bei der Großfürstin Helene zu folgen, so war es nur natürlich, daß in diesem Sinne eine sehr dringende Aufforderung an ihn erging. Aber nur schwer

vermochte sich mein Bruder hiezu zu entschließen. Er wußte wohl, welches Opfer die lang dauernde Trennung von ihm unseren Eltern und insbesondere unserer Mutter auferlegen würde, in deren Augen die bevorzugte Stellung, in welche ihr Sohn voraussichtlicher Weise in St. Petersburg eintreten würde, weniger Verlockendes besaß als in denen unseres Vaters. Diese wenn auch noch so gewichtigen Bedenken wurden jedoch schließlich von den Gründen überwogen, welche für die Uebersiedlung meines Bruders nach Rußland sprachen. Im Juni 1853 verfügte er sich dorthin.

Es war eine freundliche Fügung des Schicksals, daß meiner Mutter, welche sich die Trennung von meinem Bruder so schwer nahm, weil sie dieselbe als eine solche für das ganze Leben betrachtete, für den Augenblick wenigstens eine Art von Zerstreuung durch die dringende Einladung in Aussicht gestellt wurde, die sie von der ihr seit so langen Jahren befreundeten Fürstin Julie Oettingen-Wallerstein erhielt, einen Theil des Sommers bei ihr zu verweilen. Die Fürstin wohnte nicht mehr in Wallerstein, sondern in Seyfriedsberg, einem im baierischen Schwabenlande gelegenen Gute, welches ihr Gemahl, Fürst Karl, vor nicht gar langer Zeit an sich gebracht hatte. Lebhaft war besonders ich in meine Mutter gedrungen, dem in so verlockender Weise an sie ergangenen Rufe nur ja Folge zu geben. „Dich in einem Kreise," schrieb ich ihr in jenen Tagen, „von Dir lieben, freundlich gesinnten und gleichzeitig so gebildeten Menschen zu wissen, deren Umgang für Dich eine Quelle von Annehmlichkeiten sein muß, hat etwas ungemein Wohlthuendes für mich, der ich ja, wie Du weißt, immer darauf dringe und dahin wirken möchte, daß Du, die Du in Deinem Leben für Andere so viel geleistet hast, nun endlich einmal an Dich selbst denken und darauf sinnen mögest, Dir Vergnügen und Freude zu bereiten. Wenn es schon nicht anders sein kann und Du immer darnach trachten mußt, das Wohlsein Anderer voranzustellen, so halte Dir doch wenigstens recht vor Augen, daß Du Deinen Söhnen nichts Lieberes thun kannst, als wenn Du für Dich selbst sorgst, Dich pflegst und meinetwegen auch etwas verhätschelst."

Daß diesmal meine Wünsche sich thatsächlich erfüllten, bewiesen uns die Briefe, die wir von meiner Mutter aus Seyfriedsberg erhielten. „Man thut hier wirklich Alles," schrieb sie einmal meinem Vater, „was man mir an den Augen absehen kann, und viel mehr, denn Du weißt schon, meine Augen begehren nicht gar viel, um lustig zu schauen. Nun freilich das Rechte," setzte sie mit einer traurigen Anspielung auf die Trennung von meinem Bruder hinzu, „können mir die guten Leute mit ihrer Freundlichkeit nicht geben. Ich wohne sehr angenehm, habe ein großes, fensterreiches Zimmer mit einer weiten, weiten Aussicht. Berge

haben wir nicht in der Nähe als nur den einen, auf welchem Seyfriedsberg liegt. In recht weiter Ferne gibt es deren wohl, aber sie sind auch bei schönem Wetter nur wenig sichtbar. Dafür ist das ganze Seyfriedsberg umgeben von Wäldern, welche, von der Höhe herab gesehen, die Gegend grün und frisch machen. Von einer Seite lehnt sich das Gebäude ganz dicht an den Hain an, und dieser, durchschnitten von vielen Wegen, besetzt mit Bänken, gibt herrliche Plätze. Der Weg den Berg hinan bis zum Schlosse mag doch zum Fahren eine ganze Viertelstunde lang sich ausdehnen, und er ist zum freundlichsten Garten verwandelt. Kastanien, Linden, Ahorne und Eichen wechseln ab und der Erdboden prangt in einem reichen Teppich der schönsten Mohnblumen und Pappelrosen, weißer und rother Lilien und vielfärbiger Georginen. Nichts aber ist in solcher Menge vorhanden als Rosen von allen Farben und Sorten. Viele hundert Rosenbäume und Sträucher stehen offen am Wege, und sie werden von den Landleuten, die zahlreich zur Messe kommen, nicht berührt. Die Bevölkerung hier scheint äußerst gutmüthig und, nach der Art des Grüßens und Anredens zu schließen, der fürstlichen Familie ungemein zugethan zu sein. Im Schlosse selbst wimmelt es von Arbeitsleuten, welche fest angestellt sind und Alle schon lange Zeit dienen; allerliebste Kinder sind in Menge darunter."

„Wir bringen sehr viele Zeit zusammen zu. Um acht Uhr ist Frühstück, um halb neun Uhr Messe in der Schloßkapelle, dann im Garten eine kurze erbauliche Lectüre vom Bischof Sailer; während Julie, Marie oder ich vorlesen, darf nur noch Anna anwesend sein. Dann, wenn es heiß wird, verfügt sich Jedes nach seinem Zimmer; ich, um zu schreiben und mich dann anzukleiden, Marie, um der kleinen herzigen Sophie eine Lehrstunde im Deutschen zu geben; dann hat sie eine solche am Clavier mit Anna, während die Kleine eine sehr mühselige Lection im Schreiben bei ihrer Mutter zu überstehen hat, gleich mühselig für die Lehrerin, wie sie es für die Schülerin ist. Dann vereinigen wir uns bei Julie zur Arbeit; hierauf folgt um zwei Uhr ein gutes Diner, und nach demselben wird ein Stündchen im Billardzimmer zugebracht, wo Niemand arbeiten darf. Die kleine Hexe spielt recht gut mit dem Talon, oder wie das Ding heißt. Talon aber heißt auch Stöckel, und der Pantoffel hat auch einen Stöckel. Das wird einmal ein Pantoffel werden!"

„Der gute Fürst Karl," fährt meine Mutter in ihrem Briefe an meinen Vater fort, „tritt ganz in Deine Fußstapfen; er ist so fleißig, daß er gestern, wo etwas fertig werden mußte, um es noch fortzusenden, erst um halb sechs Uhr einige Bissen zu Mittag aß, als die Sache expedirt war. Ob er sich nicht vielleicht auch ein bißchen gar zu viel auf-

bürdet wie Du, mein theurer Freund, und ob es nothwendig ist, weiß ich nicht, genug er thut es und ist unermüdlich. Dafür tröstet ihn freilich seine schöne Schöpfung hier, Garten, Anlagen und Stall."

Fürst Karl Oettingen-Wallerstein, der Gemal der Fürstin Julie, damals fünfundfünfzig Jahre zählend, war ein Mann von seltener Anspruchslosigkeit in seinem Auftreten, von gewinnendster Liebenswürdigkeit im Verkehre mit Jedermann. Während meines Aufenthaltes in Frankfurt vermochte ich diese Eigenschaften in wohlthuender Weise an mir selbst zu erproben. Wenn ich nicht irre, hatte er sich dorthin begeben, um die Interessen der deutschen Standesherren zu wahren, eine zu jener Zeit freilich nichts weniger als dankbare Aufgabe. In politischer Beziehung gehörte er der conservativsten, in religiöser aber der strengsten Richtung an, er bekundete jedoch Beides mit einer Milde und einer Toleranz gegen Andersdenkende, die so Manchem seiner heutigen Meinungsgenossen dringend zu wünschen wäre. Obwohl er wußte und ich es auch gar nicht verschwieg, daß ich in beiden Beziehungen viel freisinnigeren Anschauungen huldigte als er, und obwohl er und seine Gemalin in ihrem Inneren wenigstens nicht leicht über diesen Gegensatz hinwegkommen mochten, so blieb er sich doch bei seinem freilich nur seltenen Verkehre mit mir allzeit gleich in seinem gütevollen Benehmen.

Die drei jungen Damen, deren Taufnamen meine Mutter in ihrem Briefe an meinen Vater erwähnt, waren die Töchter des gastlichen Hauses, in welchem sie verweilte, die Prinzessinnen Marie, Anna und Sophie, während die zweitgeborne Schwester Eleonore damals nicht in Seyfriedsberg anwesend, sondern bei ihrer Großmutter, der Gräfin Dietrichstein in Wien war. Die zwei Jüngeren, welche jetzt Beide verheiratet in Oesterreich leben, kamen damals wohl noch weniger in Betracht, obgleich die dreizehnjährige Anna, jetzt seit dreißig Jahren mit dem Grafen Franz Falkenhayn vermählt, von meiner Mutter in einem Briefe an mein Töchterlein ein so ausgezeichnet gutes Mädchen genannt wird, daß sie der Liebling des ganzen Hauses sei. Nicht so unbedingt lobend klangen die Aussprüche meiner Mutter über die Jüngste, die damals freilich erst sechsjährige Sophie, ein ungemein lebhaftes und muthwilliges kleines Ding, das seiner ernsten und gediegenen Mutter gar manche nachdenkliche Stunde bereitet haben mag. Jetzt ist sie an den Grafen Ferdinand Hompesch verheiratet und lebt den größten Theil des Jahres in Galizien oder in Mähren. Ich sah sie seither nur selten und weiß daher auch nicht, ob die scherzhafte Prophezeiung meiner Mutter [illegible] des [illegible] zur Wahrheit wurde oder nicht.

Den Glanzpunkt und die Freude des Oettingen'schen Hauses bildete

zu jener Zeit die älteste Tochter, die damals einundzwanzigjährige Prinzessin Marie. Bei Weitem nicht so schön, wie ihre Mutter es dereinst gewesen war, und überhaupt in ihrem Aeußeren viel mehr an die Familie ihres Vaters als an die der Mutter erinnernd, besaß sie von dem Vater die weiche, anschmiegende und gewinnende Art, von der Mutter den seltenen Verstand, während sie Beide an Lebhaftigkeit und Mittheilsamkeit ihres Wesens weit übertraf. Dabei war an ihr keine Spur vom Bewußtsein ihres vornehmen Standes, von jenem Hochmuthe zu finden, der sich mit wahrer Religiosität so gar nicht verträgt und doch so häufig wenigstens mit dem Bemühen vereinigt erscheint, sich den Anschein einer solchen zu geben. Mit allzeit sich gleichbleibender Heiterkeit, mit frohsinniger Menschlichkeit, wenn ich so sagen darf, kam sie Jedermann entgegen, unbekümmert um die Stellung, die er in der Welt einnahm, in Jedem nur wieder den Menschen erblickend. Wahrhaft entzückend aber war sie mit Kindern, und in der Beschäftigung, dem Spielen mit ihnen wurde das lang schon erwachsene Mädchen wieder zum Kinde. Ich sehe sie noch vor mir, indem ich dies niederschreibe, wie sie — ich glaube im Jahre 1852 — uns mit meiner Mutter in Hütteldorf besuchte und, auf dem Fußboden eines unserer Zimmer kauernd, zur Glückseligkeit meines damals siebenjährigen Töchterchens mit ihm aufs Lustigste spielte.

Für meine Mutter war es ungemein wohlthuend, zu sehen und zu empfinden, mit welcher Wärme des Gefühls sich die junge Prinzessin an die dreimal ältere Freundin anschloß. In ernsten wie in heiteren Dingen war dies gleichmäßig der Fall, und man muß meine Mutter gekannt haben, um die unglaubliche Fähigkeit zu beurtheilen, welche sie sich auch in recht vorgerücktem Alter bewahrt hatte, mit der Jugend wieder jung zu sein. So wie in dem steten und innigen Verkehre mit ihrer einzigen Enkelin, meiner Tochter, trat diese Fähigkeit auch in Seyfriedsberg in überraschendem Maße hervor, und sie gereichte ihr selbst wie ihrer dortigen Umgebung zu aufrichtiger Freude.

Ein langes und fröhliches Gedicht in ungezwungenen Reimen, zum 12. August, dem Geburtstage ihrer Mutter und meines Vaters von der Prinzessin Marie verfaßt, gibt heute noch Zeugniß von den vergnügten Tagen, welche meine Mutter im Jahre 1853 in Seyfriedsberg verlebte, und von der Herzlichkeit der Empfindung, die dort Alles für sie hegte.

Die Verfasserin dieses Gedichtes verheiratete sich vier Jahre später mit dem Freiherrn Georg von Franckenstein, dem bekannten Führer der conservativen und clericalen Partei in Baiern und im deutschen Reichstage zu Berlin. Als zehn Jahre nachher meine Mutter starb, erhielt ich von der Baronin Franckenstein einen ungemein theilnahmsvollen Brief.

Nun deckt auch sie selbst und ihren Gemal, welcher ihr im Tode vorangiNg, schon die Erde. „Sie verstand es nicht," sagte mir ihr Schwager Graf Falkenhayn, „auch ohne ihren Gatten weiter zu leben."

Von Seyfriedsberg begab sich meine Mutter zu ihrem Bruder Heinrich nach Ischl, wo sie wegen der kurz vorher erfolgten Verlobung des Kaisers mit der blutjungen Herzogin Elisabeth in Baiern Alles in fröhlichster Aufregung traf. „Man muß hier die Augen offen halten," schrieb sie am 28. August in heiterster Laune meinem Bruder, „denn alle Augenblicke stößt man auf einen Kaiser, König oder Herzog. Dabei machen sie Alle so vergnügte Gesichter und es bereitet wirkliche Freude, die beiden Vergnügtesten unter ihnen, das Brautpaar, diese schöne und poetische Lebensepoche so ganz ungestört aus voller Seele an diesem reizenden Orte und vom herrlichsten Wetter begünstigt genießen zu sehen. Ich war so glücklich, einen angenehmen Moment zu erhaschen, als ich aus der Kirche ging und der Leiblakei gerade den Wagen aufriß. In der Eile fiel ihm ein Gebetbuch von den dreien, die er trug, auf den Boden und eine ganze Ladung Blätter und Blumen fiel heraus, wahrscheinlich sehr theure Pfänder von halb errathenen Empfindungen, Zeugen der allerletzten Tage, denn sie waren noch weich und frisch. ‚Die arme Kleine,' sagte bedauernd die Erzherzogin Sophie und bückte sich nach den Blumen. Ich aber war schnell, kam ihr zuvor und überreichte ihr zwei Rosen und eine Genziane, welche offenbar erst den Tag vorher gepflückt worden waren. Sie dankte mir sehr freundlich, stellte mich Allen, auch der Königin von Preußen vor, ja sie holte mir sogar aus dem Hintergrunde die jugendliche Braut und sagte: ‚Jetzt stelle ich Ihnen unsere künftige Kaiserin vor.' Wo möglich zieht sich das kindlich bescheidene Wesen noch ganz in den Hintergrund zurück, in Zukunft aber wird es doch gar sehr in den Vordergrund treten müssen."

Nach einem Besuche meiner Mutter in Tolet, wo ihr die Aehnlichkeit der Familie Revertera mit der, welche sie in Seyfriedsberg soeben verlassen, besonders wohlthuend auffiel, und einem gemeinschaftlichen Aufenthalte meiner Eltern in St. Florian kehrten sie nach Wien zurück, wo inzwischen ein recht unerfreuliches Erlebniß über mich gekommen war. Es bestand in dem mich peinlichst berührenden Scheitern einer, wie ich wenigstens glaubte, vollberechtigten Erwartung. Bei den glänzenden Lobsprüchen, welche meiner Dienstleistung von meinen Vorgesetzten fortwährend gezollt wurden, war ich überzeugt, bei der nächsten Gelegenheit müsse mir die verdiente Beförderung zu Theil werden. Im September 1853 ergab sich ein Anlaß hiezu; drei Hofsecretärsstellen waren leer geworden; die eine derselben erhielt nach Recht und Billigkeit mein un-

mittelbarer Vordermann, von den zwei anderen aber fiel keine mir, sondern jede einem im Kanzleifache dienenden Beamten zu, welche wenigstens meiner Meinung nach hierauf gar keinen Anspruch besaßen.

Aufs Bitterste empfand ich das mir zugefügte Unrecht, und ich wurde hierin auch von Anderen, wie von meinem jüngeren Collegen Leopold von Hofmann bestärkt, welcher behauptete, unter solchen Umständen bleibe nichts übrig, als um jeden Preis das Ministerium des Aeußern zu verlassen. Freilich thaten weder er selbst noch ich einen so unbesonnenen Schritt, aber in Worten, welche, ich muß mich dessen schon anklagen, hart an die Grenzlinie streiften, die man einem Vorgesetzten gegenüber nie überschreiten soll, führte ich das, was mir angethan worden, dem Freiherrn von Werner zu Gemüthe, welchen allein das ganze Verschulden traf. Ich knüpfte hieran das Begehren um einen etwas längeren Urlaub, den ich zum Theile bei den Meinigen in Hütteldorf zubrachte, um im häuslichen Kreise die erlittene Unbill leichter zu verschmerzen. Am 3. October aber trat ich mit Frau und Kind neuerdings die jetzt schon alljährlich gewordene Herbstreise nach Ungarn an.

Es war fast wie ein übles Vorzeichen, daß der vierspännige Wagen der Gräfin Brunsvik, der uns vom Pester Bahnhofe nach Martonvásár bringen sollte, während der Fahrt dorthin von dem wahrscheinlich eingeschlafenen Kutscher in den Straßengraben geworfen wurde. Mit Ausnahme einiger kleineren Contusionen erlitt glücklicher Weise Niemand von uns dabei Schaden, aber es war dem Kutscher und mir ganz unmöglich, den ungemein schweren Wagen aus dem ziemlich tiefen Graben zu heben und ihn wieder auf die Räder zu stellen. Die Nacht war schon vorgerückt und guter Rath theuer. Da sandte uns ein günstiger Zufall eine ganze Schaar jüdischer Handelsleute entgegen, welche von Stuhlweißenburg her mit ihren kleinen Karren und unscheinbaren Pferdchen nach Ofen oder Pest auf den Markt zogen. Vielleicht aus Nächstenliebe, vielleicht auch in der Erwartung einer reichlichen Belohnung, die ihnen denn auch zu Theil wurde, griffen sie wacker zu, und bald stand unser Wagen wieder auf seinen Beinen, oder besser gesagt auf seinen Rädern.

Hiemit war aber unsere Noth noch keineswegs zu Ende. Bei dem Sturze der Kutsche ging die sogenannte Wage, durch welche das vordere Paar Pferde an die Deichsel befestigt war, in Trümmer, und wir vermochten daher nicht, diese überaus unruhig gewordenen Thiere neuerdings vor die Deichsel zu spannen. Wir fanden kein anderes Mittel, als daß der Kutscher die Pferde am Leitseile vorausführen, ich aber mich auf den Bock setzen mußte, um von dort aus die Stangenpferde zu kutschiren. Dies war aber, obgleich es nur im Schritt vorwärts

gehen konnte, doch bei der herrschenden, fast undurchdringlichen Finsterniß, da die Laternen des Wagens bei dessen Sturze gleich den Fenstern zerschmettert worden waren, und meiner Kurzsichtigkeit keine ganz leichte Aufgabe. Außerdem hatte ich mich bei meiner energischen Mithilfe zur Wiederaufrichtung des Wagens nicht nur von oben bis unten beschmutzt, sondern auch tüchtig erhitzt. Bei dem darauf folgenden Stillsitzen auf dem Kutschbocke in der feuchten Nachtluft holte ich mir denn auch eine arge Erkältung, welche mir, nachdem wir endlich, um mehrere Stunden verspätet, in Martonvásár eingetroffen waren, in recht unangenehmer Weise fühlbar wurde.

Kaum war dieses Unwohlsein halbwegs behoben, so mußte ich leider Zeuge eines anderen, ungleich ernsteren Unfalles werden. Unter den zahlreichen Gästen befand sich damals in Martonvásár ein naher Verwandter des Hauses, ein blutjunger Lieutenant Graf Isidor Deym. Vor Kurzem aus der Militärakademie getreten, that er sich auf seine in derselben erworbene Reitkunst nicht wenig zu Gute. Selbstverständlich wollte er an den Hetzjagden theilnehmen, welche zu jener Zeit in Martonvásár fast täglich geritten wurden. Es war an einem kalten Morgen und der Erdboden ziemlich fest gefroren, als wir wieder fröhlich hinauszogen zur Jagd. Bald war ein Hase aufgestöbert, eilends folgten die Windhunde und wir jagten hinterdrein, Deym voran, ich in einiger Entfernung hinter ihm. Plötzlich, wie wir so im Carrière dahinritten, muß Deym's Pferd mit einem Vorderfuß in ein Maulwurfsloch oder dergleichen getreten sein, es knickte zusammen, Deym flog über den Kopf seines Pferdes hinweg und stürzte, hart mit der Stirne auf den gefrornen Boden aufschlagend, zur Erde.

Unbeschreiblich war der Schrecken, den ich empfand, als ich durch das frei umhersprengende Pferd auf den Sturz des Reiters aufmerksam wurde und denselben auf der Haide ausgestreckt, das Gesicht erdfahl, den Mund voll Blut, den Kopf auf die Kniee des vor mir hinzugekommenen Kürassier-Oberlieutenants Stieglitz gestützt, daliegen sah. Bald versammelte sich die ganze Jagdgesellschaft an der Stätte des Unglücks; Geyza Brunsvik und Stieglitz ritten, was die Pferde nur laufen konnten, nach Martonvásár, um einen Wagen zu holen. Nachdem derselbe gekommen war, setzte ich mich zu dem Verunglückten, der eine sehr starke Gehirnerschütterung erlitten hatte, und brachte ihn in meinen Armen nach Hause.

Höchlich erschrak dort Alles über diesen bedauernswerthen Ausgang unserer in so heiterer Stimmung unternommenen Jagdpartie. Zunächst wurde der Wundarzt des Ortes, zugleich aber auch der berühmte Chirurg

Balassa aus Pest nach Martonvásár entboten, und er machte, als er kam, ein gar ernstes Gesicht. Die äußerste Ruhe wurde empfohlen, und daß sie wirklich beobachtet werde, mußte nun den Gegenstand meiner strengsten Wachsamkeit bilden. Ich brachte die Nacht bei dem Kranken zu, trachtete ihn so sorgfältig zu pflegen, als ich nur immer vermochte, und erntete dafür die willkommene Belohnung, daß er mir in wirklich rührender Weise anhänglich ward.

Aber wie es schon so zu gehen pflegt im Leben, kaum war der Kranke besser geworden und kaum hatte Balassa jede Gefahr als beseitigt erklärt, da begann schon das lustige Treiben von Neuem, und mich freute an demselben am meisten, daß auch meine Frau mehr Antheil an ihm nahm als sonst, und daß es nach und nach den Anschein gewann, als ob ihre Schwermuth doch allmälig einer weniger düsteren Stimmung weiche. Auch ihr körperliches Befinden besserte sich, und so trat ich denn mit der Hoffnung auf eine erfreulichere Zukunft in das Jahr 1854, nicht ahnend, daß es drei sehr große Verluste über uns bringen werde.

Für uns nicht zu denselben zu rechnen, mir aber um des Eindruckes willen wichtig, den er auf meine Mutter hervorbrachte, war der Tod des berühmten Schauspielers Korn, der am 23. Januar 1854, 72 Jahre alt starb. „Von dem Begräbniß zurückgekommen," schrieb meine Mutter am 27. meinem Bruder, „war ich gestern so tief erschüttert, daß es mir ganz unmöglich war, Dir noch etwas zu schreiben, und ich mußte mich ruhig hinlegen, indem Dein guter Vater alle Nachsicht mit mir hatte. Die allgemeine Theilnahme war auch wirklich rührend, und wenn auch Mancher nur aus Neugier anwesend sein mochte, so zeigten doch viele Hunderte deutlich ihren Antheil. Insbesondere waren viele alte Leute da, weit mehr als junge, und laut hörte man sagen: ‚Was hat mir der für Freude und Vergnügen gemacht!' Meine ganze Jugend mit ihrem Glück und Verlust stand aufs Lebhafteste vor meinen Augen: mein verehrter Lehrer Collin, dessen Schüler auch Korn war, Theodor, der auch für ihn geschrieben hatte, die Darstellungen der Aricia, Iphigenie, Leonore, Thekla, Beatrice, Toni, Hedwig, Jertha, Alles, Alles mit ihm einstudirt und vorgestellt, so viele und allzeit nur erfreuliche und erhebende Berührungen, niemals aber eine niedrige oder häßliche Handlung, weder gegen mich, noch gegen seine übrigen Mitkünstler! Er war ein guter Kamerad und gar kein Comödiant.

„Ungewöhnlich blaß war Anschütz, dessen eigene Kränklichkeit ihm vielleicht auch zu Herzen ging, und Fichtner, der ihm als Mensch und Künstler sehr ergeben war, während der alte achtzigjährige Koberwein

heftig zitterte. Ach Gott, wer kennt sein Inneres so genau, daß er deutlich unterscheidet, was Schmerz für den zuletzt Verstorbenen, was der für früher Dahingeschiedene, was Furcht vor künftigen Verlusten zum Kummer beiträgt? Wie viel hievon gehört nicht der Ahnung des bald erfolgenden Hinscheidens, dem Gefühl des herannahenden Siechthums, dem Bewußtsein des eigenen Alters? Die Erinnerung an so manchen Jugendtraum, so heilige Begeisterung, so poetisches Streben, so innige Empfindungen, und das Scheitern so beseligender Hoffnungen ergriff mein Herz so heftig und tief, daß ich es Dir sagen mußte. Es gehört dieses Gefühl zu sehr zu meinem ganzen Wesen, als daß ich mich des Trostes berauben konnte, es vertrauend überzugießen in Deine Brust!"

Auch in ihren nächsten Briefen an meinen Bruder kam meine Mutter wiederholt auf den Tod Korn's zurück. Einen sehr schönen Nachruf an ihn, von Bauernfeld herrührend, copirte sie und sandte ihn nach St. Petersburg, besonders aber freute sie sich darüber, daß Graf Moriz Dietrichstein, der ehemalige Oberstkämmerer, ein von ihm selbst zur Erinnerung an seinen Freund Korn verfaßtes Gedicht unter dieser Aufschrift und mit „Moriz Dietrichstein" unterzeichnet, veröffentlichen ließ.

„So wurde es gedruckt," schrieb meine Mutter hierüber an meinen Bruder. „Es ist nicht so gelungen," setzte sie hinzu, „daß es das Abschreiben lohnt, indessen ist es recht nett, und daß er es so drucken ließ, einfach als Moriz Dietrichstein an seinen Freund, ganz ohne alle Flausen, hat nicht nur mich ungemein gefreut, sondern auch meine Kaiserin, alle Künstler, die ganze Gesellschaft. Aber natürlich erhoben sich mehrere Stimmen aus der hochgestellten Societät, insbesondere einige böhmische Damen dagegen und fanden es völlig unschicklich, daß Seine Excellenz einen Künstler öffentlich und gedruckt seinen Freund nannte. Das kam ihm zu Ohren, und er verfaßte das folgende Epigramm:

An Moriz Dietrichstein nach seinem Trauerrufe an Max Korn.

,Aristo's tadelten, daß Du ihn Freund genannt,
Es zieme sich im Ernst nicht, noch im Scherz;
Die Armen denken nicht, wie Du mit ihm verwandt,
Ein einzig Wort genügt dafür, das Herz!'

„Der Fürst*) hat natürlich eine große Freude daran und ,zeigt es aller Welt.'"

---

*) Dietrichstein.

So lebhaft nun auch meine Mutter den Tod Korn's empfand, so war er natürlich auch nicht von fern mit dem Verluste zu vergleichen, welchen zwei Monate später sie selbst und unsere ganze Familie, insbesondere aber mein Vater, durch das Hinscheiden seines von ihm so sehr geliebten Bruders, unseres Onkels in St. Florian erlitt. Als meine Eltern ihn im Spätherbste verließen, fanden sie ihn trotz seines hohen Alters noch so wohl, daß sie nicht besorgten, sein Ende sei nicht mehr fern. Aber in den letzten Tagen des Januar 1854 erkrankte er an der Gelbsucht; sein Uebel steigerte sich mehr und mehr und wurde immer bedenklicher. Am 22. März nahm der edle Greis in frommer Ergebung in die Fügung der Vorsehung die heiligen Sterbsacramente. Am 24. März, an einem Freitage, ging es mit ihm zu Ende. Unablässig waren seine Gedanken auf das Wohl des von ihm so sehr geliebten Stiftes gerichtet, dem er mehr als dreißig Jahre hindurch in Hingebung und Treue ein musterhafter Vorstand gewesen war. Die schon brechenden Augen auf das Crucifix gerichtet, das ihm einer seiner ergebensten Anhänger unter den jüngeren Conventualen, der Chorherr Marinelli aus Jerusalem mitgebracht hatte, verlangte er durch Zeichen nach demselben. Nachdem man es in seine Hände gelegt, küßte er es, dankte Gott für die schwere Prüfung, die er ihm auferlegte, und bat ihn mit kaum mehr vernehmbarer Stimme, er möge das ihm so theure Stift nicht verlassen. Kaum vermochte er diese letzten Worte noch auszusprechen, so gab er, bis zum letzten Augenblicke bei vollem Bewußtsein, seinen Geist auf.

Mit ihm schied ein Priester von der Erde, von dem ich immer geglaubt habe und auch heute noch fest überzeugt bin, daß er ein Mann war so recht nach dem Sinne des göttlichen Stifters unserer Religion; für sich selbst voll Frömmigkeit und Pflichttreue, für Andere aber voll Milde, Sanftmuth und Toleranz. Er war aber auch ein Mann voll hoher geistiger, voll gründlicher wissenschaftlicher und philosophischer Bildung, wie sie jetzt in unserem Clerus fast nirgends mehr anzutreffen ist, und schon das schützte ihn davor, ein Eiferer, ein Frömmler zu sein. Johann Georg Hamann, der Magus des Nordens, und Friedrich Heinrich Jacobi waren die Philosophen, in deren Schriften er sich am liebsten vertiefte; die Ausgaben ihrer Werke, die er besaß, sind bedeckt mit Randglossen von seiner feinen und leserlichen Handschrift. Und seine Abhandlung über die Mängel der österreichischen Gymnasial-Einrichtung mit Vorschlägen zur Verbesserung derselben, in welcher er für das fortdauernde Studium der Classiker als Hauptaufgabe des Gymnasiums eintrat, besitzt auch noch heute dauernden Werth.

So schmerzlich uns auch das Hinscheiden unseres geliebten Onkels

fiel, so konnten wir uns doch nicht verhehlen, daß er, wie Theodor Körner aus Anlaß des Todes des Großvaters meiner Mutter gesagt hat, in einem Alter starb, bei welchem man die ihren Zoll fordernde Natur nicht grausam nennen kann. Und eine Art von Trost lag für uns auch darin, daß der Pfarrer von Wösendorf, Friedrich Mayer, von seinen Mitbrüdern fast einmüthig zum Nachfolger meines Onkels erkoren wurde. Er war allzeit mit meinen Eltern innig befreundet, und seit wir ihn überhaupt kannten, also schon seit mehr als dreißig Jahren, für uns Brüder von einer stets sich gleich bleibenden, wahrhaft väterlichen Güte und Theilnahme gewesen. Auch auf meine Frau und meine Tochter hatte er diese Güte, diese Theilnahme übertragen, und sie waren ihm kaum weniger anhänglich gesinnt als ich selbst. Wir Alle freuten uns daher, daß, nachdem wir ja unseren Onkel nicht mehr zum Leben erwecken konnten, wenigstens derjenige sein Nachfolger wurde, den wir nach ihm unter allen Angehörigen des Stiftes am meisten liebten. War doch hiedurch unsere Verbindung mit dem uns so theuer gewordenen Orte auch noch ferner gesichert.

Der zweite Verlust, der uns im Laufe des Jahres 1854 schmerzlich traf, raubte uns zwar kein Mitglied unserer Familie, aber einen Mann, in welchem das Haupt derselben, mein Vater, seinen größten Wohlthäter verehrte. Schon vor mehr als vierzig Jahren hatte er sich als solcher bewährt, und er blieb der Gesinnung, die ihn hiezu vermochte, allzeit gleichmäßig treu. Noch um vier Jahre älter als mein Onkel, war gleich ihm auch Fürst Franz Dietrichstein, damals schon siebenundachtzig Jahre zählend, von einer seltenen Frische und Regsamkeit des Geistes. Je älter er wurde, desto mehr ließ er seinem Hange zum Wohlthun freien Lauf. Wo es galt, irgend eine gute Sache zu fördern, stellte sich der Fürst mit ansehnlichen Summen an die Spitze, und insbesondere die Armen von Wien verehrten in ihm den Spender unerschöpflicher Gaben, wofür er denn auch im Jahre 1850 einstimmig zum Ehrenbürger der Hauptstadt erwählt wurde.

Der im Jahre 1852 erfolgte Tod seines Neffen, des Grafen Moriz, einzigen Sohnes seines gleichnamigen Bruders, hatte ihn tief berührt, weil hiedurch das Aussterben der Familie Dietrichstein fast zur Gewißheit geworden war. Aber an dem lebhaften Interesse, mit welchem er die Zeitereignisse verfolgte, wurde hiedurch ebenso wenig etwas geändert als an dem gütevollen Wohlwollen, das er der freilich nur kleinen Schaar seiner treuen Freunde und Anhänger allzeit bewahrte. In dem schönen, von ihm selbst erbauten, jetzt seiner Enkelin, der Gräfin Clam-Gallas gehörigen Hause in der Währingerstraße, welches man ebenso

gut ein Palais als eine Villa nennen könnte, empfing er regelmäßig diese Freunde; mein Vater, der Orientalist Hammer-Purgstall und der Dichter Zedlitz waren seine häufigsten und am liebsten gesehenen Gäste. Der Erstere war auch, und außer ihm nur noch der Bruder, Graf Moriz, und der Sohn des Fürsten, Graf Joseph, bei dem letzten Mittagmale anwesend, welchem mein Vater beim Fürsten nur wenige Tage vor dessen Tode beiwohnte. Vor demselben erwies sich der Fürst, in seinem Garten verweilend, heiter und nach seiner Gewohnheit etwas sarkastisch. Als sein Sohn den Gedanken lobte, der dem eben ausgeschriebenen National-Anlehen zu Grunde lag, bemerkte er lächelnd: „Ich sehe Dich schon noch im Ministerium sitzen." Und wie sehr den Fürsten das vorherzusehende Aussterben seiner Familie beschäftigte, bewies er auch dadurch, daß er, freilich halb scherzhaft, während des Essens die bekannten Verse aus Müllner's „Schuld" über das Schicksal des Hauses Oerindur recitirte.

Einige Tage später, am 8. Juli 1854, verschied sanft der greise Fürst, und ich will von seinen letztwilligen Bestimmungen nur die hervorheben, derzufolge er nicht in seiner Familiengruft, sondern, ein Gleicher unter Gleichen, mitten unter den Verstorbenen Wiens auf dem Friedhofe zu St. Marx begraben sein wollte. Obwohl er in den Civilstand zurückgetreten war, so wohnten doch einem Befehle des Kaisers zufolge sämmtliche in Wien anwesende Generale seinem Begräbnisse als dem eines Theresienritters bei. Den rührendsten Schmuck aber erhielt diese ernste kirchliche Feier durch die zahllose Menge von Armen, die sich herbeidrängten und in dem Dahingeschiedenen ihren großmüthigsten Wohlthäter beweinten. Ein schönes Marmordenkmal, von dem Bildhauer Max in Prag verfertigt, deckt seine Ruhestatt. Es stellt den Fürsten liegend dar, in Civilkleidern, den Theresienorden auf der Brust. Leider ist das Monument durch rohen Muthwillen so arg beschädigt worden, daß es kaum mehr in den ursprünglichen Zustand zurückversetzt werden kann.

Der dritte Todesfall endlich, der uns im Jahre 1854 betraf, machte sich uns vielleicht noch schmerzlicher als die beiden anderen fühlbar, weil er uns nicht bloß eine nahe Verwandte, sondern eine sehr liebe Hausgenossin raubte, mit welcher wir ununterbrochen verkehrten, deren Dahinscheiden daher auch in unserem täglichen Leben eine ungemein peinliche Lücke verursachte. Es war dies die jüngere Schwester meiner Mutter, welche in unserer Familie kurzweg „Tante Mimi" genannt wurde. Von Kindheit auf kränklich, besaß sie einen aufgeweckten Geist und eine Lebhaftigkeit des Wesens, welche den Verkehr mit ihr zu einem höchst anregenden machte. Jedes, auch das geringste Erlebniß wußte sie mit einer

Anschaulichkeit zu erzählen, daß man es förmlich sich noch einmal ereignen sah. Ihr galt das hübsche Gedichtchen Grillparzer's, welches in dessen gesammelten Werken gedruckt ist und folgendermaßen lautet:

Für Mimi Adamberger.

„Sei krank!“ scholl Dir der Körper Fluch
Beim Eintritt in das ird'sche Rund;
Die Seele aber schüttelt: Nein,
Und sagte: Sei gesund.“

Mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit des Geistes verband Mimi eine seltene Wärme des Herzens und der Empfindung, insbesondere für ihre Verwandten und Freunde. Daß sie ihrer älteren Schwester sehr nahe stand, ist wohl nicht zu verwundern, aber auch meinem Vater, ihrem Schwager, war sie eine treue Freundin. Mein Bruder galt um seiner Treuherzigkeit willen als ihr erklärter Liebling, zu meiner Frau war sie schon vor unserer Verheiratung in die besten Beziehungen getreten, und meinem nun allmälig schon heranwachsenden Töchterlein brachte sie ein Herz voll Liebe entgegen. In ähnlicher Weise hatte sie sich zu den Kindern ihrer verstorbenen Schwester Lila, ja auch zu ihren ihr nicht verwandten Freunden gestellt. Ganz besonders war sie dem jüngeren Zweige der Familie Schloißnigg zugethan, und die Tochter dieses Hauses, Angiolina, welche sich später mit einem Baron Sterneck vermählte, erfreute sich ihrer wärmsten Sympathie. Sehr gern hatte sie die Einladung von Mutter und Tochter Schloißnigg acceptirt, einen wenn auch nur kurzen Theil des Sommers bei ihnen in Klagenfurt zu verweilen. Am Spätabende des 20. September war sie nach mehreren äußerst vergnügt verlebten Wochen von dort nach Wien zurückgekehrt, und am frühen Morgen des 21. eilte ich von Hütteldorf nach der Stadt, um sie noch vor dem Besuche der Staatskanzlei zu sehen und nach ihrem Befinden zu fragen. Ich fand sie zu Bett und viel übler aussehend als gewöhnlich, aber ungemein heiter, und voll Lebendigkeit und Frische erzählte sie mir und meiner gleichfalls anwesenden Schwägerin Caroline von Schaeffer, der jüngsten Schwester meiner Frau, ihre Erlebnisse in Kärnten und rühmte die Gastfreundschaft, deren sie dort theilhaft geworden. Aber während sie so sprach, wurde ihre Stimme zusehends schwächer und schwächer und versagte endlich ganz. Ich sandte nach dem Priester, dem Arzte und nach meiner in Hütteldorf weilenden Frau. Alle kamen eilends herbei, aber es ließ sich in keiner Weise mehr helfen. Völlig der Stimme beraubt und zu schwach, um zu schreiben, lag die Verscheidende da, jeder

Möglichkeit zu einer Mittheilung nach Außen hin entbehrend. Aber voll Liebe und Güte waren ihre dunklen, melancholischen Augen unablässig auf uns gerichtet; in ihrem sprechenden Blicke lag das, was sie mit Worten nicht mehr auszudrücken vermochte, die innigste Empfindung für uns, die Trauer über das Scheiden für immer und die stille Ergebung in das, was Niemand zu ändern vermochte. Binnen wenigen Stunden war Alles vorüber.

1855—1856.

Der Monat Januar 1855 brachte uns ein freudiges und ein fast gleichzeitig eintretendes überaus trauriges Ereigniß; wie nahe sich die Licht- und die Schattenseiten des Lebens liegen, wurde uns dadurch neuerdings wahrhaft überwältigend bewiesen. Das freudige Ereigniß bestand in der unerwarteten Nachricht, mein Bruder, der nun seit mehr als anderthalb Jahren ununterbrochen in St. Petersburg verweilte, werde zu kurzem Besuche zu uns nach Wien kommen.

Im Laufe dieser Zeit war es meinem Bruder gelungen, sich an seinem neuen Aufenthaltsorte eine angesehene Stellung zu erwerben. Allerdings war seine ganze Persönlichkeit hiezu wie gemacht; seine ruhige und doch gleichzeitig ungemein verbindliche Art, mit Anderen zu verkehren, gewann ihm leicht die Herzen der Menschen. Sein gereifter Verstand, seine seltene Bildung, die Wahrhaftigkeit und Festigkeit seines Charakters erfüllten Alle, die mit ihm in Berührung traten, mit hoher persönlicher Achtung für ihn. Hiezu kam noch, daß er im Juli 1854 der Großfürstin Katharina von Rußland, welche, die letzte noch am Leben befindliche Tochter der Großfürstin Helene, an den Herzog Georg von Mecklenburg vermählt war, in schwerer Entbindung, man darf wohl sagen, das Leben zu retten vermochte.

Das ebenso umsichtige als rasche und geschickte Verfahren, welches mein Bruder in dieser schwierigen Lage beobachtet hatte, fand allseitig die wärmste Anerkennung, und sowohl seine erlauchte Patientin als ihre Mutter und ihr Gemahl ehrten meinen Bruder in einer für ihn äußerst schmeichelhaften Weise. Aber auch ferner Stehende äußerten sich in gleichem Sinne, und ohne die Furcht, ein Amtsgeheimniß zu verrathen, theilte ich mit freudigem Stolze meinen Eltern den Inhalt eines aus St. Petersburg eingegangenen Berichtes des österreichischen Gesandten

Grafen Valentin Esterházy mit, in welchem der Haltung meines Bruders bei der Entbindung der Großfürstin Katharina die wärmsten Lobsprüche gezollt wurden.

Das Vertrauen derselben und ihres Gemahls zu meinem Bruder bot auch die Veranlassung dar zu seinem kurzen Erscheinen in Wien. Denn während der Reise, welche die Großfürstin Katharina in der zweiten Hälfte des Januar 1855 nach Strelitz unternahm, wollte sie von keinem anderen Arzte als von meinem Bruder begleitet sein. Das gewährte ihm die Möglichkeit eines für uns ganz unerwarteten Ausfluges nach Wien. Den Eindruck, welchen die Nachricht seiner bevorstehenden Ankunft in unserem Hause hervorbrachte, wird man wohl am besten aus den Worten ersehen, mit denen sie von meiner Mutter beantwortet wurde. Sie werden auch Zeugenschaft ablegen für die Einmüthigkeit der Gesinnung und der Gefühle, welche in unserem Familienkreise herrschte.

„Wenn wir schon," schrieb meine Mutter am 25. Januar an meinen Bruder, „jeden Deiner Briefe mit Freude begrüßen, so kannst Du ermessen, welchen Jubel Dein gestern angekommenes Schreiben bei uns hervorrief. Aber Jubel kann ich es ja eigentlich gar nicht nennen, denn wir waren sprachlos. Stumm lief ich, als ich die erste Seite gelesen hatte, zu Nina und hielt ihr den Brief hin. Mit ausbrechenden Thränen fiel sie mir um den Hals, und keine von uns Beiden vermochte laut zu lesen. Als es ihr endlich doch gelang, umarmten wir uns wieder weinend, und nie werde ich der guten Seele diesen Augenblick vergessen. Dann liefen wir Beide zu unseren Männern, die sich gleichfalls aufs Innigste freuten. Wo aber ging ich dann hin? Zu meiner guten Kaiserin, die mich voll Freude beim Kopf nahm und recht herzlich küßte. Sie war theilnehmend wie eine Schwester."

Es versteht sich wohl von selbst, daß wir, als nun mein Bruder wirklich kam, ihn nicht nur aufs Liebevollste willkommen hießen, sondern ihn auch bei uns beherbergten. Ich räumte ihm mein Schlafzimmer ein, und oft saß ich noch, wenn Alles um uns her sich schon zur Ruhe begeben hatte, in vertraulichem Gespräche bis tief in die Nacht hinein mit ihm zusammen. Nicht nur unsere persönlichen, sondern auch die öffentlichen Verhältnisse gewährten uns hiezu mehr als ausreichenden Stoff. Denn es war ja damals die Zeit des Krimkrieges; der Einmarsch der Oesterreicher in die Donaufürstenthümer hatte in Rußland eine äußerst gereizte Stimmung gegen unsere Regierung hervorgerufen, und es bedurfte des ganzen besonnenen Taktes meines Bruders, um einerseits sich selbst und seinem Vaterlande nichts zu vergeben und an-
eits mit den Leuten in Rußland in Frieden zu leben.

Der für unsere Wünsche nur allzu kurze Aufenthalt meines Bruders wurde leider uns und ihm selbst durch ein außerordentlich trauriges Ereigniß, die urplötzlich eintretende, lang dauernde Erkrankung meiner Frau gar sehr getrübt.

Man hätte sich nicht darüber verwundern dürfen, wenn der Tod meines Onkels, den sie so innig verehrte, und der meiner Tante, die sie wahrhaft liebte, den Zustand der Schwermuth, in welchem sich meine Frau seit dem Verluste ihres Söhnleins befand, wieder verschlimmert haben würden. Das war aber keineswegs der Fall. Schon während des Jahres 1853 hatte sich eine so merkwürdige Besserung gezeigt, daß sie in ihre freilich nur seltenen, gleichsam ein Tagebuch bildenden Aufzeichnungen, die bisher fast nur in bitteren Klagen um ihr entschlafenes Kind bestanden hatten, in den ersten Tagen des Jahres 1854 die Worte eintrug:

„Das alte Jahr ist vorüber, das neue hat begonnen; ich danke Gott, wenn es uns in demselben so gut wie in dem verflossenen geht. Alfred und Gusti" — mein Name und der unserer Tochter — „waren mit wenig Ausnahmen wohl, auch mir ging es erträglich, wir haben manches Angenehme und kein Unglück erlebt und waren vergnügt und zufrieden, insbesondere während des Sommers."

„Am 24. März," schrieb sie etwa drei Monate später in ihr Tagebuch ein, „ist der gute Onkel in St. Florian gestorben. Ich habe seinen Verlust tief und schmerzlich empfunden; er war für mich immer voll Freundlichkeit und Wohlwollen und so unendlich gut und liebevoll für meine Kinder. Nie werde ich die herzliche Theilnahme vergessen, die er mir bei Max' Tod bewies, und so lange ich lebe, will ich ihm eine dankbare Erinnerung bewahren. Er war ein Priester im wahren Sinne des Wortes, mild, gütig und verständig.

„In Hütteldorf ist es uns dies Jahr sehr gut gegangen, ebenso in Martonvásár, wo man uns mit Freundlichkeiten überhäufte. Der Sommer und der Herbst vergingen blitzschnell, könnte ich nur dasselbe vom Winter sagen. Ich will hoffen, vertrauen und den Muth nicht verlieren; mit Gottes Hilfe wird es ja besser werden."

Einen Augenblick schien es wirklich, als ob diese freudige Hoffnung sich erfüllen sollte. Ja sogar das Gefühl des Glückes hielt wieder seinen Einzug in das früher so verdüsterte Gemüth meiner armen Frau, und am 22. December schrieb sie nach Worten über mich, welche hier zu wiederholen mir die Bescheidenheit verbietet: „Ich kann Gott nicht genug danken, daß Er mich als Frau so glücklich gemacht hat."

Binnen wenig Wochen schon trat jedoch eine ganz furchtbare, unbegreifliche Veränderung ein, die meine arme Frau in bodenlose Trübsal

stürzte, mir selbst das Leben verbitterte und meiner heranwachsenden Tochter die schönste Jugendzeit gründlich vergällte.

Ich weiß den qualvollen Zustand, in welchen meine Frau nun verfiel, nicht anschaulicher zu schildern, als indem ich die wenigen Stellen citire, die sie selbst hierüber in ihr Tagebuch schrieb. „Die Verstimmung," so sagt sie am 26. März, „die ich schon seit Beginn dieses Jahres fühlte und mir durchaus nicht erklären kann, hat sich seit Anfangs Februar so sehr gesteigert, daß ich meinen Vater und auch meinen Schwager, der für einige Wochen aus St. Petersburg hier war, deshalb um Rath fragte. Sie nennen es eine Aufregung, einen Reiz der Nerven, ein unerklärliches Uebel, das mich entsetzlich leiden macht und unerträglich quält, ohne daß ich den geringsten Schmerz dabei empfinde. Das dauert nun schon viele Wochen, war die erstere Zeit ganz furchtbar und ist auch jetzt noch unendlich peinlich. Ich erwache täglich mit einem Gefühle der Angst und Unruhe, das ich nicht zu beschreiben vermag und welches um so quälender ist, da ich gar nichts thun und leisten kann und der Gedanke mich beständig martert, es müsse ein furchtbares Ende mit mir nehmen. Ganz unerträglich ist dieser tiefe Mißmuth und die Erschlaffung aller Lebensthätigkeit, die er erzeugt. Wie lange kann, wie lange wird das so fortdauern, möchte ich beständig fragen, und wie, woher kam das über mich? Mein geliebter, armer Alfred ist unerschöpflich in Trostworten und Trostgründen, voll Hoffnung und Zuversicht für eine baldige, vollständige Genesung. Ich aber kann nicht glauben, daß ich gesund werden soll, denn ich begreife nicht, daß ich krank bin, und möchte doch jedem Menschen erzählen, wie elend ich mich fühle."

So voll Trübsal verfloß uns der Frühling und der Sommer, welch Letzteren wir dies Jahr der etwas geringeren Entfernung wegen nicht mehr in Hütteldorf, sondern in Pötzleinsdorf verlebten. Wir bewohnten dort ein sehr nettes Häuschen auf der Höhe des Berges, über welchen die Straße nach Neustift führt. Fast mit Niemand pflogen wir Umgang außer mit der Familie meiner Frau, welche, um ihr näher zu sein, gleichfalls nach Pötzleinsdorf gezogen war. Sonst verkehrten wir nur noch mit meinem ehemaligen Studien- und Reisegenossen Rudolf Salzmann und seiner überaus anmuthigen und reizvollen Gattin. Sie besaßen ein Paar allerliebste kleine Mädchen, welche, obgleich ziemlich viel jünger als meine Tochter, der Letzteren in ihrer Vereinsamung doch gar willkommene Spielgenossinnen waren.

Sie bedurfte in der That dieses Trostes, denn ihre Tage flossen gleich den unsrigen recht traurig dahin. Auch ein Ausflug, den ich auf Anrathen meines Schwiegervaters und insbesondere meines Bruders noch

im Juni mit Frau und Kind unternahm, brachte in dem Befinden der Ersteren keine dauernde Besserung hervor. Beide Aerzte waren der Meinung gewesen, daß starke und anhaltende körperliche Bewegung meiner Frau gut thun werde. Wir setzten dieselbe derart ins Werk, daß, nachdem wir zum Beispiel von Wien nach Mürzsteg mit der Bahn und im Wagen gefahren waren, wir am 13. Juni um sechs Uhr Morgens, nur von einem Träger begleitet, die Mürz entlang, an dem hübschen Wasserfalle „beim todten Weibe" vorüber, durch das Thal der Frein in etwa sechs Stunden zu Fuß nach Maria-Zell gingen. In ähnlicher Weise verfuhren wir auch an den folgenden Tagen. Am 14. Juni brachte uns ein einspänniges Wägelchen nach Weichselboden, und kaum hatten wir uns in dem dortigen bescheidenen Gasthause installirt, so traten wir auch schon den Weg in das enge Felsenthal, die Hölle genannt, und von da, von einem Jäger des Erzherzogs Johann geleitet, den nach dem sogenannten Ringe an, wo uns und insbesondere unserem Töchterchen der Anblick einer beträchtlichen Anzahl von Gemsen und das Beobachten ihrer lustigen Capriolen viel Spaß machte.

Ueber Hieflau und Admont begaben wir uns nach Spital am Pyhrn, wo wir mit meinem treuen Jugendfreunde Hayden zusammentrafen und uns von ihm nach seinem Besitzthume Dorff bei Schlierbach geleiten ließen. Dort fanden wir auch von Seite seiner Frau, welche der in jener Gegend weit verzweigten und uns seit unserer Studentenzeit sehr befreundeten Familie Redtenbacher angehört, die liebenswürdigste Aufnahme.

In Dorff schlugen wir nun unser Hauptquartier auf und machten von dort nicht nur ausgiebige Spaziergänge, sondern auch einen recht weit ausgedehnten Ausflug, der uns nach Gmunden und Ischl führte. Die Langbathseen und Hallstadt, sowie der Waldbachstrub wurden besucht, und endlich machten wir die sogenannte Drei Seen-Partie, auf der man Theile des Wolfgangsee's, des Mondsee's und des Attersee's überschifft, und welche an die Gehkraft einer Frau eine nicht ganz geringe Anforderung stellt.

Nach Gmunden zurückgekehrt, trafen wir von da aus mit dem Ehepaar Hayden in Scharnstein wieder zusammen, von wo wir den Almsee besuchten, den wir vor elf Jahren auf unserer Hochzeitsreise in weit ungetrübterer, glücklicherer Stimmung gesehen hatten. Aber noch unendlich viel weiter, bis in meine Kremsmünsterer Zeit reichten die fröhlichen Erinnerungen zurück, die sich für mich an den Almsee knüpften, und die freilich zu nichts dienten, als den Anlaß zu bieten zu wehmüthigen Betrachtungen über den Unterschied, wie man sich die Zukunft träumt und wie sie sich oft in Wirklichkeit gestaltet.

Zum zweiten Male in Dorff beherbergt, unternahmen wir von dort aus am 1. Juli bei herrlichstem Wetter, nur in Begleitung Hayden's und eines Trägers, die Besteigung der Gratenalm, wo ich ebenfalls schon von Kremsmünster aus, und zwar vor einundzwanzig Jahren gewesen war. Ungemein wacker hielten sich meine Frau und meine Tochter bei der doch über drei Stunden dauernden Ersteigung. Der Abend und der Sonnenuntergang von dem eine prachtvolle Aussicht darbietenden Höhepunkte des Herrentisches war wunderbar schön, ebenso am nächsten Morgen der Sonnenaufgang, den ich allein von dort aus beobachtete.

Auf dem etwas beschwerlichen Wege über die Bodenstaller Alm nach dem Thale zurückgekehrt, fanden wir dort unseren Wagen, der uns in rascher Fahrt nach den pittoresken Stoderthälern, dem vorderen und dem hinteren Stoder brachte. Dort sahen wir den prächtigen Wasserfall der Steyr, die Stromboding, den geheimnißvollen Ursprung der Piesling, die imposanten Felswände des großen Priel und den anmuthigen Gleinkersee.

Nachdem wir uns von unseren gastfreien Freunden, die uns noch von Dorff nach Hall geleiteten, verabschiedet hatten, fuhren wir von dort nach St. Florian, welches wir nach dem Tode meines Onkels zum ersten Male wieder besuchten. Trotz des herzlichen Empfanges, den wir von Seite des neuen Prälaten fanden, wurde doch die theure, ehrwürdige Gestalt des geliebten Verstorbenen von uns überall wehmuthsvoll vermißt: an der Treppe, auf deren oberster Stufe er uns, das Sammtkäppchen in den Händen, stets so liebreich bewillkommt hatte, im Prälatenzimmer, eifrig ab und zu gehend in traulichem Gespräche, in der Kirche endlich, entweder im vordersten Chorstuhle links in andächtiges Gebet versunken oder mit seiner sympathischen Stimme das Hochamt celebrirend. Unser erster Gang am nächsten Morgen führte uns daher auch zur Kirche und dann zum Grabe des Onkels, der inmitten seiner Stiftsbrüder unter einem einfachen, aber geschmackvollen Denksteine ruht. In innigster und gerührtester Dankbarkeit dachte ich an dieser für uns geheiligten Stätte der unerschöpflichen Güte des edlen Verstorbenen für meine Eltern, für meinen Bruder und mich, für meine Frau und mein Kind.

Von St. Florian aus unternahmen wir noch einen Ausflug nach dem Mühlviertel, wo wir in der Hangleithen von meiner Ziehschwester Nanny Staininger und im Geyerhammer bei Leopoldschlag von dessen damaligem Besitzer, meinem Vetter Karl Moser herzlichst empfangen und ich möchte fast sagen, gefeiert wurden. „Nichts fehlte mehr," schrieb ich meinem Bruder, „als daß sie uns Triumphpforten errichtet hätten." Wir pilgerten zu dem Hause unserer Großeltern, besuchten unsere Verwandten, und unsere Anwesenheit erregte überall lebhafte Freude.

Aber alles dies brachte doch in der Hauptsache, um derentwegen wir unsere Reise unternommen, in dem Befinden meiner Frau gar keine Aenderung hervor. Ohne hierin auch nur die geringste Besserung erzielt zu haben, kehrten wir tief betrübt nach Wien und nach Pötzleinsdorf zurück. Auch während des Sommers blieb Alles im Gleichen, und das gegen den Herbst immer heftiger werdende Auftreten der Cholera war ebenfalls nicht geeignet, unsere sehr darnieder gedrückte Stimmung etwas zu erhöhen. Obwohl gar Niemand von unserer Familie, meinen in Ischl verweilenden Onkel Heinrich Adamberger allein ausgenommen, sich einer besonderen Aengstlichkeit hingab, so zeigte doch der rasche Tod einer großen Anzahl unserer Bekannten und die plötzliche schwere Erkrankung meines Schwiegervaters, der in der Nacht vom 12. zum 13. September mit den Sterbsacramenten versehen werden mußte, die Größe und die Nähe der Gefahr in erschreckender Weise. Aber dieser Anfall, so heftig er auch gewesen, ging doch wieder glücklich vorüber, und nachdem er ihn überstanden, kam mein Schwiegervater zu uns nach Pötzleinsdorf, sich dort völlig zu erholen.

Am besten von uns ging es damals meinem Vater, welcher Anfangs September eine auf zwei Monate berechnete Reise zuerst nach London und dann nach Paris angetreten hatte, welche beiden Städte er zum ersten Male sah und deren Besuch ihn mit dem höchsten Interesse erfüllte. Noch war er von dort nicht zurück, als ich am 16. October mit meiner noch immer leidenden Frau und unserer Tochter wieder nach Martonvásár aufbrach. Denn die Gräfin Brunsvik und ihre Kinder gaben uns gerade dann die kräftigsten Beweise ihrer Freundschaft und Güte, wenn wir derselben am meisten bedurften. Besondere Hoffnung baute ich, der Meinung meines Bruders folgend, auf die starke Bewegung des Reitens, der denn auch meine Frau während unseres vierwöchentlichen Aufenthaltes in Ungarn sehr häufig, oft bis zu zwei Stunden und in schärfstem Tempo oblag. Eigenthümlicher Weise trat, so lang wir in Ungarn verweilten, noch gar kein Anzeichen einer Besserung hervor. Aber schon wenige Tage darauf konnte meine Frau in einem Briefe an meinen Bruder sich über ihr Befinden in weit günstigerem Sinne äußern, und wirklich hielten diese Fortschritte ungestört an; bald glaubte meine Frau sich vollkommen geheilt und ich theilte diese Meinung. Besonders glücklich war sie, daß sie die Ostertage des Jahres 1856 mit ihren Eltern und allen Geschwistern — acht an der Zahl — in vollstem Wohlsein begehen konnte. Denn mein ältester Schwager Ignaz, der, ein Zögling der orientalischen Akademie, mehr als acht Jahre hindurch in Jassy, Constantinopel, Smyrna und Alexandrien gedient hatte, war

vor Kurzem zum Leiter des österreichischen Generalconsulates in London ernannt worden und befand sich auf der Reise dorthin vorübergehend in Wien. Meine Frau stand immer in den freundschaftlichsten Beziehungen zu ihm und war, wenn sie nicht Krankheit daran verhinderte, die fleißigste Correspondentin, die er in der Heimat besaß. Noch Ende April freute sie sich darüber, daß sie schon mehrere vergnügte Briefe von ihm aus London bekommen hatte, wenige Tage später aber war Alles vorbei, und nach einem etwa fünfmonatlichen Intervall trat der frühere Krankheitszustand mit gleicher, ja vielleicht noch größerer Heftigkeit als zuvor wieder auf. Auch ein Ereigniß, das sie unter anderen Umständen gewiß mit Freude begrüßt haben würde, und welches darin bestand, daß ich endlich nach langem und fruchtlosem Harren zum Hoffecretär im Ministerium des Aeußern ernannt wurde, ging jetzt ganz unbeachtet an ihr vorüber.

Unter den Glückwünschen, die mir zu meiner späten Beförderung zukamen, möchte ich nur den Schmerling's hervorheben, welchen derselbe mit der Bemerkung begleitete, seiner Ansicht nach hätte ich längst schon eine größere Anerkennung verdient. „Allein die üble Gewohnheit," fügte er hinzu, „welche kurze Zeit in den Jahren 1848 und 1849 bestand, auch Männer mit braunen Haaren zu befördern, ist abgelegt und das beliebte Grau wieder Mode geworden."

So schmerzlich auch der erneuerte und wo möglich noch intensivere Krankheitszustand meiner Frau für mich war, so ließ ich doch keineswegs die Hände muthlos in den Schooß sinken, sondern trachtete vielmehr in Erfüllung meiner Pflicht Alles anzuwenden, wodurch vielleicht doch noch Heilung geschafft werden könnte; unabläßig schaute ich daher nach Wegen aus, welche zur Erreichung dieses Zweckes einzuschlagen wären. Unverzügliche Abreise nach Franzensbad wurde beschlossen; so früh im Jahre — Anfangs Juni — erhielt ich leichter Urlaub als später, da mein Departementschef noch in Wien blieb. Meine Mutter aber, allzeit bereit, dort hilfreich einzutreten, wo es auf eine Handlung der Selbstaufopferung ankam, erbot sich freiwillig, uns nach Franzensbad zu begleiten.

Bei dem spärlichen Vorhandensein von Eisenbahnen gelangte man damals fast am raschesten und gewiß am bequemsten von Wien nach Franzensbad, wenn man den, geographisch betrachtet, großen Umweg nicht scheute und mit der Bahn nach Dresden, Leipzig und Plauen, von da aber mit einem Wagen nach Franzensbad fuhr. Dies thaten denn auch wir, und so fügte es sich, daß meine Mutter binnen weniger als vier Jahren zum zweiten Male nach Dresden kam, wohin sie sich früher so lange Zeit hindurch fruchtlos gesehnt hatte.

Schon an einer anderen Stelle erwähnte ich, daß sie über ihr dereinstiges bräutliches Verhältniß zu Körner nur selten sprach und hierüber in einem gleichsam ehrfürchtigen Stillschweigen verharrte. Aber man würde ihr doch gewaltiges Unrecht thun, wenn man auch nur einen Augenblick glauben wollte, sie habe das, worüber sie schwieg, auch in Vergessenheit begraben. Hie und da brach sich gleichsam wider ihren Willen eine Kundgebung Bahn, aus der es sich deutlich ergab, wie erfüllt sie noch war von dem Andenken an den geliebten Todten, und wie sie nur darauf ausging, die Trauer um ihn mit der Treue für den lebenden, von ihr gleichfalls innigst geliebten Gatten zu vereinen. So hatte sie, wie ich eigentlich erst bei der aufmerksamen Durchsicht ihres handschriftlichen Nachlasses erfuhr, im Jahre 1817 über ihre Vermählung an Vater Körner geschrieben. Die Antwort desselben ging verloren, und Jedermann, der den unangenehmen Eindruck kennt, welchen es allzeit hervorbringt, wenn ein Brief, auf den man besonderen Werth legt, unerwiedert bleibt, kann ermessen, wie kränkend dies für meine Mutter gewesen sein muß. Dennoch schrieb sie nach etwa drei Jahren neuerdings an Theodor's Vater, und diesmal erhielt sie auch von ihm eine sehr herzliche Antwort. Wir besitzen diesen Brief, der vom 19. Juli 1820 aus Löbichau bei Altenburg datirt ist, wo Körner sich vorübergehend bei der Herzogin von Curland aufhielt, aber auch nur ihn allein; dennoch scheinen noch einige zwischen meiner Mutter und dem älteren Körner gewechselt worden zu sein, bis endlich auch diese Correspondenz versiegte. Nach Körner's Tode bestand lange Jahre hindurch gar keine Verbindung mehr zwischen seiner Witwe und meiner Mutter; schließlich ließ es aber doch der Letzteren keine Ruhe, und es ist gewiß nicht ohne Interesse zu hören, daß sie, wie sie selbst sagt, auf dringendes Zureden der Kaiserin Caroline Auguste, „die mein Inneres durch und durch kennt, weil ich kein Hehl vor ihr habe", und auf deren Rath durch Vermittlung ihrer alten Freundin Pichler an Theodor's Mutter schrieb.

„Trotz meiner sehr glücklichen Ehe," heißt es in dem zurückbehaltenen Entwurfe dieses Briefes, von welchem ich freilich nicht mit voller Bestimmtheit weiß, ob er vor seiner Absendung nicht wieder geändert wurde, „trotz des ausgezeichneten Charakters meines braven, edlen Mannes, trotz meiner geliebten Kinder empfinde ich es tief, daß ein gewisses Gefühl nur einmal im Leben das Herz erfüllt und nie wieder. Nach achtzehn Jahren schrieb ich zum ersten Male wieder ein Gedicht von Theodor ab, sah zum ersten Male wieder seine Schriftzüge, und für lange, lange Zeit war die Ruhe fort und ich konnte mich nicht finden in das tägliche Geleise. Alles ist sorgfältig verwahrt als Heiligthum, auch seine erste

goldfarbene Locke, die Sie mir einst gaben, aber sehen kann ich es nicht, wenn ich meine Pflichten im Leben ruhig und gefaßt erfüllen soll."

Eine überaus freundliche Antwort empfing meine Mutter auf diesen Brief; ihr folgte vier Jahre später ein zweiter, noch ausführlicherer, vom 16. Mai 1838 datirt, wahrscheinlich der letzte Brief, den sie überhaupt von Theodors Mutter erhielt.*)

Die erste Mittheilung, daß unsere Mutter dereinst die Braut Theodor Körner's gewesen sei, den wir schon als Knaben so glühend verehrten, hatten wir von einem Jugendgespielen, dem Grafen Arthur Batthyány erhalten. Meine Mutter war Anfangs ein klein wenig bestürzt über diese Entdeckung, aber sie besaß durchaus keine triftige Ursache hiezu, denn wir liebten sie deshalb nur noch inniger und bildeten uns noch mehr auf sie ein, als es ohnehin schon der Fall war. Besonders erfreut und stolz aber waren wir dann, wenn sie einmal, was überaus selten geschah, das sonst sorgfältig beobachtete Stillschweigen brach und uns von Theodor erzählte. Ich kann mir denken, wie es meinen Bruder beglückt haben muß, als ihm in der zweiten Hälfte des August 1844 meine Mutter von Maschau in Böhmen aus, wo sie, wie ich bereits an einem früheren Orte erwähnte, bei der Familie des Grafen Joseph Dietrichstein mehrere Wochen zubrachte, über die Freude schrieb, mit welcher der Plan zu einem Ausfluge nach Dresden, der Geburtsstadt Körner's sie erfüllte. „Ach Gott, wie glücklich wäre ich," sagt sie da, „wenn dieser Gedanke sich verwirklichen ließe. Wenn ich nach Dresden käme, würde ich mich freuen wie ein Kind. So nahe könnte ich, und vielleicht noch dazu an seinem Todestage, seiner Geburtsstätte sein. Aus Körner's Garten brächte ich dir dann ein Blatt oder einen Stein mit."

Mein Bruder muß sich jedoch, wie es scheint, gegen diesen Ausflug erklärt haben, und meine Mutter stimmte ihm schließlich sogar zu: „Ich glaube, Du hast ganz Recht," schrieb sie am 1. September 1844, „und es ist besser, wenn ich Dresden nicht sehe." Gleichzeitig aber berichtete sie ihm über eine Fahrt nach dem Schlachtfelde von Kulm, und was sie darüber schrieb, zeigt deutlich, wie sehr damals ihr Inneres von der Erinnerung an Körner erfüllt war. „Vielleicht war ich ermüdet," so lauten ihre Worte, „vielleicht zu sehr aufgeregt, ich weiß es nicht, aber als wir an dem ersten Monument standen, die höchst bewegliche Fürstin Colloredo mir mit der Hand auf das andere zeigte und sagte: ‚Das dort

*) Die beiden Briefe von Körner's Mutter und der frühere von seinem Vater an meine Mutter wurden seither abgedruckt in der Publication von Rudolf Brockhaus: Theodor Körner. Zum 23. September 1891. Leipzig, 1891. S. 193—198.

wird Ihnen gefallen,' sich dann umwendete und mit ihrem Begleiter ins Haus ging, als ich da ganz allein vor dem kolossalen Denkmal eines großen Mannes stand, dem die Krieger auf dem blutigen Schlachtfelde selbst dieses Andenken gesetzt, da brach meine ganze Kraft mit einem Male zusammen. Alle Helden sah ich fallen, allen Kriegern galt dies Denkmal. Niemand sah mich, Alles war im Hause mit der Fürstin beschäftigt, Jeder hatte ein Anliegen, Niemand achtete meiner. Dennoch hatte ich nicht den Muth, auf meine Kniee zu sinken und zu beten, Gott nimmt es ja auch stehend an. Unaufhaltsam stürzten meine Thränen hervor, ich schluchzte so schmerzlich, als ob mir meine Brust zerspringen müßte, und war erschüttert wie seit langen Jahren nicht.

„Mißverstehe mich nicht, mein guter Sohn, und halte mich nicht für exaltirt, wenn manchmal fast jugendlich mein Gefühl überströmt. Stört es doch nicht mein Glück, stellt es sich doch nicht zwischen meine Pflicht und meinen Frieden. Wie glücklich ich aber bin, daß ich Dir das Alles sagen kann, das ist eine Freude, die Du jetzt noch nicht ermessen kannst, eine unsägliche Freude! Gott gebe, daß dieses Verhältniß nie und durch nichts gestört werden könne."

Nur im Vorbeigehen möchte ich erwähnen, daß die Fürstin Christiane Colloredo, von der hier meine Mutter spricht, die Gemalin des Fürsten Franz Colloredo war, der damals als Oberst und Commandant eines Jägerbataillons zu Komotau in Garnison lag. Sie war eine Schwester des nun gleichfalls schon verstorbenen Grafen Eduard Clam-Gallas, welcher sechs Jahre später — 1850 — sich mit der jüngsten Tochter meines Taufpathen, der bildschönen Gräfin Clotilde Dietrichstein vermählte.

Das im Jahre 1844 gescheiterte Project meiner Mutter, Dresden zu besuchen, ging 1852 in Erfüllung. Sie machte damals gemeinschaftlich mit ihrer verehrten Freundin, der Baronin Lilien, eine Herbstreise nach Norddeutschland, während deren sie Dresden, Hannover, Hamburg und Berlin besuchte. Da sie aber zu jener Zeit schon lang kein Tagebuch mehr führte und auch keine briefliche Mittheilung hierüber vorhanden ist, vermag ich nichts Näheres über den Eindruck zu sagen, welchen Dresden auf sie hervorbrachte. Und ebenso weiß ich nicht, ob sie in dem nahegelegenen Loschwitz war, denn dort befinden sich ja das Landhaus und der Garten, welche dereinst Theodor Körner's Eltern gehörten.

Es gereicht mir wohl nicht gerade zur Ehre, kann aber doch vielleicht einigermaßen entschuldigt werden, wenn ich offen gestehe, daß ich im Juni 1856 durch den Krankheitszustand meiner Frau so ganz in An-

sprach genommen wurde, daß die schmerzlichen Jugenderinnerungen, welche sich für meine Mutter an Dresden knüpften, bei unserem Besuche dieser Stadt für mich so ziemlich in den Hintergrund traten. Und ihr eigenes Benehmen verleitete mich gleichfalls hiezu, denn sie zeigte sich ausschließlich um meine Frau und mit ihr beschäftigt, und durch gar nichts verrieth sie, was in ihr vorging. Dennoch nahm sie meinen Vorschlag, am Nachmittage nach Loschwitz zu fahren, freundlich und dankbar an. Leider waren wir hiebei wenigstens insofern nicht vom Glücke begünstigt, als wir gleich bei unserer Wegfahrt von Dresden von einem ganz ungewöhnlich starken Gewitter überfallen wurden. Als wir die Elbebrücke passirten, goß es in Strömen, und wir wären wahrscheinlich überall umgekehrt, nur dort thaten wir es nicht, wo gerade Loschwitz das Ziel unserer Fahrt war. Glücklicher Weise hörte, als wir dorthin kamen, der Platzregen auf, aber er hatte so arge Verwüstungen angerichtet, daß wir die männliche Bevölkerung von Loschwitz, mit allerlei Werkzeugen ausgerüstet, auf den Beinen trafen, um thätig Hand anzulegen zur Ausbesserung der angerichteten Schäden. Der Moment zum Besuche des Körnerhauses war also nicht gerade günstig; dennoch fanden wir daselbst, und zwar von Seite eines Fräuleins von Gutschmid, einer schon älteren Dame, der das Haus nun gehörte, zuvorkommende Aufnahme. Zwei sehr hübsche Nichten und eine ungemein freundliche Gesellschafterin bildeten ihren anheimelnden Kreis. Man geleitete uns im Hause umher; voll innerer Bewegung sah meine Mutter die Zimmer, in welchen Theodor als Knabe gewohnt hatte, und den Garten, den ersten Schauplatz seiner kindlichen Spiele. Den Weinberg und das auf demselben thronende Häuschen zu besuchen, in welchem bekanntlich Schiller als Gast seines Freundes Körner den „Don Carlos“ schrieb, unternahmen wir allein, denn durch den vorhergegangenen Regenguß war dort das Erdreich so aufgeweicht, daß das Hinansteigen nicht gerade angenehm war; außerdem blieben wir ja überhaupt auch am liebsten allein. Nach überstandenem Gewitter war der Abend ganz prächtig, und vom Schillerhäuschen aus sahen wir in gehobener Stimmung einen herrlichen Sonnenuntergang mit an. Ueber das, was meine Mutter dabei fühlte, sprach sie weder damals mündlich, noch später schriftlich sich aus, aber ohne einen sehr tiefen Eindruck zu empfangen kann sie diesen Besuch in Loschwitz nicht gemacht haben, von dort nicht geschieden sein.

Ueber Leipzig und Plauen nach Franzensbad gekommen, nahmen wir dort eine hübsche und gut gelegene Wohnung. Von dem spärlichen Verkehre mit Anderen redend, den wir unterhielten, möchte ich vor Allen einen gütigen Gönner, den damaligen Feldzeugmeister von Heß nennen,

der mir Zeit seines Lebens besonders freundlich gesinnt war. Sonst gingen wir fast nur mit dem Advocaten Dr. Heidmann aus Wien und seiner Frau, sowie mit dem Ehepaar Rittmayer aus Triest um, das sich trotz seines Reichthums und seines eleganten Wesens, welches mit unserer Schlichtheit ziemlich stark contrastirte, gar sehr mit uns befreundete.

Nach etwas mehr als dreiwöchentlichem Aufenthalte in Franzensbad kehrten wir am letzten Juni 1856 ganz unverrichteter Dinge von dort nach Wien zurück. So übel stand es um meine Frau, daß sie zu jener Jahreszeit unmöglich in der Stadt bleiben konnte. Es wurde also ein neues Mittel, ein längerer Aufenthalt im Hochgebirge versucht und meine Frau nach Oberrain bei Unken an der salzburgisch-baierischen Grenze gesendet. Da ich sie nicht neuerdings begleiten konnte, schloß sich meiner Mutter, die sich auch jetzt hiezu anbot, meine Schwiegermutter an. Auch mein damals elfjähriges Töchterlein machte die Gebirgsreise mit, und mein Schwiegervater folgte später gleichfalls nach.

Aus vier weiblichen Wesen des verschiedensten Alters bestehend, trat die kleine Karawane am 17. Juli donauaufwärts ihre Reise an. Um meiner Frau, die sich nur schwer von mir trennte, den Abschied zu erleichtern, begleitete ich sie auf dem Dampfschiffe bis Tulln. Dort stieg ich aus und wanderte dann allein zu Fuß über Tulbing und den damals noch reizenden, durch dichte Waldeinsamkeit führenden Tulbingersteig verfolgend, bis Neuwaldegg bei Wien, von wo ich nach der Stadt fuhr. Hier hauste ich nun in unserer gemeinsamen Wohnung allein mit meinem Vater, mich ausschließlich meinen Arbeiten widmend, sowohl denen für mein Amt als denjenigen, welche das größere Werk mir auferlegte, mit dem ich mich bereits seit drei Jahren eifrigst beschäftigte.

Schon in der Vorrede zu meiner Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen Guido Starhemberg bezeichnete ich es als den hauptsächlichsten Grund, der mich zu dieser Arbeit bewog, daß Starhemberg ein Zeitgenoß und Mitkämpfer des Prinzen Eugen von Savoyen war, daß durch die Schilderung der Erlebnisse des Ersteren auch viel Licht auf jene des Zweiten, des größten Feldherrn, welchen Oesterreich je gehabt, geworfen und dadurch wichtiges Material zu einer künftigen Darstellung der hohen militärischen und politischen Bedeutung des Prinzen angesammelt wurde.

Sagte ich es also auch nicht ausdrücklich, so deutete ich doch durch diese Worte klar genug an, daß ich eigentlich mein Werk über Starhemberg nur wie eine Vorarbeit zu einem ähnlichen, wenngleich weit größeren über Eugen von Savoyen ansah. Ich betrachtete ein solches als ein um so gerechtfertigteres Unternehmen, als die bis dahin über Eugen ver-

öffentlichten Schriften in jeder Beziehung so ungenügend waren, daß dieses Feld ein nahezu unbebautes genannt werden mußte. Uebrigens betrafen sie alle ohne Ausnahme nur seine kriegerischen Thaten. Seine tief eingreifende Wirksamkeit als Staatsmann, der fördernde Einfluß, den er auf Kunst und Wissenschaft nahm, sein Privatleben endlich waren überall kaum erwähnt, geschweige denn in einer auch nur einigermaßen befriedigenden Weise dargestellt worden.

Die wirklich großartige Persönlichkeit des Prinzen nach allen diesen Seiten hin auf Grund der reichhaltigen Schätze, die über ihn und seine Zeit in den kaiserlichen und in manchen von mir gleichfalls herangezogenen Privatarchiven vorhanden sind, zu beleuchten, darauf war gleich nach Vollendung meines Buches über Starhemberg mein ganzes Sinnen und Streben gerichtet. Kaum war dasselbe im Drucke vollendet, so saß ich schon wieder über dem im Staatsarchive und im Kriegsarchive aufgespeicherten, aus Rescripten und Berichten, aus Diarien und Protokollen, aus Privatbriefen und einer Menge anderer ähnlicher Aufzeichnungen bestehenden Material, auf dessen Grundlage ich meine Geschichte Eugens aufbauen zu können hoffte. Unermüdlich copirte und excerpirte ich darauf los, ja während ich des Morgens in den Archiven noch dasjenige sammelte, was sich auf die späteren Lebensjahre des Prinzen bezog, ging ich in den Abendstunden schon an die Verarbeitung dessen, was seine früheren Schicksale betraf.

Während der Abwesenheit meiner Frau und bei meiner Unlust zu jeglicher Zerstreuung ging diese Arbeit natürlich noch rascher als sonst von Statten. Sie und die gewissenhafte Erfüllung meiner mir reichlichst zugemessenen amtlichen Pflichten, endlich eine eifrige Correspondenz mit meiner Mutter und meiner Frau nahmen meinen ganzen Tag und auch einen ansehnlichen Theil der Nacht vollauf in Anspruch. Leider waren die Nachrichten, die ich von meiner Frau und über sie erhielt, fortwährend recht trübseliger Natur. Auch in Baden bei Wien, wo sie mit meiner Mutter und meiner Tochter den September verlebte, besserte ihr Zustand sich nicht. Erst im October kehrte sie tiefbetrübt nach Wien zurück, da trat kurz darauf ganz unvermittelt und ohne daß ich dessen irgendwie gewärtig war, am 19. November wieder der Umschwung ein. Aus der tiefsten Trübsal wurde meine Frau gleichsam mit einem Schlage in eine überaus heitere und fröhliche Stimmung versetzt. Es schien, als ob sie an Thätigkeit, aber auch an Lustbarkeit dasjenige wieder einbringen wolle, was sie durch so lange Zeit versäumt hatte.

Es versteht sich wohl von selbst, daß diese plötzliche Veränderung ...ndste Wirkung ausübte auf die in unserem kleinen Kreise

früher so gedrückte Stimmung. Und eigenthümlicher Weise kam sie in einem Augenblicke zur Geltung, in welchem sie für mich die Möglichkeit eines Unternehmens herbeiführte, an das ich sonst auch nicht von fern hätte denken können.

Die Großfürstin Helene von Rußland und in ihrem Gefolge auch mein Bruder sollten den Winter von 1856 auf 1857 in Nizza verleben. Der Letztere, der die lange Trennung von seinen von ihm so hochverehrten Eltern sehr schwer empfand, schmiedete das verlockende Project, daß, nachdem es für unseren Vater unausführbar erschien, sich für längere Zeit von seinem Amte zu entfernen, wenigstens die Mutter den Winter hindurch gleichzeitig mit ihm in Nizza zubringen solle. Vater möge sie hinbegleiten und nach einigem Aufenthalte daselbst allein nach Wien zurückkehren.

Freilich stand mein Vater damals ganz so wie unsere Mutter schon in seinem fünfundsechzigsten Lebensjahre. Aber gleich ihr war er gesund und frisch, und erst im vergangenen Jahre hatte er, wie ich bereits erwähnte, ganz allein eine länger dauernde Reise nach Paris und London unternommen. Wohlbehalten und in heiterster Stimmung war er von dort zurückgekehrt und in anregendster Weise erzählte er von dem, was er gesehen, und von seinen Erlebnissen auf der Reise.

Hiezu stand nun die Art, wie er von seiner bevorstehenden Fahrt nach Nizza sprach, in grellstem Contraste. Von den trübsten Ahnungen zeigte er sich erfüllt; er machte sein Testament und redete häufig von dem, was geschehen solle, wenn er in der Ferne stürbe. Und die tiefe Bangigkeit, ja ich möchte sagen die Todesahnung, von der er durchdrungen war, trat in dem Augenblicke, in welchem er im Südbahnhofe, wohin meine Frau und ich meine Eltern begleiteten, Abschied von uns nahm, wirklich beängstigend hervor. So tief war meine Frau hievon ergriffen, daß sie mir noch während der Rückfahrt nach der Stadt den Vorschlag machte, ich möge an Stelle des Vaters meine Mutter nach Nizza begleiten.

Die Möglichkeit der Ausführung eines solchen Entschlusses war dadurch gegeben, daß meine Eltern beabsichtigten, einen oder zwei Tage in Graz bei der Gräfin Therese Herberstein, ältesten Tochter meines Taufpathen zu verweilen. Mit ihr waren meine Eltern besonders befreundet. Ihr ernster Sinn hatte sie stets an dem näheren Umgange mit meinem wissenschaftlich hochgebildeten Vater viel Geschmack finden lassen, mit

meiner Mutter aber hatte sie im Jahre 1849 während einer Seebadcur einige Wochen in Triest zu beiderseitiger Zufriedenheit sehr angenehm verlebt. Und nachdem die Gräfin Therese schon mit dem Grafen Friedrich Herberstein vermählt und mit demselben in Salzburg, wo er den Posten eines Statthalters bekleidete, ansässig war, hatte sich meine Mutter gleichfalls durch einige Zeit bei ihr als willkommener Gast befunden.

Der beabsichtigte Aufenthalt meiner Eltern in Graz aber machte es möglich, den Plan meiner Frau zu verwirklichen. Kaum in meinem Bureau angelangt, eilte ich zu Baron Werner, stellte ihm die ganze Sachlage dar und bat ihn um einen dreiwöchentlichen Urlaub, um meine Mutter nach Nizza geleiten zu können. Es war damals tiefer Winter, kein Beamter abwesend, ein Einzelner konnte wohl leicht entbehrt werden, es lag also gewiß kein Grund vor, mir die erbetene Erlaubniß zu verweigern. Baron Werner ertheilte sie mir auch mit sehr großer Freundlichkeit, ich telegraphirte allsogleich an meinen Vater, unterrichtete ihn von meinem Entschlusse und begehrte den seinigen zu wissen. Er antwortete mir, natürlich gleichfalls durch den Telegraphen, nichts als das lakonische Wort: „Komm!"

Am nächsten Morgen, dem des 27. November, trat ich meine Fahrt an. In Graz stieg meine Mutter zu mir ins Coupé, während mein Vater, äußerst zufrieden mit mir, daß ich die ihm so widerwärtige Reise nach Nizza auf mich genommen hatte, einen Tag später nach Wien zurückfuhr.

Im Jahre 1856 reichte die Südbahn nur bis Laibach; zur Weiterfahrt nach Triest, welche wir während der Nacht zurücklegten, mußten Mutter und ich uns einer Kalesche bedienen. Trotz der etwas kühlen Temperatur, die in dem schlecht verschlossenen Wagen herrschte, waren wir doch fröhlich und aufgeräumt und erfreuten uns am Morgen der herrlichen Aussicht von Optschina aus über das Meer, welches wir am nächsten Tage in ruhiger Fahrt nach Venedig höchst angenehm durchschifften.

Leider war Venedig zu jener Zeit wegen der Anwesenheit unseres Kaisers und der Kaiserin, welche durch längere Zeit daselbst verweilten, von Gästen überfüllt. Wir bekamen nur mit Mühe in der „Luna", wo wir auch vor achtzehn Jahren gewesen waren, ein recht elendes, nicht heizbares Quartier. Daß wir bei der herrschenden Kälte ganz erbärmlich froren, verstand sich gewissermaßen von selbst; noch unerfreulicher war es, daß ich, aus dem prächtigen Theater Fenice etwas erhitzt heimkehrend, mir in meinem einem Eiskeller gleichenden Zimmer eine tüchtige

Erkältung holte, die freilich erst in Verona zum Ausbruche kam. Auf der Fahrt nach dem Bahnhofe begegneten wir einer Gondel mit vier Ruderern in kaiserlicher Hoflivree, was sich sehr hübsch und für unsere österreichischen Augen ungemein wohlthuend ausnahm. In der Gondel saßen der Kaiser und die Kaiserin ganz schlicht völlig allein.

In Verona waren wir zwar viel besser untergebracht als in Venedig, aber die Kamine wollten trotzdem, daß Feuer in ihnen brannte, unsere aneinanderstoßenden Zimmer nicht erwärmen. Die alte Erfahrung, daß man nirgends so friert wie im Winter in Italien, bewährte sich auch an uns Beiden in recht unerfreulicher Weise. Während es aber für meine Mutter bei dieser Unannehmlichkeit blieb, wurde ich wirklich krank und war von einer nicht ganz leichten Halsentzündung befallen, als wir am Abende des 1. December Mailand erreichten.

Ein unangenehmerer Zwischenfall als meine wenngleich nicht schwere Erkrankung konnte in der That nicht leicht gedacht werden. Recht sehr quälte mich das Bewußtsein, daß ich, der ich meiner Mutter als Schutz und als Beistand dienen sollte, ihr nun Sorge verursachte und Angst. Dagegen tröstete mich wieder der Gedanke, um wie viel besser es doch sei, daß ich von diesem Unfall betroffen wurde und nicht mein Vater, bei dem er leicht ernstlichere Folgen hätte hervorbringen können.

Ein wirkliches Glück für meine Mutter und auch für mich war es, daß sie in Mailand eine Freundin fand, welche lange Jahre zuvor in Wien ansässig war und die sich nun unser mit einer Bereitwilligkeit, einer Selbstaufopferung annahm, die wirklich bewunderungswürdig genannt werden mußte. Es war dies eine Frau Bingler, eine Schwester der Gemalin des ausgezeichneten Arztes von Bischoff, welchen ich schon an einem früheren Orte erwähnte. Vor mehr als zwanzig Jahren waren wir mit ihr und ihrer Familie in häufigem Verkehre gestanden, und sie bewies nun, daß die alte Freundschaft in ihr nicht erloschen war. Vier- bis fünfmal des Tages die siebzig bis achtzig Stufen nach unserer Wohnung im Hotel Reichmann emporklettern, jede Commission besorgen, jetzt nach dem Arzte, dann wieder nach der Post und weiß Gott wohin fahren, war wirklich für eine alte Frau keine geringfügige Aufgabe. Aber mit einer Freudigkeit unterzog sie sich ihr, als ob ihr dadurch der größte Dienst erwiesen würde und nicht uns.

Hiebei trat übrigens ein Umstand ein, der auf meine gute Mutter einen sie ängstigenden, auf mich aber einen wirklich erheiternden Eindruck hervorbrachte.

Unsere Freundin Bingler besaß einen Schwiegersohn, der, ein geborner Lombarde, im Jahre 1848, wie ich glaube noch als Student, an

dem Aufstande der Mailänder gegen Oesterreich theilnahm und von dem wir immer gehört hatten, daß er ein fanatischer Italianissimo sei. Er war seither Arzt geworden und, wenn ich nicht irre, an einem Spital angestellt; es war also wohl nichts natürlicher, als daß seine Schwiegermutter, da sie mich erkrankt fand, ihn zu mir brachte, auf daß er meine ärztliche Behandlung übernehme. Ich war auch ganz damit zufrieden, denn er machte mir den Eindruck eines gutmüthigen, wohlwollenden Menschen, und bei der Geringfügigkeit meines Uebels wußte ich, daß es keiner großen ärztlichen Kunst bedürfen werde, mich zu heilen.

Ganz anders sah jedoch meine Mutter in ihrer Sorge um mich die Sache an. Erschreckt durch die ihr bekannten Antecedentien des jungen Italieners, konnte sie durchaus kein Zutrauen zu ihm gewinnen, ja es kam ihr plötzlich der sie aufs Höchste beunruhigende Gedanke, es wäre doch nicht ganz unmöglich, daß der grimmige Feind der Oesterreicher den Anlaß benütze, wenigstens einen der ihm so Verhaßten aus dem Wege zu räumen. Beeinflußt von dieser Angst, wußte sie es wirklich dahin zu bringen, daß, ohne ihre Freundin Bingler zu beleidigen, deren Schwiegersohn verabschiedet und statt seiner ein deutscher Arzt Namens Wank zu mir berufen wurde.

Drei Tage brachte ich in Mailand zu Bett und zwei außer demselben zu, so daß wir gegen unsere frühere Berechnung dort nicht weniger als vier Tage verloren. Am 7. December brachen wir endlich auf und fanden, so wie es bei der lombardischen Ebene der Fall gewesen war, auch die piemontesische in tiefstem Schnee begraben. Erst in Genua war dies anders, und wir trafen dort mildere Luft und glanzvollen Sonnenschein. Aber unser bisheriges Mißgeschick verfolgte uns auch hier. Fast in dem Augenblicke unserer Ankunft in Genua war das Dampfboot nach Nizza abgegangen und erst nach drei Tagen sollte es diese Fahrt erneuern. Wir waren also recht gegen unseren Willen dazu genöthigt, wieder zwei Tage in Genua zu verlieren, denn einen eigenen Wagen zu miethen, um die Küste entlang nach Nizza zu reisen, kam uns einerseits zu hoch und hätte uns andererseits auch nicht viel rascher an unser Ziel gebracht. So traten wir denn nicht früher als am 10. December etwas vor sechs Uhr Abends die Seefahrt nach Nizza an.

Als wir in Genua an Bord gingen, schien das Meer völlig ruhig zu sein; wir hofften also auf eine so angenehme Ueberfahrt, wie die von Triest nach Venedig gewesen war, und ich schmeichelte mir die Nacht, in meinen Pelz gehüllt, auf dem Verdeck zubringen zu können. Die Fahrt sollte ja nur acht Stunden dauern, und diese würden, so meinte

ich, in Betrachtung des Mondes und der Sterne, in der Erinnerung an Weib und Kind zu Hause gar rasch vorübergehen. Aber wie grausam sollte ich binnen Kurzem enttäuscht werden! Noch im Hafen trieb ein Streifregen die Passagiere vom Verdeck in die Kajüten, welche, da unser Schiff, recht euphemistisch „Eden" genannt, kaum größer als ein gewöhnliches Donaudampfboot war, nur sehr geringe Dimensionen besaßen. Noch hielt ich auf dem Verdecke aus und an meinem ursprünglichen Plane fest. Endlich wurden die Anker gehißt, das Schiff hob und senkte sich langsam, die Maschine begann ihr monotones Stampfen, und wir gingen in See. Aber in welche See! Schon am Ausgange des Hafens, zwischen den beiden Leuchtthürmen empfing uns ein brausender Westwind, das Schiff bäumte sich wie ein schnaubendes Roß und hart schlugen im Niederfallen die weiß schäumenden Wogen wider dasselbe. Majestätisch war es und unheimlich zugleich, wie, durch die Täuschung des Auges hervorgebracht, die schlanken Fanale, das ganze amphitheatralisch gebaute Genua, wie im Krippenspiele beleuchtet, tief ins Meer tauchten, um im Augenblicke darauf in schwindelnder Höhe wieder zu erscheinen. Alle meine guten Vorsätze waren wie weggeblasen, und ich wäre froh gewesen, die Kajüte glücklich erreicht zu haben. Eine verzweifelte Anstrengung, ein krampfhaftes Anklammern an das Geländer der Treppe machte mir dies möglich, halb glitt, halb kollerte ich sie hinunter, und schon war die erste Eruption da!

Meine gute Mutter war noch frisch und munter; sie hatte das innigste Mitleid mit mir und nöthigte mich, mich auf ein für sie bestimmtes Ruhebett zu legen. Kaum hatte ich dies gethan und noch einige Erbrechungen überstanden, so taumelte ein russischer Passagier, ein Fürst Obolenski gegen mich hin und besudelte meine linke Flanke in recht ekliger Weise. „Mais Monsieur, allez donc autre part!" „Pardon, Monsieur, impossible," lallte er, und eine zweite, größere Eruption folgte, glücklicher Weise in anderer Richtung. So ging es fort, Alle kamen daran, Alle mußten dem Meere ihren Tribut bezahlen, auch meine arme Mutter, welche so zuversichtlich darauf gehofft hatte, verschont zu bleiben. Sie hatte sich in der größeren Kajüte ein Plätzchen am Tische zurecht gemacht, ihre Strickerei herausgenommen und eben die dritte Nadel rosafarbner Wolle abgestrickt, als auch sie an die Möglichkeit zu glauben begann, daß es denn doch nicht so gut abgehen dürfte. Da kam sie auf die unglückliche Idee, auf dem Verdecke etwas frische Luft schöpfen zu wollen. Aufstehen und die Treppe hinaufsteigen, diese Bewegung brachte auch bei ihr das Uebel zum Ausbruche; auch sie mußte sich beeilen, schlecht und recht wieder herabzukommen; auch sie theilte das allgemeine

Schicksal. Leider scheint sie dabei weit mehr gelitten zu haben als ich, denn nach ungefähr zwei Stunden war bei mir auch die letzte Eruption vorüber; ich schlief dann ziemlich ruhig ein und träumte sogar einige Male, wenngleich mit vielfacher Unterbrechung, denn draußen heulte der Sturm und prasselte der Platzregen nieder auf das Verdeck. Vierzehn Stunden statt acht dauerte die Fahrt, und ich lag die ganze Zeit hindurch unbeweglich auf meinem Platze wie ein Stein; als aber der Hafen von Nizza erreicht war und das Schiff stillstand, sprang ich auf und fühlte mich wohl und frisch. Nicht so meine Mutter, welche noch einen Theil des Tages hindurch etwas leidend war.

Am Morgen des 11. December, also volle zwei Wochen, nachdem ich Wien verlassen hatte, trafen wir in Nizza ein. Trotz des strömenden Regens, der auch jetzt noch anhielt, kam mein Bruder an Bord, uns zu begrüßen, was denn auch von seiner wie von unserer Seite mit allergrößter Herzlichkeit geschah.

Von meinem sehr kurzen Aufenthalte in dem so oft beschriebenen Nizza will ich nichts Anderes als meine Audienz bei der Großfürstin Helene erwähnen, welcher ich hauptsächlich aus dem Grunde vorgestellt zu werden wünschte, weil es mich unendlich interessirte, die Dame persönlich kennen zu lernen, in deren Dienst mein Bruder als ihr Leibarzt stand.

An dem Tage nach meiner Ankunft in Nizza, und zwar in dessen Abendstunden wurde ich von der Großfürstin empfangen. Sie besaß eine sehr hohe Gestalt, fast so wie die Mutter unseres Kaisers, die Erzherzogin Sophie, ziemlich hellblondes, in Locken frisirtes Haar, angenehme Gesichtszüge und unverkennbare Spuren einstiger Schönheit. Sie erkundigte sich nach unserer Reise, bedauerte meine Erkrankung in Mailand und meinte, ich solle mir meinen Urlaub verlängern lassen, denn ein zweitägiger Aufenthalt in Nizza sei zu kurz. Mein wirklich eingetretenes Unwohlsein werde ja wohl jeden etwaigen Einwand meiner Vorgesetzten besiegen.

Ich erwiederte, daß sich aus so großer Entfernung das wirkliche von dem fingirten Kranksein nicht unterscheiden lasse, daß es ein so sehr abgebrauchtes Mittel sei, sich zur Erwirkung einer Urlaubsverlängerung für krank auszugeben, daß ich mich durchaus nicht dem Verdachte einer solchen Fiction aussetzen wolle, und meinen Vorgesetzten auch schon für die mir bewilligten drei Wochen dankbar sei. „Aber,“ meinte sie, „Ihr Bruder kann Ihnen ja Ihre Krankheit bestätigen,“ und sie lachte herzlich, als ich entgegnete, er sei ja gerade der verdächtigste Zeuge. Uebrigens habe ich, fügte ich hinzu, meiner Frau und meiner Kleinen versprochen,

das Weihnachtsfest mit ihnen zu begehen, und da wolle ich ihnen denn auch um jeden Preis Wort halten, wozu sie beifällig lächelte.

Von meinem ziemlich lang dauernden und für mich wenigstens äußerst befriedigenden Gespräche mit der Großfürstin will ich nur noch erwähnen, daß sie mit viel Aufmerksamkeit und Theilnahme zuhörte, als ich ihr erzählte, wie unser Kaiser in Venedig so schön empfangen worden sei, wie ich es mit angesehen, als er ohne alle Begleitung in strömendem Regen mit der Kaiserin zur Marcuskirche ging, wie das Volk sie umdrängt und die Schönheit der Kaiserin bewundert habe. Nichts ersparte ich ihr, selbst nicht die Beschreibung des weißen Hutes und des Sammtmantels, welche die Kaiserin trug.

Ach, in welchen Illusionen befand ich mich damals noch selbst! Sie erwärmten mich dergestalt, daß ich mit Lebhaftigkeit der Großfürstin den ungemein günstigen Eindruck schilderte, den die Entschließungen des Kaisers, durch welche den Venetianern eine große Schuldenlast abgenommen, Amnestie für eine Anzahl politischer Verbrecher ertheilt und der auf die Güter der Flüchtlinge gelegte Sequester aufgehoben worden war, im ganzen österreichischen Italien hervorgebracht hatten. Hoffte ich doch damals noch mit Bestimmtheit darauf, daß es diesen und ähnlichen Maßregeln, verbunden mit der Anwesenheit des Kaiserpaares in seinen oberitalienischen Provinzen gelingen werde, diese wieder fester an Oesterreich zu knüpfen!

Am Nachmittage des 13. December verließ ich Nizza, um mit einer der zu jener Zeit dort im Gebrauche befindlichen enormen Diligencen durch die Provence nach Marseille zu fahren. Der Abschied von meiner Mutter wurde mir ungemein schwer, denn obgleich ich wußte, daß ich sie keinem sorgsameren Schutze als dem meines ihr so anhänglichen Bruders anvertrauen konnte, so besorgte ich doch, daß sie, nachdem derselbe in einem für die Großfürstin gemietheten Hause und sie in einem anderen, nicht ganz nahe gelegenen wohnte, sich manchmal recht vereinsamt vorkommen werde. Und auch meine Mutter ließ mich nur schwer von sich, denn da sie fast das ganze Jahr hindurch sich für meine Frau abgemüht und gegrämt, da sogar ich selbst in der letzten Zeit ihr durch meine Erkrankung auf der Reise Unruhe und Sorge verursacht hatte, so waren wir uns womöglich noch näher gekommen. Aber andererseits mußte ich wieder denken, daß nach der langen und so aufregenden Gemüthsbewegung ihr die Ruhe und Stille des Aufenthaltes in Nizza, wo sie sich von dem Getriebe der eleganten Welt vollkommen fernhielt, sowie das herrliche Klima ungemein wohl thun würden. Glücklicher Weise ging diese Erwartung auch vollauf in Erfüllung.

Von meiner Fahrt nach Marseille läßt sich nicht viel sagen, als daß die bald eintretende Dunkelheit mich Anfangs an einem Ausblicke hinderte; bald aber ging der Mond auf und es ward eine prächtige, fast taghelle Nacht. Den Uebergang über den Var auf französisches Gebiet, das befestigte Antibes, Cannes, wo ich viele ähnliche Villen mit der Aussicht auf das Meer sah wie in Nizza, das reizende Thal von Brignolles, kurz diese ganze Fahrt durch die Provence interessirte mich ungemein. Nachdem sie durch fünfundzwanzig Stunden gedauert, traf ich am 14. December um sechs Uhr Abends in Marseille ein, wo es den Anschein gewann, als ob ich mich eines sehr guten Nachtquartiers zu erfreuen haben würde. Da erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß durch einen Dammbruch zwischen Tain und Lyon die directe Bahnverbindung mit Paris unterbrochen und die schadhafte Strecke nur zu Wagen zurückzulegen sei. Dadurch entstehe aber eine so namhafte Verzögerung, daß, wenn ich nicht neuerdings einen Tag opfern wolle, ich noch am selben Abende von Marseille aufbrechen müsse.

Trotz meiner Ermüdung von der langen Fahrt in der Diligence war ich doch rasch hiezu entschlossen. Das gute Nachtquartier ließ ich im Stiche, begab mich in sehr später Abendstunde nach dem Bahnhofe und war am 16. December um fünf Uhr Morgens in Paris. Um sechs Uhr lag ich im Hotel de Douvres, Boulevard des Capucines, in einem gut durchwärmten Bette. Ein ruhiger Schlaf von mehreren Stunden war mir um so wohlthuender, als der wunde Hals, der mir von der überstandenen Entzündung zurückgeblieben war, mich sehr oft noch tüchtig schmerzte. Aber ich stand doch bald wieder auf, schrieb an Mutter und Frau, begab mich dann zur österreichischen Botschaft und fand dort zu meiner großen Freude eine Menge für mich angekommener Briefe.

Aeußerst angenehm war es mir auch, daß die Herren der Botschaft wetteiferten in Zuvorkommenheit für mich. Unverzüglich machte ich dem Botschafter Freiherrn von Hübner meinen Besuch, der mich mit sehr großer Liebenswürdigkeit empfing. Seit etwa zwei Decennien kannte ich ihn schon; sein Schwager, der Architekt Professor Rösner, der die Johanneskirche in der Praterstraße gebaut hat, und seine Schwestern waren oft im Hause meiner Mutter zu Gast gewesen, und insbesondere im Jahre 1848 hatte ich Hübner in Baden wiederholt gesehen, gesprochen und ihn damals leicht begreiflicher Weise in gedrücktester Stimmung gefunden. Seither hatte sich in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume von acht Jahren seine Stellung in glänzendster Weise verändert; für den Augenblick aber erwies er mir einen sehr willkommenen Dienst, indem er mich zum Frühstücke lud, dessen ich dringend bedurfte, denn ich hatte

noch keinen Bissen gegessen. Im traulichen Gespräche mit ihm und seiner ältesten Tochter verging mir ungefähr eine Stunde in angenehmer Weise, und sein freundliches Entgegenkommen ermuthigte mich zu der Bitte, er möge mir etwa bis zum 20. eine Couriersexpedition nach Wien anvertrauen.

Mit Recht antwortete mir Hübner, daß sich der Tag der Absendung eines Couriers nicht so genau vorhersagen lasse, er werde mir aber die nächste Expedition übertragen und hoffe sie ungefähr um die von mir bezeichnete Zeit absenden zu können. Einstweilen trug er den Herren von der Botschaft auf, mir die Honneurs von Paris zu machen, und sie zeigten sehr große Bereitwilligkeit hiezu, denn zwei von ihnen, Baron Moriz Ottenfels und Graf Friedrich Revertera waren Jugendfreunde, zwei Andere aber, der jetzige Oberstjägermeister Graf Hugo Traun und mein nunmehriger College im Herrenhause, Graf Gustav Blome wenigstens gute Bekannte von mir.

Während ich theils in ihrer Gesellschaft, weit öfter aber allein mich der Besichtigung der Merkwürdigkeiten von Paris mit wahrer Rastlosigkeit widmete, wurde ich für den 18. December von Baron Hübner zum Speisen geladen. Ich verfügte mich in der Erwartung zu ihm, daß sich nun etwas über meine mir so sehr am Herzen liegende Absendung nach Wien entscheiden werde. Das geschah auch wirklich, wenngleich in ganz anderer Weise, als ich es gemeint hatte. Baron Hübner empfing mich so zuvorkommend wie immer und sagte, er habe mir einen Wunsch vorzutragen. Er müsse am nächsten Abende wichtige Depeschen nach London senden und habe dabei um so mehr an mich gedacht, als ihm wirklich in dem Augenblicke kein Courier zu Gebot stehe. Ich dankte ihm für sein Wohlwollen und fügte gleichzeitig hinzu, daß es mich sehr interessiren würde, London wenigstens im Fluge zu sehen, aber ich bekannte auch offen, daß mich sein Anerbieten dem Ministerium gegenüber in Verlegenheit setze. Denn ich hätte nur einen provisorischen Urlaub auf drei Wochen erhalten und möchte nicht Mißbrauch machen von der mir in so freundlicher Weise ertheilten Erlaubniß. Von dem meiner Frau gegebenen Versprechen, den Weihnachtsabend mit ihr zu verbringen, sagte ich natürlich nichts.

Baron Hübner erkannte das Gewicht meiner Gründe vollkommen an, versprach aber, die Sache völlig auf sich zu nehmen und darüber eigens an das Ministerium zu schreiben. Ich ließ also alle meine Bedenken fallen, unterrichtete noch denselben Abend meine Frau von der Ursache der Verzögerung meiner Rückkehr und entschuldigte dieselbe auch bei Baron Werner. Mit ruhigem Gewissen bestieg ich somit am 19. De-

cember Abends den Bahnzug nach Calais. Dort ging ich, ergeben in Alles, was die Ueberfahrt über den Canal etwa über mich bringen werde, zu Schiff, aber gegen mein Erwarten widerfuhr mir gar nichts Unangenehmes. Die See war ruhig, ich hatte mich gleich nach meiner Ankunft an Bord still niedergelegt und war bis zur Landung an der englischen Küste unbeweglich auf meinem Platze geblieben. Die Seekrankheit hatte mich diesmal und gleich mir wohl auch die meisten übrigen Passagiere vollständig verschont.

Schon im Augenblicke der Landung in Dover wurde mein etwas mangelhaftes Englisch auf eine harte Probe gestellt. Hübner hatte mir aufs Dringendste empfohlen, meine Depeschen nur ja keinen Augenblick aus der Hand zu lassen. Um diese Weisung gewissenhaft zu befolgen, hatte ich sie in meinen Reisesack gegeben, der von anderen Effecten geleert wurde, und ihn trug ich immer in der Hand oder legte ihn knapp neben mir nieder. Bei der Ankunft an der englischen Küste wurde ein schmales Brückchen, welches nur für einen einzelnen Menschen Raum ließ, vom Schiffe an das Ufer hinübergeschoben; wir mußten es Einer nach dem Anderen passiren und den am Ende desselben stehenden englischen Zollwächtern jedes wie immer geartete Gepäckstück, nicht etwa blos zur Durchsuchung, sondern auf das Versprechen hin übergeben, wir würden es in London schon wieder finden. Dem widersetzte ich mich aus allen Kräften, und je gröber die Zollwächter wurden, desto energischer demonstrirte ich ihnen die Unmöglichkeit, ihnen meinen Reisesack zu überlassen. Dennoch wäre vielleicht der Ausgang des Streites kein für mich günstiger gewesen, wenn nicht der Aufruhr, der sich hinter mir erhob, mir schließlich zum Siege verholfen hätte. Denn die Passagiere, welche hinter mir auf dem Brückchen standen, meistens Engländer, fürchteten, den zum Abgange nach London bereitstehenden Zug zu versäumen, und schrieen und tobten so arg, daß die Zollwächter endlich nachgaben und mich mit meinem Depeschensacke passiren ließen. Mir aber gab die ganze Scene einen recht wenig günstigen Begriff von den Manieren des englischen Volkes, und ich muß sagen, daß sie höchst unvortheilhaft abstachen gegen das höfliche Wesen, das die Franzosen wenigstens den Fremden gegenüber an den Tag legten.

Als wir um acht Uhr Morgens in London eintrafen, wurde wirklich unser ganzes Gepäck in einem großen Haufen vor uns aufgethürmt, und Jeder hatte sich davon das zu nehmen, was er als das Seinige erkannte. Ich aber beeilte mich, meine Depeschen nach der österreichischen Gesandtschaft zu bringen, wo jedoch Alles noch im Morgenschlafe lag. Ich konnte also nur die Depeschen mit meiner Karte dem Kanzleidiener

übergeben und fuhr dann zu meinem Schwager Ignaz Schaeffer, den ich gleichfalls noch zu Bett traf. Durch meine ganz unvermuthete Ankunft aufs Höchste überrascht, empfing er mich ungemein herzlich und quartierte mich in dem von ihm bewohnten Hause ein.

Nach einigen Stunden zur Gesandtschaft zurückgekehrt, wurde ich von einem meiner Jugendbekannten, dem Legationssecretär Grafen Bohuslaw Chotek freundlich begrüßt, von dem Gesandten selbst aber, dem Grafen Rudolf Apponyi mit Liebenswürdigkeit überhäuft. Theils mit meinem Schwager und theils allein trachtete ich wenigstens das Wichtigste von London zu sehen. Und dies gelang mir auch wirklich, ja ich machte sogar zwei Ausflüge, nach Sydenham und Greenwich, obgleich ich selbst aus eigenem Antriebe nicht wenig dazu beitrug, die mir ohnedies so karg zugemessene Zeit noch mehr zu beschränken. Denn schon seit Langem hegte ich den sehnsüchtigen Wunsch, im Interesse meiner Forschungen über den Prinzen Eugen in zwei weitläufige und äußerst inhaltreiche Berichte Einsicht nehmen zu können, welche der Schweizer Saint-Saphorin, damals im Dienste der englischen Regierung stehend, derselben im Jahre 1727 über Oesterreich und den Wiener Hof erstattete. Diese Berichte befanden sich in dem sogenannten State paper office, welches gerade so wie bei uns das Haus-, Hof- und Staatsarchiv einen Bestandtheil des Ministeriums des Aeußern bildet. Als nun Graf Apponyi mich aufs Liebenswürdigste fragte, ob er mir denn gar keinen Gefallen erweisen könne, da bat ich ihn, mir den Zutritt zum State paper office und die Erlaubniß zu erwirken, dort die Berichte Saint-Saphorin's einsehen und sie copiren oder excerpiren zu dürfen.

Nicht ohne Verwunderung sah mich Graf Apponyi an, und ich mochte ihm wohl als ein etwas eigenthümlicher Kauz erscheinen, daß ich die ohnedies so kurze Zeit meines Verweilens in London zu nichts Anderem zu benützen wußte, als mich neuerdings in ein Archiv zu setzen und dort alte Acten zu studiren. Aber er fügte sich nicht nur meinem Wunsche, sondern erfüllte ihn in einer Weise, welche dessen Verwirklichung verbürgte. Er führte mich sogleich zu dem Unterstaatssecretär für die administrativen Geschäfte im englischen Ministerium des Aeußern, welche Stellung, damals von einem Mr. Hammond bekleidet, eine bleibende und nicht gleich der seines Collegen für die politischen Angelegenheiten eine mit der Person des Ministers wechselnde ist. Mr. Hammond hörte mein Anliegen bedächtig an, nickte beifällig und ließ den Archivsvorstand zu sich entbieten. Die an denselben gerichtete Frage, ob gegen die Gewährung meines Wunsches ein Bedenken obwalte, wurde verneinend beantwortet und ich gebeten, mich am nächsten Tage, dem vorletzten meines

Aufenthaltes in London, wieder im foreign office einfinden zu wollen. Als dies geschah, wurde ich in ein schönes und großes Zimmer geführt und dort, mit Schreibmaterial hinreichend versehen, allein gelassen, die Berichte Saint-Saphorin's aber lagen vor mir auf dem Tische.

Ich muß gestehen, daß dieser Vorgang einerseits einen erfreulichen, aber andererseits doch wieder einen recht beschämenden Eindruck auf mich hervorbrachte. Denn unwillkürlich kamen mir die unendlichen, von unserem Ministerium des Aeußern mit großer Aengstlichkeit aufrecht erhaltenen Schwierigkeiten in den Sinn, die in Oesterreich ein Fremder zu besiegen hatte, aber meistens gar nicht zu überwinden vermochte, wenn er die Bewilligung zu einer oft recht inoffensiven Archivsbenützung zu erlangen sich bemühte.

Mehr als vier Stunden saß ich an jedem der beiden letzten Tage meines Aufenthaltes in London im foreign office, und als ich nach Vollendung meiner Arbeit mich bei Mr. Hammond melden ließ, um Abschied von ihm zu nehmen, da sah er mit Erstaunen den Umfang meiner Abschriften und Excerpte. Aber so sehr hatte ich mich dabei beeilt, daß trotz meiner sonst ganz erträglichen Handschrift Mr. Hammond gar nicht über die Sprache ins Reine kommen konnte, in der sie geschrieben waren. Es war natürlich die französische, in der sich der Schweizer Saint-Saphorin allzeit auszudrücken pflegte.

Am Abende des 23. December verließ ich wieder mit Depeschen London, hatte neuerdings eine sehr ruhige Ueberfahrt über den Canal und empfand mit Genugthuung den Unterschied in der Behandlung der Fremden von Seite der französischen im Vergleiche zu jener der englischen Zollwächter. Denn als ich in Calais meinen Reisesack mit den Depeschen vorwies, ließ man nicht nur diesen, sondern auch mein ganzes übriges Gepäck unberührt.

In Paris hörte ich zu meinem lebhaften Bedauern, daß sich meine Absendung nach Wien noch um einige Tage verzögern werde. Nicht der Umstand, daß ich nun den Weihnachtsabend still und allein in meinem Gasthofe zubringen mußte, focht mich an, wohl aber die Sorge, daß die neuerliche Verspätung meine Frau beunruhigen und Baron Werner erbittern könnte. Endlich, am Abend des 27. wurde ich flott; man fuhr aber damals, und das war die schnellste Beförderungsart, sechzig Stunden, drei Nächte und zwei Tage, über Straßburg, Frankfurt und Dresden von Paris nach Wien. Am Morgen des 30. December traf ich daselbst ein.

Die Freude des Wiedersehens wurde meiner Frau gar sehr durch die üblen Nachrichten aus dem Ministerium über den Empfang vergällt,

der mir dort bevorstand. Meine jüngeren Collegen, Leopold von Hofmann und Julius von Radherny hatten ihr erzählt, Baron Werner sei äußerst aufgebracht über das, was er meine Fahnenflucht nannte, und er habe sogar den Vorstand meines Departements als juridischen Referenten zur Abgabe eines schriftlichen Gutachtens aufgefordert, wie man denjenigen behandeln solle, der wegen arger Urlaubsüberschreitung wohl verdiene, ein „Civildeserteur" genannt zu werden. Der Umstand, daß das Gutachten Vesque's durchaus zu meinen Gunsten ausfiel, habe nicht vermocht, Werner's Ingrimm zu verringern. Ich möge von seiner Seite auf einen heftigen Zornesausbruch gefaßt sein und ihm mit Ruhe und Gelassenheit begegnen.

Daß die Besorgnisse meiner Collegen keine unbegründeten waren, wußte ich aus eigener Erfahrung. Hatte ich ja doch erst vor acht Monaten mit Baron Werner eine Scene erlebt, welche einerseits ärgerlich und andererseits doch auch wieder komisch genannt werden mußte. Bei meinen Studien über das Leben des Grafen Guido Starhemberg war ich auf einen ungemein interessanten Briefwechsel gestoßen, welchen König Karl III. von Spanien — nachmals Kaiser Karl VI. — während seines Aufenthaltes in Barcelona in den Jahren 1705 bis 1711 mit einem in Wien befindlichen Manne seines Vertrauens, dem Obersten Kanzler von Böhmen, Grafen Johann Wenzel Wratislaw gepflogen hatte. Durch die Veröffentlichung dieser Correspondenz dachte ich der österreichischen Geschichtskunde einen nicht unwichtigen Dienst zu erweisen, und sie wurde denn auch in den historischen Schriften der Akademie anstandslos gedruckt.

Eines der ersten Exemplare dieser Publication übersandte ich meinem Chef, dem Baron Werner, von dem, obgleich er niemals auch nur das Geringste für mich gethan, ich dennoch wußte, daß er mir eigentlich wohlwollte und sich für meine schriftstellerischen Arbeiten interessirte. Kaum konnte die letzte derselben in seine Hände gelangt sein, so wurde ich auch schon zu ihm entboten. Rasch eilte ich hinüber, wie war ich aber erstaunt, als er, statt mir die erwarteten Lobsprüche zu spenden, voll Aerger mich anfuhr: „Sie Unglückseliger, was haben Sie gethan? Wie konnte Ihnen in den Sinn kommen, die Correspondenz eines Mitgliedes des Kaiserhauses drucken zu lassen? Wer hat Ihnen die Autorisation hiezu ertheilt? Oder haben Sie dies etwa gar eigenmächtig gewagt?" Diese und ähnliche, in höchster Erregung vorgebrachte Fragen schwirrten um meinen Kopf, aber so unvorhergesehen sie mir auch kamen, so schüchterten sie mich doch nicht ein.

Mit jener Bescheidenheit der Haltung und des Tones, welche meinem Chef gegenüber meine Pflicht war, erwiederte ich ihm, als er mich endlich

zu Wort kommen ließ, ich sei von der Ueberzeugung ausgegangen, daß die mir ertheilte Erlaubniß, das Staatsarchiv zu Studien zu benützen, auf deren Grundlage ich historische Arbeiten zu liefern vermöchte, sich auf sämmtliche daselbst in Aufbewahrung befindlichen Urkunden und Actenstücke erstrecke und nicht einzelne Kategorien derselben ausschließe. Nur der Inhalt eines Actenstückes könne für die Entscheidung der Frage maßgebend sein, ob dasselbe mittheilbar sei, nicht aber dessen Form oder gar der Umstand, von wem es ausging oder an wen es gerichtet war. Habe doch auch Lanz für seine Veröffentlichung der Briefe Kaiser Karls V. nur Lob geerntet und sei diese Arbeit allgemein als eine höchst verdienstliche anerkannt worden. Nur wenn man in den von mir veröffentlichten Briefen etwas zu finden vermöchte, was denen, die sie geschrieben, zur Unehre gereiche, könnte ich Tadel verdienen; ich sei aber gewiß, daß sich nichts dergleichen darin entdecken lasse, und sehe jedem auf den Inhalt meiner Publication sich gründenden Urtheile mit Ruhe entgegen.

Ich konnte mich nicht rühmen, durch diese und ähnliche Auseinandersetzungen den Zorn meines Chefs beschwichtigt zu haben. Er entließ mich vielmehr mit den recht ärgerlich hingeworfenen Worten, die ich hier buchstäblich wiederhole: „Das sage ich Ihnen, wenn irgend eine alte Hofdame ein Haar in Ihrer Veröffentlichung findet und Sie höheren Orts verklagt, — ich wasche meine Hände; ich nehme mich Ihrer nicht einen Augenblick an, sondern gebe Sie vollständig preis."

Ich erwiederte nichts mehr, verbeugte mich und ging meiner Wege, ruhig abwartend, bis der Zorn meines Chefs verraucht sein würde. Um so rascher geschah dies, als wohl niemals eine Hofdame, ob alt oder jung, ob häßlich oder schön, auch nur einen Blick auf die von mir veröffentlichte Correspondenz Karls III. mit Wratislaw geworfen haben mag. Ein Sachverständiger aber, der damalige Vicepräsident der Akademie, Theodor von Karajan, nannte sie eine Perle unter den historischen Publicationen derselben. Und mein Vorgänger in dem Amte eines Directors des Staatsarchives, Hofrath von Erb, dankte mir in den anerkennendsten Ausdrücken für sie. Ich legte diesen Brief dem Baron Werner vor, der mir ihn mit den Worten zurücksandte: „Mit Befriedigung eingesehen."

Eine sehr vermehrte und verschlimmerte Wiederholung dieser Scene stand mir nach meiner Rückkehr aus Paris bevor. Ich wußte eigentlich gar nicht, was denn Baron Werner gar so sehr gegen mich ergrimmt haben mochte. Die Lücke, welche meine Abwesenheit in dem Personal des Departements verursachte, konnte es unmöglich gewesen sein, denn schon früher gesagt habe, waren ja alle übrigen Beamten an= das Departement hatte gerade in den letzten Tagen durch

die Ernennung des jüngeren Grafen Revertera, Theophil, zum Hofconcipisten einen ebenso erwünschten als verwendbaren Zuwachs erhalten. Ein politisches Motiv konnte auch nicht vorhanden sein, denn wenn man einem kaiserlichen Beamten erlaubte, sich nach Nizza, also auf damals sardinisches Gebiet zu begeben, zu welchem Staate Oesterreich zu jener Zeit in sehr gespannten Beziehungen stand, so konnte man ihm doch die Rückfahrt durch das uns so befreundete Frankreich nicht verübeln.

In dieser Ungewißheit und diesen Zweifeln that ich, wie ich glaube, das Klügste: ich wandte mich direct an den Ersten und nicht an den Zweiten. Noch zu sehr früher Stunde fuhr ich nach dem Ministerium, ließ mich bei dem Grafen Buol melden und übergab ihm persönlich die von mir überbrachten Depeschen. Der Minister empfing mich nicht unhöflich, aber steif; nach einigen wenig bedeutenden Fragen nach dem Befinden des Grafen Apponyi und des Freiherrn von Hübner wollte er mich verabschieden, ich aber bat ihn, mir noch einige Augenblicke in einer Angelegenheit zu schenken, die mich selbst betreffe. Ich sagte ihm, daß wegen einer etwa zehntägigen Urlaubsüberschreitung ganz ungeheuerliche Anklagen gegen mich erhoben worden seien, hinsichtlich deren ich mich rechtfertigen müsse. Ob ich in Mailand krank gewesen sei oder nicht, könne man leicht durch Dr. Wank erfahren, der mich behandelt habe, der als ein Ehrenmann bekannt sei und an den man nur zu schreiben brauche; nöthigen Falles werde wohl auch die Großfürstin Helene von Rußland Zeugniß für mich ablegen, die mich ja noch als Reconvalescenten sah. Gleich nach meinem Eintreffen in Paris aber habe ich mich dem Botschafter Freiherrn von Hübner zur Verfügung gestellt. Von ihm sei es gleichsam als eine Gefälligkeit in Anspruch genommen worden, daß ich mich mit Depeschen nach London verfüge. Nach meiner Rückkehr von dort habe er mich gegen meinen Wunsch erst etwas später nach Wien abgefertigt, als ursprünglich beabsichtigt war, und mir überdies erklärt, daß er dem Ministerium gegenüber Alles auf sich nehme. Man möge nur den Botschafter befragen, er werde jedes meiner Worte als wahr bekräftigen.

Wo man wirklich im Rechte ist und dem zwar in bescheidener, aber offener Sprache überzeugungstreuen Ausdruck verleiht, wird man einen Unparteiischen fast immer für sich gewinnen. Solches gelang mir auch vollständig mit dem Grafen Buol, der freilich schon von vorneherein, wie ich erst jetzt gewahr wurde, sich meinem Standpunkte zuneigte. „Ich begreife den Baron Werner und seinen Aerger nicht,“ erwiederte er mir; „ich habe ihm gleich von allem Anfang an gesagt, Ihre Pflicht war es,

den Wünschen und Weisungen des Botschafters zu folgen. Gehen Sie jetzt zu ihm und trachten Sie ihn wieder zu versöhnen."

Das war aber leichter gesagt als gethan. Bei meinem Anblicke gerieth Baron Werner ganz außer Fassung, überhäufte mich mit den bittersten Vorwürfen und behandelte mich wirklich fast wie einen zur Haft gebrachten Deserteur. Zuletzt blieb mir nichts Anderes übrig, als mich zu entfernen und es der Zeit zu überlassen, daß er wieder ruhiger werde und mich und mein Verfahren gerechter beurtheile.

Wie ich von meinen Collegen erfuhr, lag die Ursache des Aergers meines Chefs in nichts Anderem als in dem Umstande, daß er vergessen hatte, den Grafen Buol von dem Urlaube zu verständigen, den er mir mündlich ertheilte. Als nun plötzlich Hübner's Depesche nach Wien kam, durch welche er den mir gegebenen Auftrag meldete, habe der Minister ganz verwundert und fast im Tone des Vorwurfes gefragt: „Ja aber wie kommt denn Arneth so plötzlich und ohne daß ich etwas davon weiß, nach Paris?" Dadurch fühlte sich Werner verletzt und ich sollte ihm dafür büßen.

Allerdings kam es schließlich wieder auf das hinaus, auf was ich gehofft hatte. Werner, im Grunde doch ein wohlwollender Mann, beruhigte sich allmälig, und von meiner vermeintlichen Fahnenflucht war später nie mehr die Rede. Aber ein Mißton blieb es doch, mit welchem das Jahr 1856 für mich schloß.

1857—1858.

Trotz der glücklicher Weise nicht allzu lang andauernden Spannung meiner Beziehungen zu meinem Chef ließ sich der Beginn des Jahres 1857 eigentlich gut für mich an. Das, was bei Weitem die mächtigste Einwirkung auf mein häusliches Wohl und Weh ausübte, das Befinden meiner Frau, war befriedigend, und diese günstige Veränderung konnte von ihr selbst, von meiner Tochter und von mir nur als wahre Wohlthat empfunden werden.

So schwer ich auch meine in Nizza verweilende Mutter vermißte, so lauteten doch die Nachrichten, die sie uns fortwährend von sich gab, wahrhaft erfreulich. Mein Bruder, welcher froh war, sie nach so langer

Trennung wieder einmal ganz für sich zu haben, widmete ihr jeden freien Moment. Die Großfürstin selbst wurde von Tag zu Tag empfänglicher für den Reiz ihres Umganges und zog sie mehr und mehr in ihren Kreis. Die drei Hofdamen derselben, das geistvolle und in jeder Beziehung überaus tüchtige Fräulein von Rahden und das äußerst gutmüthige und liebenswürdige Fräulein Euler, eine Urenkelin des großen Mathematikers, später mit einem Fürsten Wittgenstein vermählt, das schöne und allzeit heitere Fräulein von Staal endlich — eine Schwester des jetzigen russischen Botschafters in London hatten mit meiner Mutter gute Freundschaft geschlossen und verkehrten so viel als möglich mit ihr. Dadurch wurde aber auch die Sorge, die ich Anfangs gehegt, sie werde sich in Nizza vereinsamt fühlen, gar sehr verringert, und ich freute mich, sie ihren dortigen Aufenthalt recht genießen zu sehen.

Mit meinem Vater, der mit uns fortwährend eine und dieselbe Wohnung theilte, stand ich ununterbrochen auf sehr gutem Fuße, nicht weil, sondern obgleich ich ihn nur wenig sah. Denn seit der Abreise meiner Mutter nach Italien war er vollends in die Netze seines treuen und ihm so sympathischen Freundes, des Fürsten Joseph Dietrichstein, und zwar in einer Art gefallen, daß er von allem Uebrigen vollkommen ferngehalten wurde. Meine Frau und ich sahen und sprachen ihn am Morgen beim Frühstück, das, seinem Namen getreu, wirklich sehr frühzeitig eingenommen wurde, weil ein gemeinsamer Arbeitsdrang meinen Vater in sein Antikencabinet, mich aber in eines der beiden Archive trieb, welche ich zur Fortsetzung meiner Studien über den Prinzen Eugen besuchte. Etwa acht Stunden, von neun bis gegen fünf Uhr, blieb mein Vater meistens ununterbrochen im Cabinet, dann aber wanderte er fast täglich mit einem kleinen Umwege über das Glacis nach der Währingerstraße, um dort mit dem Fürsten Dietrichstein und seiner Familie zu speisen. Den Abend verweilte er gleichfalls beim Fürsten, der dann selten mehr ausging, und in seiner Liebe zu ihm ließ sich mein Vater, obgleich ein geschworner Feind des Tabaks, doch dessen unabläſſiges Rauchen mit freundlichem Lächeln gefallen. Sehr spät am Abende, gewöhnlich erst gegen Mitternacht, kam er von dort heim, und da ich um diese Zeit noch meistens bei der Arbeit saß, sahen wir uns einige Augenblicke, besprachen kurz die Ereignisse des Tages und begaben uns dann beide zur Ruhe.

So wie meine häuslichen, waren auch meine amtlichen Verhältnisse nur befriedigende zu nennen. Wer längere Zeit hindurch bei einer Behörde gedient hat und sogar, wie ich damals, in einem keineswegs geräumigen Zimmer mit drei oder vier Genossen zusammengepfercht war,

der wird zugeben, daß man in gewissem Sinne mit ihnen wie verheiratet ist. Ein einziger widerwärtiger Mensch kann Einem das ganze Bureauleben verbittern.

Nach einem solchen würde man aber in unserem kleinen Kreise vergebens gesucht haben. Daß der Vorstand meines Departements, Hofrath von Vesque, ein Mann war, wie ihn seine Untergebenen sich wirklich nicht besser hätten wünschen können, habe ich bereits erwähnt, und wenn er vielleicht manchmal die Arbeit etwas gar zu ungleich vertheilte und mir zu viel davon auflud, so mochte mich dies hie und da einen Augenblick ärgern, hat mir aber nie ernstlich geschadet. Und zu meinen Zimmergenossen, den Herren von Stahl, von Obermayer und dem neu angeworbenen Grafen Theophil Revertera stand ich gleichfalls in den besten Beziehungen. Der Erstere, ein Sohn des ehemaligen Hofkanzlers von Stahl, an den ich mich noch von meiner Kinderzeit her erinnerte, hatte längere Zeit im Auslande, und zwar bei der Diplomatie gedient und sich dort nicht gerade an anhaltendes Arbeiten gewöhnt. Er betrachtete sich mehr als einen Freiwilligen, kam sehr spät ins Bureau und ging bald wieder fort. So lang er aber da war, wußte er mit unnachahmlichem Humor die ergötzlichsten Geschichten, sei es aus seinen früheren Erlebnissen, sei es aus den Tagesbegebenheiten zu erzählen. Obermayer war ein sehr gutmüthiger Mensch, mit dem es sich leicht auskommen ließ, Theophil Revertera aber ein äußerst feiner und liebenswürdiger junger Mann, schlichten und einfachen Wesens, vollkommen frei von jedem Dünkel und jeglicher Selbstüberhebung, zugleich wohl unterrichtet, voll Eifer und Fleiß bei Erfüllung seiner amtlichen Pflichten. Da ich ihn überdies schon seit seinen Knabenjahren kannte und zu ihm wie zu seiner ganzen Familie seit langer Zeit in den freundschaftlichsten Beziehungen stand, so gereichte mir sein Eintritt in unser Departement zu wahrhafter Freude.

In Folge alles dessen lebte ich also die ersten vier Monate des Jahres 1857 vergnügt dahin, bis am 6. Mai meine arme Frau ganz plötzlich wieder in ihren früheren Krankheitszustand zurückfiel. Zwei Tage vorher hatten wir eine Landwohnung in Pötzleinsdorf bezogen, wo wir, wie dies in der Umgebung von Wien meistens der Fall ist, noch mit einer anderen Familie ein und dasselbe Haus bewohnten. Es war dies ein Seidenhändler aus Südtirol, Namens Eberle, ein guter, aber schlichter und einfacher Mann mit einer feinen und gebildeten Frau und einer Tochter, Namens Marie, welche wirklich in jeder Beziehung ein vortreffliches Mädchen genannt werden mußte. Mit einem einnehmenden Aeußeren und regelmäßigen, an ihre italienische Abkunft erinnernden

Zügen verband sie ein ruhiges, mehr ernstes als heiteres Wesen, insbesondere aber einen seltenen Drang, dort zu helfen und sich nützlich zu machen, wo es erforderlich war, und zugleich eine so anspruchslose Art, dies zu thun, daß sie weit mehr demjenigen, der ihr Gelegenheit hiezu gab, erkenntlich zu sein schien, als daß sie von seiner Seite auf irgendwelche Dankbarkeit Anspruch erhoben hätte.

Diese selbstaufopfernde Bereitwilligkeit zur Hilfe kam mir damals ganz ungemein zu Statten. Der Krankheitszustand meiner Frau, diesmal nicht weniger heftig als im vergangenen Jahre, ließ, da die früher angewendeten Mittel eigentlich nie etwas genützt hatten, eine neue Heilmethode nothwendig erscheinen, und sie sollte nach dem Ausspruche der Aerzte in einer Badecur zu Pyrawarth bestehen, das bekanntlich mehrere Stunden nördlich von Wien, leider recht reizlos liegt. Ich konnte sie unmöglich begleiten, und da meine Mutter in Nizza abwesend war, erklärten sich meine Schwiegermutter und meine jüngste Schwägerin, Caroline von Schaeffer, welche sich schon während der beiden vergangenen Jahre für meine Frau äußerst hilfreich erwiesen hatte, bereit, mit derselben nach Pyrawarth zu gehen. Marie Eberle aber bat es sich wie eine Gunst aus, in den Stunden, in denen ich von Pötzleinsdorf abwesend sein mußte, also etwa von halb neun bis halb vier Uhr, um meine Tochter sein und sich auch sonst so viel, als es etwa wünschenswerth erschiene, ihrer annehmen zu dürfen. Dankbarst willigte ich ein, denn ich wußte sie bei ihr in den besten Händen.

Sieben Wochen verweilte meine Frau in Pyrawarth, und Ende Juli kehrte sie von dort nach Pötzleinsdorf zurück, ohne daß sie auch nur die geringste Besserung verspürte. So dauerte den ganzen Sommer, den Herbst und den Winter hindurch dieses traurige Leben fort, voll Betrübniß, voll Angst und voll Sorge. Aber es war auch ein Leben voll angestrengtester Arbeit für mich, und das gereichte mir wahrhaft zum Glücke. Rastlos war ich seit dem Beginne des Jahres nicht nur in meinem Amte thätig gewesen, sondern hatte jeden Moment, der mir übrig blieb, auf mein historisches Werk verwendet. So war es mir gelungen, bis zum Beginne des Herbstes den ersten Band meiner Biographie des Prinzen Eugen von Savoyen im Manuscripte zu vollenden. Und während derselbe nach der Druckerei wanderte und von dort allmälig Bogen auf Bogen an mich zur Correctur kam, schrieb ich in den Abendstunden am zweiten Bande und setzte jeden Morgen meine Sammelarbeit in den Archiven für den dritten Band fort.

Es läßt sich denken, daß die Wiedererkrankung meiner Frau auch meiner Mutter, die sehr an ihr hing, die letzten Wochen ihres Aufent-

haltes in Nizza sehr verbitterte. Aber geraume Zeit, ehe sie hievon Kenntniß erhielt, war ihr über sie selbst eine Mittheilung gemacht worden, welche wohl auf gar manche weniger starkmüthige Menschen eine recht niederschlagende Wirkung hervorgebracht haben würde. Schon längere Zeit hindurch, und insbesondere während der letzten in Nizza verbrachten Monate hatte sie an ihrem rechten Auge eine so gewaltige Abnahme der Sehkraft verspürt, daß mein Bruder hiedurch in hohem Grade beunruhigt wurde. Er bat daher einen Assistenten des berühmten Graefe, Namens Liebreich, der selbst später ein ausgezeichneter Augenarzt wurde und sich damals vorübergehend in Nizza befand, die Augen unserer Mutter aufmerksam zu prüfen. „Ich sagte ihm," schrieb sie hierüber an meinen Vater, „daß ich seit Jahren fühle, wie das rechte Auge schwach und schwächer geworden sei, wie es mir beim Lesen und Schreiben nicht nur nichts mehr helfe, sondern durch den falschen Schein auch noch das linke Aug' hindere. Ich sagte ihm, daß ich seit ungefähr einem Jahre einen schwarzen Fleck im Auge zu haben glaube, der so deutlich ist, daß mir z. B. der Vollmond statt wie eine goldene Kugel nur wie ein strahlender Reif oder Kranz, und daß mir ebenso auch jede Lampe oder Straßenlaterne erscheine, weil eben die Mitte verfinstert sei. Nun wurden mir Buch und Schrift zur Probe vorgelegt, dann das Zimmer verdunkelt, und nachdem Glas, Spiegel und Licht, Alles prüfend angewendet worden war, stand Liebreich schnell auf und winkte Franz in das Nebenzimmer, wo sie sich lang besprachen und aus welchem mein armer Sohn ganz bleich herauskam. Lang zuvor wußte ich schon Alles, aber freilich ohne dessen völlig gewiß zu sein. Ich bat mir nur ohne alle Umschweife und Trostworte das zu bestätigen, was ich ja deutlich fühle. Auf meine Bitten verhehlten sie mir denn auch nicht, daß der graue Staar im Anzuge sei. Obgleich so vorbereitet, ja überzeugt, machte mich die Gewißheit doch stutzig, und ich kann es nicht leugnen, daß ich den ganzen Tag weich und etwas wehmüthig gestimmt war. Abends war Franz wie gewöhnlich bei mir und las mir vor, und Gottlob, wir waren fröhlich und lachten. Heute aber hat das Gefühl der Wehmuth, das mich gestern beherrschte, einer innigen Dankbarkeit Platz gemacht. Je mehr ich über meinen künftigen Zustand, ja sogar über den Fall nachdachte, daß das Aergste daraus werden sollte, desto klarer stellte sich mir das vollkommene Vertrauen auf Eure Liebe heraus, und ich bitte Dich, mein theurer Freund, Dich zu erinnern, wie oft das Gespräch bei uns auf den Unterschied zwischen einem Blinden und einem Tauben kam, und wie oft und weitläufig ich meine Gründe auseinandersetzte, weshalb ich — wohlgemerkt für mich selbst — das Erste vorzöge. Mir ist nichts in der Welt so

nothwendig als Mittheilung und Gespräch mit meinen Lieben, geselliger Verkehr. Ueberzeugt, an Dir und unseren guten Kindern Stütze und Anhaltspunkte genug zu finden, scheint es mir für mich nicht gar so trostlos, obschon manches Vergnügen ganz aufhören wird. Eines muß ich noch berühren, und das ist vollkommen wahr. Seit langer Zeit habe ich Gott gebeten, daß, wenn ein Uebel kommen soll, es mich nicht umgehe, daß er es mir schicke und Eure mir so theuren Häupter verschone. Er hat mich erhört und sei dafür innig gelobt und gepriesen. Eure freundlich theilnehmenden Worte werden mich beglücken, aber tröstet mich nicht, denn wahrhaftig, ich bedarf keines Trostes; diesen würde ich nur im Falle Deiner Erkrankung oder der eines unserer Kinder brauchen, und eine solche wird ja Gott wohl gnädig von uns abwenden."

In gleich bewunderungswürdigem Sinne sprach sich meine Mutter auch in ihren späteren Briefen aus Nizza aus. Aber glücklicher Weise kam es bei ihr niemals zu der von Liebreich besorgten Staarbildung und noch weniger zu der von ihr einen Augenblick befürchteten völligen Erblindung.

Erst Ende Juni brach meine Mutter von Nizza auf und begab sich, meine Spuren verfolgend und von meinem Bruder begleitet, nach Paris, das ihr unendlich gefiel. Ueber Köln verfügte sie sich mit meinem Bruder nach Kissingen, wohin inzwischen die Großfürstin Helene direct gereist war. In Kissingen fand meine Mutter bei zwei dort zur Cur anwesenden Töchtern des Fürsten Dietrichstein, den Gräfinnen Mensdorff und Clam liebenswürdige Aufnahme.

Lang aber konnte sie nicht daselbst verweilen; nach mehr als siebenmonatlichem Zusammensein mußte sie sich von meinem Bruder trennen. Vorerst kam sie zu uns nach Pötzleinsdorf, wo sie durch einige Wochen blieb. Hierauf begab sie sich nach Baden, wo sie durch die Güte des Fürsten Dietrichstein in dessen Hause höchst angenehm wohnte, und endlich unternahm sie mit meinem Vater gemeinsam eine Herbstreise nach Oberösterreich, auf welcher sie insbesondere in St. Florian und in Ischl etwas länger verweilten.

Wenn ihnen an dem ersteren Orte auch gar nichts den dahingeschiedenen Bruder und Schwager zu ersetzen vermochte, so war es doch tröstlich für meine Eltern, daß der Empfang, den sie dort auch nach seinem Tode fanden, sich von dem früheren an Herzlichkeit kaum unterschied.

Einen ihm höchst sympathischen Umgang pflog mein Vater daselbst mit seinem ältesten Freunde, dem ehemaligen Professor Joseph Gaisberger. Derselbe hatte seine Stelle am Linzer Gymnasium niedergelegt

und war in das Stift zurückgekehrt, sich aufs Eifrigste archäologischen und numismatischen Studien widmend. Da diese bekanntlich auch das wissenschaftliche Gebiet bildeten, auf welchem sich mein Vater sein ganzes Leben hindurch bewegt hatte, kann man sich die Menge anziehender Berührungspunkte denken, die zwischen den zwei Jugendfreunden existirten. Stundenlang saßen sie in der schönen Münzsammlung beisammen, welche das Stift noch in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts von Apostolo Zeno gekauft, und die mein Onkel eifrig vermehrt, mein Vater aber im Laufe der Zeit in eine den gesteigerten wissenschaftlichen Anforderungen entsprechende Ordnung gebracht hatte. Oder sie ergingen sich, von meiner Mutter und einem oder dem anderen Geistlichen, meistens dem Dechant Stülz begleitet, in den schattigen, das Stift umgebenden Wäldern und auf den üppigen Wiesen. So war St. Florian für meine Eltern und uns selbst, wenn auch nicht mehr ganz so wie sonst, doch auch keineswegs völlig verloren.

Nachdem meine Eltern aus Oberösterreich nach Wien zurückgekehrt waren, theilte meine Mutter sich selbst aufopfernd mit uns in die Pflege meiner leidenden Frau und in die Sorge um sie. Mein Vater aber nahm so ziemlich die Lebensweise wieder auf, die ihm den vergangenen Winter hindurch so behaglich gewesen war, und welche wir ihm denn auch Alle, meine Mutter mit eingeschlossen, herzlich gern gönnten. So lang es überhaupt Tag war, verweilte er in seinem Amte; wie es zu dunkeln begann, begab er sich zu Dietrichstein, speiste dort und brachte auch den Abend daselbst zu.

Eine vollständige Aenderung dieser Lebensweise wurde durch die Verwirklichung eines Projectes herbeigeführt, welches meine Eltern schon lang beschäftigte und das in nichts Geringerem als in einer Reise nach Rom bestand.

Meine Eltern befanden sich damals beide schon nicht mehr gar weit von ihrem siebzigsten Lebensjahre und eine Reise nach Rom war zu jener Zeit, vor vierunddreißig Jahren durchaus nicht so ohne alle Beschwerlichkeit wie jetzt. Wer sich des Widerwillens, mit welchem mein Vater im vergangenen Jahre sich anschickte, nach Nizza zu gehen, und der Freude erinnert, die er empfand, als ich ihm diese Reise ersparte, der wird nicht ohne Verwunderung den Eifer gewahr werden, den er jetzt für diejenige nach Rom an den Tag legte. Aber leicht wird derselbe durch die Verschiedenheit des Zielpunktes erklärt, um den es sich handelte. Nizza bot meinem Vater eigentlich gar kein, Rom aber als Hauptstadt der alten Welt, welche sein ganzes Leben hindurch den [illegible]t all seiner Studien und Arbeiten gebildet hatte, das höchste

Interesse dar. Darum wurde jetzt in unserem kleinen Kreise nicht der etwaigen Mühseligkeiten einer derartigen Reise, sondern nur der Genüsse gedacht, die sie versprach.

Mitten in die unablässigen Erörterungen über das Project dieser Reise, über den Zeitpunkt ihrer Bewerkstelligung und über die Route, welche hiebei am besten einzuschlagen wäre, fiel das Erscheinen des ersten Bandes meines Werkes über den Prinzen Eugen von Savoyen. Am Abende des 7. December 1857 kam das erste Exemplar in meine Hand, wenige Tage darauf gelangte das Buch in den Handel, und der lebhafte Beifall, den es nicht nur in den Kreisen der Gelehrten, sondern, worauf ich ganz besonderen Werth legte, im großen Publicum fand, gereichte mir zu wahrhafter Freude.

Dritthalb Monate später, am 21. Februar 1858 brachen meine Eltern nach Rom auf. Gegen meinen Rath hatte sich mein Vater für den Weg über Triest und Ancona durch die Apenninen entschieden, was ich in der rauhen Jahreszeit für zwei schon recht betagte Leute für etwas gewagt hielt. Ich hätte gewünscht, daß sie den weiteren, aber viel bequemeren Weg über Mailand, Genua, Pisa und Siena eingeschlagen hätten; diese Städte würden ganz andere Nachtquartiere dargeboten haben als Loretto, Valcimara, Colfiorito und die übrigen schmutzigen Nester in den Apenninen, welche sie auf mehrtägiger, äußerst beschwerlicher Fahrt durch schneebedecktes Gebirge überschritten. Aber weit mehr noch als während der Fahrt selbst litten sie von der eisigen Kälte in den düsteren und unheizbaren Gemächern der unwirthlichen Gasthäuser, in denen sie Unterkunft zu suchen gezwungen waren. „Der letzte Ort," schrieb mir meine Mutter, von Colfiorito redend, aus Foligno, wo sie auf die große Heerstraße nach Rom kamen, am Abende des 26. Februar, „war wirklich eine Mördergrube, so schmutzig und ekelhaft hätte ich es mir niemals gedacht." Dennoch war sie heiteren Sinnes, und als endlich nach fünftägiger Fahrt Rom erreicht wurde, hatte sie schon alles erduldete Ungemach wieder vergessen.

Ein Glück war es für meine Eltern, daß sie auf dieser Reise von einem jungen Beamten, dem jetzigen Director des Antiken-Cabinetes, Dr. Friedrich Kenner begleitet wurden. Er war ihnen nicht nur ein sehr angenehmer, sondern bei jedem sich hiezu ergebenden Anlasse auch ein überaus hilfreicher Genoß.

Während meinen Eltern nach ihrer Ankunft in Rom im Zusammensein mit meinem Bruder glückliche Tage beschieden waren, mein Vater mit Dingen, die ihn aufs Höchste interessirten, wahrhaft überschüttet wurde, und meine Mutter bei ihrer lebhaften Empfänglichkeit für alles Schöne

unendlich viel Freude und Genuß daselbst fand, brachte ich es dahin, daß schon im Mai der zweite Band meines Werkes über Eugen von Savoyen ausgegeben wurde. Er fand vielleicht noch mehr Beifall als der erste, und es war mir ein Lichtstrahl in trüber Zeit, daß ich in den letzten Tagen dieses Monates zum correspondirenden Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gewählt wurde.

Ehe dieses für mich so erfreuliche, weil ehrenvolle Ereigniß eintrat, hatte ich meine Stadtwohnung mit einer auf dem Lande in der Umgebung Wiens vertauscht. So groß das Opfer auch für mich war, einen entfernteren Ort als Pötzleinsdorf und sogar als Hütteldorf zu wählen, weil die tägliche Fahrt im Gesellschaftswagen nach der Stadt und von da wieder aufs Land — und ein rascheres, deshalb aber auch viel kostspieligeres Vehikel gestatteten mir meine beschränkten Geldmittel nicht — gar viele Zeit erforderte, so brachte ich es doch für meine Frau und meine Tochter gern. Für die Erstere, weil ihr Pötzleinsdorf dadurch verhaßt geworden war, daß sie in zwei Sommern so überaus traurige Tage daselbst hatte verleben müssen, für meine Tochter aber, weil es ganz unerläßlich erschien, der herben Trübsal, die ihr schon in so jungen Jahren — sie zählte damals erst dreizehn — auferlegt war, dadurch wenigstens einiges Gegengewicht zu bieten, daß ihr die Möglichkeit eröffnet wurde, sich im Kreise gleichalteriger Jugend zu erheitern. Die Gelegenheit hiezu aber fand sie reichlich in dem Hause des Grafen Ludwig Breda.

Auch er und seine Familie gehörten schon seit längerer Zeit zu unseren uns ziemlich nahestehenden Bekannten. Graf Breda diente im Justizwesen und war im Jahre 1848 eine Zeit lang als präsumtiver Justizminister genannt, später aber dadurch in weiteren Kreisen bekannt geworden, daß er den ersten Schwurgerichtssitzungen in Wien und in Oesterreich überhaupt präsidirte. Er war ein äußerst wohlwollender, heiterer und liebenswürdiger Mann, dem jegliches Standesvorurtheil vollkommen fernlag. Eine wahrhaft vortreffliche Frau stand ihm zur Seite, hochgebildet, klug und von einer seltenen Güte des Herzens. Sechs Kinder besaßen sie, drei Knaben und drei Mädchen, von denen das älteste, Ottilie, jetzt mit dem Feldmarschall-Lieutenant Baron Ramberg vermählt, genau in dem Alter meiner Tochter war.

Graf Breda besaß zu jener Zeit das große, fast schloßartige Haus in Mauer, welches später in den Besitz der Familie Széchényi überging. Damals herrschte in diesem Hause ein frohsinniges, heiteres Leben, durch die liebenswürdigen Eltern und die allzeit lustige Kinderschaar gleichveranlaßt. Zu jeder Stunde, möchte ich fast sagen, fanden wir e Aufnahme. Denn die Seele des Hauses, die edle

Gräfin, war voll innigen Mitgefühls für das unsägliche Leiden meiner armen Frau und für den Kummer, der dadurch auch mir und meiner Tochter bereitet wurde. Darum that sie, was sie nur konnte, um uns wenigstens einigermaßen zu zerstreuen, und insbesondere war ihr meine Tochter als Freundin und Gespielin ihrer Kinder jederzeit willkommen.

Dem Hause Breda ganz unähnlich, aber uns gleichfalls einen sehr anregenden Umgang darbietend war ein anderes in Mauer, das des ehemaligen Ministers Freiherrn von Pillersdorff. Sowohl meine Frau als ich hatten ihn und seine Familie schon vor den Märztagen gekannt, und bei der hochangesehenen Stellung, welche Pillersdorff damals als Hofkanzler einnahm, hatte es mir zur Ehre und zur Freude gereicht, bei festlichen Gelegenheiten sein Haus und die Bälle besuchen zu dürfen, die er für seine Töchter gab. Dem war aber durch die Ereignisse des Jahres 1848 ein trauriges Ende gemacht worden. Der Mann, an welchen früher sich Alles herandrängte, war gewiß ohne sein eigentliches Verschulden in Ungnade gefallen, man hatte ihm verboten, sich der Würde eines geheimen Rathes, wie der amtliche Ausdruck lautete, „zu prävaliren“, und in Folge dessen wurde er nun ebenso gemieden, als er früher gesucht war. Für mich genügte natürlich dieser Umstand, um ihm, als ich durch unseren gemeinsamen Aufenthalt in Mauer ihm wieder näher gerückt war, den Beweis zu liefern, daß das schwere Mißgeschick, das ihn getroffen, keine Einwirkung geübt habe auf meine Denkungsweise über ihn. Ich sah ihn ziemlich häufig, und jederzeit fand ich großes Interesse an seinem belehrenden Gespräche. Meine Frau aber und meine Tochter liebten den Umgang mit seinen zahlreichen, ebenso liebenswürdigen als gebildeten Töchtern. So groß war der Altersunterschied zwischen den Letzteren, daß während die älteren aus ihnen, wenngleich nicht unbeträchtlich jünger als meine Frau, doch fast schon als Altersgenossinnen derselben erschienen, die beiden jüngsten wieder so ziemlich solche meiner eigenen Tochter waren.

So floß für uns der erste Theil des Sommers des Jahres 1858 dahin. Meine Eltern hatten mehr als drei Monate, etwa bis zum 10. Mai in vergnügtester Weise in Rom zugebracht, dann begleitete sie mein Bruder, während die Großfürstin sich direct nach Nizza begab, nach Neapel. Nach einem etwa einwöchentlichen Aufenthalte daselbst trennten sie sich; meine Mutter fuhr mit meinem Bruder zur See nach Genua und von da zu Land gleichfalls nach Nizza. Mein Vater aber machte noch einen längeren Aufenthalt in Neapel und dann einen solchen in Florenz. Erst Anfangs Juli kehrte er aus Italien nach Wien zurück, während meine Mutter sich von Nizza über Genua, den St. Gotthard

und Luzern nach Baiern begab, wo sie die Fürstin Oettingen-Wallerstein in Seyfriedsberg besuchte. Kaum dort eingetroffen, erhielt sie wie mein Vater in Wien die erschreckende Nachricht, daß am Abende des 10. Juli, meines Geburtstages, Fürst Joseph Dietrichstein wenige Minuten, nachdem er von Karlsbad her, wo er die Cur gebraucht hatte, in Friedland bei seinem Schwiegersohne, dem Grafen Clam angekommen war, von einem Herzschlage getroffen verschieden sei.

Mein Bruder und ich waren von unserer frühesten Kindheit an dem Fürsten Dietrichstein in dankbarster Anhänglichkeit zugethan. Meiner Mutter war er seit ihrer Verheiratung ein treuer, stets sich gleichbleibender Freund gewesen, wir verloren also unendlich viel an ihm und empfanden dies auch aufs Tiefste. Was war aber unser Verlust gegen den, welchen mein Vater durch den Tod des Fürsten erlitt! Nur seine allernächsten Familienglieder ausgenommen, war ja der Fürst derjenige, welchen mein Vater bei Weitem am meisten liebte. Und zu dieser fast schon ein halbes Jahrhundert andauernden Empfindung hatte sich in der letzten Zeit ein Verkehr mit ihm gesellt, wie er häufiger und inniger gar nicht mehr gedacht werden konnte. So lange sie Beide in Wien weilten, hatte mein Vater fast ausnahmslos jeden Abend bei dem Fürsten verbracht und sich dadurch jedes anderen Zeitvertreibes völlig entwöhnt. Ein Verlust aber, den man täglich neuerdings schmerzlich fühlt, wird gerade dadurch noch peinlicher als selbst der einer durch Verwandtschaft näherstehenden Person, wenn man mit ihr keinen so häufigen Verkehr pflog und sie daher nicht jeden Augenblick neuerdings vermißt.

In den letzten Tagen des Juli 1858, diesmal aber nicht plötzlich, sondern nur allmälig trat wieder eine Veränderung in dem Befinden meiner Frau ein, und so langsam ging es damit vorwärts, daß erst der September wirklich ruhigere und bessere Tage für sie und für uns brachte. Ihre frühere Theilnahmslosigkeit schwand, und es freute sie, als, um nur ein Beispiel zu erwähnen, die „Wiener Zeitung“ vom 8. einen von mir verfaßten Nekrolog des Ministers Wessenberg brachte, um welchen mich Baron Werner mit den für mich so ehrenvollen Worten gebeten hatte: „Sie besitzen ja bei uns doch die beste Feder.“ Der Artikel fand lebhaften Beifall, und der Einzige im Ministerium des Aeußern, der noch ein Zeitgenoß Wessenberg's genannt werden konnte, der alte Regierungsrath Pilat, Hübner's Schwiegervater, drückte mir, nachdem er den Artikel gelesen, gerührt die Hand und lobte mich mit Ausdrücken, welche hier zu wiederholen mir die Bescheidenheit verbietet.

Mehr noch freute sich meine Frau über einen kurzen Besuch meines Bruders, der in der zweiten Hälfte des September auf der Rückkehr

nach St. Petersburg einige Tage bei uns verweilte, und sie empfing ihn in festlicher Weise mit einer geschmackvollen Beleuchtung der Veranda, welche an dem von uns bewohnten Landhause angebracht war. Ein Ausflug nach Martonvásár endlich, den wir, nachdem der Druck des dritten und letzten Bandes meines Werkes über den Prinzen Eugen vollendet war, am 14. October antraten, schien wenigstens für dieses Mal die Wiederherstellung meiner Frau zu einem für uns erfreulichen Abschlusse zu bringen.

Bald nach unserer Rückkehr aus Ungarn trat ein Ereigniß ein, welches, so peinlich es mich auch Anfangs berührte, doch in seiner späteren Nachwirkung auf den Gang meines Lebens einen nicht nur entscheidenden, sondern auch einen überaus günstigen Einfluß nahm. Am 28. November 1858 starb, erst sechzig Jahre alt, Joseph Chmel, Vicedirector des Haus-, Hof- und Staatsarchives, ein rastloser, hochverdienter Forscher auf dem Gebiete der österreichischen Geschichte. Seit meiner Kindheit war er mit meinen Eltern befreundet, sogar einmal unser Hausgenoß gewesen, hatte sich eifrig dafür verwendet, daß wir nach Kremsmünster ins Convict kamen, und war später ein lebhafter Förderer meiner historischen Studien, die er bis an das Ende seines Lebens mit warmem Antheil begleitete. Freilich schwebte zwischen uns die Controverse, ob man bei dem damaligen Stande der Forschung schon österreichische Geschichte schreiben oder sich vorerst blos auf das Sammeln und Veröffentlichen des Materials hiezu beschränken solle? Chmel vertheidigte mit Nachdruck den letzteren Satz und meinte, erst wenn das Material vollständig aufgespeichert, ja sogar gedruckt vorliege, sei es an der Zeit, Geschichte zu schreiben. Ich aber bemühte mich, ihm die Unmöglichkeit der Erfüllung der von ihm verlangten Vorbedingung anschaulich zu machen. Niemals würde, suchte ich ihm zu beweisen, eine derartige Vollständigkeit des Materials, wie er sie im Sinne habe, erreicht werden können. Immer würden noch neue Archive, neue größere oder kleinere Ansammlungen von Urkunden und Actenstücken, ich will nicht gerade sagen entdeckt, aber doch zugänglich gemacht werden, wodurch Manches wieder in anderes Licht treten würde. Und selbst wenn dem nicht so wäre, so müßte die Publicirung des gesammten Materials zu einer österreichischen Geschichte der älteren wie der neueren Zeit so ungeheure Dimensionen annehmen, daß der Geschichtschreiber der Zukunft es gar nicht mehr zu übersehen vermöchte.

Ich weiß nicht, war er wirklich schwankend geworden in seiner so oft ausgesprochenen Ueberzeugung, oder war es mehr eine dem Bewußtsein seiner Krankheit entstammende melancholische Anschauung, aber ich erinnere mich sehr gut, daß er, als ich ihm einen, ich glaube den letzten

der drei Bände meines Werkes über Eugen überbrachte, ihn aufmerksam durchsah und mir dann voll Wehmuth im Ausdrucke sagte: „Ich meine jetzt, Du hast Recht gehabt und gut daran gethan, Dich nicht blos auf die Geschichtsforschung zu verlegen, sondern auch Geschichte zu schreiben.“

Es traf sich ganz eigenthümlich, daß gerade zu der Zeit, als Chmel starb, der Prälat seines Stiftes, unser Freund Friedrich Mayer in Wien anwesend war, der denn auch die Einsegnung des Leichnams vollzog, natürlich ohne zu ahnen, daß er selbst binnen kürzester Zeit seinem Stiftsbruder im Tode nachfolgen sollte.

Zu jener Zeit, als ganz Oesterreich unter den Einwirkungen des drei Jahre früher mit dem heiligen Stuhle abgeschlossenen Concordates stand, war der Fürsterzbischof von Prag, Cardinal Schwarzenberg, vom Papste Pius IX. autorisirt worden, die geistlichen Häuser, d. i. die Stifter und Klöster zu untersuchen, und hiebei stand ihm ein Benedictinerpriester aus Kremsmünster, Namens Theodorich Hagn als Secretär zur Seite. Ich kannte den Letzteren recht gut; er war am Linzer Gymnasium ein Schulkamerad meines Vetters Alois Moser gewesen, und nie hätten wir gedacht, daß aus dem fröhlichen Studenten ein solcher Eiferer werden würde, als der er sich später entpuppte. Hagn sollte nun nicht nur die in den österreichischen Stiftern und Klöstern herrschenden Zustände aufs Ungünstigste geschildert, sondern auch den Cardinal zu dem Entschlusse gebracht haben, aus einem dieser geistlichen Häuser, Lambach in Oberösterreich, gleichsam den übrigen zum Vorbilde, ein Stift strengster Observanz zu machen. Um dies durchzuführen, wurde die lang schon erledigte Stelle eines Prälaten, statt sie nach altem Brauch durch Wahl des Capitels wiederbesetzen zu lassen, von Seite des Cardinals kraft höherer Machtvollkommenheit einem dem Stifte Lambach bisher Fremden, und zwar keinem Anderen als dem P. Theodorich Hagn selbst übertragen.

Eine zweite Verfügung des Cardinals bestand in der sämmtlichen Priestern der nieder- und oberösterreichischen Stifter ertheilten Ermächtigung, auf Grund eines einfachen Ansuchens die geistliche Corporation, in der sie ihre Profeß abgelegt hatten, zu verlassen und ihren bisherigen Aufenthalt in derselben mit dem in Lambach zu vertauschen.

Nichts war natürlicher, als daß diese Verfügungen in den nieder- und oberösterreichischen Stiftern einen ebenso tiefen als niederschlagenden Eindruck hervorbrachten. Alle Prälaten derselben, fünfzehn an der Zahl, waren darin einig, in der ersteren Bestimmung eine unberechtigte Beeinträchtigung des den Stiftern unzweifelhaft zustehenden Wahlrechtes, in der zweiten aber eine Maßregel zu erblicken, durch welche die Disciplin

unter ihren geistlichen Untergebenen wesentlich gelockert, ja vielleicht sogar der Bestand der Stifter in Frage gestellt werden könnte. Fest zusammenhaltend beriethen sie diese Angelegenheit in einer eigenen Conferenz, in der sie beschlossen, einen oder zwei aus ihrer Mitte nach Rom abzusenden, um dort ihre Sache zu vertreten. Die Wahl traf unseren Freund Mayer und den Prälaten von Seitenstetten, Ludwig Ströhmer. Und um nur ja nicht den Vorwurf einer Auflehnung auf sich zu ziehen, kleideten sie ihre Gegenvorstellung auf Mayer's Antrag in die Form einer in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken abgefaßten Ergebenheitsadresse an den heiligen Stuhl, in welche freilich auch Dasjenige Aufnahme fand, worüber sie sich beklagen zu müssen glaubten. Ihre beiden Delegirten sollten diese Adresse dem Papste persönlich übergeben.

Mit welcher Loyalität die versammelten Prälaten in dieser Angelegenheit vorgingen, zeigt sich auch dadurch, daß sie, bevor sie sich wirklich nach Rom wandten, in einer von Allen unterzeichneten Eingabe den Cardinal Schwarzenberg baten, die in Bezug auf Lambach getroffene und für alle Stifter so bedrohliche Verfügung in der Weise abzuändern, daß sowohl die Pflicht der Stabilität für die einzelnen Priester, als das freie Wahlrecht der Ordenscapitel ungeschmälert bleibe.

Die unverzüglich erfolgende, in recht schroffem Tone gehaltene und kurzweg ablehnende Antwort des Cardinals ließ den Prälaten nichts Anderes übrig, als nunmehr an die Durchführung ihres Beschlusses zu gehen. Insbesondere war es Mayer, der mit wahrhaft jugendlichem Feuer an die ihm übertragene Mission schritt, wie denn Alles, was mit den Interessen seines ihm so theuren Stiftes zusammenhing, seine vollste Hingebung wachrief. Aber schon bei dem Leichenbegängnisse Chmel's war es uns aufgefallen, wie übel er aussah, und bald darauf wurde er an einem rheumatisch-gastrischen Fieber ernstlich krank. Nach drei Tagen fühlte er sich wohler, und obgleich manche Besorgnisse wegen einer vielleicht allzu frühen Abreise laut wurden, ließ er sich doch nicht mehr halten, sondern trat am 11. December seine Reise nach Rom an. Schon in Triest fühlte er sich recht krank, und der ihn begleitende Geistliche aus St. Florian, Herr Breselmayr wollte ihn im Verein mit dem Prälaten von Seitenstetten zur Rückkehr bereden, denn es schien, als ob er einer beunruhigenden Schlafsucht und gänzlichen Ermattung nicht mehr Herr werden könne. In Triest gab ihm ein Arzt Bittersalz, worauf er sich besser fühlte und nicht nur die Reise nach Venedig fortzusetzen, sondern sogar, freilich bis zu äußerster Ermüdung die hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten daselbst zu besichtigen vermochte. Auf der Fahrt von da nach Genua traf er mit einem anderen Arzte Namens Löw zusammen,

der sich nun seiner bis Rom aufs Liebevollste annahm, aber schon in Genua Herrn Breselmayr gegenüber die Krankheit des Prälaten für Typhus erklärte. Dennoch rieth er zur Weiterfahrt, welche er viel leichter zu bewerkstelligen fand als eine Rückkehr nach der Heimat. Der Prälat selbst drängte hastig vorwärts und sagte fortwährend, seine Mission sei ihm zu heilig, um so leichthin aufgegeben zu werden. In Genua wurde er eingeschifft und legte sich gleich zu Bett, das er erst in Civitavecchia wieder verließ. In Rom im Hotel „Minerva" untergebracht, schien es einen Augenblick sich mit ihm zu bessern, und seine Begleiter glaubten wieder Hoffnung schöpfen zu dürfen. Aber schließlich gewann doch die Krankheit neuerdings die Oberhand; am Frühmorgen des 29. December verschied der edle Priester, und am folgenden Tage wurde er in der Kirche seines Ordens, die durch Michel Angelo's Moses verherrlicht wird, bei San Pietro in vincoli begraben.

Nicht nur in unserem kleinen, ihm so anhänglichen Familienkreise und in seinem Stifte, auch in Rom selbst erregte sein Hinscheiden die innigste Theilnahme. Und die ihm übertragene Mission, welche nun der Prälat von Seitenstetten allein vollzog, blieb wenigstens insofern nicht ganz fruchtlos, als der in Bezug auf Lambach beobachtete Vorgang sich nicht mehr wiederholte.

1859.

Mit meinem Werke über den Prinzen Eugen feierte ich, man gestatte mir dies der Wahrheit gemäß zu sagen, einen förmlichen Triumph. Niemals in meinem früheren Leben, auch in Frankfurt nicht, war ich annähernd so gelobt worden wie nach dem Erscheinen dieses Buches. Nicht nur in den öffentlichen, sei es politischen oder fachwissenschaftlichen, auch in den militärischen Blättern geschah dies; auf Schritt und Tritt, von Hoch und Niedrig, von Bekannten und Unbekannten wurden mir die wärmsten Glückwünsche dargebracht. Auch auf meine nächsten Angehörigen, insbesondere auf meine Eltern erstreckte sich dies, und während meine Mutter der Freude hierüber mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit Ausdruck verlieh, blieb auch mein sonst viel schwerer zu enthusiasmirender Vater darin nicht allzu weit hinter ihr zurück. „Du kannst gar nicht glauben,"

schrieb er einmal meinem Bruder, „wie viele Complimente mir von allen Seiten über Alfred's Prinz Eugen gemacht werden, besonders von Soldaten jeden Ranges; ich freue mich darüber von ganzem Herzen." Und in der That, gerade die Beifallsbezeigungen von Seite des Militärs waren ebenso häufig als schmeichelhaft für mich. Um nur ein einziges Beispiel hier anzuführen, sei das des mehr als achtzigjährigen Feldmarschalls Grafen Nugent erwähnt, der mich bei einer vorübergehenden Anwesenheit in Wien, da er mich nicht mehr aufsuchen könne, zu sich bitten ließ, weil er mich kennen zu lernen und mir persönlich seinen Dank für die Freude auszusprechen wünsche, welche mein Buch ihm bereitete.

Nichts war da wohl natürlicher, als daß die Sehnsucht in mir erwachte und allmälig immer stärker und stärker wurde, mich von der eigentlichen Laufbahn eines Beamten, die mir nur Arbeit, Mühe und Plage in Hülle und Fülle und weder persönliche Befriedigung noch Anerkennung gebracht hatte, vollständig zurückzuziehen und die zweite, wahrscheinlich kürzere Hälfte meines Lebens — denn ich stand schon an der Schwelle des vierzigsten Jahres — einzig und allein der historischen Wissenschaft, den Aufgaben eines Geschichtschreibers zu widmen. So aufrichtig ich auch den Tod meines Freundes Chmel bedauerte, so gewährte mir derselbe doch auch wieder die beste Gelegenheit zur Erreichung dieses Zieles, und ich setzte mich daher in Bewerbung um die durch sein Ableben erledigte Stelle eines Vicedirectors des Staatsarchives.

Meine Bitte fand bei dem, bei welchem sie zunächst vorzubringen war, dem Unterstaatssecretär Freiherrn von Werner recht wohlwollende Aufnahme. Denn trotz gelegentlicher Differenzen, die wir mit einander gehabt und welche er mir gewiß lang schon verziehen, hielt er doch große Stücke auf mich, beurtheilte meine schriftstellerischen Arbeiten ungemein günstig und war mir auch persönlich sehr freundlich gesinnt. Dennoch kam er vor lauter Besorgnissen und lauter Bedenklichkeiten zu keinem Entschlusse, und gerechter Weise muß man auch zugestehen, daß allerdings nicht die Besorgnisse, wohl aber die Bedenklichkeiten wirklich einigen Grund hatten.

Die Besorgnisse lagen offenbar darin, daß nun plötzlich das Staatsarchiv, welches bisher, und nicht weniger vom Ministerium selbst als von der Archivsverwaltung als ein Sammelpunkt sorgfältigst zu hütender Staatsgeheimnisse betrachtet und deshalb, wenigstens insofern es die neuere Zeit anging, vor jedem profanen Auge sorgfältigst verschlossen worden war, einem Manne unbedingt zugänglich gemacht werden sollte, der es ganz offen als seinen Hauptzweck bezeichnete, die daselbst auf-

gehäuften handschriftlichen Schätze literarisch zu verwerthen. Konnte demjenigen unbedingt vertraut werden, der es erst vor zwei Jahren gewagt hatte, den historisch höchst interessanten, an und für sich aber ganz unverfänglichen Briefwechsel eines Kaisers mit einem Manne seines Vertrauens an das Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen? Und würde nicht sein Beispiel allmälig auch Andere zu dem Begehren ermuthigen, dieselben Bahnen betreten und gleich ihm das in Bezug auf die neuere Geschichte in so tiefe Schleier gehüllte Staatsarchiv zu wissenschaftlichen Arbeiten benützen zu dürfen?

Man sieht wohl, daß von einem so ängstlichen Gemüthe wie demjenigen Baron Werner's meine etwaige Anstellung im Archive fast wie ein Aufgeben des bisher in Bezug auf dasselbe beobachteten Geheimhaltungssystems betrachtet werden konnte. Zu dieser Besorgniß kamen noch die wirklich gegründeten Bedenklichkeiten, die darin wurzelten, daß bei dem so wenig zahlreichen Beamtenkörper des Staatsarchives, bei welchem sich so selten Erledigungen von Stellen ergeben, es hart erscheint, daß wenn einmal eine solche wirklich frei wird, sie nicht einem im Archive schon Angestellten, sondern einem Fremden zufällt. Freilich konnte ich hiegegen wieder das siegreiche Argument in die Wagschale werfen, ich sei ja dem Archive kein Fremder, habe in demselben schon gedient und stünde, wenn man mich nicht von dort weggezogen hätte, jetzt erst recht an der Stelle, von welcher ich nur mehr den nächsten Schritt zu dem Posten eines Vicedirectors zu thun haben würde. Aber so wenig sich auch wider diese Betrachtung einwenden ließ, so waren doch die Besorgnisse und Bedenklichkeiten einmal da, und sie genügten, um den Freiherrn von Werner zu keinem Entschlusse kommen zu lassen.

Außer dem Unangenehmen, welches das Schweben zwischen Furcht und Hoffnung immer mit sich bringt, besaß diese Verzögerung für mich auch noch eine andere, äußerst mißliche Seite. Denn ich trug mich mit dem Plane zu einer historischen Arbeit, welche an Umfang und an Bedeutung für Oesterreich mein Buch über den Prinzen Eugen noch weit übertreffen sollte. Es war dies eine pragmatische Geschichte der Kaiserin Maria Theresia, in welcher all die wichtigeren Ereignisse ihrer langen Regierungszeit, all die verschiedenen Seiten des für Oesterreich so segensreichen Wirkens dieser unvergleichlichen Frau auf Grundlage der hierüber noch existirenden Actenstücke eingehend geschildert werden sollten. Ohne Zweifel hätte ich, wenn der Zwischenfall mit der Erledigung der Stelle eines Vicedirectors des Staatsarchives nicht eingetreten wäre, gleich nach Vollendung meines Werkes über den Prinzen Eugen die neue, einen noch weit größeren Zeitraum in Anspruch nehmende Arbeit beginnen

können. Durch das Stadium aber, in welchem sich diese für mich ebenso wie für die Archivbeamten so wichtige Frage befand, wurde ich hieran gehindert. Denn es war ungemein schwer, wenn nicht ganz unausführbar, diesen Beamten diejenige fördernde Hilfeleistung, deren der fremde Forscher von Seite der Angestellten des Archives allzeit bedarf, zu Gunsten eines Mannes aufzuerlegen, der ihnen in einer sie so nah betreffenden Angelegenheit als Rival gegenüberstand.

Um aber meine Zeit doch nicht ganz zu verlieren, wendete ich mich der Reihe nach an eine Anzahl der vornehmeren österreichischen Adelsfamilien, um von ihnen die Mittheilung von Briefen der Kaiserin Maria Theresia zu erlangen, welche, weil an ihre Vorfahren gerichtet, sich vielleicht in ihrem Besitze befänden. Bei dem geringen Interesse aber, das man im Allgemeinen an wissenschaftlichen Arbeiten nimmt, blieben meine Bemühungen größtentheils erfolglos.

Bei weitem mehr Glück hatte ich mit einer Bitte, die ich der gütigen Gönnerin meiner Mutter, der Kaiserin Caroline Auguste vorzulegen mir erlaubte. Schon im Juli 1843 war, vierundsiebzig Jahre alt, Frau Caroline Pichler gestorben, die mütterliche Freundin meiner Mutter, und von ihr aufrichtig betrauert. Sie hatte der Kaiserin eine ziemlich ansehnliche Reihe werthvoller Schriftstücke, meistens Berichte oder Gutachten vermacht, welche der Hofrath Franz von Greiner, Vater der Pichler, bei Maria Theresia in hohem Ansehen stehend, an die Letztere richtete, und die von deren eigener Hand mit zahlreichen, meistens höchst charakteristischen Antworten und Entscheidungen versehen worden waren.

Aber auch die persönliche Theilnahme, welche die Kaiserin an dem Schicksale Greiner's und der Seinigen nahm, tritt aus diesen Aufzeichnungen in liebenswürdigster, ja manchmal rührender Weise hervor. Um dies darzuthun, möchte ich nur ein einziges Beispiel, und zwar die Worte hier anführen, welche Maria Theresia an Greiner richtete, als ihr dieser den soeben erfolgten Tod eines kleinen Töchterchens kundgab.

„Ich empfinde," so lauten sie, „beider Eltern Schmerz; wie glücklich ist die Kleine, hat ihre Carriere bald gemacht in Unschuld. Mit dem muß man sich beschäftigen, nicht mit dem Verlust. Was haben wir mit unserem langen Leben für Nutzen und Freude, was für Verantwortung; da ist zu zittern. Gott erhalte ihm seinen Kleinen!"

Auf diese und ähnliche zwischen der Kaiserin und Greiner gewechselte Mittheilungen gründete sich die Publication, die ich unter dem Titel: „Maria Theresia und der Hofrath von Greiner" der Akademie der Wissenschaften vorlegte und welche im dreißigsten Bande ihrer Sitzungsberichte enthalten ist.

Eine dritte Maßregel, die ich im Interesse meiner beabsichtigten Geschichte der Kaiserin Maria Theresia ergriff, war die, daß ich mir durch Vermittlung des Ministeriums des Innern aus dem Archive ai Frari zu Venedig eine ganze Serie von Depeschen der Botschafter der vormaligen Republik am Wiener Hofe aus jener Zeit verschaffte. Diese regelmäßig zweimal in der Woche erstatteten Berichte, wohl zu unterscheiden von den durch Ranke so sehr hervorgehobenen Finalrelationen, sind eine noch weit reichhaltigere historische Fundgrube als diese und gewährten mir daher auch wahrhaft köstliche Ausbeute.

Hierauf mußte ich jedoch meine Vorarbeiten für mein Werk beschränken und in Ruhe und Geduld die Entscheidung über meine Bewerbung um die Archivstelle abwarten. Umsomehr that ich dies, als ich ja selbst am besten einsah, daß in der bewegten Zeit, welche mit dem Beginne des Jahres 1859 und dem berüchtigten Pariser Neujahrsgruße über Oesterreich hereingebrochen war, man im Ministerium des Aeußeren Wichtigeres und Dringenderes zu thun hatte, als sich mit der Besetzung der Vicedirectorsstelle im Archive zu beschäftigen. Wurde ja doch mein eigenes Sinnen und Denken ganz von den öffentlichen Ereignissen in Anspruch genommen, welche binnen Kurzem zum Ausbruche des Krieges in Italien führten. Meine zwei jüngsten Schwäger, Peter und Christian von Schaeffer, Beide als Hauptleute dienend, befanden sich bei der Armee, aber so lieb sie mir auch waren, so muß ich doch offen gestehen, daß mir die Sorge um ihr Schicksal nicht in gleichem Grade wie die um den Ausgang des Krieges am Herzen lag.

Wie wenig erfreuliche Aussichten hierauf sich schon gleich nach dessen Beginn eröffneten, ist bekannt. In der fieberhaften Theilnahme, mit der ich die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze verfolgte, und bei der für mich obwaltenden Unmöglichkeit, an dem Kampfe selbst einen auch noch so bescheidenen Antheil zu nehmen, konnte ich die Gesinnung, die mich beseelte, nicht anders bethätigen, als daß ich über Einladung und Vorschlag meines Freundes Breda den Männern mich zugesellte, welche unter dem Vorsitze des Fürsten Joseph Colloredo zu einem Comité zusammentraten, das sich die Milderung des traurigen Loses der armen Verwundeten zur Aufgabe stellte. Dieser Verein, wenn ich nicht irre, der erste dieser Art in Europa, nannte sich selbst „Patriotischer Hilfsverein", und ich glaube mich kaum zu täuschen, wenn ich sage, daß sich die Mehrzahl seiner Mitglieder von wahrer Vaterlandsliebe durchdrungen und mit seltener Aufopferung bemüht zeigte, der freiwillig übernommenen Aufgabe zu entsprechen. Er fand hiebei auch von Seite seiner Mitbürger ausgiebige Unterstützung; von allen Seiten

strömten ihm reichliche Liebesgaben zu, und man kann wohl mit Zuversicht behaupten, schon im ersten Jahre seiner Wirksamkeit habe der „Patriotische Hilfsverein“ sich vollkommen erprobt und unendlich viel Gutes geleistet.

Aus dieser Beschäftigung wurde ich ganz plötzlich, freilich nur für sehr kurze Zeit durch eine Nachricht gerissen, welche mein Schwiegervater aus Verona erhielt und die ihn in die höchste Aufregung versetzte.

Als der Feldzug begann, hatte man sich in Wien mit ziemlich zuversichtlichen Hoffnungen getragen, welche durch den anfänglichen Vormarsch nach Piemont gar sehr gesteigert wurden. Aber das baldige Stillestehen der offensiven Bewegungen erfüllte mit Besorgnissen, die durch die Schlacht bei Magenta, den Verlust von Mailand, das stete Vordringen der Franzosen und der Piemontesen nur allzusehr gerechtfertigt wurden. Immer gedrückter wurde die Stimmung, und das Ereigniß von Solferino brachte einen wirklich niederschmetternden Eindruck hervor. Das Aergste wurde geglaubt, und der gewiß sehr große Verlust, den die auch im Unglücke noch tapfere österreichische Armee an jenem Schlachttage erlitten, ins Ungeheuerliche übertrieben. Da war es kein Wunder, daß meine schon recht betagten Schwiegereltern über das Schicksal ihrer Söhne unendlich besorgt waren. Um sie zu beruhigen, telegraphirte ich am Morgen des 28. Juni an den Grafen Friedrich von Revertera, der in der Suite des Kaisers auf dem Kriegsschauplatze anwesend war, und erhielt von ihm die tröstliche Nachricht, die Namen meiner beiden Schwäger kämen in den Listen der Getödteten und der Verwundeten nicht vor. Aber schon eine Stunde später wurde uns von Seite des Prinzen Wasa, bei welchem mein Schwager Christian mehrere Jahre hindurch Adjutant gewesen, mitgetheilt, soeben melde ihm ein aus Verona angekommener Officier seines Regimentes, der junge Schaeffer liege im dortigen Spital so schwer an einem Kopftyphus darnieder, daß er ihn, als er ihn besuchte, gar nicht erkannt habe.

Die Verzweiflung meiner Schwiegereltern, als sie diese Nachricht erhielten, war wirklich unbeschreiblich. Beide glaubten ihren Sohn, wenn er im Spital zu Verona noch länger verweilen müsse, unrettbar verloren. Mein Schwiegervater wollte selbst hineilen, ihn von dort wegzubringen, meine Schwiegermutter in der gleichen Absicht einen jüngeren Arzt nach Verona absenden. Aber es stand kein solcher zur Verfügung, und daß mein Schwiegervater weder kräftig genug zu einer solchen Aufgabe, noch sonst geeignet war zu ihrer Vollziehung, lag auf der Hand. Augenblicklich machte ich diesem rathlosen Umherschwanken durch den Entschluß ein Ende, mich selbst nach Verona zu begeben und meinen

Schwager, die Möglichkeit seiner Transportirung vorausgesetzt, nach Wien oder wenigstens nach Tirol zu bringen.

Binnen zwei Stunden war Alles in Bereitschaft. Baron Werner gab mir, uneingedenk des bösen Zwischenfalles, der sich vor dritthalb Jahren ereignet hatte, den erforderlichen kurzen Urlaub, das Ministerium des Aeußern einen Reisepaß, die Militärkanzlei des Kaisers ein Certificat, das mich überall hin zu schleunigster Beförderung empfahl, die Gräfin Clam Briefe an ihren Gemal und den General Reischach, und schon um halb neun Uhr Abends fuhr ich von Wien weg und getrosten Muthes der Erfüllung meiner Mission entgegen, die möglicher Weise eine leichte, aber auch eine sehr schwere, ja sogar eine ganz unausführbare sein konnte.

Wer jetzt die fast sechshundert Kilometer lange Strecke von Wien bis Triest mit dem Courierzuge binnen dreizehn Stunden ohne jedes Hinderniß durchmißt, der kann sich wohl keinen rechten Begriff machen von den Schwierigkeiten, welche sich damals dem raschen Vorwärtskommen entgegenthürmten. Nicht als ob etwa große Unordnung auf der Eisenbahn oder in den Bahnhöfen geherrscht hätte, gerade das Gegentheil war der Fall. Aber die ungeheure Menge der Transporte, von Truppen und Kriegsmaterial hinab, von Verwundeten herauf, brachte eine solche Anhäufung weiter zu befördernder Menschen und Gegenstände hervor, daß eine fühlbare Verzögerung ganz unvermeidlich erschien. Unter diesen Umständen war es zu verwundern, daß unser Zug schon etwa binnen vierundzwanzig Stunden Nabresina, die vorletzte Station vor Triest erreichte, und dort gelang es mir noch, rasch einen Platz in dem nach Casarsa abgehenden Eilwagen zu erhaschen, denn eine Eisenbahn existirte zwischen diesen beiden Punkten noch nicht. Von Casarsa an begann sie wieder und führte nach Mestre zum Anschlusse an die große oberitalienische Bahnlinie über Verona nach Mailand.

Am Morgen des 30. Juni in Casarsa eingetroffen, eilte ich so bald als nur möglich mit der Eisenbahn weiter. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als in Mestre von Waggon zu Waggon ein Telegramm mit meinem Namen auf der Adresse ausgerufen wurde. Nachdem ich es in Empfang genommen und erbrochen, sah ich, daß mein Schwager, der von meinem Kommen nichts wußte, einen Moment der Besserung seines Zustandes benützt, sich aufgerafft und allein die Fahrt nach Wien angetreten habe. Wir mußten in der eben vergangenen Nacht zwischen Nabresina und Casarsa aneinander vorübergefahren sein.

Es versteht sich wohl von selbst, daß ich allsogleich meine Weiterreise aufgab und in Mestre nach der Möglichkeit ausspähte, die Rück-

fahrt anzutreten. Diese war aber nicht so leicht und so rasch ausführbar, als man hätte annehmen sollen. Denn was von Mestre in der Richtung nach Casarsa abging, bestand fast ausschließlich in Eisenbahnzügen, welche verwundete Soldaten transportirten. Abgesehen davon, daß sie grundsätzlich jeden Civilisten, ja selbst jeden unverwundeten Militär zurückwiesen, war auch jedes Plätzchen mehr als besetzt; selbst in den Waggons, welche sonst zu Viehtransporten benützt wurden, lagen die armen Blessirten dicht gedrängt, und bei all dem tiefen Mitleid, das ich mit ihnen empfand, war es doch nichts weniger als verlockend, mich bei der herrschenden Sommerhitze einem Haufen verwundeter Soldaten zuzugesellen, deren Sprache ich in den meisten Fällen nicht verstand und bei denen ich es schon in Folge der Ausdünstung kaum auszuhalten vermocht hätte. Würde es sich darum gehandelt haben, rasch vorwärts zu kommen, um meine Mission zu erfüllen, so hätte ich wohl auch noch dieses Aeußerste versucht. Da dieselbe aber nach dem soeben erhaltenen Telegramme gegenstandslos geworden und es so ziemlich gleichgiltig war, ob ich einen halben Tag früher oder später nach Wien zurückkehrte, so entschloß ich mich, in Mestre ruhig zu warten, bis endlich ein Zug kam, der einige Personenwagen mit sich führte. In einem derselben fand ich Platz und gelangte so gegen Abend wieder nach Casarsa.

Um von da weiter nach Nabresina zu kommen, war freilich guter Rath theuer. Der Eilwagen war über und über, zumeist mit verwundeten Officieren besetzt und kein Sitz mehr frei. Nach langem Suchen gelang es mir, ein leichtes offenes Wägelchen mit einem Pferde aufzutreiben, dessen Kutscher sich anheischig machte, meinen Begleiter und mich am nächsten Morgen nach Nabresina zu bringen. Meinen Begleiter, sage ich, denn in Casarsa gesellte sich mir ein solcher zu, und zwar in der Person eines Burgwachmannes, der einen schweren Depeschensack um den Leib geschnallt trug.

Das ehrenwerthe militärische Corps, dem er angehörte, möge mir verzeihen, aber einem linkischeren und unbeholfeneren Manne, als er war, hätte man eine solche Sendung nicht anvertrauen können. Des Italienischen nicht mächtig, in der Oertlichkeit sich nicht zurechtfindend, wußte er nicht wo aus und wo ein und war darüber so sehr bestürzt, daß ich mich seiner erbarmte und ihm antrug, mit mir bis Nabresina zu fahren. Ich dachte hiedurch einen Theil meiner Schuld an die Militärkanzlei für das mir mit so viel Bereitwilligkeit ausgefertigte Certificat zu tilgen.

Aber ehrlich gesagt, etwas Egoismus war doch auch dabei im Spiele. In gewöhnlichen Civilkleidern, nichts als einen wenngleich

schweren Stock zur Hand, ziemlich viel Geld in der Tasche, die ganze Nacht mit einem mir völlig fremden italienischen Kutscher allein, mitten in dem Trubel, den der nahe Kriegsschauplatz verursachte, auf der Heerstraße zubringen, war doch ein ziemlich gewagtes Unternehmen. Da war ein junger, hoch und kräftig gewachsener, wohlbewaffneter Mann, auf den man sich, wenn auch nicht hinsichtlich seiner geistigen Kräfte, so doch seiner Ehrlichkeit blindlings verlassen konnte, ein nicht zu verachtender Begleiter. Zudem hatte ich ihm in Casarsa gleichsam zufällig mein von der Militärkanzlei ausgestelltes Certificat in die Hände gespielt; er betrachtete es mit ehrfürchtiger Scheu, und seitdem konnte ich auf seine unbedingte Hingebung zählen.

In prächtig milder Julinacht brachen wir von Casarsa auf und fuhren in die für meine Augen nur schwer durchdringliche Finsterniß hinein. Und da fiel es mir als eigenthümlich auf, wie überaus schreckhaft mein militärischer Begleiter war. Bei dem geringsten Geräusche zuckte er zusammen, überall meinte er, der viel schärfere Augen besaß als ich, etwas Verdächtiges zu erblicken, griff an den Säbel und machte Miene, aus dem Wagen zu springen. Ich aber ließ mich von seiner Unruhe nicht anstecken, heuchelte vielleicht mehr innere Gelassenheit, als ich sie wirklich empfand, und beschwichtigte dadurch auch ihn.

Zu einer Art von Dienstleistung aber zeigte sich mein nervöser Begleiter ungemein anstellig, und zwar zu einem Kampfe, nicht gegen Menschen, sondern gegen Thiere. Die einzige Art von Gefahr, die wir während der stockfinsteren Nacht zu bestehen hatten, kam nämlich von den ungeheuren Heerden ungarischer Ochsen, welche zur Verproviantirung der Armee von Nabresina her gegen Casarsa getrieben wurden. Die ganze Breite der Straße kamen sie dicht aneinander gedrängt einher; bei der herrschenden Finsterniß wurden wir sie erst im letzten Augenblicke gewahr, und da sprangen wir drei, der Gendarm, der Kutscher und ich gleichzeitig vom Wagen, und mit kräftigen Hieben, die mit flachem Säbel, mit Peitsche und Stock gegen die Köpfe der Ochsen geführt wurden, zwangen wir sie, ein wenig zur Seite zu weichen und Raum zu lassen für unseren Wagen und unser Pferd, so daß wir nicht sammt und sonders in den Straßengraben gedrängt wurden.

Bei grauendem Morgen fuhren wir in die kleine Festung Palma Nuova ein, und es war ergreifend zu sehen, wie an beiden Seiten der Straße, das Trottoir entlang, in ihre grauen Mäntel gehüllt, die armen Verwundeten lagen, des Weitertransportes harrend. Bei so Manchem von ihnen konnte ich bei dem langsamen Vorüberfahren nicht unterscheiden, ob er nur schlafe oder schon todt sei.

Waren wir während der eigentlichen Nacht nur Viehtrieben begegnet, so wurde es um die Zeit des Aufganges der Sonne auf der Heerstraße von Truppen lebendig. In einer Menge und mit einer Haltung zogen sie einher, daß mein patriotisches Herz sich wahrhaft gehoben fühlte und neuen Hoffnungen Raum gab. Da war nichts von jenem verdächtigen Jubel zu erblicken, der sich insbesondere so häufig bei dem Auszuge von Freiwilligen vernehmbar macht und von dem man niemals recht weiß, ob seine eigentlich veranlassende Ursache in wirklicher Kampfesfreudigkeit, oder ob sie nicht noch mehr in allzu reichlichem Genusse geistiger Getränke zu suchen sei. Voll ruhiger Entschlossenheit in den Gesichtszügen, aber auch mit all dem Ernste, welchen Männer jederzeit zeigen, wenn sie sich der ganzen Schwere ihrer Aufgabe bewußt sind, marschirten sie an mir vorüber, Bataillon auf Bataillon. Nur jetzt nicht nachgeben, sondern standhaft ausharren, dieser Wunsch beherrschte mein Inneres, und mit ihm gab ich den tapferen Schaaren meine besten Segenswünsche mit auf den Weg.

Geradezu herrlich war der Morgen, und insbesondere dort, wo zwischen Monfalcone und Duino die Straße unfern vom Meeresufer hinführt, von einer unbeschreiblichen Pracht. In diesem Genusse der wunderbar schönen Natur wurde ich nur durch die steten Besorgnisse meines Begleiters gestört, der einmal vor dem und dann wieder vor etwas Anderem Angst hatte, in der Nähe der See aber von der fixen Idee befallen war, ein französisches Boot könnte an irgend einer verdeckten Stelle gelandet haben und dessen Mannschaft uns aufheben und wegführen. Aber nichts von alledem geschah, und es war auch gar keine Gefahr dazu vorhanden, denn bei der großen Menge kaiserlicher Truppen, welche des Weges zogen, hätte wohl eine ganz andere Lockspeise winken müssen, als unsere Gefangennehmung gewesen wäre, um zu einem so waghalsigen Unternehmen zu verleiten. Nachdem ich kurz vor Nabresina meine Augen noch an dem in meiner damaligen Stimmung für mich entzückenden Anblicke eines ganzen Husarenregimentes gelabt hatte, das in stolzer Haltung dem Kriegsschauplatze zuzog, erreichten wir bei diesem Oertchen die Eisenbahn und frohen Herzens trennte ich mich von meinem mir recht unsympathischen Begleiter. Dank meinem Certificate, welches meine rasche Weiterbeförderung anbefahl, gelang es mir nach einigem Warten, auf einem Zuge, der auch verwundete Officiere mit sich führte, Aufnahme zu erhalten. In Adelsberg übernachtete ich, denn nachdem ich drei Nächte, eine im Waggon, eine im Eilwagen und eine auf einem offenen Wägelchen zugebracht und während dieser letzteren Fahrt natürlich kein

Auge geschlossen hatte, war ich äußerst ermüdet und bedurfte wenigstens einiger Ruhe.

Neu gestärkt trat ich am nächsten Morgen die Rückfahrt nach Wien an. Wieder war es nur ein Zug mit Verwundeten, dessen ich habhaft werden konnte, und mit einem derselben, einem Major von Sonnenstein theilte ich von Graz an mein Coupé. Seine Verwundung rührte von einer Flintenkugel her, die ihm am Ellbogen in den Leib gedrungen und am Rücken wieder herausgekommen war. Wie gern hätte ich die großen Schmerzen lindern geholfen, die der arme Mann zu erdulden hatte! Aber da kam mir ein glücklicher Gedanke. Auf unserem Zuge war kein Arzt, und da telegraphirte ich denn von Bruck nach Mürzzuschlag und von da wieder nach Neustadt, daß ein Arzt uns am Bahnhofe erwarte, den Verwundeten neu zu verbinden. Nie werde ich die Dankbarkeit vergessen, mit welcher mich Sonnenstein, dem ich auch später im Leben wieder begegnete, für diesen kleinen Dienst belohnte.

In Atzgersdorf bei Mauer, in welch' letzterem Orte wir wieder den Sommer über wohnten, verließ ich den Zug, fand meine Frau, welche sich während des ganzen Jahres 1859 wohl befand, sowie meine Tochter hocherfreut über meine glückliche Heimkunft und erfuhr von ihnen die nähere Bewandtniß der Rückreise meines Schwagers. Er war zwar recht ernstlich, aber doch nicht gar so schwer krank gewesen, als die an uns gelangte Schilderung dies glauben gemacht hatte, und er kam nun zu uns nach Mauer, seine Reconvalescenz zu vollenden.

Auf der Fahrt gegen Wien begriffen, hatte ich in der Gegend von Graz einem Train begegnet, der mit einer zu jener Zeit seltenen Raschheit einherfuhr. Ich sah in demselben, ohne daß sie mich bemerkt hätten, den Grafen Rechberg, der vor ungefähr sechs Wochen Minister des Aeußern und somit mein Chef geworden war, und den Grafen Blome sitzen, der bei Jenem in hoher Gunst stand und ihn nach Italien begleitete. Ohne irgend eine Voreingenommenheit gegen diese beiden Personen war mir doch unter den einmal obwaltenden Umständen ihr Anblick nichts weniger als erfreulich, denn er ließ mich besorgen, an Stelle der von mir so sehnlich gewünschten Fortsetzung des Kampfes könnten diplomatische Verhandlungen treten, deren Ausgang für Oesterreich ungünstig sein werde. Es dauerte nicht lang und diese Befürchtungen wurden zu trauriger Wahrheit.

Es versteht sich wohl von selbst, daß ich in jener bewegten Zeit meinem neuen Chef gegenüber mit meiner Bewerbung um die erledigte Stelle im Archive gar nicht hervortrat. Erst in den letzten Tagen des October, als Graf Rechberg sich schon seit fast einem halben Jahre im

Amte befand, unternahm ich diesen Schritt. Ich wußte von ihm, daß er mein Werk über den Prinzen Eugen aufmerksam gelesen und sich über dasselbe ungemein lobend ausgesprochen habe. Auch mir gegenüber that er ein Gleiches und fügte daran von freien Stücken den Ausdruck des innigen Wunsches, daß auch über die Kaiserin Maria Theresia ein ähnliches Buch geschrieben werden möge. Er schien sichtlich erfreut, als ich erklärte, ihm den Beweis liefern zu können, daß ich mit den Vorarbeiten hiezu bereits beschäftigt sei. Aber ich versäumte auch nicht, ihm darzuthun, um wieviel mehr Zeit und Mühe ein erschöpfendes Werk über die Kaiserin als über den Prinzen Eugen erfordere. Unmöglich würde es mir sein, ein solches blos als Nebenarbeit und bei gleichzeitiger Ueberhäufung mit amtlichen Verpflichtungen zu schreiben. Graf Rechberg schien dies vollkommen einzusehen, und er gab mir die beste Hoffnung auf baldige Erfüllung meiner Wünsche.

Während ich in Folge dessen dieselbe als nahe bevorstehend ansah, brachte der November 1859 mir und mit mir ganz Wien ein wirklich erhebendes Fest, die Feier von Schiller's hundertjährigem Geburtstag. Mit welcher Spannung man überall diesem Tage entgegensah, konnte man auch in dem kleinen Kreise meiner nächsten Angehörigen aufs Deutlichste wahrnehmen. Mein Onkel Heinrich Adamberger, mit welchem wir ein und dasselbe Haus bewohnten und daher in ununterbrochener Berührung standen, repräsentirte das reactionäre Element in der Familie. Da er, und nicht mit Unrecht, in dem Schillerfeste eine freiheitliche Kundgebung witterte, so war er ihm von vorneherein gram, denn er nannte es eine revolutionäre Comödie. Mein Vater, der unter den Eindrücken des Jahres 1848 und der Einwirkung der Kreise, in denen er sich seither mit Vorliebe bewegte, jene gemäßigt liberale Gesinnung, welche ihm dereinst die Bezeichnung eines Anhängers des „parti Cavaignac" eintrug, so ziemlich wieder abgestreift hatte, stand ihm dabei am nächsten. Ihnen gegenüber war meine Frau Feuer und Flamme für das Schillerfest, zum Theil auch aus dem Grunde, weil wir mit dem Freiherrn von Münch — Friedrich Halm — und mit Heinrich Laube, den Hauptveranstaltern des Festes, insbesondere aber mit der ebenso hochgebildeten als edel denkenden und liebenswürdigen Gattin des Letzteren freundschaftliche Beziehungen unterhielten. An meiner Mutter und mir fand meine Frau Bundesgenossen, obwohl wir uns gleichzeitig bemühten, den Streit über diese Sache in möglichst leidenschaftsloser Form sich abspinnen zu machen.

Wie meine Mutter hierüber dachte, geht wohl am anschaulichsten aus den Worten hervor, die sie am 9. November an meinen Bruder

schrieb. „Unbeschreiblich rührt mich," so lauten sie, „dieser Triumph des herrlichen, unerreichbaren und unerreichten Dichters. So mancher Name, so mancher Ort wird bei dieser Gelegenheit erwähnt und genannt, der mir die Seele bewegt, und mit hochachtungsvoller Scheu höre ich so manche Gestalt heraufbeschwören, die ich nie vergessen hatte und nie vergessen werde."

Dem Festbankette, welches am Abende des 12. November im Sophiensaale stattfand und die Krone der Schillerfeier bildete, wohnte ich allein von unserer ganzen Familie bei. Ich freute mich seines erhebenden Verlaufes, der gelungenen Festrede Laube's und mehr noch der einzigen politischen Demonstration, welche hiebei vorkam und die darin lag, daß Schmerling, als er die Tribüne bestieg, um einen Toast auf die dauernde Einigung der Söhne Oesterreichs und Deutschlands auszubringen, wegen der immer wieder von Neuem beginnenden tosenden Beifallsbezeigungen, mit denen man ihn begrüßte, Minuten lang nicht zu sprechen vermochte.

Speciell unterhielt ich mich damit, meinen ehemaligen Frankfurter Freund und späteren Departementschef, den Freiherrn von Thierry zu beobachten, welcher als neu ernannter Polizeiminister an der bevorzugten Tafel auf der erhöhten Estrade saß. Seit die kleinen Reibungen vorüber waren, die es manchmal gegeben hatte, als er mein Vorgesetzter war, bestand zwischen uns wieder das frühere freundliche Verhältniß, und auch seine neue Würde änderte hieran nichts. In vertraulichem Gespräche versicherte er mich, er sei darauf gefaßt gewesen, so Manches zu hören, was man bei derlei Anlässen mit Gemüthsruhe hinnehmen müsse, und sei erstaunt, daß nicht das Geringste hievon lautgeworden sei.

1860.

„Bona mixta malis," pflegte meine gute Mutter zu sagen, wenn sie in ihrer unverwüstlich heiteren Laune hie und da einen jener lateinischen Brocken auftischte, die sie bei der Prälatentafel in St. Florian aufgelesen hatte, wobei freilich auch manchmal ein ziemlich arger grammatikalischer Fehler mit unterlief. „Bona mixta malis," die Wahrheit dieses alten [illegible] bewährte sich mir auch am Beginne des Jahres 1860, wobei

freilich das Ueble den Vortritt vor dem Guten gewann. Für etwas sehr Uebles sah ich wenigstens die Bestimmung an, welche zu dieser Zeit von meinen Vorgesetzten über meine dienstliche Verwendung getroffen wurde.

Es ist mir nicht näher bekannt, ob dem damaligen Minister des Aeußern, Grafen Rechberg, oder dem neu ernannten Polizeiminister Freiherrn von Thierry die Initiative des Gedankens zur Errichtung eines förmlichen Preßbureau's gebührt, wie es vor dieser Zeit noch nicht bestand, seither aber eine sehr große Ausdehnung gewann. Es sollte in gleicher Weise von den beiden soeben genannten Ministern abhängen und von ihnen seine Directiven erhalten; zum Vorstande dieses Bureau's war einer meiner Freunde Namens Grüner bestimmt, welcher früher im Ministerium des Aeußern ziemlich weit hinter mir gedient, mir aber seitdem durch seine Ernennung zum Generalconsul in Leipzig einen ganz ansehnlichen Vorsprung abgewonnen hatte. Er sollte als Hofrath an die Spitze des neu zu errichtenden Bureau's treten, welches die officielle Bezeichnung „Preßcomité" erhielt. Trotz dieser verlockenden Aussicht bat jedoch Grüner, der eigens nach Wien gekommen war, das Terrain zu sondiren, der ihm zugedachten Aufgabe enthoben und ruhig in Leipzig belassen zu werden. Man mußte sich daher nach einem anderen Vertrauensmanne umsehen, und die Wahl, die man nun traf, war zum Mindesten eine recht eigenthümliche zu nennen.

Sie fiel auf einen Herrn Witt von Dörring, welcher, wie sogar seine Gönner zugeben mußten, eine sehr abenteuerliche Vergangenheit hinter sich hatte. Er war in seiner Jugend in weitgehende revolutionäre Umtriebe, insbesondere in die der italienischen Carbonari verwickelt und in Folge dessen eingekerkert gewesen, hatte aber dann die frühere Fahne verlassen und zu der entgegengesetzten geschworen. Von den Männern der Revolution wurde er seit dieser Zeit als Renegat bitter gehaßt, von den übrigen politischen Parteien aber wenigstens mit tiefem Mißtrauen betrachtet. Nachdem er lange Zeit hindurch auf einem kleinen Gute in Preußisch-Schlesien zurückgezogen gelebt und sich von dem politischen Getriebe ferngehalten hatte, wurde er nun plötzlich als Leiter des neuen Preßcomité's nach Oesterreich berufen. Da er aber mit den hiesigen Verhältnissen ganz unbekannt war, wurden ihm zwei Männer beigegeben, welche das ersetzen sollten, was ihm fehlte. Die Wahl fiel auf Herrn Eberhard Jonák aus Prag, der an der dortigen Universität als Professor der Nationalökonomie angestellt war, und auf mich.

Wahrheitsgemäß darf ich sagen, daß diese Verfügung, welche mich zu einer der Selbständigkeit meines Charakters durchaus nicht zusagenden

Wirksamkeit zwang, mich ungemein peinlich berührte. Aus den Worten, die ich am 3. Januar 1860 an meinen Bruder schrieb, geht dies deutlich hervor. „Mich versetzt," so lauten sie, „die bevorstehende Aenderung in meiner amtlichen Stellung in eine höchst unbehagliche Stimmung. Man verfällt auch hier wie so oft in den großen Fehler, daß man Jemand, weil er auf einem gewissen Gebiete Erfolge errungen, in eine ganz andere Sphäre versetzt und in derselben von ihm analoge Leistungen verlangt. Es ist ziemlich so, als ob man einen guten Schlittschuhläufer auf Grund dieser Fertigkeit zum Reitlehrer machte. So hofft, will und verlangt man nun von mir eine hervorragende Wirksamkeit auf einem mir bisher völlig fremden Gebiete, dem der politischen Tagespresse, welcher ich einen Oesterreich freundlichen Geist statt des bisherigen feindseligen einhauchen soll. Das Begehren, mich dieser Thätigkeit wenigstens für einige Zeit zu widmen, ist jedoch in einer Weise an mich gestellt worden, daß ich mich dem nicht entschlagen kann, ohne in völligen Zwiespalt mit meinem Chef zu gerathen, und was das bei uns sagen will, weißt Du wohl ebenso gut als ich. Es heißt also für den Augenblick wenigstens gehorchen, so unangenehm mir dies auch ist und so sehr es sich mit meinem eigentlichen Wesen im Widerspruche befindet. Hätte ich nicht die feste Ueberzeugung, daß mein Chef ein ungemein großes Gewicht auf die Sache legt, so würde ich mich dieser Verwendung schon zu entziehen gesucht haben; so aber bleibt mir in der That kein anderer Ausweg, als mich zu fügen."

Die mir gleichzeitig von Baron Thierry gegebene Versicherung, daß man meine Dienste im Preßcomité nur durch einige Zeit, deren Dauer freilich nicht näher bestimmt wurde, in Anspruch nehmen und mir nach Ablauf derselben, wenn alles in geregelten Gang gebracht sei, die von mir so lebhaft gewünschte Stelle im Staatsarchiv nicht länger vorenthalten werde, erleichterte es mir, das schwere Opfer zu bringen, das man mir auferlegte. Aber ich muß offen gestehen, nur in der Theorie erschien es mir als ein solches, in der Praxis stellte sich bald heraus, daß es eigentlich gar keines war.

Ueber meinen neuen Vorgesetzten Herrn Witt von Dörring möchte ich umsoweniger irgend etwas ihm nicht zur Ehre Gereichendes sagen, als er mir immer mit größter Freundlichkeit begegnete und dieselbe mir gegenüber während der ganzen Zeit unserer amtlichen Verbindung stets gleichmäßig bewahrte. Aber es war wirklich zum geringsten Theile seine Schuld, wenn das Geschäft, um deßwillen er nach Oesterreich berufen worden war, niemals in Gang kam. Seine ihm nicht zur Last fallende Unkenntniß der hiebei in Betracht kommenden Verhältnisse mochte die

Hauptursache hievon sein, während die bald darauf sich geltend machende Kränklichkeit des schon betagten Mannes jede etwa beabsichtigte Thätigkeit desselben von vorneherein lahmlegte.

Und gerade so wie um die Wirksamkeit unseres Vorgesetzten war es, wenngleich aus ganz anderen Ursachen, um die seiner beiden Mitarbeiter bestellt. Wir hätten zwar die Verhältnisse gekannt und wären auch gesund und arbeitskräftig gewesen, aber Niemand bediente sich unser, Niemand gab uns Instructionen, Niemand veranlaßte uns, nach irgend einer Richtung hin auch nur das Mindeste zu thun. So entwickelte sich in den hübschen Localitäten, welche für das neue Preßcomité in dem dritten Stockwerke des damals Batthyány'schen, jetzt Montenuovo'schen Hauses in der Löwelstraße gemiethet und eingerichtet worden waren, ein Stillleben der eigenthümlichsten Art. Nicht das Geringste wurde daselbst gearbeitet und kein Mensch erschien, sich dort irgendwelche Richtschnur zu holen. Während der ganzen Zeit, in der ich mich in dieser Stellung befand, habe ich nicht einen einzigen Aufsatz, nicht einen Zeitungsartikel oder eine sonstige schriftliche Arbeit verfaßt oder auf irgendeine Weise das Zustandekommen einer solchen beeinflußt. Es blieb mir schließlich nichts übrig, als mich, um doch etwas zu thun, mit Dingen zu beschäftigen, die sich auf meine Vorarbeiten zur Geschichte der Kaiserin Maria Theresia bezogen.

Mitten in diese recht unglückliche Zeit fielen zwei für meine Frau und für mich, sowie für unsere beiderseitigen Familien höchst erfreuliche Ereignisse, die Heirat meines jüngsten Schwagers Christian von Schaeffer und die Verlobung und bald darauf folgende Vermählung meines Bruders. Der Erstere verband sich mit der einzigen Tochter eines angesehenen Mannes in Prag, Namens Swoboda, des Besitzers mehrerer Güter in Böhmen, und es verwirklichte sich hiedurch für ihn wie für seine Braut ein von Beiden schon seit längerer Zeit gehegter sehnlicher Wunsch ihrer Herzen. Ich wohnte mit meiner Frau und meiner Tochter, sowie mit noch zwei Geschwistern des Bräutigams der in der Mitte des Januar zu Prag stattfindenden Hochzeit bei. Mein Bruder aber verlobte sich im folgenden Monate mit Emma, der älteren Tochter des russischen Geheimen Rathes von Haurowitz, Leibarztes des Großfürsten Constantin, und er begründete hiedurch im wahrsten Sinne des Wortes das Glück seines Lebens.

Ich kann die Freude, mit welcher die Nachricht von dieser Verlobung uns Alle, insbesondere aber meine guten Eltern erfüllte, und die Sehnsucht nicht beschreiben, mit der wir nach der am 6. Mai stattgefundenen Hochzeit der Ankunft der Neuvermählten entgegensahen. Voll

Ungeduld fuhr ich ihnen mit meinem Schwager Julius Schaeffer nach Gänserndorf entgegen, sie dort zu bewillkommnen. Und gleichsam im Triumphe führten wir die neue, ihnen so hochwillkommene Tochter meinen Eltern zu.

Aber die glückliche Stimmung, mit welcher die Anwesenheit meines Bruders und seiner jungen Frau uns erfüllte, wurde plötzlich durch zwei ungemein traurige Begebenheiten gründlich verdorben. Nach einer sehr kurzen Krankheit starb mein Schwager Julius, mit dem ich erst vor wenig Tagen so vergnügt in Gänserndorf gewesen, und mit ihm ging der Familie meiner Frau eines ihrer tüchtigsten und liebenswürdigsten Mitglieder verloren. Meine Schwiegereltern wurden hievon aufs Schmerzlichste betroffen, denn dieser Sohn — im Eisenbahnwesen angestellt — war der Einzige, dem es vergönnt war, mit ihnen an einem und demselben Orte zu leben. Trotz seiner noch jungen Jahre — er zählte deren nicht viel über dreißig — war er durch sein ruhiges und besonnenes, allzeit zuvorkommendes Wesen eine Stütze für sie, welche von nun an entbehren zu müssen ihnen außerordentlich schwer fiel. Seine unverheirateten Schwestern aber wurden durch seinen Tod eines Bruders beraubt, der ihnen schon damals ein theilnahmsvoller Rathgeber war und ihnen ohne Zweifel in späterer Zeit der zuverlässigste Schirmer geworden wäre, dessen sie sich nur immer hätten erfreuen können.

Ein zweites, nicht viel weniger schmerzliches Ereigniß war das plötzliche Wiedererscheinen jenes traurigen Zustandes düsterer Melancholie, von welchem meine arme Frau nun schon in gleichsam regelmäßig wiederkehrenden Intervallen heimgesucht wurde. Wir hatten soeben erst unseren gewöhnlichen Umzug nach Mauer bewerkstelligt, mein Bruder stand im Begriffe, einer lang schon getroffenen Verabredung gemäß unsere Mutter nach Nizza zu entführen, wo er mit ihr und seiner jungen Frau im Gefolge der Großfürstin Helene vergnügte Tage zu verleben hoffte. An alledem konnte und durfte nichts mehr geändert werden; es blieb daher nichts Anderes übrig, als daß wieder meine Schwägerin Caroline als jederzeit bereite Helferin zu uns nach Mauer zog, um meine damals fünfzehnjährige Tochter in der Fürsorge für ihre derselben so bedürftige Mutter zu unterstützen.

Für mich war es erfreulich, daß unser Freundeskreis in Mauer zu jener Zeit um einen Mann vermehrt wurde, zu dem ich bald in die herzlichsten Beziehungen kam. Es war dies der Commandant des in Mauer bequartierten zweiten Feldjägerbataillons, Oberstlieutenant Carl von Ballarini, durch und durch ein Soldat im besten Sinne des Wortes, ein offener und ritterlicher Charakter. Auch er war dem Hause Breda

ungemein befreundet, und von den spärlichen Vergnügungen, die ich damals genoß, gehörten die Reitpartien, die ich mit Breda und mit Ballarini, viel öfter aber mit dem Letzteren allein von Mauer aus in die oft recht entfernte Umgegend, einmal sogar bis Heiligenkreuz unternahm, zu den mir am meisten willkommenen.

Aber freilich, zu solchen Ausflügen blieb mir nur sehr wenig Zeit, denn die Arbeitslast, welche mir gerade in jenen Tagen auferlegt wurde, war so groß, daß ich ihr trotz meiner frischen und ungebrochenen Kraft manchmal beinahe erlag.

Der unglückliche Ausgang des Feldzuges in Italien und die traurige Zerfahrenheit der österreichischen Zustände überhaupt, die immer mehr um sich greifende allgemeine Entmuthigung hatten endlich auch in den maßgebenden Kreisen der Anschauung Bahn gebrochen, daß es nicht mehr so weiter fortgehen könne mit dem absolutistisch-reactionären Regimente, wie es durch mehr als zehn Jahre, von 1849 bis 1860 in Oesterreich das herrschende gewesen war. Man fühlte das Bedürfniß, die Bevölkerung durch ihre Vertreter bei der Beschlußfassung über die öffentlichen Angelegenheiten zum Mindesten zu hören und sie hieran theilnehmen zu lassen. Der Weg, den man hiezu betrat, war wohl ein eigenthümlicher zu nennen, aber die Zeit drängte und man scheute die Umständlichkeit der Bahnen, welche hätten eingeschlagen werden müssen, um eine wirkliche Volksvertretung zu schaffen. Man entschloß sich daher zu folgendem Vorgange:

Im April 1851 war der von der Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1760 gegründete Staatsrath nach mehr als neunzigjährigem Bestande in einen Reichsrath umgewandelt worden, eine Aenderung, welche jedoch, wie ich wenigstens glaube, mehr den Namen als das Wesen der Sache berührte. Mit dem kaiserlichen Patente vom 5. März 1860 wurde nun eine Verstärkung dieses Reichsrathes durch außerordentliche Mitglieder angeordnet, von denen mehrere für ihre Lebenszeit vom Kaiser ernannt, achtunddreißig aber von den Vertretungen der einzelnen Königreiche und Länder je nach dem Maßstabe ihrer Größe und Wichtigkeit in Vorschlag gebracht werden sollten. Da aber eine Einberufung dieser Landesvertretungen — man denke nur an diejenige Ungarns — nicht so rasch und so unbedenklich bewerkstelligt werden konnte, behielt sich der Kaiser vorerst die Benennung der als Repräsentanten der verschiedenen Länder zeitlich in den Reichsrath zu berufenden Mitglieder vor.

Der dreiundzwanzigste Paragraph der für den verstärkten Reichsrath erlassenen Geschäftsordnung setzte fest, daß dessen Berathungen nicht öffentlich stattfinden sollten und auch kein Mitglied der Versammlung

berechtigt sei, den Inhalt der Verhandlungen auf irgendeine Weise zu verlautbaren. Dagegen habe der Präsident die Ergebnisse der jeweiligen Berathung auszugsweise durch die Regierungszeitung zu publiciren. Ich wurde dazu auserſehen, dieſe amtlichen Bekanntmachungen zu verfaſſen.

Zu dem Präsidenten des Reichsrathes, dem Erzherzog Rainer berufen, um meine Instructionen zur Erfüllung der mir zugedachten Aufgabe entgegenzunehmen, schöpfte ich aus den Ansichten, die er selbst darüber aussprach, große Ermuthigung. Vorerst stellte es der Erzherzog als obersten Grundsatz auf, der ganz meinen eigenen Anschauungen entsprach, daß an Sinn und Inhalt der gehaltenen Reden nicht das Mindeste geändert werden dürfe, sondern eine wenn auch nur auszugsweise, jedoch völlig treue Wiedergabe derselben erfolgen müsse. Und auch meine Bedenken gegen diese Auszüge und meine Anregung, statt derselben die Reden vollständig abdrucken zu lassen, wurden von Seiner kaiserlichen Hoheit wohlwollend gewürdigt. Aber der Erzherzog meinte doch, man müsse wenigstens vorerst die Bestimmungen der Geschäftsordnung pünktlich beobachten; später werde man schon sehen, was zu thun sei.

Am 31. Mai 1860 fand im Saale des Gebäudes der niederösterreichischen Statthalterei die erste Sitzung des verstärkten Reichsrathes statt. Die Mitglieder nahmen in amphitheatralisch aufgestellten Sitzreihen nach der alphabetischen Ordnung ihre Plätze ein, so daß weder Stand noch Nationalität oder politische Gesinnung hiebei irgendwie zum Ausdrucke gelangten. Erzherzog Rainer fungirte als Präsident, und er erfüllte die Pflichten dieses Amtes in der ihm eigenen, äußerst verbindlichen, gleichzeitig klaren und präcisen Weise. Was aber die Versammlung selbst angeht, so lag es in der Natur der Sache, daß sich unter den bis dahin dem Reichsrathe angehörenden Mitgliedern wohl durchwegs tüchtige und hochverdiente Staatsdiener, aber keine irgendwie politisch markante Persönlichkeiten befanden; nur der als ausgezeichneter Jurist vielgepriesene, von den italienischen Hochverrathsprocessen her aber gar übel beleumundete Freiherr von Salvotti mochte hievon eine Ausnahme bilden.

Gerade das Gegentheil fand bei den von Seite der Krone ernannten lebenslänglichen Reichsräthen statt. Denn bei ihrer Auswahl war natürlicher Weise wenigstens zum Theile ihre persönliche Eignung zu der ihnen zugedachten Aufgabe in Betracht gezogen worden, und Männer wie Cardinal Rauscher, Graf Franz Hartig, Graf Georg Apponyi und Freiherr von Lichtenfels besaßen gewiß die erforderlichen Eigenschaften, ihr vollauf gerecht zu werden.

Weniger glücklich schien mir die Hand der Regierung in Bezug auf diejenigen Personen gewesen zu sein, welche als Vertreter der einzelnen

Länder im Reichsrathe saßen. Insbesondere kamen unsere deutschösterreichischen Provinzen dabei zu kurz, denn unter ihren Repräsentanten befand sich mit Ausnahme des Grafen Anton Auersperg kaum Einer, der schon von vorneherein als eine parlamentarische Kraft gelten konnte. Ja selbst Auersperg war nichts weniger als ein Redner; er besaß weder Schlagfertigkeit noch Geläufigkeit im Sprechen, und nur wenn ihm längere Zeit zur Vorbereitung gegönnt war, brachte er fast immer schöne und tiefe Gedanken, aber auch diese meistens in so holperiger Form vor, daß es genußreicher war, seine Reden zu lesen als sie zu hören.

Neben Auersperg können, insofern es sich um die Angehörigen der deutschösterreichischen Länder handelte, wohl nur noch Dr. Hein aus Schlesien, der spätere Justizminister, der aber gleichfalls nichts weniger als ein gewandter Redner war, und Graf Heinrich Clam-Martinitz genannt werden, der im Laufe der Zeit zu einem hervorragenden Parteiführer in dem parlamentarischen Leben Oesterreichs heranwuchs. Damals aber verrieth er in jeder Beziehung noch den Anfänger; seine allzu herausfordernde Sprechweise war weder einnehmend noch überzeugend, und er stand darin unendlich weit hinter seinen Collegen aus Ungarn zurück, unter denen sich insbesondere Georg von Majláth, Graf Georg Apponyi und Graf Anton Szécsen hervorthaten. Auch die Bischöfe Stroßmayer aus Diakovár und Schaguna aus Siebenbürgen müssen unter den bedeutenderen Mitgliedern genannt werden, und ebenso der vielgepriesene und vielgeschmähte Siebenbürger Sachse Karl Maager, Präsident der Handelskammer in Kronstadt. Was man auch gegen ihn sagen mag, er hat doch zum ersten Male zwei Gedanken Ausdruck verliehen, welche trotz der heftigen Opposition, die damals gegen sie laut wurde, in nicht allzu ferner Zeit Verwirklichung fanden, der Aufhebung des Concordates und der Ertheilung einer Constitution.

Schon in der am 4. Juni stattfindenden zweiten Sitzung erklärte der Präsident, daß er den Grafen Mercandin und den Freiherrn von Lichtenfels der Geschäftsordnung gemäß mit der Controle der Sitzungsprotokolle, worunter auch die durch die „Wiener Zeitung" zu veröffentlichenden Berichte über die Verhandlungen des Reichsrathes verstanden wurden, betraut habe. Er forderte die Versammlung auf, hiezu ebenfalls zwei Mitglieder zu bestimmen. Die Wahl fiel auf die Grafen Auersperg und Szécsen, und ich freute mich darüber, weil ich in solcher Weise mit drei der ausgezeichnetsten Mitglieder des Reichsrathes in ungemein häufige Berührung kam.

Um so lebhafter war dieselbe, als schon in dieser zweiten Sitzung des Reichsrathes sich eine weit ausgreifende Discussion entspann, deren

Redaction für die Zeitung mir nicht wenig Mühe verursachte. In der Geschäftsordnung war bestimmt, daß der Reichsrath von Fall zu Fall zu entscheiden habe, ob ein auf die Tagesordnung gesetzter Gegenstand gleich unmittelbar zu verhandeln oder ob er an ein Comité zu leiten sei, dessen geringste Zahl auf fünf, die höchste aber auf sieben Mitglieder festgesetzt war. Graf Clam stellte nun den Antrag, es sei an die Krone die Bitte zu richten, daß zur Berathung des Staatshaushaltes das Comité, welchem derselbe vorerst zuzuweisen sei, nicht aus sieben, sondern aus der dreifachen Anzahl, aus einundzwanzig Mitgliedern gebildet werden dürfe.

Es ließ sich nicht verkennen, daß sehr viele und gewichtige Zweckmäßigkeitsgründe für den Antrag des Grafen Clam sprachen. Aber man konnte dagegen doch auch wieder einwenden, daß es für eine Versammlung wie der verstärkte Reichsrath nicht räthlich erscheine, ihre Thätigkeit gleich mit einer Durchbrechung der wenn auch nur formellen Schranken zu beginnen, innerhalb deren sich nach der Geschäftsordnung ihre Wirksamkeit zu vollziehen habe. Auch liege die Gefahr nahe, daß ein Comité, welches aus mehr als einem Dritttheile sämmtlicher Mitglieder des Reichsrathes bestehe, das politische Schwergewicht aus der Versammlung selbst in seine eigene Mitte verlege.

Nicht weniger als neunzehn, zum Theil recht lange Reden wurden über diesen Gegenstand gehalten und am Schlusse der Discussion der Antrag des Grafen Clam mit ziemlicher Mehrheit der Stimmen zum Beschlusse erhoben.

Am 6. und 8. Juni fanden wieder Plenarsitzungen statt, und in der letzteren kam der von der Regierung vorgelegte Entwurf einer Grundbuchsordnung zur Sprache. Noch größer war die Anzahl, noch länger die Dauer der Reden, und die Redaction derselben für die Veröffentlichung wurde um so schwieriger und mühsamer für mich, als ich selbst des Stenographirens nicht kundig war, da zur Zeit meiner Studien diese Kunst in Oesterreich noch in der Kindheit lag. Die amtlich angeworbenen Stenographen standen allerdings schon unter der Leitung des Professors Conn, welcher später so lange Zeit hindurch in gleicher Eigenschaft im Reichsrathe fungirte, aber die Stenographen selbst waren ihrer Aufgabe noch so wenig gewachsen, daß sie schnell sprechenden Rednern, wie z. B. dem Grafen Szécsen gar nicht zu folgen vermochten und mir leer gelassene Blätter übersandten, die ich dann nach meinen eigenen höchst unvollständigen Aufzeichnungen ausfüllen sollte.

Hiezu kam noch die vielleicht verzeihliche, aber, wie ich versichern kann, sehr große Eitelkeit einzelner Redner. Nicht Wenige bildeten sich ein, daß ihre Rede sich, als sie sie gehalten, weit schöner ausgenommen

habe, als dies in meiner Wiedergabe der Fall war, während ich, der ich am besten wußte, wieviel unklare Sätze ich deutlich gemacht, wieviel holperige Phrasen ich eingerenkt, wieviel Unvollendetes ich zum Abschlusse gebracht hatte, wohl mit vollem Rechte der entgegengesetzten Meinung war. Aber ich durfte die Herren, mit denen ich zu thun hatte, nicht gegen mich aufbringen, ihnen keinen Anlaß zu begründeter Klage gewähren und mußte es dahin bringen, daß, wenn gegen meine Redaction etwa doch eine Einwendung erhoben würde, die unparteiischen Verificatoren meiner sich annähmen.

Während ich in solcher Weise mich abmühte, kamen von meiner Mutter fortwährend reizvolle Schilderungen der wirklich goldigen Tage, die sie mit Sohn und Schwiegertochter in Nizza verlebte. Aus voller Seele gönnte ich ihr selbst und insbesondere auch meinem Bruder dieses Glück, wenngleich das behagliche Wohlleben, dessen er sich erfreute, zu meiner eigenen mit Arbeit überladenen, von häuslichem Kummer erfüllten und sogar von materieller Sorge nicht völlig freien Existenz in recht grellem Gegensatze stand.

Erst gegen Ende Juli brachen alle drei von Nizza auf und begaben sich über Lyon nach Genf, wo meine Mutter seit einundvierzig Jahren nicht mehr gewesen war. Mit wehmüthigem Entzücken besuchte sie die ihr durch die Erinnerung geheiligten Stätten, das Haus und das Zimmer, in welchem sie meinen Bruder geboren hatte, das Landhaus in Chougny, wo sie so glückliche Tage verlebt, und hie und da auch noch einen Freund, der sich, wenngleich schon in vorgerücktem Alter, doch noch am Leben befand. In Thun stießen meine Mutter, meine Schwägerin und mein Bruder wieder zur Großfürstin, der sie nun auch nach Baden-Baden folgten, wo sie in ihrer nächsten Nähe mehr als einen Monat hindurch bis zur Hälfte des September verweilten.

In den Monaten Juli und August trat auch für mich eine große Arbeitserleichterung ein. Denn es fanden fast gar keine Plenarsitzungen des verstärkten Reichsrathes statt, indem die Verhandlungen sich ganz im Schooße des Finanzcomités concentrirten. Da dieselben jedoch nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, hatte ich nichts mit ihnen zu thun und wohnte ihnen daher auch nicht bei.

Einige Tage der Erholung gewährte mir die feierliche Eröffnung der neuen Eisenbahnverbindung zwischen Wien und München, der ich beiwohnen durfte. Dem Range nach höherstehende Collegen im Ministerium des Aeußern hatten auf die Einladung, auf welche sie berechtigteren Anspruch besaßen als ich, unter ausdrücklicher Angabe ihres Beweggrundes verzichtet, sie mir zuzuwenden und mir dadurch bei meiner

Ueberhäufung mit Geschäften auch ein paar vergnügte Augenblicke zu Theil werden zu lassen.

Am 10. September nahm der verstärkte Reichsrath seine Plenarsitzungen mit der Vorlage des von dem Grafen Szécsen erstatteten Berichtes des Budgetcomités neuerdings auf und führte sie bis zum 27. ununterbrochen fort. Allerdings dauerte dies kaum länger als zwei Wochen, für mich aber erwuchs hieraus eine Last der Arbeit, die ich nur dadurch zu bewältigen vermochte, daß ich fast jede Nacht bis zwei oder drei Uhr über ihr saß.

Es versteht sich von selbst, daß es mir auch nicht von fern in den Sinn kommen kann, diese Verhandlungen, denen ich ja auch nicht als Mitwirkender, sondern nur als Ohrenzeuge beiwohnte, hier im Einzelnen verfolgen zu wollen. Allerdings ist es nicht gerade leicht, der Versuchung zu widerstehen, einzelnen recht drastischen Scenen, die sich dabei ereigneten, wie dem harten Aneinandergerathen der beiden thurmhohen ungarischen Magnaten, des spindeldürren Justizministers Grafen Nádasdy mit dem einem Backofen gleichenden Grafen Barkóczy, oder dem Rededuell zwischen dem Cardinal Rauscher und Herrn Maager eine kurze, aber charakteristische Schilderung zu Theil werden zu lassen. Da ich aber hieran nicht näher betheiligt war, enthalte ich mich dessen und erinnere nur an die Hauptsache, derzufolge der Bericht des Budgetcomités, nachdem er mit der Prüfung der einzelnen Zweige des Staatsvoranschlages zu Ende gekommen war, auf die Erörterung der allgemeinen Finanzlage der Monarchie überging. Nach derselben wendete er sich zu den Bahnen, welche in Bezug auf die innere Organisation des Staates einzuschlagen wären, um die unleugbar vorhandenen Schäden zu heilen und die zukünftige Entwicklung der öffentlichen Zustände auf eine Basis zu stellen, von welcher ersprießliche Wirkungen mit einiger Zuversicht zu gewärtigen wären.

Hinsichtlich der hiefür zu erstattenden Vorschläge spaltete sich jedoch das Budgetcomité in eine Majorität und eine Minorität. Das Gutachten der Ersteren erklärte das Heilmittel in der Anerkennung der historisch-politischen Individualität der einzelnen Länder der Monarchie, in der Begründung ihrer administrativen und legislativen Autonomie zu erblicken, welche durch die möglichste Anknüpfung an die früher bestandenen Institutionen und Rechtszustände herzustellen wäre. Dieser vorzugsweise föderalistischen und reactionären Auffassung setzte die Minorität eine mehr centralistische und freiheitliche entgegen. Nach einer rhetorisch ziemlich schwachen Vertheidigung des Minoritätserachtens durch Dr. Hein, dem gegenüber Graf Clam mit etwas gar zu viel Selbstbewußtsein und Siegesgewißheit für das Votum der Majorität stritt, entspann sich über

beide Gutachten eine durch fünf Sitzungen andauernde Redeschlacht, an welcher sich, wenn ich nicht irre, sämmtliche Mitglieder des verstärkten Reichsrathes mit keiner oder doch nur der einen oder der anderen ganz vereinzelten Ausnahme betheiligten. Nach Beendigung derselben wurde das Gutachten der Majorität von der Plenarversammlung mit einer Mehrheit von vierunddreißig gegen sechzehn Stimmen angenommen und hiemit die Thätigkeit des verstärkten Reichsrathes zum Abschlusse gebracht.

Anfangs schien es wirklich, als ob die soeben erwähnte Zuversicht des Grafen Clam, die ihn so weit verleitet hatte, den Antrag der Minorität als „Maculatur" zu bezeichnen, eine wohlbegründete gewesen wäre, denn die Ideen, welche dem zum Beschlusse des verstärkten Reichsrathes erhobenen Gutachten der Majorität zu Grunde lagen, fanden in dem am 20. October von der Krone erlassenen Diplom eine Bestätigung, welche sogar die Kraft eines Staatsgrundgesetzes erhielt. Aber der durch ihre Verfechter errungene Triumph dauerte bekanntlich nur sehr kurze Zeit; nachdem vier Monate vergangen waren, wurde das Verfassungsleben der österreichischen Monarchie auf eine Basis gestellt, welche dem im verstärkten Reichsrathe verworfenen Gutachten der Minorität entsprach.

Man kann sich denken, mit welcher Theilnahme ich bei dem überaus regen Interesse, das ich noch von meiner Frankfurter Zeit her für alle politischen Vorkommnisse empfand, die Verhandlungen des verstärkten Reichsrathes verfolgte, und wie sehr meine Sympathien dem Anfangs unterliegenden und nicht dem obsiegenden Banner zugewendet waren. Mit solcher Lebhaftigkeit sprach ich diese Ansicht in oftmaligem vertraulichen Gespräche mit den Reichsräthen selbst aus, und so eifrig vertrat ich gegen die Vertheidiger des Gutachtens der Majorität den entgegengesetzten Standpunkt, daß einer der Anhänger der Minorität mir seufzend sein Bedauern kundgab, daß ich mich nicht an seiner Stelle befinde und nicht dazu berufen sei, in offener Versammlung einzutreten für die unterliegende Partei. Aber so dankbar ich auch für diese mir so wohlwollende Meinung war, so wußte ich doch nur allzu gut, daß auch eine weit größere Beredsamkeit, als sie mir zu Gebote stand, an der Sache nicht das Geringste zu ändern vermocht hätte.

Es versteht sich wohl von selbst, daß die von mir redigirten und durch die „Wiener Zeitung" veröffentlichten Berichte über die Verhandlungen des verstärkten Reichsrathes als die einzigen, welche überhaupt erschienen, in der gesammten Bevölkerung mit der höchsten Spannung gelesen wurden. Ihre Genauigkeit wie ihre Ausführlichkeit, welche nach und nach zu einer wortgetreuen Reproduction der meisten Reden geworden

war, befriedigten allgemein, und im Schooße des Reichsrathes selbst fand meine Leistung, sowohl was ihren Umfang als was ihre Qualität betraf, uneingeschränktes Lob. In den schmeichelhaftesten Ausdrücken sprach sich hierüber der Präsident des Reichsrathes, Erzherzog Rainer gegen mich aus, und als er seine Bereitwilligkeit andeutete, mir von Seite des Kaisers ein Zeichen der Anerkennung zu erwirken, da wagte ich die Erwiederung, daß ich die Verleihung der mir seit so langer Zeit schon zugesicherten, aber noch immer nicht wirklich zu Theil gewordenen Vicedirectorsstelle im Staatsarchive jeglicher Ordensdecoration bei Weitem vorziehen würde. Am 8. November 1860, nach zweijähriger Bewerbung erhielt ich sie endlich, und damit war dieser Zielpunkt meiner Wünsche glücklich erreicht.

Die Sehnsucht nach dieser Stelle war insbesondere aus der Ursache so stark in mir geworden, weil es mir wie ein Ideal erschien, mein Leben von nun an der historischen Wissenschaft ausschließlich widmen zu können. Eine allen berechtigten Anforderungen entsprechende Geschichte der Kaiserin Maria Theresia zu schreiben, darin sollte die Aufgabe bestehen, die ich in diesem Leben noch zu erfüllen mir vornahm. Um aber gleich von vorneherein alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche ich in Bezug auf die uneingeschränkte Mittheilung der von mir benöthigten Acten befürchten zu müssen glaubte, erbat ich mir von meinem Chef, dem Grafen Rechberg eine Art amtlichen Auftrages zur Abfassung des von mir beabsichtigten Werkes.

Jede etwaige Besorgniß, die sich mir bei meinem Rücktritte in das Staatsarchiv aufdrängte, erwies sich als grundlos. Wenn man mich dort zwar ungemein höflich, aber mit einer gewissen Zurückhaltung empfing, so dehnte man die letztere doch niemals so weit aus, sich nicht allzeit willfährig in Bezug auf das zu erweisen, dessen ich zu meiner Arbeit bedurfte. Und es ist dies einer jener Punkte in meinem Leben, die mir zum erfreulichsten Bewußtsein gereichen, daß es mir gelang, die so ehrenwerthen Männer, welche sich Anfangs durch mich zurückgesetzt fühlten, binnen nicht langer Frist zu meinen treuesten Freunden und wärmsten Anhängern zu machen.

1861.

Die traurige Stimmung, welche in Folge des andauernden Krankheitszustandes meiner Frau in unserem noch immer mit meinen Eltern gemeinschaftlichen Hauswesen herrschte, wurde dadurch nicht wenig gesteigert, daß mein Vater seit einiger Zeit an einer hochgradigen Augenschwäche litt, welche ihm längeres Lesen und Schreiben gar sehr erschwerte, ja manchmal unmöglich machte. Man kann sich denken, wie peinlich die Wirkung eines derartigen Leidens auf einen Mann sein mußte, dessen ganze bisherige Lebensthätigkeit fast ausschließlich im Lesen und im Schreiben ihren Ausdruck fand. Und da er leicht begreiflicher Weise aufs Lebhafteste wünschte, an seiner ihm so lieb gewordenen Wirksamkeit im Münz- und Antikencabinete auch noch fernerhin festhalten zu können, so versparte er Alles, was er seinen Augen nur überhaupt zumuthen konnte, für dort und mußte es sich vollständig versagen, ihnen auch noch zu Hause irgendwelche Anstrengungen aufzuerlegen.

Mit der ihm eigenen Milde und Sanftmuth ertrug er sein Mißgeschick. Niemals legte er darüber üble Laune an den Tag, und obwohl er, der gar keine andere Zerstreuung kannte als die, sich vorlesen zu lassen, einzig und allein hierauf angewiesen war, so stellte er doch niemals darnach ein herrisches Begehren, sondern nahm jegliches Anerbieten, ihm diesen Dienst zu erweisen, mit wirklich rührender Dankbarkeit auf. Am häufigsten geschah dies trotz des wenig befriedigenden Zustandes ihrer eigenen Augen von Seite meiner Mutter, und schon Morgens um sieben Uhr begann täglich ihre Function, indem sie meinem Vater die „Presse“ vom Anfang bis zum Ende vorlas. Sie zu erleichtern und auch einen Theil der Vorlesung zu übernehmen, meldeten sich des Abends abwechselnd die übrigen Glieder unseres kleinen häuslichen Kreises. Und endlich gelang es, zu dieser Leistung auch den sehr braven Diener meines Vaters heranzuziehen, welch' Letzterer sich seinen Genuß dadurch nicht schmälern ließ, daß er hiebei eine eigenthümliche Aussprache der Fremdwörter, so etwa „Beiß“ statt „Pays“ oder „Sickel“ statt „Siècle“ mit in den Kauf nehmen mußte.

Das belebende und erheiternde Element in unserem häuslichen Kreise bildete nach wie vor das älteste Mitglied desselben, meine zu

jener Zeit gerade siebzig Jahre zählende Mutter. Insbesondere fand sie eine für sie selbst willkommene Erholung darin, in dem steten Verkehre mit ihrer Enkelin die eigenen geläuterten Ideen in das empfängliche Gemüth der Letzteren zu verpflanzen. Durch eifrige Gespräche wie durch gemeinsame Lectüre trachtete sie ihren Geist zu bilden, durch den Besuch von Concerten und Galerien aber ihren Sinn für Kunst zu wecken und zu verfeinern.

Um die Art und Weise, in welcher meine Mutter unsere damalige Lage auffaßte, anschaulich zu machen, muß ich mir erlauben, hier die Worte zu citiren, die sie am 8. November 1860 an meinen Bruder schrieb: „Das Getriebe des Morgens," so lauten sie, „das Gehen und Laufen, das Putzen und Räumen, das Rücken und Ordnen ist vorüber, die Herren sind fort, still und ruhig ist's im Hause, und so will ich denn berichten, daß wir heute ordentlichen Winteranfang haben. Sturm und Gestöber, tüchtigen Schnee und Frost, aber auch helle, freundlich erwärmende Sonnenstrahlen von oben, die ich emsig benützen will. Gott sei Dank, es geht Alles still und friedlich seinen Gang fort. Viel Trauriges, durch die Leiden unserer armen Nina verursacht, viel Unangenehmes für den unermüdlichen Alfred, viele und fast beständige Aufopferungen für seine Tochter, manche langweilige Stunde für Deinen früher so thätigen Vater, welche wir bei dem besten Willen nicht immer hintanhalten können, aber bei alledem ein befriedigendes Gefühl der Liebe von dem Einen zum Anderen, das erheitert, beruhigt und beglückt. Mir kömmt unser Leben vor wie der heutige Tag. Um Vieles, Vieles könnte er schlechter sein, und wir sind daher recht froh, daß er wenigstens so ist. Bei uns ist das Gleiche der Fall. Vieles wünschten wir anders, gar Manches drückt und quält uns sehr, aber von oben herab wie die liebe Sonne wirkt der Gedanke, daß wir, so viel wir glauben und es können, unsere Schuldigkeit thun, daß wir gern Eines für das Andere etwas ertragen, und daß ja endlich der gute Gott wieder helfen wird. Also trotz Sturm und Schneegestöber freundlicher Sonnenschein!"

Für mich wurde dieser weiß Gott nicht allzu heitere Sonnenschein durch den schmerzlichen Verlust, den ich im Jahre 1861 durch den Tod meines Freundes Ballarini erlitt, gar sehr getrübt. Nachdem wir noch im vergangenen Sommer so manchen vergnügten Spazierritt zusammen gemacht, erkrankte er im Spätherbste schwer. Immer ernster wurde sein Leiden, und das mit ihm sehr befreundete Ehepaar Breda brachte es nicht über das Herz, ihn noch länger vereinsamt in Mauer zu lassen. Bei dreizehn Grad Kälte transportirte ich ihn von dort herein und holte mir dabei, da ich natürlicher Weise dem Kranken meinen Pelz gab,

eine tüchtige Halsentzündung, die jedoch bald wieder vorüberging. Zu Breda ins Haus gebracht, genoß er dort die liebevollste, sorgfältigste Pflege, aber sie konnte nicht hindern, daß der edle, ritterliche Mann, der treue Freund, der tapfere Soldat am 23. Januar sanft dahinschied. Zwei Tage nach seinem Tode kam das Patent, das ihn zum Obersten ernannte.

„Bona mixta malis“, hätte man auch jetzt wieder sagen können. Erlitten wir im Januar den traurigen Verlust, von welchem ich soeben sprach, so brachte uns der Februar ein Ereigniß, welches insbesondere um der Freude willen, mit der es den Hauptbetheiligten erfüllte, auch uns ein äußerst willkommenes war. Zur Feier seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums erhielt mein Vater das Ritterkreuz des Leopoldordens, mit welchem auch seine Erhebung in den Ritterstand verknüpft war.

Die hiedurch veranlaßte Wahl eines Wappens bildete nunmehr für meinen Vater den Gegenstand reiflicher Erwägung. Der Entschluß, zu welchem er endlich gelangte, war, wie ich glaube, in jeder Beziehung entsprechend. Da ihm die Auszeichnung, die ihm verliehen wurde, nur für seine lange und hervorragende Dienstleistung im Antikencabinete zu Theil ward, nahm er eines der schönsten Stücke dieser prachtvollen Sammlung in sein Wappen. Es ist dies die große Camee, die einen römischen Adler vorstellt, welcher in der rechten Kralle einen Palmzweig, in der linken einen Eichenkranz hält. Und nur der in Grün gekleidete Jäger, der aus der Helmzier emporsteigt, erinnert an den Geburtsort meines Vaters, an Leopoldschlag. Denn die Sage erzählt, daß diese Ortschaft ihren Namen bei der Ausrodung der Wälder von einem Forstmanne empfing, der vor einem ihn verfolgenden Bären auf einen Baum sich flüchtete. „Schlag, Leopold, schlag,“ hätten seine Genossen ihm zugerufen, worauf er mit seinem Beile den Bären erschlug.

Meine Mutter zeigte sich über diese Ordensverleihung fast noch mehr erfreut als mein Vater, aber sie selbst gibt uns hiezu den besten Commentar. „Mir ist in dieser Sache,“ schrieb sie hierüber nach St. Petersburg, „Alles so sehr willkommen, was ihn so freut. Mir Johann dem Seifensieder wäre es sonst ganz gewiß gleichgiltig, und ich sage mit Nestroy: ‚Dafür hab' ich halt kein' Sinn!‘ Seid mir aber darum nicht böse!“

Wohl mehr noch als die Ordensverleihung selbst thaten die vielfachen Kundgebungen der verehrungsvollen Theilnahme, welche mein Vater aus diesem Anlasse von allen Seiten erhielt, ihm und meiner Mutter unendlich wohl. Insbesondere waren es die Beamten, die unter ihm dienten, welche sich in Beweisen ihrer Anhänglichkeit überboten. Und

ein Gedicht, von Johann Gabriel Seidl auf meinen Vater verfaßt, besitzt wirklich mehr als gewöhnlichen Werth.

Ich weiß nicht, ob ich mich dessen rühmen oder anklagen soll, daß in Bezug auf Ordensverleihungen meine Anschauungen eher denen meiner Mutter als denjenigen meines Vaters glichen. Dagegen nahmen zu jener Zeit die politischen Ereignisse, welche in Oesterreich sich zutrugen, meine ganze Aufmerksamkeit und mein ungetheiltes Interesse in Anspruch. An die Stelle des wenig beliebten Grafen Goluchowski war Schmerling als Staatsminister getreten und auch sonst manche wichtige Veränderung erfolgt; das Ausscheiden der Grafen Leo Thun und Franz Nádasdy aus dem Ministerium war wohl die bedeutungsvollste zu nennen. Hiemit schien denn auch das Schicksal des Octoberdiploms besiegelt, und Alles sah mit äußerster Spannung neuen grundgesetzlichen Bestimmungen entgegen. Am 26. Februar, dem Tage der Ordensverleihung an meinen Vater wurden sie erlassen und wenigstens von der Bevölkerung Wiens mit Jubel begrüßt. Denn die gegen Einzelnes vielleicht aufsteigenden Bedenken traten gegen das Gefühl der Gewißheit, daß nun endlich das öffentliche Leben in Oesterreich auf eine verfassungsmäßige Grundlage gestellt sei, ganz in den Hintergrund.

An diesem öffentlichen Leben mich auch persönlich zu betheiligen, lag mir jedoch trotz meiner Frankfurter Antecedentien und meines regen Interesses an politischen Fragen vollkommen fern. Gleichzeitig ein Geschichtschreiber und ein ausübender Politiker sein zu wollen, schien mir die Kraft eines Einzelnen weit zu übersteigen, und gerade von Frankfurt her wußte ich es aus eigener Erfahrung, wie sehr das politische Leben denjenigen vollständig ausfüllt, der sich ihm mit Pflichttreue und Ausdauer widmet. Auch besorgte ich, und wohl nicht mit Unrecht, daß meine amtliche Stellung einer freien Bewegung auf politischem Gebiete gar manche Beschränkung auferlegen werde, während ich dasselbe doch nur dann zu betreten mich hätte entschließen können, wenn mir die Freiheit dieser Bewegung von vorneherein gesichert worden wäre.

Aber diese Vorsätze, so ernstlich sie auch waren, mußten doch einer stärkeren Einwirkung gar bald wieder weichen. Im Auftrage Schmerling's erschien der damalige Leiter des Präsidialbureau's der niederösterreichischen Statthalterei, Herr Rosmanith bei mir im Archive mit der dringenden Aufforderung, mich in Neunkirchen um das Mandat eines Abgeordneten im niederösterreichischen Landtage zu bewerben. Denn bei der Ungewohntheit des constitutionellen Lebens in Oesterreich hegte Schmerling den lebhaften Wunsch, diejenigen Männer in die neu zu bildenden Vertretungskörper eintreten zu sehen, welche sich schon, sei es in der

Nationalversammlung zu Frankfurt oder in dem Reichstage zu Wien einige Vertrautheit mit der Form parlamentarischer Verhandlungen erworben hatten.

Noch größeres Gewicht legte er hierauf bei Personen, von denen er bei ihrer ihm bekannten politischen Richtung mit einiger Zuversicht erwarten durfte, daß sie ihm bei der Durchführung des schweren Werkes, das er unternommen, treulich zur Seite stehen würden. Und von Wenigen konnte er sich dies mit mehr Recht versprechen als von mir, der ich ihm ja in Frankfurt hinreichend bewiesen hatte, daß ich wenigstens in den Hauptpunkten den gleichen politischen Grundsätzen huldigte wie er.

Hatte ich anfänglich eine ausweichende Antwort gegeben, so konnte ich bei derselben einer zweiten, von gleicher Seite an mich gelangenden, noch dringenderen Aufforderung gegenüber nicht länger beharren, als nun auch mein eigentlicher Chef, Graf Rechberg, der mich vor wenig Monaten durch die Erwirkung meiner Ernennung zum Vicedirector des Staatsarchives zu tiefer Dankbarkeit verpflichtet hatte, mir durch meinen ehemaligen Frankfurter Collegen, den Hofrath Freiherrn Max von Gagern seinen Wunsch ausdrücken ließ, ich möge mich um das Neunkirchner Mandat bewerben. Und auf eine directe Anfrage bei Rechberg erhielt ich die gleiche Antwort. Er redete mir angelegentlich zu, baldigst nach Neunkirchen zu gehen.

Da blieb mir denn auch wirklich nichts Anderes übrig, als mich, wenngleich schweren Herzens zu fügen. Ich schrieb an den Bezirksvorsteher von Neunkirchen, Namens Plank, ihm meinen Besuch anzukündigen, welchen ich denn auch am 12. März vollzog. Mit Plank begab ich mich zu einigen der einflußreichsten Wahlmänner in Schwarzau, Pitten und Gloggnitz; überall wurde ich zuvorkommend und mit freundlichen Zusicherungen empfangen.

Am 18. März fuhr ich neuerdings nach Neunkirchen, wo an diesem Tage die Landtagswahl stattfand. Außer mir waren nur noch zwei Candidaten anwesend, denn allgemein betrachtete man meine Wahl als gesichert. Ob die noch sehr lebhafte Erinnerung an die Art und Weise, in der ich vor dreizehn Jahren den gleichen Wahlbezirk in Frankfurt vertrat, ob nicht vielmehr das Bekanntwerden des Umstandes, daß Schmerling, dessen Popularität damals in Wien und in Niederösterreich eine unbegrenzte war, meine Wahl wünsche, und in Folge dessen die Einwirkung der vier Bezirksvorsteher das Beste hiezu gethan, ob nicht endlich meine Candidatenrede auch Einiges beitrug, will ich unentschieden lassen und nur anführen, daß das Ergebniß ein mir günstiges war; von hundertdreiundzwanzig erhielt ich hundertzehn Stimmen.

Am 6. April wurde der niederösterreichische Landtag eröffnet. Er bot mir, indem unwillkürlich die Frankfurter Erinnerungen wieder lebendig in mir wurden, ein wirklich interessantes Bild dar. Politische Parteien gab es im Landtage eigentlich nicht, aber gleichwohl zerfiel er je nach dem Versammlungsorte, in welchem die Mitglieder ihre Privatberathungen hielten, in zwei der Zahl nach ziemlich gleich starke Theile. Der eine, dessen Kern der Großgrundbesitz unter Führung des redegewandten Freiherrn Karl von Tinti bildete, wäre bei geregelteren Zuständen wohl die ministerielle Partei zu nennen gewesen; ich schloß mich ihr an, denn vor der Hand schien es mir dringend nothwendig zu sein, das Ministerium Schmerling in seinen auf Einführung des Verfassungslebens in Oesterreich gerichteten Bestrebungen zu unterstützen und ihm keine wie immer gearteten Schwierigkeiten zu bereiten. Auch viele andere nicht zum Großgrundbesitze gehörige Mitglieder — ich nenne unter ihnen nur Pillersdorff, Pratobevera, Heinrich Perger, Schindler — zählten zu ihr. Die zweite Partei stand unter dem überwiegenden Einflusse Mühlfelds und Bergers, der beiden hervorragendsten Redner des Landtages, welche im Frankfurter Parlamente den zwei einander entgegengesetztesten Polen des Hauses angehört hatten, jetzt aber Hand in Hand mit einander gingen. Ihr gesellten sich neben vielen Anderen Brestel, Kuranda und mein ehemaliger Frankfurter College Sommaruga zu.

In der ersten Sitzung des Landtages trat eigentlich noch gar kein Zwiespalt zwischen dessen beiden Theilen hervor, während sich in der nächsten Sitzung die zwei Parteien schon schärfer unterschieden. Da keine wichtigen Gegensätze existirten, zeigte sich die Differenz zwischen ihnen bei einer eigentlich nur geringfügigen Sache in recht deutlicher Weise.

Der damalige Leiter der Statthalterei, Freiherr von Halbhuber, brachte die Regierungsvorlage ein, welche sich auf die Vornahme der Wahlen für den Reichsrath bezog. Da dies zum ersten Male geschah und hiebei neben verschiedenen Detailpunkten auch die nicht ganz bedeutungslose Frage wegen der Wahl von Ersatzmännern in Erwägung gezogen werden mußte, stellte Berger den Antrag, zur Vorberathung einen aus sieben Mitgliedern bestehenden Ausschuß zu wählen. Ich unterstützte diesen Antrag und ergänzte ihn dahin, daß wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, um den es sich handle, der Ausschuß nicht gleich jetzt, sondern erst in der nächsten Sitzung gewählt werde.

Meinem Amendement warf sich jedoch Mühlfeld mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit entgegen, und er beantragte die sofortige Wahl des Ausschusses. So weit kam es, daß namentlich abgestimmt werden mußte, wobei mein Antrag zwei Stimmen Mehrheit erhielt.

In derselben Sitzung betrat Freiherr von Pillersdorff als Berichterstatter des Adreßausschusses die Tribüne. Nach einer Discussion, an der auch ich mich betheiligte und in welcher Mühlfeld als Redner besonders hervorragte, wurde unser Entwurf mit einigen von ihm und von Kuranda beantragten stylistischen Aenderungen mit sämmtlichen gegen eine Stimme zum Beschlusse erhoben.

Selbstverständlich kann und will ich auf die ferneren Verhandlungen des niederösterreichischen Landtages in seiner ersten Session hier nicht weiter eingehen und beschränke mich darauf zu sagen, daß ich auch als Berichterstatter des Ausschusses für Ausarbeitung einer Geschäftsordnung fungirte. Ueberhaupt konnte ich mit der Stellung, die ich im Landtage einnahm, nur höchlich zufrieden sein; von allen Seiten, auch von den Gegnern bezeigte man mir sehr viele Achtung, und selbst mein eifriger Widersacher von Frankfurt her, Dr. Berger ließ es an Beweisen derselben nicht fehlen. Unter diesen thatsächlich bestehenden Verhältnissen hing es einzig und allein von mir selbst ab, ob ich vom Landtage in den Reichsrath oder in den niederösterreichischen Landesausschuß gewählt werden wollte. Ich entschloß mich zu Letzterem und sprach mich über diese bei mir feststehende Absicht in einem schon sechs Tage vor der Wahl, am 14. April an meinen Bruder als an meinen besten und vertrautesten Freund gerichteten Briefe aufs Bestimmteste aus.

Nach wie vor stand als mein Hauptmotiv im Vordergrunde, daß ich durch die Annahme einer Wahl in den Reichsrath meine soeben erst wieder begonnene Thätigkeit als Geschichtschreiber wenn auch nicht völlig aufzugeben, so doch wesentlich einzuschränken gezwungen sein würde. Und mit kaum minderer Schwere fielen meine häuslichen Verhältnisse gegen die Annahme eines Mandates für den Reichsrath in die Wagschale.

„Du kennst," schrieb ich über diesen Punkt meinem Bruder, „den bedauerlichen Gesundheitszustand meiner Frau, Du weißt, wie sehr sie an mir hängt und wie sie in meiner Gegenwart fast ihren einzigen Trost sucht. Schon jetzt ist sie ganz in Verzweiflung darüber, daß ich, der ich fast ein Jahr lang jeden Abend regelmäßig mit ihr zubrachte, nun fast keinen mehr zu Hause sein kann, daß alle Zeit, die ich nicht im Archive verweile, von Commissionssitzungen, Parteibesprechungen und dergleichen in Anspruch genommen wird. Käme ich in den Reichsrath, so wäre dies Alles noch weit ärger, auf das Land zu ziehen oder gar einen größeren Ausflug zu machen, schiene ganz unmöglich, Nina's Gesundheit und vielleicht auch meine eigene würden durch einen Aufenthalt in der Stadt, welche wegen der wenig glücklichen Art der Durchführung der Stadterweiterung jetzt ein wahrer Staubpfuhl geworden ist, empfindlich

leiden. Auch für meine Tochter kann ein Aufenthalt in besserer Luft nur wohlthätig wirken. Es sind also auch Rücksichten auf unser Aller Gesundheit, welche mich zu jenem Entschlusse bestimmen."

„Aber auch die Betrachtung unserer politischen Zustände kann mich hierin nicht wankend machen, sondern nur bestärken. Alles ist noch in einem solchen Chaos, die Ansichten sind so gar nicht geklärt, die Anschauungen der Regierenden selbst so wenig festgestellt, und der Ausweg, der uns aus diesen Zuständen führen soll, so schwer erkennbar, daß es nicht viel Verlockendes besitzt, sich in dieses Gewirr zu stürzen, in welchem man möglicher Weise nur wenig Ersprießliches zu leisten vermöchte."

Zu diesen Gründen, die mich abhielten, mich in den Reichsrath wählen zu lassen, gesellten sich noch andere, welche viel des Verlockenden besaßen, in den Landesausschuß zu treten. Vorerst wollte ich nicht schon von vorneherein beiden Stellungen entsagen, weil mich das nur allzuleicht bei meinen Wählern in den Verdacht gebracht hätte, bei den vom Landtage zu vollziehenden Wahlen durchgefallen zu sein, während Landgemeinden fast immer mehr Werth darauf legen, daß ihr Vertreter in den Landesausschuß als in den Reichsrath gelange, indem sie sich von dem Ersteren mehr Vortheile als von dem Letzteren erwarten. Ueberdies durfte ich mir versprechen, im Landesausschusse eine vielleicht nicht eben glänzende, aber erfolgreiche Thätigkeit entwickeln zu können. Und endlich schäme ich mich nicht es einzugestehen, daß meine damaligen Lebensverhältnisse mich dazu zwangen, auch einigen Werth auf die Vermehrung meines Einkommens zu legen, welche die mit der Stelle eines Landesausschusses verbundenen Bezüge mit sich brachten. Wußte ich gleich recht gut, daß auf dieselbe nicht dauernd zu rechnen sei und ich daher nicht meine ganze Lebensweise darnach einrichten dürfe, so war mir doch auch schon eine blos vorübergehende Mehreinnahme äußerst willkommen.

Der Ausführung meines Entschlusses stand jedoch dadurch kein geringes Hinderniß im Wege, daß Alle, auf deren Ansicht ich Werth zu legen Ursache besaß, sich zu der entgegengesetzten Meinung bekannten. Nur der Wunsch, mich im Reichsrathe und nicht im Landesausschusse zu sehen, hatte Rechberg bewogen, mir zur Bewerbung um ein Mandat zu rathen, und Schmerling vermocht, mich hiezu förmlich zu drängen. Und mir noch viel näher stehende Personen waren der gleichen Ansicht. Mein Vater war lebhaft für meinen Eintritt in den Reichsrath, und er wurde hierin durch meinen Onkel Adamberger noch bestärkt, der bei seinem langen Aufenthalte in England und seiner Vorliebe für alles Englische die Würde eines Member of Parliament unendlich hoch zu stellen gelernt hatte. Beide fanden es ganz unbegreiflich von mir,

daß ich auf dieselbe freiwillig verzichten wollte, während sie mir doch, ohne daß ich hiefür das geringste Opfer zu bringen gebraucht hätte, gleichsam auf dem Präsentirteller entgegengetragen wurde.

Dennoch blieb ich bei meinem Entschlusse, weil ich ihn für den richtigen hielt; ich bin auch heute noch der gleichen Meinung und habe denselben niemals bereut. Am 20. April nahm der Landtag die ihm obliegenden Wahlen, und zwar Vormittags die zum Reichsrathe, Nachmittags aber die zum Landesausschusse vor. Die Letzteren waren, insofern sie aus dem ganzen Landtage erfolgten, mit Ausnahme der meinigen äußerst bestritten. Ich wurde gleich im ersten Wahlgange mit 42 gegen 24 Stimmen gewählt. Die zweite Wahl fiel auf den Abgeordneten Dück, der nach drei Wahlgängen mit vier, die dritte endlich auf Herrn von Czedik, der nach gleichfalls drei Wahlgängen mit einer Stimme Majorität gewählt wurde. Aus der Gruppe des Großgrundbesitzes war schon früher Karl Ritter von Suttner, aus derjenigen der Städte Dr. Cajetan Felder, aus der Gruppe der Landgemeinden Dr. Brestel in den Landesausschuß delegirt worden.

Unter dem Vorsitze des Landmarschalls Fürsten Colloredo traten wir nun am folgenden Tage zu unserer ersten Sitzung zusammen. Zur Besorgung der Geschäfte wurden sechs Referate gebildet. Suttner erhielt die vormals ständischen Agenden, die Personal- und Stiftungssachen, Felder die Gemeinde-Angelegenheiten, Brestel die Landesfonde, Dück die Casse, ich Alles, was sich auf den öffentlichen Unterricht bezog, Czedik endlich Einquartierung, Wasserbauten und Straßenwesen. Die veranlassende Ursache zu der letzteren Verfügung bestand darin, daß er bis dahin Professor an einer Oberrealschule, aber freilich für das Fach der Geographie und der Geschichte gewesen war.

Trotz dieser und ähnlicher, auch bei den Uebrigen vorkommenden Anomalien griffen wir doch unsere gewiß nicht leichte Aufgabe rüstig an. Das beste Vorbild hiefür fanden wir in dem patriotischen, selbstlosen Sinne unseres Landmarschalls, die ausgiebigste Stütze aber an unserer eigenen Eintracht. Aus so verschiedenen Lebens- und Berufsverhältnissen, aus so weit auseinandergehenden politischen Kreisen wir auch zusammengewürfelt, mit so ungleichen Eigenschaften wir ausgerüstet sein mochten, immer gingen wir doch einmüthig vor. Selbst wenn sich, was ja ganz unvermeidlich war, eine Meinungsverschiedenheit zwischen Einigen aus uns ergab, so ließen wir dieselbe doch niemals gegen Außen hin ans Licht treten oder zu einer Feindseligkeit zwischen uns ausarten. Positiv und negativ trachteten wir Einer dem Anderen und dadurch auch dem Landesausschusse als Corporation nützlich zu sein. Positiv dadurch, daß

[illegible]

[illegible]

[illegible] Erinnerungen [illegible]

[illegible] begonnen [illegible]

Geschichtschreiber Jodok Stülz, den ich zuerst als willkommenen Begleiter meiner Mutter auf deren Fahrten zu uns nach Kremsmünster genannt habe, der mir im Jahre 1847 die Starhembergischen Archivalien aus Riedegg nach St. Florian gebracht und der im folgenden Jahre mit mir gemeinschaftlich in Frankfurt verweilt hatte.

Bemerkenswerth scheint es mir, daß gerade die weiblichen Wesen in unserer Familie, und zwar in allen drei Generationen sich jederzeit mehr zu Stülz hingezogen fühlten, als dies mit uns Männern der Fall war. Wir konnten so leicht nicht über den Gegensatz hinweggleiten, in welchen er sich zu unserem Onkel in dessen späteren Lebensjahren gestellt hatte, und ich speciell vermochte mich auch für die politische Richtung nicht zu erwärmen, die er in Frankfurt einhielt. Bei den Frauen in unserer Familie aber fielen wohl diese Punkte nicht so sehr ins Gewicht wie bei uns. Schon als Knabe hatte ich es herausgefühlt, daß meine Mutter sich durch den Verkehr mit dem wenn auch schrofferen, aber geistig weit bedeutenderen Stülz noch mehr angezogen fühlte als durch den mit meinem und meines Bruders Lieblinge, dem ungleich weicheren und liebenswürdigeren Mayer. Meine Frau hatte insbesondere in Frankfurt sich innig an Stülz angeschlossen und bewahrte ihm diese Anhänglichkeit in stets sich gleichbleibender Weise. Die wärmste Verehrung aber brachte ihm meine Tochter seit ihrer frühesten Jugend entgegen, und je älter sie wurde, desto mehr wuchs mit ihr auch diese Empfindung, die selbst nach seinem lang schon erfolgten Tode unverändert in ihr fortlebt.

Dieser freilich nur dreitägige, aber äußerst vergnügte Aufenthalt in St. Florian konnte für uns alle drei nur ein wahrhaft gesegneter genannt werden; am meisten für meine Frau, deren trauriger Zustand während dieser Zeit so merkbar sich besserte, daß uns dies mit den freudigsten Erwartungen für die nächste Zukunft erfüllte. Meine Tochter aber war in Folge der Jugenderinnerungen, die in so reichem Maße in ihr auftauchten, des so überaus Schönen und Merkwürdigen, das sie nun bei weit besserem Verständnisse zu sehen bekam, als sie es in ihrer Kindheit besaß, und endlich der wohlthuenden Liebenswürdigkeit, mit welcher die Stiftsgeistlichen ihr entgegenkamen, wirklich ganz glücklich. Nur schwer trennte sie sich von St. Florian und sie erklärte, um den Preis, dort länger verweilen zu können, würde sie sogar unserer beabsichtigten Reise entsagen, so sehr sie sich auch auf dieselbe gefreut habe. Und ich selbst fand nicht nur an dem Umgange mit so vielen älteren und jüngeren Freunden sehr großes Gefallen. Durch den damaligen Stiftsarchivar, den jetzigen Prälaten Ferdinand Moser wurde mir ein für mich werthvolles Manuscript mitgetheilt, das, von dem Propste Johann

Georg Wiesmayr herrührend, interessante Aufzeichnungen dieses Zeitgenossen über den Einfall der Franzosen und Baiern in Oberösterreich aus dem Jahre 1741 enthält.

Mit schwerem Herzen, aber doch in heller Freude über die Genesung meiner Frau verließen wir insgesammt am 20. August St. Florian und begaben uns zuerst nach Mondsee, von wo wir den Schafberg besteigen wollten, wozu es jedoch des Regenwetters wegen nicht kam. Besser erging es uns während einer dreitägigen Rundfahrt, die uns von Salzburg aus über Reichenhall nach Unken, wo meine Frau mit meiner Mutter und meiner Tochter vor fünf Jahren verweilt hatte, von da aber in südlicher Richtung nach Frohnwies führte, von wo wir die Seisenbergklamm besuchten, in der ich dreiundzwanzig Jahre früher mit meinem Freunde Alexander Wagner zum ersten Male gewesen war. So wie damals mit ihm, ging ich jetzt allein, dem nachfolgenden Wagen voraus, den Hirschbühel hinan. Auf dessen Höhepunkte nahmen wir im Angesichte der über die kleineren Waldberge trotzig emporstrebenden Mühlsturzhörner ein frugales Mahl ein und setzten dann den Weg nach Berchtesgaden fort, von wo aus wir am folgenden Tage den Königssee besuchten.

In München erfreute es mich sehr, meinem Töchterlein als freilich nicht genug fachmännisch gebildeter Cicerone durch die Neubauten und Kunstsammlungen dieser Stadt dienen zu können, welche ihren ganzen Enthusiasmus erweckten. Außerdem muß ich den für mich ungemein anregenden Verkehr mit dem ehemaligen Minister Freiherrn Gustav von Lerchenfeld, einem überaus liebenswürdigen, geistvollen und kenntnißreichen Manne, welcher mit echtdeutscher Vaterlandsliebe eine tiefempfundene Hinneigung zu Oesterreich verband, und einen Ausflug nach dem Starnberger See erwähnen, den wir in seiner Gesellschaft unternahmen.

Einen Theil des 30. August brachten wir mit der Besichtigung Augsburgs zu, in Stuttgart aber besuchte ich am folgenden Tage meinen alten Frankfurter Clubgenossen Rümelin, der in der Zwischenzeit eine sehr hervorragende Stellung im württembergischen Staatsdienste erreicht hatte.

Ganz besonderes Interesse gewährte es mir, Heinrich von Gagern in Heidelberg aufsuchen zu können, wo er damals als Privatmann lebte. Herzlicher und zuvorkommender konnte wirklich der Empfang nicht mehr sein, welchen nicht nur ich allein, sondern auch meine Frau und meine Tochter bei ihm und seiner Familie fanden. Längst war der politische Gegensatz, der uns in Frankfurt auseinandergeführt, in den Hintergrund getreten; ich fand in ihm nur dieselbe offene, edle und sympathische, gleichzeitig herzgewinnende und imponirende Persönlichkeit wieder, als

die er mir in Frankfurt erschienen war. Und es erweckte ein wohlthuendes Gefühl der Selbstbefriedigung in mir, daß ich, so lange Zeit auch seit meinem ersten Zusammentreffen mit Gagern verflossen und so viel inzwischen in Wien über ihn geschmäht und gespottet worden sein mochte, doch niemals meine Stimmung über ihn geändert, daß ich selbst in den trübsten Tagen nicht irre geworden war an diesem wahrhaft seltenen Manne. So anmuthend war auch der Kreis seiner überaus liebenswürdigen und hochgebildeten Familie, daß man sich rasch heimisch in demselben fühlte.

Allzeit bereitete es mir ganz besonderes Vergnügen, hie und da ein klein wenig abzuweichen von der allbetretenen Heerstraße, und auch manchmal einen Ort zu besuchen, der etwas abseits von ihr liegt. Lang schon hatte es zu meinen Wünschen gehört, einmal Speyer und die dort neu erbaute Domkirche zu sehen. Gagern, dem ich von dieser Absicht sprach, bestärkte mich in derselben und sagte mir ein Empfehlungsschreiben an einen besonders intelligenten Domherrn, Namens Molitor zu, vergaß aber im letzten Augenblicke, es mir wirklich zu geben. In Speyer angekommen, suchte ich auch ohne eine solche Einführung den Domherrn Molitor auf, und wir fanden an ihm nicht nur einen äußerst gefälligen, sondern auch einen überaus mittheilenden und kenntnißvollen Führer. Kaum jemals empfand ich es in gleichem Maße, wie unendlich es den Genuß erhöht, wenn man Gegenstände der Kunst unter Leitung eines nicht nur der Sache vollkommen kundigen, sondern überhaupt geistvollen Mannes betrachten darf. Durch mehr als zwei Stunden geleitete uns Molitor in dem prachtvollen Dome umher, und nicht nur hinsichtlich der Bauten machte er uns auf viel Merkwürdiges aufmerksam, auch die schönen Gemälde, insbesondere von Schraudolph wußte er uns in sinnreicher Weise zu erklären. Ihm allein dankten wir es, wenn wir neben dem Besuche bei Gagern den des Domes zu Speyer als das uns erfreuendste Ereigniß unserer ganzen Reise betrachteten.

So wie jeder Besucher von Heidelberg, welcher ernsten Eindrücken nur einigermaßen zugänglich ist, mit wahrem Abscheu vor der wenngleich schon vor zweihundert Jahren geschehenen Verwüstung der Pfalz durch die mordbrennerischen Banden König Ludwigs XIV. von Frankreich erfüllt wird, so bringt auch bei dem Anblicke von Speyer der Gedanke, daß die dortigen Kaisergräber von den Franzosen aufgewühlt und ihr Inhalt verstreut wurde, die tiefste Entrüstung hervor. Unbegreiflich wird die Verirrung eines anderen Königs Ludwig, welcher, obgleich der Landesherr von Speyer, doch jenen grausamen Zerstörer als ein nachahmenswerthes Vorbild fürstlicher Größe betrachtete.

Während der Weiterfahrt nach Frankfurt, und zwar im Bahnhofe zu Darmstadt wurde uns die Freude zu Theil, mit meinem Schwager Ignaz Schaeffer zusammenzutreffen, der für ganz kurze Zeit aus London herübergekommen war, um uns zu sehen. Gemeinsam mit ihm brachten wir nun den nächsten Tag in Frankfurt zu; meine Frau und ich schwelgten in alten Erinnerungen, und mit wehmüthigem Gefühle besuchte ich die Paulskirche und sah dort den Platz wieder, den ich in der Nationalversammlung eingenommen hatte.

Von Frankfurt aus begleiteten wir meinen Schwager, welcher wieder nach London zurückkehren mußte, mit der Eisenbahn bis Mainz und von da mit dem Dampfschiffe nach Köln. Mit den angenehmsten Erinnerungen an die gleiche Fahrt im October 1848 legten wir dieselbe auch jetzt wieder zurück, wie damals vom Wetter begünstigt. Den Rückweg von Köln nach Mainz aber machten wir mit der Bahn; von Mainz aus besuchte ich einen anderen Frankfurter Freund, den wackeren Wernher in Nierstein, der mich mit großer Liebenswürdigkeit empfing. Diese rheinhessische Weingegend einmal zu sehen, interessirte mich sehr, obgleich sie mir wegen ihrer vollständigen Baumlosigkeit nicht gerade gefiel.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, brachen wir alsbald von da nach Nürnberg auf und besichtigten dann mit größter Aufmerksamkeit die so überaus merkwürdige Stadt. Auch an Regensburg gingen wir nicht achtlos vorüber, und ein Besuch der Walhalla bildete einen äußerst lohnenden Ausflug.

Nachdem wir bei Passau die österreichische Grenze überschritten, überfielen wir in Tolet die Familie Revertera, die uns, da wir nicht angemeldet waren, zwar mit großem Erstaunen, aber auch mit ungemeiner Herzlichkeit aufnahm. Nach zwei daselbst sehr angenehm verlebten Tagen kamen wir am 14. September wieder nach St. Florian, wo wir zu unserer großen Freude mit meinen Eltern zusammentrafen. Am 17. September waren wir in Mauer zurück und am Ende unserer von so günstigem Erfolge gekrönten Reise. Als für mich erfreuend muß ich auch die Auszeichnung erwähnen, welche mir zu jener Zeit die philosophische Facultät der Universität Breslau durch die Wahl zu ihrem Ehrendoctor erwies. Da ich mit keinem einzigen Mitgliede derselben irgend eine Verbindung unterhielt, wie ich denn auch heute noch nicht weiß, auf wessen Vorschlag meine Wahl erfolgte, so durfte ich sie meinen historischen Arbeiten zuschreiben und war dadurch nicht wenig geschmeichelt.

Ein leider nur zu kurzer Aufenthalt, welchen mein Bruder und Schwägerin vor ihrer Rückkehr nach Rußland bei uns machten, ls sehr viel Vergnügen. Aber es wurde durch eine

ernstliche Erkrankung recht getrübt, welche gleich darauf meine Mutter befiel. Zu nicht geringer Beruhigung gereichte es mir, daß meine Frau sich zu dieser Zeit so wohl befand, daß sie sich völlig der Pflege meiner Mutter zu widmen vermochte. „Sie hat an mir gehandelt," schrieb die Letztere nach ihrer Wiederherstellung an meinen Bruder, „wie mein eigenes Kind."

1862.

Es war um so erfreulicher für mich, daß sich meine Frau zu jener Zeit in der Lage befand, meiner Mutter in ihrer Krankheit so viel Liebes zu erweisen, als gerade damals ein Entschluß zur Ausführung gelangte, der für die hiebei Betheiligten gar manches Gute, aber auch manches recht Unwillkommene in Aussicht stellte. Ich hielt es für meine Pflicht, die nicht unbeträchtliche Vermehrung meiner Einkünfte zur Erfüllung eines sehnlichen Wunsches meiner Frau zu benützen, der darin bestand, eine eigene Haushaltung zu führen.

Wohl Jedermann, und insbesondere jede Hausfrau wird schon von vorneherein diesen Wunsch als einen billigen betrachten. Mir aber schien er um so berücksichtigungswürdiger zu sein, als ja die Hoffnung nicht ausgeschlossen war, die stete Beschäftigung mit der Leitung ihres Haushaltes werde die Rückkehr jenes ebenso räthselhaften als peinlichen Zustandes hintanhalten, an welchem meine Frau so häufig litt und der in nichts so sehr als in Kundgebungen bitterer Selbstvorwürfe über die vermeintliche Unthätigkeit, deren sie sich anklagte, seinen Ausdruck fand.

Aber nicht allein für meine Frau, auch für meine Eltern ließen sich von einer solchen Aenderung gar manche Vortheile erwarten. Insbesondere war es mein Vater, welcher fortwährend über die zu enge Räumlichkeit des ihm zu Gebote stehenden Theiles unserer gemeinsamen Wohnung klagte und lebhaft deren Erweiterung wünschte. Und mehr noch als für ihn brachte das enge Zusammenleben mit meiner Frau, welche durch lange, oft über ein Jahr dauernde Zeiträume so schwer leidend war, auch für meine Mutter unendlich viel Trauriges mit sich, während gerade meine Eltern als schon recht bejahrte Leute nicht nur Anspruch auf Erheiterung und Zerstreuung besaßen, sondern auch, ins-

besondere meine Mutter, ein ziemlich lebhaftes Verlangen nach einer solchen empfanden.

Aber freilich stand das Letztere, das ließ sich nicht verkennen, in einem gewissen Gegensatze mit der Trennung von uns. Bei unserem bisherigen Zusammenleben boten doch, um nur einen einzigen Punkt zu erwähnen, schon die gemeinschaftlichen Mahlzeiten allen hiebei Betheiligten eine nicht geringe Anregung dar. Hiezu kam noch, daß, wie ich schon erwähnte, bei der Augenschwäche meines Vaters nicht selten ich selbst, noch häufiger meine Tochter und manchmal sogar meine Frau die Pflichten eines Vorlesers bei ihm übernahmen. Brachte also die Trennung von uns auch schon für meinen Vater manche Entbehrung mit sich, so war dies noch in weit höherem Maße bei meiner Mutter der Fall. Ihr lebhafter Sinn für geselligen Verkehr, dies ließ sich mit ziemlicher Bestimmtheit vorhersehen, werde nicht wenig darunter leiden, wenn sie die sehr lange Zeit, welche mein Vater täglich im Antikencabinete zubrachte, allein zu Hause sein müsse, und wenn ein Gleiches auch manchmal des Mittags und des Abends geschehe. Am schwersten aber werde meine Mutter, daran konnte ich nicht zweifeln, die Trennung von meiner Tochter empfinden, denn zwischen Großmutter und Enkelin bestand ein wahrhaft rührendes Verhältniß.

Auf die Gestaltung dieses letzteren hatte der Umstand, daß wir uns seit 1849, also seit zwölf Jahren in einer und derselben Wohnung mit meinen Eltern befanden, äußerst günstig gewirkt. Als wir dieselbe bezogen, war meine Tochter ein vierjähriges Kind voll der glücklichsten Anlagen, von freundlichem, anschmiegendem Wesen. Da war es wohl nur natürlich, daß meine Mutter, selbst so lebhaften Geistes, sich für die Entwicklung des ihr so nahestehenden Kindes aufs Höchste interessirte und auf dieselbe so viel als nur möglich fördernd einzuwirken sich bestrebte. Die tiefe Melancholie, in welche meine Frau damals durch den Verlust ihres Söhnchens versetzt war und an deren Stelle nicht viel später jener peinliche und lähmende Krankheitszustand trat, den ich schon so oft zu erwähnen gezwungen war, mußte nothgedrungen Großmutter und Enkelin einander noch näher bringen.

Nichts aber erleichtert den täglichen, ja den stündlichen Verkehr mehr als eine gemeinsame Wohnung. So oft es ihr nur möglich war, schlüpfte meine Tochter zu ihrer Großmutter hinüber; meine Frau und ich selbst aber begünstigten dies, denn wir konnten ja unser Kind in keinen besseren Händen wissen. Da wurde denn zwischen der alten Frau und dem heranwachsenden Mädchen nicht nur fröhlich geplaudert, sondern auch fleißig gelesen und gelernt; in reichem Maße heimste meine Tochter

die köstlichen Gaben ein, welche der stete Umgang mit meiner Mutter ihr darbot, während die Letztere wieder an dem jugendfrischen Gemüthe ihrer Enkelin sich selbst verjüngte.

Dem Allen wurde nun durch die Trennung von uns zwar kein vollständiges Ende gemacht, aber doch eine viel engere Schranke gezogen. Um die letztere für meine Mutter nicht zu einer allzu peinlichen werden zu lassen, verabredeten wir, daß meine Tochter sie nicht nur so oft als möglich besuchen, sondern daß sie auch einen Tag der Woche, den Donnerstag, ausschließlich bei ihr zubringen solle.

Auch wir Beide, meine Frau und ich widmeten meiner Mutter sehr viele Zeit. Anfangs ging ich täglich zu ihr, was um so nothwendiger erschien, als sie auch nach unserem Scheiden aus ihrer Wohnung noch geraume Zeit ungemein leidend war und sich nur sehr schwer und langsam erholte. Aber nachdem dies endlich geschehen war, kam auch sie sehr oft zu uns, und mit dem ihr eigenen neidlosen Sinne erfreute sie sich an dem Behagen, das wir an unserer neuen Behausung fanden, und insbesondere an dem Vergnügen, welches der Besitz eines eigenen, hübsch eingerichteten Zimmerchens meiner Tochter, ihrem Liebling bereitete.

Die erste Zeit unseres Aufenthaltes in der neuen Wohnung — im Melkerhofe — verging uns denn auch angenehm, heiter und still. Meine damalige zufriedene Stimmung wurde nicht wenig durch eine neue Beziehung erhöht, in welche ich getreten und die für mich ebenso ehrenvoll als erfreulich war.

Schon vor längerer Zeit war es einmal geschehen, daß ich bei einem meiner nicht ganz seltenen Spaziergänge mit meinem Vater im Prater der Frau Erzherzogin Sophie, der Mutter des Kaisers begegnete. Bei der Unsitte der Wiener, welcher freilich auch ein gewisses Gefühl der Pietät für ihr Kaiserhaus zu Grunde liegt, überall dort in dichter Schaar nachzudrängen, wo irgend eines seiner Mitglieder sich im Freien ergeht, war uns die Annäherung der hohen Frau schon von Weitem erkennbar. Respectvoll wichen wir zur Seite, sie zu grüßen, da trat plötzlich die Erzherzogin auf uns zu, meinen Vater zu fragen, ob ich sein Sohn und derjenige sei, der das Buch über den Prinzen Eugen geschrieben habe. Auf die bejahende Antwort richtete nun die Erzherzogin ihre Worte an mich und sprach so lang, so liebenswürdig und so anerkennend über mein Buch, dankte mir mit so vieler Herzlichkeit für die Freude, die ihr dasselbe gemacht, daß dieses ausführliche Gespräch förmlich Aufsehen erregte. Ja die Neugierigen, die sich in recht indiscreter Weise herzudrängten, mußten wohl das eine oder andere Wort erlauscht

haben, das die Erzherzogin sprach, denn am folgenden Tage erschien, natürlich ganz ohne mein Zuthun, in mehreren Journalen ein Bericht über diese Begegnung im Prater. Mit Recht wurden die Worte, deren die Erzherzogin mich gewürdigt, als eine Anerkennung gepriesen, welche sie ernstem wissenschaftlichem Streben zu Theil werden ließ.

Obgleich ich, soviel es von mir abhing, es bescheiden vermied, der Erzherzogin bei ihren regelmäßigen Spaziergängen im Prater allzu häufig zu begegnen, so geschah dies doch manchmal, und fast allzeit durfte ich mich einer huldvollen Ansprache erfreuen. Einmal war dies, und zwar, wenn ich nicht irre, im November 1861 wieder der Fall, und die Erzherzogin richtete das Begehren an mich, ihr Jemand zu nennen, der bereit und geeignet sei, ihr Bücher historischen Inhaltes vorzulesen. Ganz unvorbereitet auf dieses Verlangen nannte ich Mehrere, von denen ich glaubte, daß sie für eine solche Aufgabe nicht ungeeignet seien. Nachdem aber keiner der von mir Erwähnten Gnade vor den Augen der Erzherzogin gefunden, schwieg ich still, weil es mir schien, als ob sie mich selbst zu ihrem Vorleser anwerben wolle, während ich mich doch unmöglich hiezu in Vorschlag zu bringen vermochte. Da unterbrach sie das augenblickliche Schweigen mit den überaus gütigen, aber doch auch ein klein wenig ungeduldigen Worten: „Ja, aber merken Sie denn noch immer nicht, daß ich keinen Anderen haben will als Sie?"

Man kann sich die freudige Bereitwilligkeit denken, mit welcher ich auf die Aufforderung der Frau Erzherzogin einging. Unverzüglich begannen die Vorlesungen, welche an drei Tagen der Woche, jedes Mal am Morgen von neun bis zehn Uhr stattfanden. Außer der Erzherzogin selbst waren nur ihre beiden liebenswürdigen Hofdamen, die Gräfinnen Paar und Zamoyska dabei anwesend. Historische Bücher kamen zunächst an die Reihe, und häufig unterbrach die Erzherzogin die Vorlesung, um auf sie bezügliche Fragen zu stellen, die ich denn auch nach bestem Wissen zu beantworten mich bestrebte. Am Schlusse der Vorlesung fand noch ein kurzes Gespräch statt, welches nicht selten die Tagesereignisse berührte, worauf ich mich entfernte.

Neue Nahrung erhielt die vergnügte Stimmung, in der wir den Winter von 1861 auf 1862 verlebten, durch ein für uns überaus freudiges Ereigniß, indem meine Schwägerin Emma in St. Petersburg am 2. Februar 1862 einen gesunden Knaben zur Welt brachte, welcher in der Taufe den Namen Constantin erhielt. Glücklich wuchs er in den seither verflossenen Jahren zum Jünglinge und zum Manne heran. In dem dritten Dragoner-Regimente als Oberlieutenant dienend, bildet er, selbst wieder nach seinem Herzen verheiratet, mit seiner reizenden

Frau und seinen zwei lieblichen Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, die Freude seiner Eltern.

Zu der Zufriedenheit, von der ich soeben sprach, trug außer dem günstigen Gesundheitszustande meiner Frau und dem Behagen, das wir alle Drei an unserer neuen Wohnung empfanden, der Umstand nicht wenig bei, daß ich jeden Augenblick, den ich von meinen amtlichen Arbeiten im Landesausschusse sowie im Staatsarchive erübrigen konnte, meinem Werke über die Kaiserin Maria Theresia zu widmen vermochte. Voll rastlosen Eifers schrieb ich an dessen erstem Bande, und oft lobte ich in meinem Inneren meinen Entschluß, nicht in den Reichsrath zu gehen, wodurch ich mir die Möglichkeit gewahrt hatte, mich ungestört der Hauptaufgabe meines Lebens zu widmen. Da ich aber die Besorgniß hegte, sie könnte zu groß und zu umfangreich sein für meine doch nur bescheidene Kraft, so theilte ich die Regierungszeit der Kaiserin Maria Theresia in vier gleichsam sich von selbst ergebende Perioden; über jede derselben wollte ich ein eigenes, selbstständiges Werk schreiben. In solcher Weise hoffte ich es zu erreichen, daß, wenn ein frühzeitiger Tod, etwaiges Unvermögen, die Arbeit weiterzuführen, oder ein anderer zwingender Abhaltungsgrund mich an deren vollständiger Beendigung hindern sollte, doch auch das, was mir durchzuführen vergönnt war, als ein vollendetes Werk und nicht bloß als ein vereinzeltes Bruchstück eines solchen anzusehen sein würde.

Mitten in dieser Arbeit wurde ich durch eine recht schwere Erkrankung unterbrochen, die mich in den letzten Februartagen des Jahres 1862 befiel. Ohne mein Leben so sehr wie vor fünfzehn Jahren — 1847 — zu bedrohen, war mein Leiden, welches die Aerzte Nervenfieber tauften, doch ein sehr ernstliches zu nennen. Drei Wochen hindurch lag ich tief zu Bett und war auch nach eigentlich schon überstandener Krankheit noch so entkräftet, daß ich mich nur langsam erholte. Ja selbst im April stellten sich hie und da wieder einige, wenngleich leichtere Rückfälle ein. Sie steigerten die Besorgnisse meiner Angehörigen um mich, und dringend verlangten sie von mir, ich möge nur ja den kommenden Sommer zu einem längeren Landaufenthalte in größerer Entfernung von Wien benützen.

Von Seite des Archives, dessen damaliger Vorstand, Hofrath von Erb mir stets mit größter Zuvorkommenheit begegnete, wäre kein Hinderniß gegen meine längere Beurlaubung zu besorgen gewesen. Meine schriftstellerische Arbeit hinauszuschieben, hing einzig und allein von mir selbst ab, und wenn mir gleich die beträchtliche Verzögerung, welche das Erscheinen des ersten Bandes meines Werkes erleiden mußte, ungemein nahe ging, so blieb mir doch nichts übrig, als mich darein zu fügen.

Am schwersten fiel es mir, meine Arbeiten im Landesausschusse durch längere Zeit im Stiche zu lassen, aber der Landmarschall Fürst Colloredo und meine Collegen ermuthigten mich mit größter Theilnahme hiezu. Insbesondere erinnere ich mich eines Besuches, welchen Brestel in dieser Absicht mir machte. Wahrhaft brüderlich drang er, der mir sonst gar nicht so nahe stand, in mich, Ausgiebiges für meine erschütterte Gesundheit zu thun. Wie ungünstig man sie damals beurtheilte, ersehe ich aus einem Briefe meiner Mutter an meinen Bruder vom 15. April. „Daß man," schreibt sie ihm, „in so jungen Mannesjahren aufs Tiefste betrübt ist, einen kränklichen Körper umherschleppen zn müssen, begreift wohl Niemand so gut wie ich, die ich mich selbst im zweiundsiebzigsten Lebensjahre noch nicht an das langweilige ‚sich Pflegen' gewöhnen kann." Und zwei Wochen später, am 28. April sagt sie: „Das Einzige, was mich ungemein schmerzt, besteht darin, daß Alfred doch ein sehr schwächlicher und kränklicher Mensch ist."

Es scheint fast, daß meine gute Mutter sich durch die Lebhaftigkeit ihres Wesens und bei dem traurigen Eindrucke, den meine Krankheit auf sie hervorbrachte, zu einer allzu düsteren Ansicht über mein Befinden überhaupt hinreißen ließ. Wenigstens war ich so glücklich, meinen Körper, über welchen meine Mutter vor mehr als dreißig Jahren ein für mich so niederschlagendes Urtheil fällte, doch in ziemlich erträglichem Zustande in mein vierundsiebzigstes Lebensjahr, also in ein noch höheres Alter als dasjenige herüber zu retten, in welchem sie selbst sich damals befand. So sehr wie über diesen willkommenen Umstand kann ich mich auch über meine hiebei hervortretende Aehnlichkeit mit meiner Mutter nur freuen, indem auch mich die stete Mahnung zur Rücksicht auf meine Gesundheit nicht gerade angenehm berührt.

Dem von allen Seiten auf mich einstürmenden Drängen mußte ich endlich nachgeben, obgleich die Anforderungen, die von den für mich so übermäßig Besorgten gestellt wurden, nichts weniger als bescheidene waren. Einen dreimonatlichen Urlaub zu verlangen, schien mir der Gipfelpunkt aller Indiscretion zu sein. Aber kaum hatte ich mich hiezu entschlossen und dieses Begehren gestellt, so wurde es auch schon in der zuvorkommendsten Weise bewilligt.

In der Erinnerung an die so überaus vergnügten Tage, die wir vor vierzehn Jahren in dem freundlichen Gleichenberg verlebt, und an die günstige Wirkung, welche damals die dortige Heilquelle auf mich hervorgebracht hatte, fiel unsere Wahl auch jetzt wieder auf diesen lieblichen Ort. Nach Beendigung der dortigen Cur wollte ich mich in meinen Wahlbezirk, zunächst nach Reichenau begeben und von da den ganzen

Bezirk bereisen. Ein Ausflug nach Oberösterreich sollte den Abschluß meiner Urlaubszeit bilden.

Da auch meine Frau unseren ersten Aufenthalt in Gleichenberg in bestem Andenken behalten hatte, brachen wir in der zweiten Hälfte des Mai in vergnügtester Stimmung dorthin auf. Unsere Freude wurde dadurch nicht wenig erhöht, daß meine Mutter sich entschloß, uns bis Graz zu begleiten. Eine ihrer ältesten und treuesten Freundinnen, die Gräfin Julie Rothkirch, welche meine Mutter in einem ihrer Briefe an meine Tochter „eine der vortrefflichsten Frauen" nennt, „die sie in ihrem langen Leben kennen gelernt, mit allen köstlichen Gaben des Geistes und des Herzens, mit den schönsten Tugenden ausgestattet" — dann die Gräfin Louise Schönfeld, geborne Neumann, welche gleichfalls mit inniger Liebe an meiner Mutter hing, begrüßten sie dort mit Jubel. Auch die Gräfin Therese Herberstein und Frau zur Helle, welch Letztere wir in Wien ziemlich häufig sahen, waren ungemein freundlich für sie.

Während meine Mutter in solcher Weise in Graz gefeiert wurde, setzten wir unsere Fahrt nach Gleichenberg fort. Aber kaum waren wir dort, als es mir zu meinem größten Schrecken immer mehr zur Gewißheit wurde, daß meine arme Frau wieder von ihrem alten Uebel befallen worden sei. Wenn sich auch dasselbe diesmal vielleicht ein klein wenig milder als sonst erwies, so wurden wir doch sehr hart hievon betroffen, und wir mußten unsere ganze, so herrlich geträumte Sommerfreude als verloren betrachten.

Trotz der traurigen Stimmung, in welche der Krankheitszustand meiner Frau mich versetzte, erfüllte mich doch die Nachricht mit lebhafter Freude, daß ich am 28. Mai zum wirklichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften gewählt wurde. Mit Stolz und mit Rührung theilte mein Vater mir dieses Ereigniß mit, mit Stolz, weil es noch niemals vorgekommen war, daß Vater und Sohn gleichzeitig der Akademie als wirkliche Mitglieder angehört hatten. Behauptete ja doch ein freilich sehr wohlwollender Beurtheiler, dieser Fall erinnere an den, wie Vater und Sohn Scherpon zugleich den Theresienorden erhielten. Mit Rührung aber schrieb mir mein Vater, weil viele Akademiker, insbesondere Baron Münch, Karajan, Ferdinand Wolf, Feil, Bergmann und Seidl von der einen, Baumgartner, Burg, Haidinger, Kreil und Kner von der anderen Classe diesen Anlaß benützten, sich in anerkennendster Weise über mich zu äußern. Sie sind nun Alle schon todt, und ich kann nichts Anderes thun, als ihnen ein dankbares Andenken bewahren.

Nachdem wir von Gleichenberg aus eine schöne Partie nach der imposanten Riegersburg unternommen, verließen wir den freundlichen

Curort am 5. Juli und begaben uns in Folge einer dringenden Einladung zu vorübergehendem Besuche nach dem nahe gelegenen Schlosse Hainfeld, das damals einem Altersgenossen und Freunde meiner Kindheit, dem früheren Hauptmann und nachmaligen Abgeordneten Freiherrn Karl von Hammer gehörte. Von ihm, seiner Frau und seiner Kinderschaar aufs Herzlichste bewillkommt, besichtigten wir das weit ausgedehnte Schloß, welches Karls Vater, der berühmte Orientalist, von der letzten Gräfin Purgstall, einer Engländerin von Geburt geerbt hatte. Mit mehr Verwunderung als Wohlgefallen sahen wir all die Sonderbarkeiten, durch welche der eigenthümliche Mann die Zeit seiner Herrschaft in Hainfeld verewigte. An den in der Schloßkapelle aufgestellten Grabstein erinnere ich mich, den er seiner Gemalin bei ihren Lebzeiten zu einem ihr nicht gerade willkommenen Geburtstagsgeschenke gemacht, sowie an die überaus zahlreichen, zum Theile ziemlich geschmacklosen Inschriften in türkischer, persischer und arabischer Sprache, welche mit beigefügter deutscher Uebersetzung auf den Stiegen und in den Gängen, in den Zimmern, auf den Ruheplätzen im Garten, ja sogar an manchem unnennbaren Orte angebracht waren. Die weihevolle Stimmung, mit der man sonst den Ort betritt, an welchem ein Großer der Wissenschaft gewandelt, wurde dadurch fast in ihr Gegentheil verkehrt.

So wie in Hainfeld bei Hammer fanden wir auch in Gösting nächst Graz bei Frau zur Helle freundlichste Aufnahme. Von da begaben wir uns nach Reichenau, das bekanntlich in meinem damaligen Wahlbezirke liegt. Durch etwa zwei Wochen blieben wir daselbst, und insbesondere beeiferten sich die Brüder Waisnix als meine politischen und persönlichen Anhänger, uns unseren dortigen Aufenthalt recht angenehm zu machen. Am 26. Juli verließen wir Reichenau und gingen an die Bereisung meines Wahlbezirkes; in den Orten, in denen sich Bezirksämter befanden, wie in Gloggnitz, Aspang, Kirchschlag und Neunkirchen, dann in Gleißenfeld und Buchberg hielt ich Wählerversammlungen ab, welche von dem günstigsten Erfolge begleitet waren. Ueberall freute man sich meiner Anwesenheit, überall gab man in lebhaften Worten seine Zustimmung zu meinen Ansprachen zu erkennen, überall zeigte man sich zufrieden, mich als Vertreter zu besitzen.

In Neunkirchen eingetroffen, wurde ich am 31. Juli, nachdem ich dort mein Geschäft zu meiner größten Zufriedenheit abgethan, durch die von einem Ankömmling aus Wien überbrachte Nachricht aufs Aeußerste erschreckt, der Melkerhof, das Haus, in welchem ich wohnte, sei von Grund aus abgebrannt. Mit nicht geringer Spannung wartete ich das Eintreffen der Zeitungen ab, um ihnen, sei es die Bestätigung dieser trost-

losen Kunde, oder eine Berichtigung derselben zu entnehmen. Und wirklich war das, was die Journale enthielten, nicht ganz so betrübend als das Anfangs zu uns gedrungene Gerücht. Allerdings hatte ein sehr arger Brand im Melkerhofe gewüthet, aber es war doch nur der Dachstuhl von den Flammen verzehrt und das Gebäude selbst, einige geringfügige Schäden abgerechnet, von ihnen verschont worden.

Allsogleich brachen wir nach Wien auf, um uns von dem Umfange des Unfalls, der uns betroffen, selbst zu überzeugen. Und da es unter den einmal obwaltenden Umständen ganz unausführbar zu sein schien, in unserer eigenen Wohnung Unterkunft zu suchen, fuhren wir gleich vom Bahnhofe weg nach der unserer Eltern, welche von Wien abwesend waren und von denen wir mit Bestimmtheit voraussetzen durften, sie würden uns dieselbe gern zu vorübergehender Benützung überlassen.

Schon Anfangs Juni hatte sich meine Mutter nach Karlsbad begeben, um daselbst mit meinem Bruder zusammenzutreffen, welcher dorthin, leider mit Zurücklassung von Frau und Kind in St. Petersburg, seine Großfürstin zu geleiten verpflichtet war. Etwa einen Monat später traf auch mein Vater in Karlsbad ein, und nach einem ungefähr zweiwöchentlichen gemeinsamen Aufenthalte daselbst verfügten sich meine Eltern nach Ischl, von wo aus sie uns gleich nach Empfang der Nachricht von dem Brande des Melkerhofes telegraphisch autorisirten, ihre Wohnung zu benützen.

Wir waren um so dankbarer dafür, als die unserige wirklich kaum beziehbar gewesen wäre. Der materielle Schaden, den wir durch den Brand erlitten, war allerdings geringer, als wir im ersten Augenblicke besorgt hatten. Wohl war ausnahmslos Alles, was wir auf dem Dachboden verwahrten, von den Flammen vernichtet worden, aber sehr Werthvolles befand sich doch nicht darunter; ein Vorrath von älteren, aber nicht gerade kostbaren Büchern und schon gebrauchten Einrichtungsstücken war noch dasjenige, dessen Verlust ich am meisten bedauerte. Und in unserer im dritten Stockwerke, somit gleich unter dem brennenden Dache gelegenen Wohnung war eigentlich durch das Feuer nicht viel, aber weit mehr durch die eindringenden Wassermassen sowie durch die schweren Gerüste ruinirt worden, welche angebracht werden mußten, um die sich senkenden und hie und da sogar den Einsturz drohenden Plafonds zu stützen.

Ich vermag es nicht ganz zu verschweigen, daß ich auch bei diesem Anlasse wieder von befreundeter Seite wahrhaft rührende Beweise der Theilnahme und der Fürsorge erhielt. Insbesondere war es der ehemalige Unterstaatssecretär im Finanzministerium, Freiherr von Rueskefer,

der gerade unter uns im ersten Stockwerke wohnte und während des Brandes, uneingedenk der eigenen Bedrängniß das Aeußerste aufbot, um meinen verschlossenen Schreibtisch aus meiner so gefährdeten Wohnung zu entfernen. Er glaubte nämlich darin das fast vollendete Manuscript des ersten Bandes meiner Geschichte der Kaiserin Maria Theresia verwahrt und wollte dasselbe für mich retten. Ich war jedoch so vorsichtig gewesen, es vor meiner Abreise nach Gleichenberg im Staatsarchive sicher zu hinterlegen.

Nicht nur in Folge der von mir bereits erwähnten Gerüste, von denen eines einmal so hart neben meiner Tochter umfiel, daß wir im ersten Augenblicke glaubten, sie müsse von demselben getroffen worden sein, sondern auch wegen des durchdringenden Brandgeruches, den die verkohlten Balken sowie die dampfenden Reste von Kleidungsstücken, Bettzeug und sonstigem Geräthe hervorbrachten, des geschwärzten Staubes, der Alles mit einer dichten Kruste bedeckte, der furchtbaren Hitze und des donnernden Getöses, welches das unausgesetzte Herabwerfen der hölzernen Trümmer des verbrannten Dachstuhles und der zerbrochenen Ziegel in die kaum passirbaren Hofräume verursachte, nach denen unsere Fenster gingen, wurde der Aufenthalt in unserer Wohnung ganz unerträglich. Da meine Urlaubszeit noch nicht vollständig abgelaufen war, beschloß ich, mich durch das Mißgeschick, das wir erlitten, nicht von der Verfolgung meines ursprünglichen Planes abwendig machen zu lassen, sondern den Rest meines Urlaubes zu einem Ausfluge nach St. Florian zu benutzen.

Mit einem Ummege, der uns über Lunz und Gaming nach Weyer und Steyr führte, begaben wir uns nach St. Florian, und es war ein sehr hübsches Zusammentreffen, als wir dort genau in derselben Minute mit meinen von Ischl her ankommenden Eltern einfuhren. Aber obgleich sich in St. Florian wie gewöhnlich Alles in Zuvorkommenheit überbot, bewährte der dortige Aufenthalt diesmal seine Heilkraft nicht, denn der Termin, binnen dessen man auf eine Aenderung in dem Befinden meiner Frau hoffen durfte, war von seinem Ablaufe noch sehr weit entfernt. Sie kehrte daher, ohne irgend eine Besserung zu verspüren, mit mir und unserer Tochter gegen Ende des August nach Wien zurück.

Meine Eltern blieben noch in St. Florian, denn sie hatten dort einen so rührenden Brief von meines Vaters einziger noch lebenden Schwester erhalten, die in so innigen Worten ihren sehnsuchtsvollen Wunsch aussprach, sie noch einmal im Leben zu sehen, daß sie es nicht über das Herz bringen konnten, ihr nicht zu willfahren. „Wir kamen vorgestern," berichtet meine Mutter am 26. August an meinen Bruder aus St. Florian über diesen Ausflug, „von unserer Excursion zu meiner

Schwägerin Leonore zurück, brachten beide Nächte bei Deiner ehemaligen Ziehschwester Nanny Staininger in der Hangleithen zu und nahmen die freundlichsten Eindrücke mit nach Hause. Ohne Ausnahme fanden wir sie Alle, trotz einer ungemein schlichten, beschränkten Lage vollkommen zufrieden. Friedlich und einträchtig leben sie mit einander in großer Abgeschiedenheit harmlos fort, und so bescheidene Anforderungen stellen sie an das Schicksal, daß Ruhe und Demuth bei ihnen eingebürgert sind. Auch bei unserer Nanny gefiel es mir sehr, und überall gibt man ihr das Zeugniß einer braven, wohlthätigen Frau, einer guten Mutter, einer streng sittlichen Hausfrau. Mit ihrer unverheirateten Schwester Toni, welche seit zwölf Jahren dem Haushalte des alten Staininger vorstand und in den letzten drei Jahren die treue Pflegerin des erblindeten Greises, seine Vorleserin und Stütze, sein wirklicher Trost war, steht sie in dem besten Verständniß. In die beiden hinterlassenen Töchterchen der verstorbenen Clara haben sie sich getheilt, Jede hat Eine adoptirt, und die Mädchen scheinen sehr glücklich zu sein bei den sieben Adoptivbrüdern. Kurz ich war ungemein befriedigt, denn von der unaussprechlichen Freude der guten Schwägerin kann ich Dir keine Beschreibung machen. Sie ist zwar achtzig Jahre alt, aber doch noch so rüstig, daß sie alle Tage eine Stunde weit nach der Kirche zu schleichen vermag. Aller ihrer Geisteskräfte mächtig, ist ihr Gesicht zwar schwächer geworden, ihr Gehör aber ganz ebenso scharf wie sonst. Siebenunddreißig Enkel und sechzehn Urenkel zählt die Frau, welche von ihnen hoch in Ehren gehalten wird. In wahrhaft rührender Weise dankte sie uns immerfort, insbesondere aber beim Abschiede für die Erfüllung ihres letzten, ihres einzigen Wunsches."

Auch meiner Tochter lieferte meine Mutter eine dem Wesen nach völlig gleiche Beschreibung ihres Ausfluges zu der Schwester meines Vaters. „In St. Oswald und Pregarten," fügte sie hinzu, „fanden wir noch Verwandte, welche kamen, um uns zu begrüßen. In ihrer treuherzigen Einfachheit gefielen sie uns recht wohl. So zufrieden und liebreich sahen sie Alle aus, daß man sie wirklich beneiden möchte."

Während meine Eltern von St. Florian noch einmal nach Ischl zurückkehrten, um dort den Rest des Sommers zu verleben, mußten wir in Wien wieder ihre Wohnung beziehen, denn die unserige war nicht nur in Folge des Brandes, sondern auch wegen einer hiedurch hervorgerufenen finanziellen Unternehmung des Stiftes Melk noch immer kaum bewohnbar. Die Vernichtung des Dachstuhles durch die Flammen hatte nämlich dem hochbejahrten Prälaten Wilhelm Eder sogleich den Gedanken eingegeben, das weitläufige Gebäude noch ertragsfähiger zu machen.

Statt, wie man besorgt hatte, durch die Nachricht von dem Ausbruche des Brandes aufs Aeußerste erschreckt zu werden, soll der Prälat unverzüglich ausgerufen haben: „Jetzt setze ich ein viertes Stockwerk auf.“ In Folge dessen behaupteten verleumderische Zungen, der Prälat selbst habe den Dachstuhl anzünden lassen, um mit Ersparung der Kosten, welche dessen Hinwegräumung erfordert hätte, und mit Benutzung der großen Versicherungsprämie, die er für den abgebrannten Dachstuhl erhielt, den Aufbau eines vierten Stockwerkes auszuführen.

Daß an dieser Beschuldigung kein wahres Wort war, bedarf wohl keiner besonderen Betheuerung. Aber der gleichzeitige Aufbau des vierten Stockwerkes verschlimmerte die üblen Wirkungen noch sehr, welche der Brand unseres Wohnhauses über uns gebracht hatte, wie ich denn überhaupt damals recht unerquickliche Tage verlebte. Meine Frau war in tiefe Melancholie versunken, meine Tochter in ihrem jugendlichen Alter trotz des besten Willens und unermüdlichen Bemühens kaum im Stande, den für sie hieraus hervorgehenden Aufgaben zu genügen, und ich mit Arbeiten überhäuft, welche freilich für mich auch wieder ein Glück waren, das mir über meinen häuslichen Kummer etwas leichter hinweghalf. Und die einige Wochen andauernde Anwesenheit meines Bruders, der gleichzeitig mit meinen aus Oberösterreich zurückkehrenden Eltern nach Wien kam, gereichte mir ebenfalls zur Freude. Zwar wurde ich hiedurch genöthigt, unter recht ungünstigen Umständen meine Wohnung im Melkerhofe wieder zu beziehen, aber so groß auch das Ungemach war, welches wir dort noch immer erdulden mußten, so trat es doch gegen die Wohlthat, die der so lang entbehrte Verkehr mit meinem Bruder uns gewährte, weit in den Hintergrund zurück.

Am tiefsten und am innigsten wurde diese Wohlthat freilich von meinem Vater empfunden, dessen ausgesprochener Liebling mein Bruder von jeher und gewiß mit dem vollsten Rechte war. „Seit ich ihn kenne,“ schreibt hierüber einmal meine Mutter, gewiß die unverdächtigste Zeugin, „besaß er für Niemand eine so reine, ungetrübte Sympathie wie für seinen älteren Sohn; Niemand ist ihm so homogen.“ Und man kann nicht etwa sagen, der Gegensatz ihrer Charaktere sei es gewesen, sondern es war wirklich nur deren seltene Gleichheit, die sie so innig an einander band. Dieselbe Lauterkeit der Gesinnung, derselbe Ernst des Strebens, dieselbe Milde des Urtheils, ja sogar dieselbe verbindliche Umgangsform war ihnen gleichmäßig eigen. Und zu jener Zeit gab sich mein Vater um so rückhaltloser der Freude des ununterbrochenen Verkehrs mit meinem Bruder hin, als er in Folge der Schwäche seiner Augen nur mehr wenig arbeiten konnte, aber ein sehr rüstiger Spaziergänger war und es un=

gemein liebte, dabei anregende Gespräche zu führen. „Vater läßt Dir sagen," schrieb nach meines Bruders Abreise nach Rußland meine Mutter an ihn, „er pflege bei seinen einsamen Wanderungen des Abends mit Dir in Gedanken förmliche Unterredungen, und er ergötze sich wahrhaft in der Erinnerung an Deine liebe Art, mit ihm zu verkehren, die ihm so wohl that."

Daß ich meine Zeit nicht in gleichem Maße wie mein Bruder bei seinem bloß vorübergehenden Aufenthalte in Wien unserem Vater zu widmen vermochte, bedauerte ich tief, aber es war mir wirklich unmöglich. Zu meinen überaus gehäuften Arbeiten gesellte sich damals auch noch die Herausgabe der von dem Freiherrn von Pillersdorff hinterlassenen Schriften, die ich aus Pietät für den Verewigten und aus Freundschaft für dessen Töchter besorgte. Im November 1862 erschienen dieselben im Buchhandel; am 15. December folgte ihnen der erste Band meines Werkes über Maria Theresia, welcher mir manche warme Lobeserhebung und manche anerkennende Besprechung in den politischen wie in den fachwissenschaftlichen Blättern eintrug.

Der Schluß des Jahres 1862 brachte mir eine große, ganz unerwartete Freude. Zum Weihnachtsabende sandte mir die Frau Erzherzogin Sophie als überreiche Belohnung für mein Vorlesen im vergangenen Winter eine prachtvolle, von Fernkorn verfertigte Statuette in Bronze; sie stellte das Modell des erst in der Arbeit befindlichen Denkmals für den Prinzen Eugen dar. Das Pferd trug ein Blatt Papier um den Hals, welches von der Hand der Erzherzogin mit äußerst schmeichelhaften Worten beschrieben war, mit denen sie mir ihr kostbares Weihnachtsgeschenk überschickte. Es versteht sich von selbst, daß ich mich schon am folgenden Tage beeilte, der erlauchten Geberin persönlich meinen tief empfundenen Dank darzubringen. Allsogleich empfangen, wurde ich von ihr eines mehr als halbstündigen, höchst anregenden Gespräches gewürdigt, das sich auf Wissenschaft und Kunst wie auf das Gebiet der Politik gleichmäßig erstreckte.

1863.

Nachdem der niederösterreichische Landtag zwanzig Monate hindurch nicht versammelt gewesen, wurde seine zweite Session am 8. Januar 1863 eröffnet. Da überdies die erste, am 20. April 1861 geschlossene eigentlich nicht viel Anderem als der Constituirung des Landtages, der Wahl der Reichsrathsabgeordneten und des Landesausschusses, sowie einer äußerst geringen Anzahl wirklicher Geschäfte gewidmet war, so kann man sich denken, wie sehr die letzteren für die zweite Session sich häuften. Selbstverständlich trug der Landesausschuß durch umfassende Vorlagen an den Landtag das Meiste dazu bei. Da ich natürlicher Weise nur meine eigene Thätigkeit, insofern sie sich auf meine Stellung im Landesausschusse und im Landtage bezog, hier kurz skizziren will, so beschränke ich mich, die geringfügigeren Angelegenheiten übergehend, darauf zu sagen, daß nicht weniger als sechs, meistens recht ausführliche Berichte oder motivirte Anträge aus meiner Feder dem Landtage bei seinem Zusammentritte vorgelegt wurden. Sie bezogen sich auf die Verbesserung des Einkommens der Volksschullehrer, auf die Bitten mehrerer Stadtgemeinden um Errichtung von Ober- und Unterrealschulen aus Landesmitteln, auf Erklärung der Ackerbauschule zu Großau und der Weinbauschule zu Klosterneuburg zu Landesanstalten, auf die ehemaligen niederösterreichisch-ständischen Freiplätze in verschiedenen Erziehungsanstalten, endlich auf die Subventionirung der Gewerbeschulen in Wien.

Der hier zuletzt erwähnte Gegenstand kam im Landtage, und zwar aus dem Grunde früher als die übrigen zur Sprache, weil der Ausschuß für Unterrichtsangelegenheiten, dessen Mitglied ich war, den Anträgen des Landesausschusses einfach beipflichtete und mich mit der Berichterstattung im Landtage betraute. Der Antrag, den ich vertrat, lautete dahin, den Wiener Gewerbeschulen eine Subvention von je dreitausend Gulden auf drei Jahre zu bewilligen. Nach längerer Discussion stellte [illegible]erger den Gegenantrag, diese Subvention einstweilen nur auf ein Jahr [illegible]ken. Es war mir erfreulich, daß Berger's Antrag fiel und [illegible]men wurde.

[illegible] als diese war die zweite Verhandlung, [illegible] bezog sich auf die dem Landes-

ausschusse von Seite des Landtages zu ertheilende Instruction, und ein sehr wichtiger Punkt derselben betraf die Stellung des Landmarschalls dem Landesausschusse gegenüber. Insbesondere handelte es sich um die Frage, ob die Befugniß, die Geschäfte des Landesausschusses an dessen einzelne Mitglieder zu vertheilen, dem Landesausschusse als Corporation oder dem Landmarschall persönlich zustehen solle. Während der für diese Verhandlung bestellte Berichterstatter, der frühere Leiter der niederösterreichischen Statthalterei, Freiherr von Halbhuber diese Befugniß dem Landmarschall zuerkannt wissen wollte, trat ich dafür ein, daß sie dem Landesausschusse gebühre.

Es versteht sich wohl von selbst, daß es sich hiebei keineswegs um die Persönlichkeit des damaligen Landmarschalls, sondern nur um die mit seiner Stellung zu verbindenden Gerechtsame handelte. Dies sprach ich gleich im Eingange meiner Auseinandersetzung mit Hinzufügung der Bemerkung aus, daß wenn die Person des Fürsten Colloredo und nicht vielmehr der gerade zufällig von ihm bekleidete Posten hiebei in Betracht käme, wohl sämmtliche Mitglieder des Landesausschusses mit Freude die größtmögliche Menge von Prärogativen in seine Hände zu legen geneigt wären. Ich für meine Person wenigstens nähme keinen Anstand, offen zu erklären, daß ich nur Wenige zu nennen wüßte, denen ich mich in Allem und Jedem lieber unterordnen würde als dem Fürsten Colloredo.

Der einmüthige und lebhafte Beifall, mit welchem diese Worte von der gesammten Versammlung aufgenommen wurden, war der beste Beweis für die seltene Popularität, deren der damalige Landmarschall, einer der selbstlosesten Männer und treuesten Söhne des Vaterlandes, die mir jemals begegneten, sich in den Reihen der Landtagsabgeordneten mit vollstem Rechte erfreute.

Auf meine ferneren Ausführungen, welche den Unterschied zwischen einer Statthalterei und einem Landesausschusse und daher auch zwischen den Befugnissen eines Statthalters und denen eines Landmarschalls darzulegen und daraus die Folgerung zu ziehen sich bemühten, daß die Gerechtsame des Letzteren dem Landesausschusse gegenüber weit enger beschränkt sein müßten als die des Statthalters hinsichtlich der ihm untergeordneten Statthalterei, glaube ich hier nicht näher eingehen zu sollen. Abgesehen davon, daß die von mir vertheidigten Anschauungen — und ich bin auch heute noch hievon überzeugt — wirklich die richtigen waren, mußte man bei der damaligen Zusammensetzung des Landtages vorhersehen, daß dessen Majorität sich für meine Meinung und nicht für die des Freiherrn von Halbhuber aussprechen würde. Daß dies wirklich

geschah, vermag ich daher auch keineswegs als ein Verdienst für mich in Anspruch zu nehmen.

Entscheidend darf ich dagegen meine Theilnahme an der Verhandlung nennen, welche über den Antrag des Landesausschusses gepflogen wurde, die Weinbauschule zu Klosterneuburg zur Landesanstalt zu erheben. Trotz der von verschiedenen Seiten erhobenen und, wie ich glaube, nicht hinreichend motivirten Bedenken focht ich diese Vorlage glücklich durch. Auch zur Zustandebringung des Beschlusses, durch welchen der Landtag eine Jahressubvention von 24.000 Gulden zur Aufbesserung des Einkommens der Volksschullehrer und von 3000 Gulden zur Unterstützung ihrer Witwen und Waisen bewilligte, trug ich wesentlich bei, und ich betrachtete es als einen wirklichen Gewinn, daß diese Bewilligung nicht, wie Berger und Brestel es wollten, an die Erfüllung der Bedingung geknüpft wurde, daß früher die Verwaltung des Normalschulfondes an den Landesausschuß übergehe. Da es nicht wahrscheinlich war, daß die Regierung sich sehr beeilen werde, einem solchen Begehren zu willfahren, so wäre dadurch die beabsichtigte Unterstützung der Volksschullehrer entweder ganz vereitelt oder doch wesentlich verzögert worden. Und um sie allein, sowie um die Aushilfen für die Witwen und Waisen war es mir zu thun.

Auch in Bezug auf die Ausschreibung eines Preises für ein landwirthschaftliches Lehrbuch gelang es mir, einen Antrag durchzusetzen, der mir zweckmäßiger als der von der betreffenden Commission gestellte erschien. Dagegen unterlag ich in einer mir weit mehr am Herzen liegenden Angelegenheit, in der es sich um wichtige Interessen der Gemeinden Gloggnitz und Schottwien handelte, die bekanntlich zu meinem Wahlbezirke gehörten.

Aus Anlaß ihrer in den Jahren 1851—1854 stattgehabten Ueberbürdung mit Einquartierungs- und Vorspannsleistungen hatten diese beiden Gemeinden, auf ein ihnen seinerzeit von der Statthalterei als der hiezu competenten Behörde gegebenes Versprechen gestützt, die Bitte um eine Schadloshaltung, welche sie zur Errichtung von Armen- oder Krankenhäusern verwenden wollten, an die niederösterreichische Landesvertretung gerichtet. Nach genauer Erwägung der hiebei in Betracht kommenden Umstände beantragte der Landesausschuß bei dem Landtage die Gewährung einer Subvention von 8000 Gulden für Gloggnitz, von 4000 für Schottwien und von 2000 Gulden für das in ähnlicher Lage befindliche Neunkirchen, wogegen diese drei Gemeinden eine kleine Pension von 120 Gulden jährlich an den bisherigen Vorspannscommissär Hann[illegible]zubezahlen hätten.

Daß diese Anträge des Landesausschusses wirklich im Rechte und in der Billigkeit begründet und nicht etwa blos durch meine Einflußnahme hervorgerufen waren, dafür bürgt wohl der Umstand, daß Brestel, der gewissenhafte Referent für Alles, was den Landesfond anging, und Felder, unsere hervorragende juristische Capacität, denselben nach reiflicher Prüfung beigepflichtet hatten. Im Landtage selbst aber erstand ihnen in Mühlfeld ein mächtiger Gegner.

Ich sage wohl nicht zu viel, wenn ich Mühlfeld als eine der hervorragendsten Gestalten bezeichne, welche an dem parlamentarischen Leben in Oesterreich jemals theilnahmen.

Ein kräftig gebauter, gedrungener Mann, eher unter als über der Mittelgröße, besaß er einen ausdrucksvollen Kopf mit napoleonischen Gesichtszügen; ihr Ursprung wurde in geheimnißvoller Weise auf die Anwesenheit des ersten Kaisers der Franzosen in Wien im Jahre 1809 zurückgeführt. Mit einer umfassenden juristischen verband er auch eine nicht ganz gewöhnliche historische Bildung und eine wirklich seltene Beredsamkeit. Obgleich er eigentlich ein ziemlich ordinär klingendes Deutsch sprach und sich insbesondere bei Gegenständen, die ihn nicht in Affect brachten, in lang ausgesponnene Perioden verlor, welche seinen Vorträgen leicht eine ermüdende Breite verliehen, so entwickelte er doch dort, wo er sich angeregt fühlte, und das war ziemlich leicht der Fall, eine gewaltige oratorische Kraft. Dabei erörterte er die Dinge, die er besprach, mit einem Ernste und einem Brusttone der Ueberzeugung, der ihn auch dann nicht verließ, wenn er sich, und auch das kam nicht selten vor, in juristischen Spitzfindigkeiten erging. Blendete er dadurch häufig weniger scharfsinnige Zuhörer, so konnte er insbesondere in Fragen, bei denen sein Patriotismus ins Spiel kam, wahrhaft hinreißend sein. Denn er war allzeit ein guter und treuer Oesterreicher, und wie man ihn auch sonst beurtheilen mag, an seiner lauteren Vaterlandsliebe konnte niemals ein Zweifel erlaubt sein.

Wäre die gleiche Lauterkeit auch in Bezug auf all die übrigen Eigenschaften vorhanden gewesen, welche den Werth des Mannes ausmachen, so würde Mühlfeld mit Recht in die vorderste Reihe derjenigen zu stellen gewesen sein, auf welche Oesterreich stolz zu sein alle Ursache besaß. So aber, wie die Dinge sich wirklich verhielten, konnte man nur wahrhaft bedauern, daß seine leuchtenden Eigenschaften durch die ihm anklebenden Mängel wenigstens zum Theile wieder in Schatten gestellt wurden. Hiezu gesellte sich das tiefe Mitleid, welches jeder nicht völlig Gefühllose wegen seiner körperlichen Gebrechen, insbesondere aber wegen des raschen Abnehmens seiner Sehkraft mit ihm empfand. Freilich traten

durch das letztere seine ganz unglaubliche Gedächtnißstärke, indem er sich Alles durch blos passives Vorlesenlassen aneignen mußte, und die seltene Schärfe seines Verstandes nur noch bewunderungswürdiger hervor. Aber es trug doch dazu bei, daß er eigentlich den Eindruck einer schönen Ruine hervorbrachte; ich wenigstens konnte ihn niemals ohne eine gewisse Wehmuth betrachten.

Diese Empfindung aufrichtiger Theilnahme wurde auch durch die für mich recht unerfreuliche Erfahrung nicht verringert, daß mir Mühlfeld gleichsam geflissentlich fast bei jeder Verhandlung entgegentrat, in der ich das Wort nahm. Kaum hatte ich dasselbe ergriffen, so meldete sich auch schon Mühlfeld, und wenn er auch nicht allzeit das angreifen konnte, wofür ich gerade eintrat, so traf doch um so gewisser die Motivirung, deren ich mich bedient hatte, sein oft recht scharfer, aber doch nicht immer hinreichend begründeter Tadel. Daß eine so ansehnliche Gegnerschaft meine Stellung im Landtage nicht wenig erschwerte, versteht sich wohl von selbst, aber ich ließ mich durch sie nicht entmuthigen, und ich darf wahrheitsgetreu sagen, daß ich trotz ihrer und gegen sie bisher Alles im Landtage durchzubringen vermocht hatte, was ich in demselben verfocht. Um so empfindlicher war es mir daher, daß dies gerade in einer Sache nicht gelang, welche das specielle Interesse meiner Wähler betraf.

Die Argumentation, deren sich Mühlfeld als Berichterstatter des Finanzausschusses in zwei — wie ich bereitwillig anerkenne — ganz gewaltigen Reden bediente, um den von mir vertheidigten Antrag des Landesausschusses zu Fall zu bringen, gründete sich vornehmlich darauf, daß die von der Statthalterei den Gemeinden gemachte Zusage keine für den Landesfond juristisch verbindliche sei. Und ohne eine solche Verpflichtung könne man ihnen keine Schadloshaltung zukommen lassen, denn gar viele Gemeinden im Lande besäßen ja gleiche oder doch ähnliche Entschädigungsansprüche wie Neunkirchen, Gloggnitz und Schottwien. Die Berücksichtigung aller aber könne dem Landesfonde unmöglich aufgebürdet werden.

Umsonst bemühte ich mich, im Vereine mit mehreren Mitstreitern, unter denen ich meinen Collegen im Landesausschusse, Alois von Czedik, und den Vertreter der Marktgemeinde Neunkirchen, Dr. Trotter besonders hervorheben muß, das Unrichtige der Ausführungen Mühlfeld's darzuthun. Wir gingen davon aus, daß eine von der Statthalterei gegebene Zusage auch für deren Rechtsnachfolgerin in der Verwaltung des Landesfondes, die Landesvertretung bindend sein müsse. Und außerdem legten wie ich wenigstens glaube, bis zur Evidenz dar, daß die übrigen en des Landes sich nicht in dem gleichen Falle befänden wie

die, deren Interessen wir vertraten. Denn die Lage der letzteren an der Heerstraße nach Italien und der Umstand, daß gerade nur sie eine derartige Zusage von Seite der Statthalterei aufzuweisen hätten, zeige wohl hinreichend, daß die übrigen nicht in gleichem Maße überbürdet gewesen seien wie sie.

Aber was wir zur Unterstützung unserer Anträge auch vorbringen konnten, es blieb doch Alles fruchtlos; sie erhielten zwar zahlreiche Stimmen, jedoch nicht die Majorität. Ein so großer Antheil an der Erreichung dieses negativen Resultates auch der ganz ungewöhnlichen Beredsamkeit Mühlfeld's zuzuschreiben sein mochte, so hätte sie allein ihm vielleicht doch nicht zum Siege verholfen. Aber sie fand einen mächtigen Alliirten an der Scheelsucht, mit welcher die verschiedenen Gemeinden die Erfolge einzelner aus ihnen betrachten, und an der Besorgniß der Abgeordneten, sich bei ihren Wählern mißliebig zu machen, wenn sie für eine Ausgabe stimmen würden, die nicht auch ihren Bezirken zu Gute käme. Darum votirten sie, durch die große juristische Autorität Mühlfeld's gedeckt und in ihrem Gewissen beschwichtigt, flottweg gegen einen Antrag, dessen Gutheißung ihnen bei genauerer Prüfung wohl als im Rechte und in der Billigkeit begründet erschienen wäre.

Mit diesem Antrage fiel natürlich auch der auf Gewährung einer kleinen Pension an den Vorspannscommissär Hannbeck. Wie tief trotzdem der Eindruck dessen gewesen, was wir zu seiner Begründung hatten vorbringen können, wurde am besten durch den Erfolg der Sammlung bewiesen, welche Trotter und ich zu Gunsten dieses bedauernswerthen Mannes unter den Mitgliedern des Landtags veranstalteten. Trotz der nur geringen Anzahl derselben ergab diese Sammlung über eintausend Gulden.

Nachdem die Erklärung der Ackerbauschule in Großau zur Landesanstalt und die Genehmigung des Organisationsstatutes sowie des Lehrplanes für dieselbe erfolgt waren, traf mich die Aufgabe, in der Sitzung vom 3. März als gleichzeitiger Berichterstatter des Landesausschusses und der Unterrichtscommission über deren identische Anträge zu fungiren, welche sich auf die ehemaligen ständischen Freiplätze in verschiedenen Lehranstalten bezogen.

Die letzteren waren vierfacher Art, und zwar Militärbildungsanstalten, die Theresianische Akademie, die beiden Mädchenpensionate in Wien und in Hernals, endlich das Institut der englischen Fräulein in St. Pölten.

Bei den Militärbildungsanstalten unterschieden die beiden Ausschüsse, in deren Namen ich sprach, zwischen der Neustädter Akademie

und den gewöhnlichen Erziehungshäusern. Die zwölf Freiplätze in der ersteren wollten sie fortbestehen, die sechs in den letzteren aber in der Weise eingehen lassen, daß sie nach ihrer Erledigung nicht wieder besetzt werden sollten.

In Bezug auf die Theresianische Akademie hatte ich den Antrag zu stellen, daß die ehemaligen niederösterreichisch-ständischen Freiplätze in derselben nach deren regelmäßiger Erledigung nicht weiter zu verleihen seien.

Für die beiden Mädchenpensionate wurde die Fortbelassung des bisherigen Zustandes, für das Institut der englischen Fräulein in St. Pölten aber die allmälige Einziehung der dortigen Freiplätze beantragt.

Nur hinsichtlich des Punktes, der sich auf die Theresianische Akademie bezog, entspann sich eine lebhafte, ja man kann sogar sagen, eine sehr ernste Discussion, und merkwürdiger Weise befand sich Mühlfeld wieder unter meinen Gegnern. Merkwürdiger Weise, sage ich mit Vorbedacht, denn wenn ich auch durchaus nicht bestreiten will, daß seine Argumentation lediglich seiner Ueberzeugung entsprach, so befand sie sich doch wenigstens anscheinend in entschiedenem Gegensatze zu seinen sonstigen Tendenzen. Und so scharfsinnig auch seine Beweisführung sein, so schwer das Gewicht seiner Beredsamkeit in die Wagschale fallen mochte, so gelang es mir doch, seine Behauptungen zu entkräften. Wenigstens war diesmal die Reihe des Unterliegens an ihm, und auch alle übrigen von mir vertretenen Anträge fanden die Billigung des Landtages.

Ein Gleiches war auch hinsichtlich der Vorschläge der Fall, welche sich auf die Zustimmung des Landtages zur Errichtung von Oberrealschulen zu Wiener-Neustadt, St. Pölten und Krems, sowie einer Unterrealschule in Baden bezogen. Für mich waren diese Beschlüsse um so wichtiger, als sie eigentlich den Kernpunkt der mir als Mitglied des Landesausschusses von nun an obliegenden Arbeiten enthielten, welche mit dem am 31. März erfolgenden Schlusse des Landtages erst recht begannen. Denn während nach Beendigung einer Session des Reichsrathes die Minister erleichtert aufathmen und sich beeilen, wenigstens einige Zeit der ersehnten Erholung zu widmen, müssen, wenn man Kleineres mit Größerem vergleichen darf, die Mitglieder des Landesausschusses, wenn der Landtag zu Ende ist, die Beschlüsse desselben in Vollzug setzen, und dies brachte insbesondere nach jener überaus fruchtreichen Landtagssession eine sehr große Arbeitslast mit sich. Immerhin war sie noch geringer als die, welche während der Dauer des Landtages auf uns lag, und ich freute mich sehr, daß ich, wie ich meinem Bruder schrieb, wieder zu meiner „Herzensdame Maria Theresia" zurückkehren konnte. „Uebri-

gens war ich," fügte ich hinzu, „mit dem Verlaufe der Verhandlungen äußerst zufrieden, und ich glaube, daß die vielen nützlichen Resultate, welche hiebei erzielt wurden, heilsame Wirkungen hervorbringen werden. Und auch ich selbst kam ganz gut dabei weg."

Schon an einer früheren Stelle dieser Aufzeichnungen wies ich darauf hin, daß ich meine Anstellung im Staatsarchive insbesondere aus dem Grunde so sehr ersehnt hatte, weil es mir die Grenzen meiner geistigen Schaffenskraft zu übersteigen schien, gleichzeitig ein großes, noch weit umfassenderes Werk als das über den Prinzen Eugen zu schreiben und im Ministerium des Aeußern einer ebenfalls angestrengten, ganz heterogenen amtlichen Thätigkeit obliegen zu müssen. Und jetzt war ich gleichsam unfreiwillig und blos durch die Macht der Verhältnisse in eine Lage gekommen, welche so ziemlich derjenigen glich, die ich zu vermeiden mich bestrebt hatte. Denn die Menge der Arbeit, welche ich als Mitglied des Landesausschusses zu verrichten verpflichtet war, blieb nicht gar weit hinter jener früheren als Ministerialbeamter zurück.

Hiezu kam noch, daß meine ohnedies recht trübe häusliche Existenz durch die Folgen der Feuersbrunst im Melkerhofe zu einer noch unerquicklicheren gestaltet wurde. Den ganzen Winter hindurch mußten wir knapp vor unseren Fenstern die Baugerüste dulden, welche zur Aufsetzung des vierten Stockwerkes nothwendig waren. Hiedurch wurden aber unsere Zimmer bis zum Unerträglichen verfinstert, und als endlich im April die Gerüste entfernt wurden, machte das Anwerfen und Verputzen der neu aufgeführten Mauern das ganze Haus feucht und kalt. Lebhaft sehnte ich mich in meinem und der Meinigen Interesse, dasselbe für einige Zeit wenigstens wieder verlassen zu können.

Nachdem ich die Verhandlungen mit den betreffenden Stadtgemeinden wegen Errichtung der vom Landtage bewilligten Mittelschulen zu Ende und die Concurse wegen der Bewerbung um die zu besetzenden Lehrerstellen zur Ausschreibung gebracht hatte, blieb mir noch einige Zeit übrig, während deren die zu beziehenden Schulgebäude adaptirt werden und die Gesuche um die Lehrerstellen einlaufen konnten. Ich benützte sie zu einem auf sechs Wochen berechneten Ausfluge, den ich von der Hälfte des Juni an mit Frau und Tochter unternahm. Die ersten zwei Wochen wollten wir in St. Florian, die letzten vier aber in Alt-Aussee in Steiermark zubringen, einem damals noch wenig besuchten, aber deshalb nur um so reizenderen Orte, dessen seltene landschaftliche Schönheit und gesunde, erfrischende Gebirgsluft mir in Gleichenberg von einem der dortigen Curgäste, Namens Diószeghy, dem Prototyp eines biederen Ungars, mit welchem wir damals ebenso häufig

als gern verkehrt hatten, in wahrhaft enthusiastischen Worten gepriesen worden waren.

Diesmal führte das Verweilen in St. Florian endlich wieder eine sehr erfreuliche Aenderung in dem Befinden meiner Frau herbei, und noch vor unserer Abreise von dort gab sie meiner Mutter hievon Kunde. Wenn auch noch nicht vollkommen wohl, schrieb sie ihr am 28. Juni, so fühle sie sich doch ohne Zweifel viel besser als seit dreizehn Monaten. „Das liebe, stille St. Florian," fügte sie hinzu, „hat aufs Günstigste auf mich gewirkt, und ich genieße dankbarst das lang entbehrte Glück moralischer Ruhe und Erholung."

Die freudige Stimmung, in welche meine Tochter und ich hiedurch versetzt wurden, steigerte sich noch durch die freundschaftlichen Beziehungen, welche sich zwar schon im vergangenen Jahre zwischen der Ersteren und einer Anzahl höchst liebenswürdiger Altersgenossinnen angesponnen hatten, die sich jetzt aber noch viel inniger knüpften. Das Schloß Tillysburg, in unserer Jugend ein von uns ungemein bevorzugter Aufenthaltsort und daher fortwährend in bestem Andenken bei mir, war schon vor geraumer Zeit, vor mehr als zwanzig Jahren von dem Stifte St. Florian an einen Grafen O'Hegerty verkauft worden, welcher vormals in Diensten des Königs Karl X. von Frankreich gestanden und nach dessen Vertreibung von dort in Oesterreich eine zweite Heimat gefunden hatte. Die Nähe Tillysburg's von St. Florian und der Umstand, daß die Familie O'Hegerty sehr häufig herüberkam, hatten deren erste Bekanntschaft mit uns veranlaßt. Und wenn wir ihr nur halb so wohl gefielen wie sie uns, so erklärt es sich von selbst, daß wenigstens zwischen der jüngeren Generation eine innige und bleibende Freundschaft entstand, welche zur Freude meiner Tochter auch heute noch ungeschwächt fortdauert.

Anfangs Juli in Alt-Aussee eingetroffen, verlebten wir in dem wunderschön gelegenen Oertchen, einem der entzückendsten Punkte in den österreichischen Alpen, höchst angenehme Tage. Während Alt-Aussee jetzt leider von einer Schaar von Sommergästen überfluthet wird, deren Qualität manchmal gar Vieles zu wünschen übrig läßt, befanden sich damals nur vier oder fünf nicht einheimische Familien dort, für welche die geistreiche Baronin Emilie Binzer, als belletristische Schriftstellerin unter dem Namen „Ernst Ritter" bekannt, den gern aufgesuchten Centralpunkt eines zwar anspruchslosen, aber sehr anregenden geselligen Kreises bildete. Neben der wohlthuenden ländlichen Stille und der schlichten Einfachheit aller Verhältnisse, welche eine sich von selbst ergebende Folge des spärlichen Besuches durch Sommergäste war, wirkten auch die viel häufigeren und herzlicheren Berührungen mit der ansässigen Bevölkerung

anheimelnd auf uns. Bald kannte uns fast Jedermann, Alles grüßte uns und sprach freundlich mit uns, ja so Mancher trat sogar mit irgend einem Anliegen an uns heran. Hiedurch aber wurde meiner Frau der von ihr so gern benützte Anlaß geboten, ihren ungemein regen Wohlthätigkeitssinn zu bewähren. Heute nahm sie sich eines armen Holzknechtes an, der sich bei seiner schweren Arbeit einen Arm furchtbar verstümmelt hatte. Sie ruhte nicht eher, als bis sie es zuwege gebracht hatte, daß er sich nach Wien auf die Klinik des ausgezeichneten Chirurgen Professor Pitha zu begeben vermochte. Von dort geheilt, aber zu jeder gröberen Arbeit untauglich entlassen, verschaffte sie ihm den leichter zu versehenden Posten eines Boten. Ein anderes Mal erregte ein taubstummer, kränklicher Knabe ihr innigstes Mitleid, und sie schloß mit unserer Wirthin ein Uebereinkommen ab, laut dessen derselbe auch während der Winterszeit im Gasthause kräftigere Kost erhielt. Recht lang würde die Kette der von ihr in ähnlicher Weise geübten Wohlthaten sein, wenn ich sie alle aufzählen wollte und könnte, und es war wirklich rührend für mich, wie die Leute, als ich nach dem Tode meiner Frau zum ersten Male wieder Alt-Aussee besuchte, aus ihren Häusern hervorkamen, in herzbewegenden Worten von der Verstorbenen sprachen und sich ihrer dankbarst erinnerten.

Damals aber dachte Niemand von uns auch nur von fern an einen so traurigen Ausgang. Die erfreuliche Gegenwart ließ keine Besorgniß vor einer düsteren Zukunft in uns aufkommen, wir genossen vielmehr die erstere in einer durch nichts getrübten fröhlichen Weise. Alle drei sehr gut zu Fuße, machten wir prächtige Spaziergänge und unternahmen auch größere Partien, unter denen eine Besteigung des Loser bei herrlichem Wetter uns besonders befriedigte.

Mit dem Monate Juli ging auch meine Urlaubsfrist zu Ende, und gebieterisch riefen mich meine Geschäfte nach Wien. Mit meinen in Ischl verweilenden Eltern verabredete ich eine Zusammenkunft in Hallstadt; in ihrer Gesellschaft befand sich meine Schwägerin Caroline, die ich eingeladen hatte, den August hindurch mit meiner Frau und meiner Tochter in Alt-Aussee zu verweilen. Während sie sich mit ihnen dorthin begab, fuhr ich mit meinen Eltern nach Ischl und dann am folgenden Tage allein nach Wien.

So kurz damals auch die Zeit war, die ich in Ischl zubringen konnte, so reichte sie doch hin, um mich zu überzeugen, daß der Aufenthalt meiner Eltern daselbst gerade kein behaglicher war. Wenigstens erschien er mir so im Vergleiche mit den herrlichen Tagen, die ich soeben in Alt-Aussee verlebt hatte. Ich bot also all meine Beredsamkeit auf,

meine Eltern zu bewegen, wenigstens für einige Wochen dorthin zu übersiedeln. Noch als sie mich zum Eilwagen begleiteten, redete ich ihnen in diesem Sinne zu und freute mich, als sie mir zusagten, meinen Wunsch zu erfüllen. Es war dies mein letztes Gespräch mit meinem theuren Vater; nur auf seinem Todtenbette sah ich ihn wieder.

Wie glücklich ist doch der Mensch, daß er nicht vorhersieht, was schon die nächste Zukunft ihm bescheert! In heiterster Stimmung brachten meine Eltern zwei Wochen in Alt-Aussee zu, wo meine Frau, meine Schwägerin und meine Tochter sich in Bestrebungen überboten, ihnen den Aufenthalt so angenehm als nur immer möglich zu machen. An ihnen fand mein Vater stets bereitwillige Vorleserinnen und unermüdliche Begleitung auf seinen Spaziergängen, meine Mutter aber allzeit heitere Gesellschaft und freundliche Theilnehmerinnen an den bei ihr so sehr beliebten nachmittägigen Whistpartien.

Dennoch war meine Mutter im Gegensatze zu ihrem sonstigen Wesen diesmal in Alt-Aussee weniger fröhlich gelaunt als mein Vater, der sich daselbst ungemein wohl fühlte. Denn die für den 26. August bevorstehende Feier des fünfzigsten Todestages Theodor Körner's versetzte sie in eine leicht begreifliche Aufregung, welche sie in manchen Augenblicken gar nicht zu bemeistern vermochte.

Schon unter dem 27. Juli war meine Mutter von einem der wenigen noch am Leben befindlichen Waffengefährten und Mitstreiter Körner's, dem bekannten Schriftsteller Friedrich Förster in Berlin im Namen des Centralausschusses für die Körnerfeier dringend eingeladen worden, derselben, welche am Grabe Körner's bei Wöbbelin vor sich gehen sollte, persönlich beizuwohnen. In noch wärmeren Worten wurde diese Einladung am 5. August von Seite des in Hamburg gebildeten Centralausschusses wiederholt und gleichzeitig an meinen Vater gerichtet.

Eigenthümlich war es, daß während meine Mutter schon vom ersten Augenblicke an fest dazu entschlossen war, nicht nach Wöbbelin zu gehen, mein Vater große Lust hiezu bezeigte. In der Ersteren gewann von allem Anfang an die Abneigung die Oberhand, sich als hochbetagte Frau und in ihrem Schmerze um den Dahingeschiedenen den neugierigen Blicken einer großen Menschenmenge aussetzen zu sollen. Der Letztere hingegen, zu dessen liebsten Erinnerungen seine gleichfalls aus eigenem Antriebe erfolgte Theilnahme an dem Befreiungskriege gehörte, fühlte sich nicht ganz mit Unrecht als Mitkämpfer Körner's und hätte daher durch persönliche Theilnahme an der Feier seine warmen Sympathien für dieselbe gern zum Ausdrucke gebracht. Nach längerem Schwanken entschloß sich [illegible] er, ihr fern zu bleiben.

Im Auftrage meiner Mutter sandte ich von Wien aus einen mächtigen Lorbeerkranz an den Centralausschuß in Hamburg und fügte einen Brief derselben bei, in welchem sie bat, den Kranz als Zeichen der Erinnerung und der Huldigung auf Theodors Grab zu legen. Gebieterische Rücksicht auf ihr hohes Alter und ihre schwankende Gesundheit, fuhr sie fort, gestatte ihr nicht, bei der erhebenden und rührenden Feier zu erscheinen. „Das Bewußtsein," mit diesen Worten schloß sie ihren Brief, „an der Ruhestätte des theuren Freundes zu stehen, die laute Klage der allgemeinen Verehrung, welche er so vollkommen verdiente, in Wort und Ton so innig aussprechen zu hören, würden einen solchen Sturm von Schmerz, so wehmüthige Gefühle in mir hervorrufen, daß ich unmöglich meine Fassung bewahren könnte. Denn wahrlich, Niemand fühlt wie ich, was wir an ihm verloren."

Von den vielen hundert Kränzen, welche niedergelegt wurden, um die Gräber Theodors und seiner nächsten Angehörigen zu schmücken, wurde dem meiner Mutter der erste Platz eingeräumt, ja ich darf sagen, er wurde mit der meisten Ehrfurcht behandelt. „Ihnen fühlen wir uns Alle," schrieb Förster wenige Tage nach der Feier an meine Mutter, „zu tiefempfundenem Danke verpflichtet. Ihre Festgabe und die innigen Worte, mit welchen Sie Ihren für das Grab Theodors gewundenen Kranz begleiteten, verliehen der Feier erst die wahrhafte Weihe und versetzten uns Alle in eine gehobene Stimmung. Niemals mögen so viele Thautropfen an diesem Lorbeer gehangen haben, als Thränen aus liebevollen Augen auf ihn fielen, als ich den Kranz den anwesenden Frauen und Jungfrauen übergab."

„Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas," hat einmal ein geistreicher Franzose gesagt, und die Wahrheit seines Ausspruches bewährte sich auch diesmal. In der begeisterten, ja vielleicht allzu exaltirten Stimmung, in welche ihn die Körnerfeier versetzte, sandte Förster von dort weg das folgende Telegramm an meine Mutter: „Gruß vom Grabe zu Wöbbelin, wo ich in Gegenwart vieler Tausende Ihren Kranz niederlegte." Aber er gab dem Telegramme keine andere Adresse als: „An Toni, Körner's Braut, Wien." Einen ganzen Tag lang mühte sich nun der pflichteifrige, aber unbelesene Diener des Telegraphenamtes ab, den richtigen Bestellungsort für das Telegramm herauszubringen, dessen räthselhafte Aufschrift ihm eine schwer zu lösende Aufgabe zumuthete, bis er es endlich, von einer mitleidigen Seele auf die rechte Spur geleitet, mir übergab. Ich aber sandte es unverzüglich nach Karlsbad, denn den Tag der Körnerfeier selbst brachten meine Eltern schon lang nicht mehr in Alt-Aussee, sondern in Karlsbad zu.

Sehr schwer war es insbesondere meinem Vater geworden, von dem ersteren Orte zu scheiden, wo er so überaus vergnügt gewesen und von allen Seiten mit wohlthuenden Beweisen von Aufmerksamkeit überhäuft worden war. Trotz seiner ausgesprochenen Vorliebe für meinen Bruder und dessen Frau, trotz seiner Sehnsucht, seinen in St. Petersburg geborenen Enkel zum ersten Male zu sehen, schrak er doch vor der damals noch ziemlich unbequemen Reise zurück und hätte es vorgezogen, wenn diese Zusammenkunft in Alt-Aussee oder in Ischl, in St. Florian oder in Wien hätte stattfinden können. Das ließ sich aber nicht so leicht einrichten, und so trafen denn meine Eltern am Abende des 24. August wohlbehalten in Karlsbad ein, wo sie mit meinem Bruder und den Seinigen in dem Hause „Austria“ eine schöne Wohnung bezogen.

Die Freude des Zusammenseins mit seinem geliebten Sohne und dessen ihm ungemein sympathischer Gattin, das innige Wohlgefallen an dem allzeit fröhlichen Enkel verscheuchten jedoch bei meinem Vater gar bald wieder die schwermüthigen Gedanken, und auch bei meiner Mutter kehrte, sobald nur die Körnertage vorüber waren, ihre sonstige heitere Stimmung allmälig zurück. Viel Vergnügen gewährte meinem Vater ein Ausflug nach dem vier starke Fahrstunden von Karlsbad entfernten Schlosse Petersburg, wohin er von dessen damaligem Besitzer, dem Grafen Eugen Czernin für einige Tage aufs Liebenswürdigste eingeladen worden war. Von dort zurückgekehrt, machte er, von dem Finanzrathe Ellmaurer, demselben, mit dem ich vor fünfundzwanzig Jahren eine längere Fußtour unternommen, in freundlichster Weise geführt, am 9. September mit meiner Mutter die schöne Partie zum Hanns Heiling-Felsen, bei der er sich trotz der günstigen Witterung tüchtig erkältete. Vom 10. an lag er zu Bett, und obgleich man im Anfang die Krankheit für keine gefahrdrohende hielt, so sollte er sie doch nicht mehr überstehen.

Während wir in Wien mit allmälig steigender Besorgniß den Nachrichten aus Karlsbad über den wechselnden Verlauf der Krankheit meines Vaters entgegensahen, trug sich in unserer nächsten Nähe ein überaus trauriges Ereigniß zu, welches für uns von ähnlicher Bedeutung wie dasjenige war, von dem wir befürchteten, daß es in Karlsbad eintreten könnte. Im Gegensatze zu meinem Vater, der bis vor Kurzem noch so frisch und kräftig gewesen war, daß er, um nur ein Beispiel zu erwähnen, während seines Aufenthaltes in Alt-Aussee sehr häufig in dem dortigen überaus kalten Gebirgssee gebadet hatte, war mein nur um ein Jahr
Schwiegervater während der letzten Zeit so schwach und kraftlos

geworden, daß wir für ihn die ernstlichsten Befürchtungen hegten. Aus Dresden, wo er, um Heilung seines Uebels zu finden, sich einer Cur unterzogen hatte, kam er in Mitleid erregendem Zustande nach Wien zurück, und schon wenige Wochen nachher, nachdem er noch am Abende zuvor ganz vergnügt geplaudert und sogar eine kurze Whistpartie gemacht hatte, verschied er in der Nacht vom 20. auf den 21. September leicht und schnell, umgeben von seiner über diesen unersetzlichen Verlust mit Recht untröstlichen Familie.

Die überaus traurige Stimmung, in welche der Tod meines Schwiegervaters uns versetzte, erhöhte natürlicher Weise auch unsere Besorgnisse für das Leben meines so schwer erkrankten Vaters. Aber recht lange Zeit trug man sich mit der Hoffnung, daß es gelingen werde, sein Leiden zum Besseren zu wenden. Fast täglich schrieben uns meine Mutter oder mein Bruder, welch' Letzterem die Großfürstin Helene bei ihrer lang schon erfolgten Abreise von Karlsbad gestattet hatte, bei seinem Vater zurückzubleiben und sich ganz seiner Pflege zu widmen. So genoß der Kranke das Glück, in dieser schweren Zeit die zwei Personen um sich zu haben, die er am meisten liebte, meine Mutter und meinen Bruder. Mir war es ein sehr großer Trost, ihn wenigstens in dieser Beziehung so gut versorgt zu wissen, denn ganz davon abgesehen, daß die Gegenwart meines Bruders für unseren Vater unendlich viel nützlicher war, als die meinige es jemals hätte sein können, wäre es mir nach kaum beendigtem Urlaube unmöglich gewesen, mich neuerdings für längere Zeit von Wien zu entfernen. Und fast den ganzen October hindurch, bis in die letzten Tage dieses Monates lauteten die Nachrichten aus Karlsbad doch so, daß wir auf allmälige Besserung und schließlich auf die Möglichkeit hoffen durften, den theuren Kranken ohne Gefahr nach Wien transportiren zu können.

In den Tagen, in denen die fünfzigjährige Feier der Schlacht bei Leipzig begangen wurde, erkundigte sich mein Vater fortwährend in theilnehmendster Weise nach derselben, und man kann sagen, daß wie der Befreiungskampf Deutschlands gegen Frankreich seine ersten politischen Gedanken vollständig ausgefüllt hatte, er auch sein letzter war. Noch am 26. October erhielten wir einen Brief meiner Mutter vom 24., in dem sie uns mittheilte, mein Vater habe selbst erklärt, sich besser zu fühlen und auf eine wenngleich nur langsame Wiedergenesung zu hoffen. Um so größer war die Bestürzung, in welche uns ein am Abende des 28. eintreffendes Telegramm versetzte, demzufolge der Zustand meines Vaters sich viel übler gestaltet hatte, so daß er mit den Sterbsacramenten versehen worden und sein nahes Ende zu befürchten sei.

Wie wir später erfuhren, hatte mein Vater an diesem Tage eine so große Schwäche verspürt, daß er meinem Bruder von der Möglichkeit einer nahen Auflösung sprach. Auf die Frage meines Bruders, ob er nicht die Tröstungen der Religion empfangen wolle, erklärte er sich gern hiezu bereit. Bei vollkommenem Bewußtsein legte er seine Beichte ab und nahm die Sterbsacramente. Dann verabschiedete er sich zärtlich von meiner Mutter und sagte ihr tausendfachen Dank für all die Liebe, die sie ihm während ihres so langen und so glücklichen Zusammenlebens erzeigt hatte. Meinem Bruder aber gab er für ihn und für mich, für unsere Frauen und unsere Kinder in innigster Weise seinen väterlichen Segen. Mit leiser, aber wohl verständlicher Stimme fügte er noch hinzu: „Auch für Heinrich" — den Bruder meiner Mutter — „und für St. Florian." Dann küßte er nochmals die treue Gefährtin seines Lebens und verfiel hierauf in einen ruhigen Schlummer.

Am Abende des 28. October hatten wir das unheilverkündende Telegramm erhalten, und am frühesten Morgen des folgenden Tages traten wir, meine Frau, meine Tochter und ich die Reise an, um uns so rasch als nur immer möglich nach Karlsbad zu begeben. Mußten wir schließlich der so lange Zeit festgehaltenen Hoffnung entsagen, den theuren Kranken uns noch länger erhalten zu sehen, so sehnten wir uns wenigstens darnach, ihn noch am Leben zu finden. In Prag, wo wir gegen Abend eintrafen, erhielten wir ein Telegramm meines Bruders: „Vater fast unverändert." Diese wenigen Worte verliehen uns etwas mehr Muth und Zuversicht für die Weiterreise, die wir des Nachts hindurch im Separat-Eilwagen fortsetzten. Als wir des Morgens die bergige Straße nach Karlsbad herabfuhren, fand gerade auf dem damals im Gebrauche befindlichen, nun aber aufgehobenen Friedhofe ein Leichenbegängniß statt. Obgleich wir mit voller Bestimmtheit wußten, daß es nicht das meines Vaters sein könne, erfüllte uns doch dieser traurige Anblick mit unbeschreiblicher Bangigkeit und mit einem beängstigenden Vorgefühle dessen, was ihm und uns bevorstand. In schmerzliche Gewißheit verwandelte es sich, als wir vor dem Hause ankamen, das meine Eltern bewohnten. Zwar wurden wir mit der immerhin willkommenen Nachricht empfangen, daß mein Vater noch lebe. Aber das ernste, schmerzerfüllte Gesicht, mit welchem mein Bruder auf uns zutrat, und vollends der Anblick meiner sonst so lebensfrohen Mutter, welche, ganz vernichtet, uns nur auf ihr Mädchen gestützt einige Schritte entgegen zu kommen vermochte, dieses schreckliche Wiedersehen sagte uns nur zu deutlich, wie es um unseren Kranken stand.

Ihn selbst zu sehen, war vollends das Ergreifendste, das nur gedacht werden kann, so furchtbar und erschreckend war die Aenderung, welche die sechswöchentliche Krankheit in seinem Aeußeren hervorgebracht hatte. Und er freute sich zwar sichtlich, daß wir gekommen waren, aber die Worte, in denen er dies auszudrücken sich bemühte, waren kaum mehr verständlich. In Allem trat noch seine Liebe und Güte für uns, seine Milde und Sanftmuth in wahrhaft rührender Weise hervor. Den ganzen Tag verweilte ich, und auch dann noch bei ihm, als er mich in seiner Sorge für mich zu Bett senden wollte. „Ich möchte Euch Alle gern segnen," sagte er zu meinem Bruder und mir, „aber ich kann nicht mehr;" das waren auch seine letzten zusammenhängenden und verständlichen Worte. Darüber brach die Nacht ein, welche mein Bruder und ich bei dem Kranken verbrachten. Grabesstill war es im Zimmer, aber draußen stürmte es und prasselnd schlug der Regen an die Fenster. Nachdem mein Vater noch einige Anfälle von Beklemmung hatte überstehen müssen, verlor er um Mitternacht das Bewußtsein und lag dann bis gegen halb fünf Uhr Morgens in den letzten Zügen, um welche Zeit ruhig und sanft das Ende eintrat. Der edle, vortreffliche Mann war verschieden!

Sonntags den 1. November Nachmittags trugen wir den geliebten Todten zu Grabe; mein Bruder und ich, sowie meine Tochter folgten tief ergriffen dem Sarge, während fast ganz Karlsbad dem Leichenbegängnisse theilnahmsvoll beiwohnte. Auf demselben Friedhofe, an welchem wir bei unserer Ankunft vorübergefahren waren und der nun des bevorstehenden Allerseelentages wegen einem reich geschmückten Garten glich, senkten wir den theuren Leichnam in die Erde.

Noch am Spätabende dieses Tages verließen wir Karlsbad und fuhren nach Prag, wo ich mich von den Meinigen trennte und nach Wien zurückeilte. Mein Bruder geleitete am folgenden Morgen unsere Mutter, meine Frau und meine Tochter gleichfalls dorthin.

1864.

In Folge der tiefen Trauer, in welche wir durch den Tod meines Vaters und meines Schwiegervaters versetzt waren, verlebten wir den Winter von 1863 auf 1864 in stiller Zurückgezogenheit. Es war ein glücklicher Zufall, daß meine Schwiegermutter eine Wohnung in dem von uns bewohnten Hause, gerade über uns erhielt. Mit ihrer Schwester und ihren unverheirateten Töchtern bezog sie dieselbe, und sie fühlte sich bald recht heimisch in ihr. Um so vereinsamter fand sich dagegen meine arme Mutter, welche, von Schmerz darniedergebeugt und auch in der letzten Zeit vielfach kränkelnd, sich in den Verlust ihres treuen Lebensgefährten gar nicht zu finden vermochte. Mit freudiger Bereitwilligkeit erfüllten daher wir drei, meine Frau, meine Tochter und ich die uns obliegende Pflicht, ihr so viele Zeit zu widmen als nur möglich. Leider war mir diese weit spärlicher zugemessen als ich es wünschte, denn die Arbeiten zur Vollendung des zweiten Bandes meiner Geschichte der Kaiserin Maria Theresia, welcher im Mai 1864 erschien und bis zum Abschlusse des Dresdener Friedens reichte, sowie die Vorbereitungen zur nächsten Session des niederösterreichischen Landtages nahmen mich übermäßig in Anspruch.

Am 2. März wurde der letztere wieder eröffnet und nach fast dritthalbmonatlicher Dauer am 13. Mai geschlossen. Ich gehe auf seine in diesem Jahre gepflogenen Verhandlungen nicht näher ein, weil sie so ziemlich den von mir ohnedies vielleicht schon zu ausführlich geschilderten des Vorjahres glichen und auch meine Betheiligung an ihnen keine sehr hervorragende war. Dieselbe beschränkte sich fast ausschließlich auf das, was meine Geschäftsführung als Landesausschuß anging, und es gereichte mir zur Genugthuung, daß die Beurtheilung, welche sie fand, eine zufriedenstellende war.

Den Raum, den ich durch das Hinweggehen über die ernsteren Landtagsverhandlungen erspare, will ich zur Erwähnung eines Scherzes verwenden, der die Abgeordneten damals vielfach beschäftigte und bei den Meisten sehr große Heiterkeit, bei Manchen wohl auch einige Empfindlichkeit wachrief. Einer der geistig Bedeutendsten unter meinen Collegen, spätere Minister Dr. Berger hatte sogenannte Photogramme, d. i.

in Verse gekleidete Charakteristiken der meisten Mitglieder des Landtages drucken lassen, von denen wenige lobend, einige witzig, andere boshaft und manche auch nicht an den Ruf ihres Autors als eines sehr geistreichen Mannes hinanreichend waren.

Zu den boshaften möchte das auf den Wiener Bürgermeister Zelinka zu rechnen sein, welches lautete:

„In dem Landtag schläft Zelinka,
Grausam wär's, ihn aufzuwecken,
In dem Lande der Azteken
Träumt er sich als letzter Inka."

Dem Freiherrn von Hock war folgendes Photogramm gewidmet:

„Wenn der Hock aus süßer Kehle
Schön gestellte Worte spricht,
Ist's des Reiches Philomele,
Flötend ein Finanzgedicht."

Von Schindler hieß es:

„Zierlich führt die scharfe Klinge
Alexander von der Traun,
Und sagt Dir die schönsten Dinge,
Will er Dich zusammenhau'n."

Mende wurde folgendermaßen charakterisirt:

„Rasselnd, räuspernd, rauh und trocken
Wälzt die Rede sich des Mende,
Nie verschiebt er bis ans Ende
Ihre allergröbsten Brocken."

Von Kaiser sagte unser Autor:

„Mit Stentorstimme überlaut,
Tobt Doctor Ignaz Kaiser,
Es wird von seiner Rede stets
Der ganze Landtag heiser."

Glimpflicher, aber doch etwas spöttisch lautete das mir gewidmete Photogramm:

„Vor Kritik seid ja gewarnet
Bei Regierungsrath von Arneth,
Niemand spricht, wie er, so zierlich,
So gedrechselt, fein, manierlich."

In so dankbarem Andenken hatten wir Alle den vorjährigen köstlichen Sommeraufenthalt in Alt-Aussee behalten, daß den ganzen Winter hindurch der Entschluß in uns feststand, ihn so bald als möglich zu erneuern. Um aber meine Frau und meine Tochter nicht so lange in Wien festzuhalten, bis ich selbst die Stadt zu verlassen vermochte, schmiedeten wir das Project, sie sollten sich schon in der Mitte des Juni nach Oberösterreich, und zwar zuerst nach Steyr begeben, um dort etwa eine Woche bei einer uns sehr lieben Freundin, Frau Louise von Braulik zu verweilen, die gleich ihrem Gatten zu unseren intimsten Jugendbekannten gehörte. Außerdem waren sie uns zwei Jahre hindurch in Hütteldorf als gleichzeitige Miether einer Landwohnung in einem und demselben Hause sehr angenehme Nachbarn gewesen. Von Steyr wollten meine Frau und meine Tochter nach Tillysburg zu O'Hegerty gehen, auch dort einige Zeit bleiben und dann in St. Florian meine Ankunft abwarten, um sich mit mir gemeinschaftlich nach Alt-Aussee zu verfügen.

Dieser Plan gelangte auch wirklich zur Ausführung, aber die Freude, die wir uns von ihm versprachen, ernteten wir nicht, denn in dem Augenblicke ihrer Abreise von Wien verfiel meine Frau wieder in ihren traurigen Zustand der Melancholie. Und wenn er auch neuerdings ein klein wenig milder auftrat, als dies in den ersten Jahren der Fall gewesen war, so führte er doch für uns Alle genug des Peinlichen mit sich.

Daß meine Frau und meine Tochter von unseren liebenswürdigen Freunden in Steyr, in Tillysburg und in St. Florian mit größter Zuvorkommenheit behandelt wurden, daß wir auch in Alt-Aussee all die Vorbedingungen gleichmäßig wiederfanden, welche uns im vergangenen Jahre den Aufenthalt daselbst so sehr verschönert hatten, brachte hierin auch nicht die geringste Aenderung hervor. Betrübten Herzens geleitete ich nach in Alt-Aussee verlebten sechs Wochen meine Frau und meine Tochter vor Ablauf der Hälfte des August, da um diese Zeit die Rückkehr nach Wien für Beide noch viel zu früh gewesen wäre, wieder nach St. Florian, wo sie nun einen ganzen Monat, und zwar unter Verhältnissen verweilten, welche unter den einmal gegebenen Umständen nicht glücklicher und ersprießlicher hätten gedacht werden können.

Daß sie dies wirklich waren, verdankten wir zunächst dem ebenso anregenden als belehrenden Umgange mit dem Prälaten Stülz, seinem verständigen Sinne und seiner nachsichtigen Denkart. Bei den gemeinsamen weiten Spaziergängen in den anmuthigen Umgebungen St. Florians kamen die Früchte des Verkehres mit ihm reichlich zur Geltung. Der [illegible]lat schien es gar nicht zu bemerken, wenn, was leider sehr

häufig der Fall war, meine Frau nur still und in sich versunken an diesen Wanderungen theilnahm. Ganz ohne Wirkung blieben sein geistvolles Gespräch, seine stets sich gleichbleibende Heiterkeit doch auch auf sie nicht, wenngleich sie zunächst meiner Tochter zu Gute kamen, welche hierin nicht nur willkommene Zerstreuung, sondern auch Trost und Stützpunkte in ihrer schwierigen Lage fand.

Neben dem Prälaten aber muß ich auch noch andere Mitglieder des Stiftes als freundliche Gesellschafter meiner Frau und meiner Tochter erwähnen. Außer dem jetzt schon lang verstorbenen, von uns innig verehrten Studiengenossen meines Vaters, Joseph Gaisberger, sei hier einiger noch Lebender, wie des Dechants Philipp Mayer, des Bibliothekars Albin Czerny und vor Allen des jetzigen Prälaten Ferdinand Moser dankbarst gedacht.

Als ich nach der Trennung von den Meinigen auf der Rückfahrt nach Wien in Enns in den Waggon stieg, fand ich dort zu meiner großen Ueberraschung einen alten Bekannten aus Frankfurt, den berühmten Münchner Stiftspropst von Döllinger. Obgleich ich ihn seit länger als fünfzehn Jahren nicht mehr gesehen, erkannte ich ihn doch augenblicklich an seinen ausdrucksvollen, wenngleich nichts weniger als einnehmenden Gesichtszügen. Ich redete ihn allsogleich an; er schien erfreut über dieses Zusammentreffen mit mir und machte mich mit seinem Begleiter, Sir John Acton bekannt, einem damals noch sehr jungen Manne von überaus gewinnendem, gleichzeitig äußerst bescheidenem und doch wieder einer gewissen Vornehmheit nicht entbehrendem Wesen.

Ich muß offen gestehen, daß mir die Erinnerung an Döllinger, die ich von Frankfurt her noch im Gedächtnisse trug, nicht gerade eine sehr sympathische war. Es hängt wohl mit den erhebenden Eindrücken zusammen, die ich schon in meiner Jugend von dem milden und duldsamen Sinne frommer, zugleich aber auch hochgebildeter Priester in mich aufnahm, daß ich allzeit gegen das Zelotenthum in der Kirche sehr große Abneigung empfand. Und obwohl ich sagen muß, daß Döllinger in den Reden, die er in kirchlichen Fragen in der Paulskirche hielt, sich vieler Mäßigung befliß, so wußte ich doch, daß er damals als das Haupt der ultramontanen Partei in Süddeutschland galt, und ich hielt mich deshalb von ihm während unseres gemeinsamen Aufenthaltes in Frankfurt ziemlich entfernt.

Als einer der Führer der clericalen Abgeordneten in der Paulskirche war Döllinger auch einer der heftigsten Gegner der Einsetzung des preußischen Erbkaiserthums. „Wir Baiern und Oesterreicher,“ schrieb er wenige Tage vor meinem Austritte aus der Nationalversammlung in

mein Album, „blutsverwandte Stammesbrüder, in Allem auf einander angewiesen, sollen nun von einander gerissen werden, damit ein Anderer wachse und herrsche. Möge wenigstens die tröstliche Erinnerung uns bleiben, daß wir gemeinschaftlich und mannhaft bis zum letzten Augenblicke widerstanden."

Diese Worte hatten mich, als sie niedergeschrieben wurden, etwas verletzt, denn gerade damals ging ich ja daran, meiner Ueberzeugung ein mir unendlich schwer fallendes Opfer zu bringen und freiwillig aus der Paulskirche zu scheiden. Da Döllinger diese Absicht kaum unbekannt geblieben war, konnte ich nicht anders als in seinen Worten einen bewußten Tadel jenes Schrittes erblicken, den ich nur mit äußerster Selbstverleugnung that, und daher kamen sie mir auch allsogleich wieder in den Sinn, als ich seiner ansichtig wurde. Wenn mich also auch das Zusammentreffen mit Döllinger im ersten Augenblicke nicht gerade besonders erfreute, so war es mir doch hauptsächlich aus einem anderen Grunde sehr interessant. Denn wir Beide waren noch von dem im März 1864 verstorbenen Könige Maximilian II. von Baiern, und zwar nicht lang vor seinem Tode auf Grund einer Wahl der bei der baierischen Akademie der Wissenschaften bestehenden historischen Commission zu wirklichen Mitgliedern der letzteren ernannt worden, und ich wollte ihren Sitzungen im kommenden Herbste zum ersten Male persönlich beiwohnen.

Durch die Gründung der historischen Commission hatte König Max einen seiner Lieblingsgedanken verwirklicht. Von dem Wunsche beseelt, für den Aufschwung der Wissenschaften Aehnliches zu leisten, wie es sein Vater Ludwig I. für den der bildenden Künste gethan, wollte er in der historischen Commission einen Centralpunkt für die Vereinigung der hervorragendsten Historiker Deutschlands schaffen. Dort sollten sie sich alljährlich wiedersehen, sich über die von ihnen beabsichtigten Publicationen besprechen und verständigen, hauptsächlich aber gemeinsame wissenschaftliche Unternehmungen berathen und ausführen.

Keinen Augenblick täuschte ich mich darüber, daß ich meine Berufung in diesen Kreis der höchsten Sommitäten meines Faches, wie ich es ja später durch eine Aeußerung Ranke's in einem seiner seither gedruckt erschienenen Briefe bestätigt fand, hauptsächlich meiner Stellung am Staatsarchive ver ankte, indem meiner Wahl die Absicht zu Grunde lag, dasselbe durch meine Vermittlung den geschichtlichen Forschungen allmälig zugänglicher zu machen. Aber für ganz unwürdig, einen Platz einzunehmen in ihrer Mitte, hatten mich jene Männer doch nicht ansehen können, denn sonst hätten sie mich gewiß nicht gewählt, und daß sie dies

überhaupt thaten, darin erblickte ich schon eine sehr große Auszeichnung für mich.

Da war es denn nicht anders als natürlich, daß meine bevorstehende Reise nach München und unsere gemeinschaftliche Theilnahme an den Sitzungen der historischen Commission den Gegenstand häufiger Gespräche mit Döllinger bildete, der überhaupt an dem Verkehre mit mir mehr und mehr Gefallen zu finden schien; wenigstens suchte er meine Gesellschaft auch bei Anlässen, wo er derselben eigentlich gar nicht bedurfte. So drang er recht angelegentlich in mich, ich möge ihn und Acton in dem Stifte Klosterneuburg einführen, das ich damals nicht selten besuchte, weil die dortige Weinbauschule zu meinem Referate im Landesausschusse gehörte und der ehrwürdige Prälat Adam Schreck mir besonders wohlwollte. Vergebens versicherte ich Döllinger, sein berühmter Name gewährleiste ihm eine weit bessere Aufnahme in jedem österreichischen Stifte, als meine Dazwischenkunft dies jemals vermöchte. Er blieb bei seinem Willen, und so unternahmen wir denn gemeinschaftlich diesen Ausflug.

Wie ich es vorhergesagt, war der Empfang, welchen Döllinger in Klosterneuburg fand, der beste, der nur immer gedacht werden konnte. Nicht weniger freundlich als gegen ihn war man auch gegen seinen Begleiter, aber der gute Prälat wußte nicht recht, was er aus ihm machen, und noch weniger, wie er ihn anreden solle. Auf seine vertrauliche Frage erwiederte ich, in England sage man Sir John, und ich wisse nichts Besseres, als auch in Oesterreich ein Gleiches zu thun. „Das wäre gerade," entgegnete der Prälat, „als wenn Sie zu mir ‚Herr Adam' sagen wollten; ich bringe das nicht heraus, und da bleibt mir nichts übrig, als ihn ‚Herr Doctor' zu nennen."

Bei der Stiftstafel, bei der es recht fröhlich zuging, erregte diese Bezeichnung, so oft der Prälat sich ihrer bediente, jedesmal sehr große Heiterkeit, und insbesondere war es Döllinger selbst, den dies höchlich belustigte. Hiedurch in die Enge getrieben, sagte der Prälat von nun an zu Acton immer nur mehr: „Mein liebes Mitglied des Parlaments."

Einige Stunden vor seiner Abreise von Wien schrieb mir Döllinger einen Brief, in welchem er mich in den freundlichsten Worten einlud, während meines bevorstehenden Aufenthaltes in München bei ihm zu wohnen.

Ich kann nicht leugnen, daß mich diese Aufforderung in einige Verlegenheit setzte. Konnte ich einerseits für die wohlwollende Absicht, die ihr zu Grunde lag, nicht anders als dankbar und durch Döllinger's sichtliches Bestreben, mich näher an sich zu ziehen, wirklich nur geehrt

sein, so hätte ich es andererseits aus gleichfalls nicht unwichtigen Gründen bei Weitem vorgezogen, mir selbst überlassen zu bleiben. Ganz abgesehen von dem Wunsche, mich in München freier bewegen zu können, als mir das Beziehen einer Wohnung in dem Hause eines Geistlichen voraussichtlich gestatten würde, war es mir nichts weniger als gleichgiltig, ob ich in der historischen Commission, in der mich noch fast Niemand kannte, als auf eigenen Füßen stehend erscheinen, oder gleichsam nur als der Begleiter eines Mannes von so ausgesprochenen Meinungen auftreten würde, wie diejenigen Döllinger's waren, welche sich ja von meinen eigenen gar sehr unterschieden. Dennoch konnte ich es nicht über mich gewinnen, einen Mann wie Döllinger durch Ablehnung eines so zuvorkommenden Anerbietens zu verletzen, und mit schwerem Herzen, aber in verbindlichster Form ging ich auf dasselbe ein.

Am 27. September legte ich die Fahrt von Wien nach München zurück, wo ich erst um halb elf Uhr eintraf. Mit einer einspännigen Droschke, die an längst vergangene Zeiten erinnerte, fuhr ich der damaligen Frühlings-, jetzt von der Tannstraße zu, in welcher Döllinger wohnte. Obgleich meine so sehr späte Ankunft einen gewaltigen Strich durch seine sonstigen Lebensgewohnheiten machte, streckte er doch, als ich vor seinem Hause hielt, Kopf und Lampe zum Fenster heraus, empfing mich mit ungemein freundlichen Worten und einem sehr guten Nachtmal. Erst gegen Mitternacht trennten wir uns und gingen Jeder zu Bett.

Am nächsten Morgen verfügte ich mich mit Döllinger zur ersten Sitzung der historischen Commission, welche unter dem Präsidium Ranke's abgehalten wurde. Außer ihm waren noch Pertz aus Berlin, Waitz aus Göttingen, Lappenberg aus Hamburg, Staelin aus Stuttgart, Hegel aus Erlangen, Maurer, Giesebrecht und Cornelius aus München, endlich eine Anzahl anderer Mitglieder, sämmtlich namhafte Männer da. Nicht ohne innere Befangenheit trat ich in diesen Kreis, denn noch niemals hatte ich so viele Koryphäen der historischen Wissenschaft beisammen gesehen, und der überaus zuvorkommende Empfang, der mir von ihnen zu Theil wurde, erfreute mich wahrhaft.

Denjenigen, auf welchen meine Aufmerksamkeit vor Allem gerichtet war, Leopold Ranke sah ich allerdings nicht zum ersten Male. Schon im October des vergangenen Jahres, bald nach meiner Wahl zum Mitgliede der historischen Commission hatte er mir aus Venedig geschrieben und mich gebeten, ihn bei seiner bevorstehenden Durchreise durch Wien in die Berichte des kaiserlichen Gesandten in Paris, Grafen Georg Starhemberg aus dem Jahre 1756, welche sich auf den Abschluß des s von Versailles zwischen Oesterreich und Frankreich bezogen,

Einsicht nehmen zu lassen. Ranke überschätzte offenbar meinen Einfluß auf die Administration des Staatsarchives, welcher damals, obgleich ich dort die Stelle eines Vicedirectors bekleidete, gleich Null war. Ich konnte nichts Anderes thun, als Ranke's Brief dem Director des Staatsarchives, Hofrath von Erb vorlegen, und dieser war nichts weniger als geneigt, dem gestellten Ansuchen zu willfahren. Er berichtete in diesem Sinne an das Ministerium des Aeußern, welches seiner Anschauung zustimmte. Ehe ich aber noch Ranke hievon schriftlich verständigen konnte, war er schon in Wien, suchte mich im Staatsarchive auf und verlangte hastig die von ihm bezeichneten Actenstücke zu sehen.

Ranke's zahlreiche Verehrer, denen auch ich mich unbedingt anreihe, mögen mir das offene Geständniß verzeihen, daß der erste Eindruck, den sein Aeußeres und sein Auftreten auf mich hervorbrachten, kein durchwegs günstiger war. Dazu war der ungewöhnlich kleine, unscheinbare Mann mit seinen lebhaften, eigenthümlich linkischen Bewegungen, welche bei Jemand, der so viel in hoher Gesellschaft verkehrt hatte, in Verwunderung setzten, mit seinem mächtigen Kopfe, der durch einen Wald grauer Haare fast unförmlich groß erschien, mit unschönen, wie durch Blatternarben verwischten Gesichtszügen wirklich nicht angethan. Nur der sprühende Blick seiner kleinen, aber ungemein sprechenden Augen verrieth, daß man es mit einem ungewöhnlichen Manne zu thun habe.

So peinlich es mir war, ihm davon Mittheilung machen zu müssen, daß seinem Wunsche nicht willfahrt worden sei, so sehr zeigte er selbst sich hiedurch geärgert und bestürzt. Er ließ sich beim Archivsdirector melden, um vielleicht doch noch einen Versuch zu dessen Umstimmung zu machen, aber ein solcher mußte natürlich erfolglos bleiben, da ja schon die negative Entscheidung des Ministeriums vorlag.

Das für ihn so unerfreuliche Scheitern seiner Wünsche, an welchem ich allerdings nicht die entfernteste Schuld trug, ließ mich Ranke bei unserem Wiedersehen in München in gar keiner Weise entgelten. Aber so angenehm mich das auch berührte, so machte ich doch neuerdings wieder die Erfahrung, daß nicht leicht etwas mehr dazu geeignet ist, Enttäuschung hervorzurufen und sogar zu ungerechter Beurtheilung zu verleiten, als wenn man Jemand, dessen Größe auf einem bestimmten Gebiete eine allgemein anerkannte ist, auf einem anderen eine Thätigkeit entfalten sieht, welche selbst bescheidenen Erwartungen kaum genügt, und als eine solche erschien mir die Art und Weise, in welcher Ranke in der historischen Commission das Präsidium führte. Allerdings enthielt die sehr lange Rede, mit der er die Sitzung eröffnete, ungemein viel Interessantes, und insbesondere waren die Worte, welche sich auf den Gründer

der Commission, den verstorbenen König Max bezogen, tief empfunden und darum auch wahrhaft ergreifend zu nennen. Aber der mir wenigstens schwer verständliche und manierirt erscheinende Vortrag, mit dem er die Rede ablas, beraubte sie für den Hörer eines großen Theiles der günstigen Wirkung, die sie später auf den Leser mit Recht hervorbringen mußte.

Eigenthümlicher noch erschien mir die Art, in welcher Ranke bei den oft recht lebhaften Verhandlungen den Vorsitz führte. Manchmal sich eifrig an ihnen betheiligend und sie dann wieder ganz außer Acht lassend, wendete er sich, von einer Art innerer Rastlosigkeit getrieben, welche freilich auch für die Regsamkeit seines geistigen Lebens Zeugniß ablegte, bald hierhin bald dorthin, oder er stand auch nicht selten plötzlich auf, zog einen Collegen ans Fenster und vertiefte sich mit ihm in ein recht laut und eifrig geführtes Gespräch. Wie arg hiebei manchmal die Verhandlungen selbst aus dem Geleise kamen, läßt sich unschwer errathen.

Aber freilich war die Versammlung nicht arm an Männern, welche ganz dazu geeignet erschienen, diese Mängel in der Leitung der Berathungen minder fühlbar zu machen, ja sie vollständig auszugleichen. In erster Linie müssen hiebei der Secretär der historischen Commission, Wilhelm Giesebrecht, und insbesondere Georg Waitz genannt werden, welch' Letzteren ich in der langen Reihe von Jahren, während deren ich diesen Sitzungen beiwohnte, als die festeste Stütze der Commission erkannte. Allzeit mit ganzer und ungetheilter Aufmerksamkeit bei der Sache, mit raschester Auffassung und ruhigem, scharf unterscheidendem Urtheil begabt, ein Meister der klaren, zutreffenden Rede, war Waitz ein unersetzliches, und leider muß ich heute, nach seinem Tode auch sagen, ein unersetztes Mitglied der historischen Commission. Mir war er noch von Frankfurt her, obgleich wir uns damals im entgegengesetzten, er im preußisch-erbkaiserlichen und ich im österreichischen parlamentarischen Lager befanden, ungemein freundschaftlich gesinnt. Von Jahr zu Jahr knüpften diese Bande zwischen uns sich fester, bis sie endlich durch seinen Tod in schmerzlicher Weise zerrissen wurden.

Außer Waitz kamen mir von den Mitgliedern der historischen Commission noch Georg Heinrich Pertz, der berühmte Herausgeber der Monumenta Germaniae, der Geschichtschreiber Englands, Johann Lappenberg, der biedere und treuherzige Schwabe Staelin, Verfasser einer musterhaften Geschichte seiner württembergischen Heimat, und mein alter Frankfurter College Cornelius mit ganz besonderer Freundlichkeit entgegen.

Von den Verhandlungen der Commission, an denen ich mich lebhaft betheiligte, will ich nur diejenige erwähnen, welche über ziemlich

identische Anträge Ranke's und Döllinger's stattfand, ein biographisches Lexikon der berühmtesten und bemerkenswerthesten Persönlichkeiten Deutschlands herauszugeben. Mit verschiedenen Modificationen wurden diese Anträge zu einem Beschlusse erhoben, welchem Deutschland ein schon bis zum fünfunddreißigsten Bande gediehenes, also sehr umfangreiches, aber auch gediegenes Werk verdankt, das ihm wahrhaft zur Ehre gereicht. Aus meiner Feder ist darin eine Anzahl ziemlich weitläufiger Artikel, wie über Maria Theresia, ihren Gemal und ihren Vater, über Eugen von Savoyen, über Laudon und Lacy und zuletzt noch über Guido Starhemberg enthalten.

Die behagliche Stimmung, in die mich der für mich so erfreuliche und interessante Verkehr mit meinen Collegen in der historischen Commission versetzte, wurde nicht wenig durch die liebenswürdige Zuvorkommenheit erhöht, welche der österreichische Gesandte in München, Graf Gustav Blome für mich an den Tag legte. Schon viele Jahre zuvor hatte er die Bekanntschaft meines Bruders in St. Petersburg gemacht, war dann während meines kurzen Aufenthaltes in Paris sehr freundlich für mich und ein Jahr später überaus zuvorkommend für meine Mutter gewesen. Nun traf ich ihn als Gesandten in München wieder, und er bezeigte sich neuerdings ungemein gefällig gegen mich. Insbesondere erwies er mir dadurch, daß er mich für den 1. October, an welchem Tage das bekannte Volksfest auf der Theresienwiese gefeiert wurde, und der junge König Ludwig II. sowohl dort als Abends im Hoftheater zum ersten Male nach seiner Thronbesteigung inmitten seiner Unterthanen erscheinen sollte, durch Einladung in seine Loge eine Freundlichkeit, für die ich ihm nur dankbar sein konnte.

Da es mir erwünscht war, Augenzeuge dieser Festlichkeiten zu sein, schloß ich mich meinen Collegen nicht an, von denen die Mehrzahl an jenem Tage einen größeren Ausflug unternahm, sondern blieb in München zurück. Wer kennt nicht, der jemals dort war, die weit sich hindehnende grüne Fläche zu den Füßen der Bavaria; sie und die Abhänge des Hügels, auf denen die Ruhmeshalle steht, waren mit Tausenden von Menschen bedeckt, unter denen gar manche, meistens aber recht scheußliche Volkstrachten der Weiber meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Inmitten der Wiese befand sich auf einem erhöhten Platze das königliche Zelt, in welchem sich nach und nach das diplomatische Corps, die Generale und sonstigen Würdenträger, sämmtlich in Uniform einfanden. Bald darauf erschien in einem vierspännigen Wagen, von einer Cavallerie-Escorte begleitet, mit lebhaften Jubelrufen begrüßt, der junge König, eine schlanke, hochaufgeschossene Gestalt mit nicht nur schönen, sondern auch einnehmen-

den Gesichtszügen, welche mich sehr an die unserer Kaiserin erinnerten. Während er oben von Einem zum Anderen ging und mit Jedem freundlich sprach, trieb ich mich unten unter den Allgäuer Stieren und Kühen, dann unter den Pferden umher. Denn nach einer Stunde begann das Wettrennen, welches, als von gewöhnlichen Stallburschen geritten, in einer für meine Augen etwas rohen Weise verlief.

Hierauf eilte ich nach Hause, mich in Gala zu werfen, denn es war hoch an der Zeit, mich in Blome's Loge zu begeben, um das erste Erscheinen des Königs im Hoftheater mit anzusehen. Außer Blome selbst waren noch der russische und der preußische Gesandte, die Herren von Ozeroff und Heinrich von Arnim in der Loge, so daß die alte heilige Allianz in derselben vollständig repräsentirt war. Insbesondere gefiel mir Arnim ungemein wohl, und so oft ich Jahre nachher die Nachrichten über die unglaublichen Schläge des Schicksals las, die ihn, wie ich meine, ziemlich unverschuldet trafen, so gedachte ich mitleidsvoll des feinen und geistreichen Mannes, den ich im Münchener Hoftheater zum ersten und einzigen Male sah und sprach.

Etwas nach halb sieben Uhr erschien der König in seiner Loge, in schwarzem Frack und mit strahlendem Ordensstern. Wieder begann das Hochrufen, für welches er mit graziösen, fast mädchenhaften Verneigungen dankte. Außer seinem jüngeren Bruder Otto, der klein und unscheinbar aussah und sich in einem Winkel der Loge fast versteckt hielt, war Niemand bei ihm.

Hatte ich bis dahin den König nur aus der Ferne gesehen, so sollte mir binnen Kurzem die Freude zu Theil werden, mich ihm vorstellen und ihn sprechen zu können.

Alsbald nach dem Zusammentreten der historischen Commission hatte das Präsidium derselben hievon dem Könige die Anzeige erstattet und sich angefragt, ob er etwa ihre Mitglieder in Audienz zu empfangen gedenke. Hierauf erfolgte die Antwort, der König sei bereit, die nicht baierischen Commissionsmitglieder bei sich zu sehen; die baierischen aber behalte er sich vor, gelegentlich kennen zu lernen. In Folge dessen meldete eine Anzahl von uns sich zur Audienz, die denn auch bereitwilligst zugestanden wurde. Vor mir ging Lappenberg hinein, welcher, als er wieder heraustrat, mir die Worte zuflüsterte: „Er ist reizend.“ Und so fand ich den König denn auch wirklich. Vielleicht niemals sah ich bei einem Jünglinge, der er ja damals noch war, so schöne Gesichtszüge mit einem so einnehmenden, herzgewinnenden Ausdrucke gepaart. Das schwarze lockige Haar und der dunkle Teint verliehen seiner Physiognomie etwas an Italien Erinnerndes, das ja uns Nordländern gewöhnlich so sehr

gefällt. Und seine Art zu sprechen, in welcher das sichtliche Bestreben, zuvorkommend zu sein, mit jugendlicher Schüchternheit gar seltsam zusammentraf, gab seinem ganzen Wesen einen eigenthümlichen Reiz. Nachdem er mir einige sehr verbindliche Worte über meine historischen Schriften gesagt, über welche er, wie er behauptete, viel Lobendes gehört habe, fügte er mit freundlichem Lächeln hinzu: „Sie begreifen, daß ich bei meinem jugendlichen Alter noch nicht dazu kam, Ihre Bücher zu lesen, aber ich hoffe dies bald nachholen zu können und freue mich im voraus auf den Genuß, den ich mir von ihnen verspreche." Und nachdem er meine Antwort wohlwollend mit angehört, unterbrach er mich plötzlich mit der etwas naiven Frage: „Sagen Sie mir, interessirt sich Ihr Kaiser für Ihre Werke?"

Mir schien es eben so unpassend, diese Frage bejahend als sie verneinend zu beantworten. Ohne mich lang zu besinnen, erwiederte ich daher: „Ich muß es glauben, weil Seine Majestät mich an einen Platz gestellt hat, auf dem ich sie zu schreiben vermag."

Meine rasche Replik schien dem Könige zu gefallen, und er entließ mich mit huldvollen Worten. Daß sie ihm wirklich vom Herzen kamen, dafür empfing ich dreizehn Jahre später einen für mich schmeichelhaften Beweis. Im Sommer 1877 hielt ich mich vorübergehend in Partenkirchen auf, und der König befand sich zu gleicher Zeit in seinem nahe von dort gelegenen Landhause auf dem Schachen. „Arneth ist in Partenkirchen," sagte er zu einem der wenigen Menschen, welche dort Zutritt bei ihm fanden. „Ich erinnere mich seiner sehr wohl und hätte ihn gern einmal wiedergesehen. Aber ich kann um seinetwillen nicht abweichen von meinem Grundsatze, hier keinen Fremden zu empfangen."

Es war ein erfreulicher Abschluß meines für mich so angenehmen Aufenthaltes in München, daß am letzten Abende desselben die Frau meines Bruders mit ihrem damals etwas mehr als dritthalbjährigen Söhnlein dort eintraf, um sich von Baden-Baden, wo sie einen Theil des Sommers verlebt hatte, nach Wien zu begeben. Denn nach elfjähriger Dienstleistung bei der Großfürstin Helene hatte mein Bruder, welcher, weit davon entfernt, sich ganz zu expatriiren, immer von dem Wunsche beseelt war, wenigstens die letzten Lebensjahre unserer Eltern gemeinsam mit ihnen zu verbringen, sich durch den Tod unseres Vaters veranlaßt gesehen, die Ausführung seines Entschlusses, seine Beziehungen zur Großfürstin zu lösen und sich bleibend in Wien niederzulassen, nicht noch länger hinauszuschieben. Er wollte sich nicht in die Gefahr begeben, in Bezug auf unsere Mutter Aehnliches zu erleben, wie es im vergangenen Jahre mit unserem Vater geschehen war. Diese Betrachtung erleichterte

ihm einen Schritt, der ihm der Großfürstin gegenüber schwer genug wurde. Denn wie er sie aufrichtig verehrte und ihr wirklich anhänglich gesinnt war, so hatte sie sich ihm allzeit voll Huld und Vertrauen erwiesen und ließ ihn daher nicht leicht von sich ziehen.

Den besten Beweis hiefür liefern die Zeilen, welche sie am 1. November aus Berlin an meinen Bruder eigenhändig schrieb. „Ich übersende Ihnen hier, lieber Doctor," so lauten sie, „ein Zeichen der Anerkennung des Kaisers für Ihre mir bewiesene treue Sorgfalt. Erlauben Sie mir aber auch, meinem herzlichen Danke Ausdruck zu geben und Ihnen zu sagen, wie sehr ich es beklage, daß Ihre Familienbeziehungen Sie meinem Hause entführen, wo ich durch so lange Jahre ebensosehr Ihre wissenschaftlichen Bestrebungen wie die Gediegenheit Ihres Charakters zu schätzen wußte. Bleiben Sie uns ein treuer Freund und zählen Sie stets auf meine dankbare Erinnerung und meine herzliche Theilnahme an Allem, was Sie und die Ihrigen betrifft."

In Gesellschaft meiner Schwägerin und meines Neffen, eines sehr hübschen, fröhlichen und zuthulichen Kindes, legte ich, größtentheils in lustigem Geplauder und Spiele mit ihm die Heimfahrt von München nach Wien zurück. Etwa zwei Monate später trat ich mit einer Publication hervor, welche ziemlich weit abwich von den Bahnen, in denen ich mich bisher bewegt hatte.

1865.

Wer sich mit einer biographischen Arbeit über eine der Vergangenheit angehörende hervorragende Persönlichkeit beschäftigt, wird vor Allem darnach trachten müssen, möglichst vieler eigenhändiger Aufzeichnungen derselben, insbesondere von ihr selbst geschriebener oder dictirter Briefe habhaft zu werden. Denn aus ihnen wird er ihre innersten Gedanken und Anschauungen, die eigentlichen Beweggründe zu ihren Handlungen am ehesten und sichersten zu erforschen im Stande sein.

Es war also nur natürlich, daß ich schon bei meinen Vorarbeiten zu einer Geschichte der Kaiserin Maria Theresia mich bemühte, mir Zutritt zu möglichst vielen Privatarchiven zu erwirken, in denen ich hoffen durfte, Briefe der Kaiserin an Personen zu finden, welche sie mit ihrem Ver-

trauen beehrte. Denn daß sie ihnen gegenüber mit Mittheilungen nicht kargte, auf welche ihr Biograph den höchsten Werth legen mußte, das ließ sich aus dem einzigen Beispiele, welches damals vorlag, dem ungemein interessanten Briefwechsel zwischen Maria Theresia und dem Grafen Sylva-Tarouca entnehmen, der schon im Jahre 1859 durch Karajan veröffentlicht worden war.

Ich kann nicht sagen, daß meine Nachsuchung nach solchen Privatbriefen ganz erfolglos geblieben wäre, aber eigentlich Wichtiges wurde mir doch nur aus den Archiven der Grafen Enzenberg zu Tratzberg in Tirol und Thurn zu Bleiburg in Kärnten mitgetheilt. Auch von Seite des Fürsten Kinsky geschah dies, doch wurden die in seinem Besitze befindlichen Briefe der Kaiserin an den Grafen Philipp Kinsky, Obersten Kanzler von Böhmen, nachdem ich sie sorgfältig copirt hatte, noch vor dem Erscheinen meines ersten Bandes von dem fürstlichen Archivar Folkmann publicirt.

Es war eine für mich äußerst erfreuliche Wirkung der günstigen Beurtheilung, welche dieser erste Band in der Oeffentlichkeit fand, daß ich von befreundeter Seite, und zwar durch den erst vor kurzem in sehr hohem Alter verstorbenen Geheimen Rath Freiherrn von Ransonnet darauf aufmerksam gemacht wurde, in der Privatbibliothek Sr. Majestät des Kaisers befänden sich ungemein große Schränke, ganz mit handschriftlichen Aufzeichnungen gefüllt, unter denen Correspondenzen österreichischer Monarchen mit Mitgliedern ihres Hauses, von Karl VI. bis auf seinen Urenkel Franz I. herab, einen ansehnlichen Raum einnähmen.

Durch einen Mann, der mir bis zum Ende seines Lebens stets gleichmäßig ein wohlwollender Gönner und Freund war, den damaligen Feldmarschall-Lieutenant Grafen Franz Crenneville, welcher zu jener Zeit als erster General-Adjutant des Kaisers eine sehr einflußreiche Stellung einnahm, erwirkte ich mir schon im Jahre 1862 die Erlaubniß, diese Correspondenzen einsehen und sie für meine historische Arbeit verwerthen zu dürfen. Da zog denn vor Allem ein Cahier meine Aufmerksamkeit auf sich, welches die Aufschrift trug: „1770—1780. Correspondance de S. M. l'Impératrice-Reine avec la Reine de France.“ Die ganze Sammlung bestand und besteht noch heute aus dreiundneunzig Schreiben Marie Antoinettens an ihre Mutter, wovon siebenunddreißig im Original, die übrigen aber in Abschriften vorhanden sind, welche offenbar auf Maria Theresia's Geheiß von ihrem vertrauten Cabinetssecretär Karl Joseph Freiherrn von Pichler mit großer Sorgfalt angefertigt wurden. Von den siebzig Antworten der Kaiserin finden sich, wie es in der Natur der Sache gelegen ist, nur die gleichfalls von Pichler ge-

schriebenen Copien vor. Denn die Originale gingen ja nach Frankreich und wurden dort, sei es durch die Königin selbst oder während der Revolution vernichtet.

Hocherfreut über den Schatz, welchen zu heben mir vergönnt war, copirte ich jedes einzelne Stück mit jener peinlichen Genauigkeit, welche in derlei Dingen unerläßliche Pflicht ist. Die ganze Sammlung meiner Abschriften aber bewahrte ich sorgfältig auf, um ihren Inhalt dereinst zu benutzen, wenn ich in meiner Geschichte der Kaiserin Maria Theresia bis zu dem letzten Jahrzehnt ihrer Regierungszeit würde gekommen sein.

Ein ganz außer meiner Berechnung liegendes Ereigniß brachte mich jedoch auf andere Gedanken. In Frankreich, dem Heimatlande der Moden, hatte die große Tonangeberin derselben, die Kaiserin Eugenie endlich einmal einen ernsteren und edleren Gegenstand als Hutformen, Crinolinen oder dergleichen, und zwar den Cultus der Königin Marie Antoinette in die Mode gebracht. So erzählte mir einmal der bekannte baierische General von der Tann, er sei wiederholt dabei gewesen, als in den Salons der Kaiserin Briefe, angeblich von Marie Antoinette herrührend, die Runde machten und allerseits eben so viel Bewunderung der unglücklichen Fürstin als Mitleid mit ihrem schrecklichen Schicksale hervorriefen. Wahrscheinlich waren es dieselben Briefe, welche im Juni 1864 ein lothringischer Edelmann, Graf Paul Vogt von Hunolstein in einer eigenen Sammlung, und wie er in der Vorrede selbst sagte, nach den in seinen Händen befindlichen Originalen in Druck erscheinen ließ. Von etwa hundertundfünfzig Briefen der Königin waren neunzehn an die Kaiserin Maria Theresia, und was besonders auffallen mußte, nicht weniger als fünfundvierzig an die Erzherzogin Marie Christine gerichtet.

Außerordentlich groß war das Aufsehen, welches diese allgemein für authentisch gehaltenen Briefe in Frankreich, ja man kann wohl sagen in Europa erregten. Rasch war nicht nur die erste, sondern auch die zweite, binnen Monatsfrist erschienene Auflage vergriffen, aber ehe noch die dritte, obwohl sie gleichfalls nicht lang auf sich warten ließ, auf den Markt gebracht werden konnte, trat ein Mann, der im französischen Ministerium des Aeußern eine höhere Stellung bekleidete, Herr Feuillet de Conches mit zwei Bänden einer voraussichtlich sehr umfangreich angelegten Sammlung von Schriftstücken hervor, in denen ebenfalls eine Anzahl von Briefen der Königin Marie Antoinette an ihre Mutter und an ihre Schwester Marie Christine enthalten war.

Die phrasenhaften Tiraden, von denen die in diesen beiden Sammelwerken abgedruckten Briefe der Königin erfüllt waren, sagten dem Geschmacke des großen Publicums, und zwar nicht bloß des französischen,

sondern auch des deutschen und des österreichischen ganz außerordentlich zu. Unsere Zeitungen begannen sich lebhaft mit den in Paris erschienenen Briefen der Königin zu beschäftigen, und ein großes Wiener Journal, die „Presse“, brachte am 15. December 1864 aus der Feder eines ungenannten Autors, der sich mir gegenüber später als der Polizeirath Gentz, ein Sohn des berühmten Publicisten entpuppte, einen fast leidenschaftlich geschriebenen Artikel über sie. „Wir zweifeln,“ so hieß es darin, „keinen Augenblick an der Echtheit des Inhaltes dieser Briefe. Wie ein göttlicher Stempel ist ihnen das Merkmal der Wahrheit aufgeprägt! Schlafen denn,“ fuhr der Autor des Artikels später fort, „die Geschichtsforscher Oesterreichs, oder sind die Nibelungen die äußerste Grenze ihrer eifrigen Forschungen? Die hochherzige Tochter der großen Kaiserin wäre wohl noch einiger Bemühungen werth.“

Für mich hatte es nicht erst dieser etwas drastischen Ausfälle bedurft, um mich zur Führung des Beweises zu veranlassen, daß wenigstens Einer der österreichischen Historiker nicht in den ihnen von Herrn Gentz zugemutheten lethargischen Schlaf versunken sei. Gleich nach dem Erscheinen der von dem Grafen Hunolstein und Herrn Feuillet de Conches veröffentlichten Sammlungen vermeintlicher Briefe der Königin an ihre Mutter und ihre Schwester stand meine Ueberzeugung fest, daß dieselben, wenn nicht insgesammt, so doch zum größten Theile gefälscht seien. Dies klar zu erkennen, konnte ich mir keineswegs zum Verdienste anrechnen, denn ohne Uebertreibung darf ich wohl sagen, daß ich damals vielleicht der einzige Mensch in der Welt war, der einen authentischen Brief der Königin an ihre Mutter jemals gesehen hatte. Der alte Herr von Khloyber, der schon unter Kaiser Franz in dessen Privatbibliothek gedient hatte und im Laufe der Zeit zu ihrem Vorstande heraufgerückt war, lebte zwar noch, aber er hatte sich wohl schwerlich jemals näher mit diesen Schriftstücken befaßt, sondern sie nur als eine streng geheim zu haltende Sache vor jedem profanen Auge sorgsam behütet. Aus langverschlossenem Schranke und mit Staub bedeckt waren sie mir von ihm hervorgeholt worden, wie er sie denn auch, nachdem ich sie copirt, persönlich wieder von mir in Empfang nahm.

Neben diesen Briefen, deren unbedingte Echtheit schon im Hinblick auf die Art ihrer Provenienz von Niemand in Zweifel gezogen werden konnte und auch in dem späteren erbitterten Streite, der sich über die Authenticität der in Frankreich publicirten Briefe entspann, von keiner Seite bestritten wurde, konnten die letzteren durchaus nicht bestehen. Ihre Unechtheit darzuthun und der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, mußte ich als meine nächstliegende Aufgabe erkennen, und darum zögerte ich auch keinen Augenblick, die in der Privatbibliothek des Kaisers befindliche

authentische Correspondenz der Königin mit ihrer Mutter in Druck legen zu lassen. Aber es schien mir würdiger, und man gestatte mir den Ausdruck, edler zu sein, dies ohne irgendwelche Polemik gegen die französischen Briefsammlungen und deren Herausgeber zu thun. Nur zu leicht hätte ich den häßlichen Schein auf mich laden können, als ob ich meinem Buche durch Herabsetzung derer, die ihm vorangegangen waren, den Weg ebnen wolle. Früher oder später werde es sich schon selbst, dessen war ich gewiß, die Bahn brechen und die Wahrheit ans Licht bringen.

Diese meine Vermuthung ging denn auch nach beiden Richtungen hin in wirklich glänzender Weise in Erfüllung. Nicht nur in Oesterreich und in Deutschland, sondern vor Allem in Frankreich fand mein Buch, obgleich es unter deutschem Titel und mit einer deutsch geschriebenen Vorrede, deutschen Anmerkungen und ebensolchem Inhaltsverzeichnisse erschien, doch eine sehr gute Aufnahme. Die ersten Federn dieses Landes, ich nenne nur Sainte-Beuve, Cuvillier-Fleury, Rifard beschäftigten sich eingehend mit ihm und widmeten ihm lange und überaus wohlwollende Besprechungen, wobei dem Berühmtesten unter ihnen, Sainte-Beuve, ein komischer, echt französischer Irrthum widerfuhr. Er hielt nämlich die meinem Namen vorangehende, in Oesterreich so gewöhnliche Adelsbezeichnung für meinen Namen selbst und nannte mein Buch nur immer das des Monsieur Ritter. Als ihn aber ein anderer französischer Schriftsteller, Herr Depping, welcher, weil deutschen Ursprunges, die Sache richtiger verstand, eines Besseren belehrte, da wurde Sainte-Beuve hiedurch keinen Augenblick aus der Fassung gebracht. In einem zweiten Aufsatze schob er einfach das Verschulden seines Irrthums mir zu; „car en France“, sagte er wörtlich, „il faut se présenter à la française“. Das hinderte übrigens nicht, daß er selbst gleich anderen namhaften Franzosen nur in anerkennendster Weise über mein Buch schrieb. Alle bezeichneten dasselbe als einen unschätzbaren Beitrag zu besserer Würdigung der großartigen Gestalt der Kaiserin Maria Theresia und zu näherer Charakteristik der, wie Cuvillier-Fleury sich mir gegenüber ausdrückte, einerseits heroischen und andererseits herzgewinnenden Persönlichkeit ihrer Tochter Marie Antoinette.

Die zweite aus meinem Buche sich ergebende Folgerung, welche in der Erkenntniß der Unechtheit der französischen Publicationen bestehen mußte, scheuten sie sich freilich noch zu ziehen. Gar Mancher unter ihnen, welcher Zutritt zu den schöngeistigen Zirkeln der Kaiserin Eugenie genoß, mochte dort schon die sogenannten Originale dieser Briefe gesehen, gelesen und bewundert, dann aber gleich seinen übrigen Landsleuten die Bücher der Herren Hunolstein und Feuillet de Conches mit Freude begrüßt und

ihren Inhalt auch nicht von fern für zweifelhaft gehalten haben. Da war es nicht so leicht, so rasch sich selbst zu widersprechen, und wenn auch in ernsteren Beurtheilern schon damals ein schwerwiegender Verdacht aufgestiegen sein mochte, so wurde er wenigstens vorläufig noch landsmannschaftlich verschwiegen.

Da kam von Seite eines deutschen Gelehrten, der keine solchen Rücksichten zu beobachten hatte[1], der erste und kräftigste Anstoß zur Entscheidung der Frage, ob die in Frankreich publicirten Briefe der Königin Marie Antoinette an ihre Mutter und ihre Schwester als authentisch zu betrachten oder ob sie nicht vielmehr als eine grobe Fälschung anzusehen seien.

Herrn Heinrich von Sybel, damals Professor in Bonn, gebührt das Verdienst, zuerst in einer allen Anforderungen strenger historischer Kritik entsprechenden Abhandlung den, ich darf wohl sagen unwiderleglichen Nachweis der Unechtheit jener Briefe geliefert zu haben. Obwohl er seine Beweisführung auf nicht viel Anderes als auf die Vergleichung derselben mit den von mir veröffentlichten Briefen zu gründen vermochte, so gelang sie ihm doch vollständig, und sie machte daher auch in Frankreich sehr großes Aufsehen. Wenn ich nicht irre, war es Herr Edmond Scherer, der zuerst im „Temps" für die Sybel'sche Anschauung in die Schranken trat, und er fand bald an August Geffroy sowie später an George Gandy eifrige Genossen. Ihre Ausführungen blieben auch in Frankreich nicht ohne Wirkung, und so schmerzlich dies für das in jenem Lande so empfindliche Nationalgefühl sein mochte, so wurde doch auch dort der Kreis derer immer größer, welche einzusehen begannen, daß man durch die einheimischen Publicationen getäuscht worden sei.

Daß auch Sainte-Beuve dieser Anschauung nicht fern stand, deutete er in einem Briefe, den er mir am 23. Februar 1866 schrieb, ziemlich unverhüllt an. „Die Erörterungen," sagte er darin, „welche durch die letzten Publicationen über Marie Antoinette angeregt wurden, haben uns in große Verlegenheit und wahre Bestürzung versetzt. Einerseits will man sich nicht irreführen lassen und andererseits nicht bis an ihr letztes Ende Folgerungen ziehen, welche Unredlichkeit bei Leuten aufdecken würden, die man bisher aus so vielen Gründen geschätzt hat."

Ganz verschieden war das Verfahren, welches dem gegenüber die beiden französischen Herausgeber der Briefe der Königin beobachteten. Während Graf Hunolstein ein vornehmes Stillschweigen beobachtete und sich so ruhig verhielt, als ob der Streit ihn nichts anginge, nahm Herr Feuillet de Conches den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh mit einer Herzhaftigkeit auf, welcher nur eine bessere Sache als Vertheidigungs-

object zu wünschen gewesen wäre. In der „Indépendance belge“, im „Journal des Débats“, im „Temps“ endlich erschienen langathmige Artikel aus seiner Feder, die er in der Vorrede zu dem dritten Bande seines Sammelwerkes wiederholte und noch umständlicher ausführte. Aber er war damit nicht glücklicher als mit seiner Publication selbst. Ueber einen der Punkte, auf welche es hauptsächlich ankam, wie er denn zu den von ihm reproducirten Autographen gekommen sei, wußte er eben so wenig glaubwürdigen Aufschluß zu geben als die grellen Widersprüche irgendwie zu erklären, in denen sich der Inhalt der von ihm publicirten Briefe der Königin mit dem der echten befand.

Auch ein Herr Jakob Charavay, welcher, wie es scheint, bei dem Ankaufe der gefälschten Briefe der Königin durch den Grafen Hunolstein interveniert hatte, griff nun zur Feder, um für die Echtheit derselben und der von Herrn Feuillet de Conches veröffentlichten zu kämpfen, aber er war dabei nicht mehr als der Letztere vom Glücke begünstigt. Obwohl Autographenkenner von Fach, scheint doch auch er durch die theilweise sehr geschickt gemachten Falsificationen getäuscht worden zu sein, denn an seinem guten Glauben zu zweifeln, dazu wurde mir niemals ein Anlaß geboten. Und mit Vorbedacht rede ich von einer theilweise sehr geschickten Fälschung, denn die Schriftzüge der Königin waren denjenigen täuschend nachgeahmt, in welchen sie während der späteren und bei Weitem längeren Zeit ihres Aufenthaltes in Frankreich schrieb. Aber das wußte der Fälscher nicht und ließ es daher auch ganz außer Acht, daß die Schriftzüge Antoinettens als Dauphine mit denen der späteren Jahre fast gar keine Aehnlichkeit besaßen. Waren sie früher recht unförmliche, spitzige und eckige gewesen, so nahmen sie etwa um die Zeit der Thronbesteigung Antoinettens einen gewandteren, gerundeteren Charakter an, und Niemand, der die Schrift vom Jahre 1770 mit der von 1780 vergleicht, wird glauben, daß sie von einer und derselben Person herrührt.

Dieser Thatsache gegenüber blieb der declamatorische Ton, in welchem Herr Charavay ausrief, wie könne man nur annehmen, eine Tochter der Kaiserin Maria Theresia, eine Dauphine von Frankreich habe eine so unglaublich schlechte Handschrift besessen, als welche sie auf den meinem Buche vorsichtiger Weise beigegebenen Facsimile's erschien, vollkommen wirkungslos. Gewiß ist es besonders für uns Oesterreicher nicht gerade erfreulich, daß die Schrift der Erzherzogin dem Unterrichte, den sie in Wien genossen, so wenig zur Ehre gereichte. Aber es war nun einmal so, und die unbestreitbare Richtigkeit dieses Umstandes wurde gerade in Frankreich in überzeugender Weise dargethan. Um die Wahrheit zu ergründen, suchte man eifrig nach Schriftzügen der Königin aus der frühesten

Zeit ihres Aufenthaltes in Frankreich, und man fand sie an verschiedenen Orten, insbesondere in der Mairie von Versailles, und zwar auf ihrem eigenen Trauungsacte und dem ihres Schwagers, des Grafen von Provence, sowie auf anderen ähnlichen Documenten. Man fand sie auch in Parma auf einem Briefe Antoinettens an ihre ältere Schwester, die Infantin Amalie, und siehe da, die Schriftzüge der Dauphine zeigten genau denselben Charakter und ihre Unterschrift glich vollkommen der, welche auf den von mir veröffentlichten Facsimile's wiedergegeben war.

Dieser auf den ersten Blick in die Augen fallende Umstand kam mir zu Gute, als Graf Hunolstein bei einem, sei es bloß zufälligen, sei es von ihm absichtlich herbeigeführten Zusammentreffen die in seinem Besitze befindlichen vermeintlichen Autographen der Königin mir zur Beurtheilung vorlegte. Zu Ende des September 1865, und zwar in München geschah dies, wohin ich neuerdings zu den Sitzungen der historischen Commission, Hunolstein aber aus dem Grunde gekommen war, weil er die ihm damals gehörende Insel Herrenchiemsee besuchen wollte, auf welcher jetzt das viel besprochene und viel begaffte Schloß des unglücklichen Königs Ludwig II. von Baiern steht. Als mir Graf Hunolstein seine sogenannten Autographen zeigte, konnte ich sie, insofern sie aus den Jahren 1770—1774 datirt waren, gleich auf den ersten Blick unbedenklich als gefälscht erklären, denn sie waren insgesammt in der Handschrift aus der späteren und nicht in der aus der früheren Zeit der Königin geschrieben. Je mehr aber die Briefe sich jener späteren Zeit näherten und zur Beurtheilung ihrer Echtheit auch noch andere Momente als bloß ihre Schriftzüge in Betracht kamen, mußte ich mit meinem Urtheile vorsichtiger sein. Ich schlug also dem Grafen Hunolstein vor, er möge mit den Briefen nach Wien kommen, sie dort ruhig und ungestört mit den wirklichen Autographen vergleichen und sich dann selbst sein Urtheil bilden.

Hievon wollte jedoch Hunolstein wenigstens mir gegenüber nichts hören. Herr von Sybel, der im vergangenen Jahre bei meinem ersten Besuche der Sitzungen der historischen Commission denselben nicht beigewohnt hatte und mit dem ich nun zum ersten Male zusammentraf, erzählt in einer zweiten Abhandlung, die er über diesen Gegenstand schrieb, Graf Hunolstein habe auch ihm seine Autographen zur Ansicht vorgelegt und seinen festen Entschluß ausgesprochen, dies in Wien gleichfalls zu thun. Gegen mich äußerte er sich jedoch anders, und daß das, was er mir sagte, doch eigentlich sein wirklicher Entschluß war, wird dadurch bewiesen, daß die Vorlegung seiner Autographen in Wien niemals erfolgte. Ja als im Jahre 1873 Graf Hunolstein in Begleitung eines

Vetters, des baierischen Generalmajors Freiherrn von Hunolstein nach Wien kam, um die Weltausstellung zu sehen, hatten beide Herren die Freundlichkeit, mich zu besuchen. Selbstverständlich machte ich ihnen sogleich den Vorschlag, ihnen im Staatsarchive die echten Autographen der Königin zu zeigen. Aber sie ließen sich durchaus nicht bewegen, dorthin zu kommen und von denselben Einsicht zu nehmen.

Heutzutage zweifelt wohl auch in Frankreich kein einsichtsvoller Mensch mehr, daß die daselbst vor fast dreißig Jahren publicirten Briefe der Königin an ihre Mutter und an ihre Schwester Marie Christine, mit welch' Letzterer übrigens Marie Antoinette, den einen oder den anderen vereinzelten Brief abgerechnet, in gar keiner Correspondenz stand, nichts als Fälschungen waren. Ja ich habe sogar Ursache, zu glauben, daß diese Erkenntniß sich seither auch in der Familie Hunolstein Bahn brach.

Ich aber wurde durch meine Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Maria Theresia und Marie Antoinette, welcher noch im Jahre 1865 eine zweite Auflage erlebte, gleichsam dazu verpflichtet, auch den der Königin mit ihren Brüdern Joseph II. und Leopold II. zu publiciren. Und angeregt durch die ganz ungewöhnliche Theilnahme, welche diese Briefsammlungen fanden, sowie von der Ueberzeugung geleitet, hiedurch der historischen Wissenschaft und insbesondere der Geschichte Oesterreichs und seines Kaiserhauses einen nicht gering anzuschlagenden Dienst zu erweisen, ließ ich im Jahre 1867 auch die Correspondenz zwischen Maria Theresia und Joseph II. in drei Bänden, im Jahre 1869 aber die des Letzteren mit der Kaiserin Katharina von Rußland erscheinen. Aus dem russischen Reichsarchive wurden mir hiezu Copien der daselbst befindlichen Briefe Kaiser Josephs, von denen in Wien keine Abschriften zurückbehalten worden waren, bereitwilligst mitgetheilt.

Die Herausgabe dieser Correspondenzen wurde mir dadurch wesentlich erleichtert, daß sie mir noch im Sommer des Jahres 1865 in Folge eines durch Vermittlung des Grafen Crenneville erwirkten kaiserlichen Befehls aus der Privatbibliothek Seiner Majestät sammt einer sehr großen Menge ähnlicher Schriften mit dem Auftrage zugewiesen wurden, Vorschläge über ihre künftige Aufbewahrung zu erstatten. Ich sortirte sie mit Sorgfalt, und in Folge meiner Anträge wurden mehr als siebenhundert Cahiers dem Staatsarchive und etwa dreihundert den verschiedenen Ministerien zugewiesen, deren Geschäftskreis ihr Inhalt betraf.

Diese mühselige Arbeit, verbunden mit denen, die mir als Mitglied des Landesausschusses oblagen, die Anstrengung endlich, welche mir die im Sommer 1865 geschehene Vollendung des dritten Bandes Kaiserin Maria Theresia verursachte, der mit dem

Aachener Frieden von 1748 endigte und die erste Gruppe meines beabsichtigten Gesammtwerkes abschloß, Alles dies legte mir die Pflicht auf, Ausgiebiges für meine Erholung zu thun. Gebieterischer noch drängten hiezu die Rücksicht auf den nun schon seit länger als Jahresfrist andauernden traurigen Gemüthszustand meiner Frau und der Wunsch, auch meiner Tochter wieder einmal Freude und Zerstreuung zu bereiten.

Von St. Florian aus, wo meine Frau und meine Tochter schon durch fast sechs Wochen die für uns wirklich unerschöpfliche Gastfreundschaft des Stiftes, den herzerfreuenden Umgang mit dem Prälaten Stülz und den heiteren Verkehr mit einigen seiner Conventualen genossen hatten, traten wir am Abende des 15. Juli eine Reise nach der Schweiz an. Natürlich darf ich mich hier nicht auf eine ausführliche Beschreibung derselben einlassen, zu welcher ein mit Sorgfalt geführtes Tagebuch meiner Tochter genug Anhaltspunkte darböte. Aber ich kann doch auch wieder der Versuchung nicht ganz widerstehen, wenigstens Einiges nicht unerwähnt zu lassen, was mir für unsere Art zu reisen und für die Eindrücke, welche wir während unserer Wanderungen empfingen, charakteristisch zu sein scheint.

Ueber München und Augsburg fuhren wir in Einem Zuge nach Lindau und von da mit einem kurzen Abstecher nach Bregenz über Constanz nach Schaffhausen, in dessen Nähe wir zuerst noch in prächtiger Sonnenbeleuchtung und dann bei herrlichem Mondschein den entzückenden Anblick des Rheinfalls genossen. Am nächsten Tage kamen wir nach Zürich, von wo aus wir den Uetli besuchten, dessen Höhepunkt wir gleichwie am folgenden Tage den des Rigi ganz bequem auf Saumpferden erreichten.

Das wenig anmuthende Treiben der Touristenschaar auf Rigi-Kulm vertrieb uns bald nach Sonnenaufgang von dort. Zu Fuße traten wir den Marsch an dem wunderbar schön gelegenen Rigi-Kaltbad vorbei nach Wäggis an, von wo wir mit dem Dampfschiffe nach Luzern fuhren. Hier kehrten wir in dem seither schon längst wieder von anderen Gasthöfen überflügelten Hotel „zum Schwan" ein, weil ich mich fast mit Rührung des Augenblickes erinnerte, in welchem mein Bruder und ich vor achtundzwanzig Jahren als reisende Studenten vor diesem Hause stehen blieben, sehnsüchtige Blicke in sein Inneres warfen, dann aber aus Furcht vor den für uns wahrscheinlich unerschwinglichen Preisen der Stimme der Vernunft folgten und uns mit einem Imbiß in der nichts weniger als einladend aussehenden Herberge „zum Schimmel" begnügten.

Von Luzern, wo das erste Mal unsere Wanderungen in der Schweiz ein Ende gefunden hatten, fuhren wir jetzt weiter, zunächst über den Vierwaldstättersee bis Flüelen und dann in sehr gutem Wagen die wunder-

bare Gotthardstraße hinan bis Hospenthal. Der Ausblick von der Teufelsbrücke und der merkwürdige Contrast, der sich dem Auge darbietet, wenn man von dort binnen wenigen Minuten durch das finstere Urnerloch das weite, grüne, friedliche Thal von Andermatt betritt, lassen sich kaum beschreiben. Zu bedauern ist es aber, daß in Folge des Tunnels, der durch den Gotthard getrieben wurde, die Straße über denselben einer Vereinsamung anheimfallen wird, welche die Bewohner der an ihr liegenden Orte der Verarmung preisgibt. Und die Schaar der Reisenden wird dadurch halb gezwungen und halb freiwillig um eine Reihe der großartigsten Scenerien gebracht, die es überhaupt gibt.

Noch imposanter waren freilich diejenigen, die uns am nächsten Tage zu Gesicht kamen. Am frühesten Morgen brachen wir auf, und wir saßen schon auf unseren Pferden, als die Sonne gleichsam verspätet in strahlendem Glanze hinter den Bergen hervorkam. Bei dem elenden Dörfchen Realp wichen wir rechts von der Gotthardstraße ab, und nach mehr als vierstündigem Ritte durch die einsamste und unbewohnteste Gegend erreichten wir endlich die Paßhöhe der Furka, von wo wir die imposante Gruppe des Finsteraarhorns in täuschender Nähe und unbeschreiblicher Pracht vor uns sahen. Vor und in dem Furkahause machten wir halb freiwillige, halb gezwungene Rast, denn der großen Sprengungen wegen, welche bei Anlegung der gerade im Bau begriffenen Militärstraße nach dem Canton Wallis vorgenommen wurden, war es zwischen zwölf und zwei Uhr verboten, die Strecke zwischen dem Furkahause und dem Rhonegletscher zu betreten. Gleich nach Ablauf dieser Frist setzten wir unseren Weg fort, zuerst ein steil abfallendes Wiesenthal hinunter, dann über eine Stunde den großartigen Gletscher entlang und endlich die steile Maienwand hinauf, welch' Letztere meine Tochter und ich, weil unsere erbärmlichen Pferde dienstuntauglich geworden waren, zu Fuß hinanstiegen, bis wir das damals recht unwirthlich aussehende Grimselhospiz erreichten, wo wir die Nacht über blieben.

Hatten wir uns schon am Abend darauf gefreut, dieses verwahrloste Haus mit seinen unfreundlichen Wirthsleuten und die traurige Oede, in der es lag, am frühesten Morgen wieder verlassen zu können, so wurden wir gar bald durch lautes Geplätscher bitter enttäuscht. So dicht und so anhaltend strömte der Regen herab, daß an baldigen Aufbruch fürwahr nicht gedacht werden konnte. Aber kaum minder schrecklich war die Aussicht, in unserer ungastlichen Behausung einen ganzen Tag und eine zweite Nacht zubringen zu müssen. Etwa um halb zwölf Uhr entschlossen wir uns zum Aufbruch, und nicht lange waren wir trotz Regen, Nebel und Nässe rüstig vorwärts marschirt, denn wir wollten den

Weg bis Meiringen schon aus dem Grunde zu Fuß zurücklegen, weil er zum Abwärtsreiten zu steil war, so hörte wenigstens der Regen auf, und wir kamen weit besser weg, als wir es zu hoffen gewagt hatten. Nach etwa zweistündigem Marsche gelangten wir zu dem prächtigen Handeckfalle, der damals der argen Regengüsse wegen ungemein wasserreich war, aber freilich fehlte die Beleuchtung, denn der Himmel blieb grau und trüb. Gegen Abend klärte er sich jedoch auf, und beim hellen Scheine der Sonne durchzogen wir das liebliche Haslithal, welches reizend abstach gegen die wilden und öden Gegenden, aus denen wir kamen. Und ebenso war das Nachtlager in Meiringen ein ungleich wirthlicheres als das auf der Grimsel.

Wer kennt nicht, der jemals die Schweiz besuchte, den wundervollen Weg, der von Meiringen am Reichenbachfall und am Rosenlauigletscher vorüberführt und den nur die unzähligen Betteleien, mit welchen man unter allerlei Formen behelligt wird, ein klein wenig vergällen. Hier muß man einen gewissen Zoll entrichten, um zu dem Platze gelangen zu können, von welchem aus man den Reichenbachfall am besten sieht. Dann stößt man auf eine Hütte, deren Besitzer die Vorübergehenden fast zwingt, die gefangene Gemse zu betrachten, die er in derselben verwahrt hält Dort in der Nähe der Felswand steht ein Alphornbläser, der bei Deiner Annäherung gehörerschütternde Töne hervorstößt und durch sie ein allerdings merkwürdiges Echo wachruft. Und nun passirst Du eine Brücke, von welcher ein kleiner Junge große Steine in den tiefen Abgrund hinabwirft und dadurch ein donnerndes Getöse hervorbringt.

Schließlich kann man sich über all die Brandschatzungen nur ärgern oder ihnen eine humoristische Seite abzugewinnen suchen. Meine Tochter und ich waren weit mehr zu dem Letzteren als zu dem Ersteren geneigt, und durch den Muthwillen, der uns beseelte, ließen wir uns bald zu einem Stücklein verleiten, das zwar nicht gerade von unserer Freigebigkeit zeugte, uns aber höchlich belustigte.

In der Nähe des Rosenlauigletschers stand bei einem geladenen Pöller ein Mann, der mit lebhaften Worten den ganz unerhörten Effect pries, welchen ein Schuß aus demselben auf das in der gegenüberliegenden Felswand schlummernde Echo hervorbringe. Lachend entgegnete ich ihm, wir hätten die Tage her und erst vor wenig Minuten so viele Echo's gehört, daß wir für jetzt dessen satt wären; unsertwegen möge er nur ja den Pöller nicht losschießen. Zornig entgegnete der Mann, wir wüßten eben nicht, welchen Genusses wir uns beraubten; aber während wir so lebhafte Worte austauschten, er erbost und ich hiedurch nicht aus meiner heiteren Stimmung gebracht, kam uns von anderer Seite her eine Schaar

englischer Touristen, Herren und Damen entgegen. „Nun warten wir ein wenig," sagte ich zu meiner Tochter, „er wird sich schrecklich ärgern, wenn wir, ohne dafür zu bezahlen, das Echo hören."

Gesagt, gethan. Die Engländer zahlten allsogleich für den Schuß und hielten still, um dessen Wirkungen zu vernehmen. Der Mann aber zögerte unter allerlei Vorwänden, um abzuwarten, bis wir uns entfernt hätten. Als ich dies gewahr wurde, setzte ich mich ruhig auf ein Felsstück, und es blieb ihm schließlich nichts übrig als loszubrennen. Nun entfernten wir uns, und er schoß uns, wenn auch keinen Pöller, so doch zornige Blicke genug nach. Wir aber erheiterten uns noch mehr an dem erhebenden Gefühle, einen auf die fremden Reisenden speculirenden Schweizer geprellt zu haben.

Vielleicht war es eine gerechte Strafe für diese Frevelthat, daß gegen Ende des herrlichen Weges, den wir verfolgten, die Nebel sich immer mehr und mehr verdichteten und uns schließlich jeden Ausblick benahmen. Als wir die große Scheideck erreichten, war von der entzückenden Fernsicht, die man sonst dort genießt, absolut nichts zu sehen und das Hochgebirg gerade so wie das zu unseren Füßen liegende Grindelwaldthal in undurchdringlichen Nebel gehüllt. Verließen wir schon jetzt diesen Höhepunkt, so war es ebenso gut, als ob wir dort niemals gewesen wären. Trotz der sehr primitiven Unterkunft, die wir daselbst fanden, beschlossen wir die Nacht dazubleiben und abzuwarten, ob uns nicht der künftige Morgen günstigeres Wetter gewähre.

Aber diese Hoffnung wurde sehr empfindlich getäuscht. Die ganze Nacht hindurch goß es in Strömen, und auch der Morgen brachte keine Aenderung mit sich. Die Umgebung unseres Unterkunftshauses, das schon an und für sich recht unerquicklich war, hatte sich in ein Kothmeer verwandelt, und es blieb nichts Anderes übrig, als Alles aufzubieten, um dieser unerfreulichen Situation möglichst bald zu entrinnen. Ich miethete also zwei Tragsessel, einen für meine Frau und den zweiten für meine Tochter; ich aber eilte ihnen trotz andauernden Regengusses und tief durchweichter Wege nach Grindelwald voran, wo ich lang vor ihnen in dem Gasthofe zum „Bären" eintraf.

Als wir nach gründlicher Reinigung und vollständigem Kleiderwechsel den Speisesaal betraten, fanden wir dort die „Berner Zeitung" und in ihr die Nachricht, halb Ischl sei von einer sehr starken Feuersbrunst in Asche gelegt worden. Heftig erschraken wir hierüber, denn meine Mutter, welche, schon hochbetagt, seit dem Tode meines Vaters nie mehr zu recht befriedigendem Gesundheitszustande gelangt war, und mein bereits achtzigjähriger Onkel Heinrich Adamberger befanden sich ja

in Jschl, und wir waren natürlich ebenso unklar als in Besorgniß über ihr etwaiges Schicksal. Allsogleich telegraphirte ich um nähere Auskunft nach Jschl, wir erhielten jedoch sowohl an diesem Tage als auch am nächsten Morgen keine Antwort, und wir geriethen deßhalb sowie über das schlechte Wetter, das fortwährend herrschte, in eine recht trübselige Stimmung. Auf der Terrasse unter uns ging es jedoch echt wienerisch lustig zu; die Herren Baumeister, Fricke und Schöne von unserem Burgtheater, welche, wenn ich nicht irre, von einem Gastspiele in Zürich kamen, verzehrten dort ein Gabelfrühstück in heiterster Laune. Auch Fröhlichkeit wirkt ansteckend; so wurden wir denn allmälig ebenfalls guten Muthes und fuhren des Nachmittags, da ein längerer Aufenthalt mitten im Hochgebirge wegen der Ungunst des Wetters nicht sehr erfreulich war, nach Interlaken, wo wir endlich am nächsten Tage ein uns ziemlich beruhigendes Telegramm aus Jschl erhielten.

Bald wurde es durch einen ausführlichen Brief meiner Mutter ergänzt, die in ihrer anschaulichen Weise das peinliche Ereigniß gleichsam dramatisch schilderte. Außer dem furchtbaren Schrecken, den sie ausgestanden, war ihr kein Nachtheil widerfahren, da das Haus, welches sie bewohnte, von den Flammen verschont blieb. Schlimmer erging es meinem Onkel, dem es zwar gelang, sich selbst zu retten, der aber, ein eifriger Sammler von Kunstsachen und Antiquitäten, Alles verlor, was er im Laufe mehrerer Jahre in Jschl aufgehäuft hatte und woran wirklich sein Herz hing.

Obwohl wir dies aufrichtig beklagten, mußten wir doch die Nachrichten aus Jschl im Vergleiche zu dem, was dort hätte geschehen können, als tröstliche ansehen. In vergnügter Stimmung brachten wir daher die Tage zu, während deren wir in Interlaken ausruhend verweilten. Und da das Wetter sich allmälig besserte, unternahmen wir einige Ausflüge von dort, zuerst nach dem Gießbach am Brienzer See und dann nach Lauterbrunnen und auf die Wengernalpe bis zur kleinen Scheideck, am folgenden Tage aber nach Mürren. Insbesondere waren es die beiden letzteren, wahrhaft herrlichen Partien, welche uns vollauf entschädigten für das Ungemach, das wir im Grimselhospiz und auf der großen Scheideck auszustehen gehabt hatten.

Thun, Bern, Freiburg, Vevey bildeten nun die Hauptpunkte unserer ferneren Schweizertour. Ueberall verweilten wir wenigstens einige Zeit, um an dem Sehenswürdigsten nicht achtlos vorüberzueilen. So besichtigten wir eingehend Chillon und gedachten der Leiden des Abbé Bonnivard und ihrer ergreifenden Schilderung durch Lord Byron. Bewundernd erkannten wir hiebei die wahrhaft zauberische Macht der Poesie.

Was wäre Chillon ohne Byron, ja man darf wohl sogar sagen, was wären die schweizerischen Urcantone ohne Friedrich Schiller!

Wenn wir für diesen Tag Saint-Maurice als den Zielpunkt unserer Fahrt erkoren, so war es nicht die in der Nähe dieser Stadt befindliche malerische Rhonebrücke, welche schon in Kremsmünster unter unseren Zeichnungsvorlagen figurirt hatte, sondern unsere so tief eingewurzelte Vorliebe für St. Florian, die uns hiezu veranlaßte. Denn wir wünschten in Saint-Maurice die dort befindliche älteste Augustiner-Abtei diesseits der Alpen zu besuchen, um dereinst in St. Florian über sie berichten zu können. Darum nahmen wir das elende Nachtquartier in dem düsteren und schmutzigen Städtchen gern in den Kauf und begannen das Unwirthliche desselben erst dann in recht unerfreulicher Weise zu verspüren, als unsere eigentliche Absicht so ziemlich gescheitert war. Meine Frau und meine Tochter durften nur die Kirche betreten, welche bunt und überladen, im Ganzen recht geschmacklos ausgestattet ist. Das Stiftsgebäude, ein Wohnhaus der schlichtesten Art, blieb ihnen der strengen Clausur wegen verschlossen, während mir wenigstens am nächsten Morgen von einem höflichen Geistlichen die Schatzkammer und die Bibliothek gezeigt wurden, welche einzelnes Schöne und Interessante enthalten.

In unseren Erwartungen diesmal getäuscht, dehnten wir unsere Fahrt rhoneaufwärts bis nach Sion aus, dessen merkwürdiges altes Schloß wir eingehend besichtigten. Hierauf kehrten wir wieder nach Martigny zurück, wo wir übernachteten, um am nächsten Morgen den Ritt über den Col de Balme nach Chamouny zu unternehmen. Er ging ohne einen anderen Zwischenfall vor sich, als daß ein alter Engländer, der sich mit einigen seiner Landsleute uns angeschlossen hatte, auf seinem Maulesel, der nach Art dieser Thiere hart am Abgrunde ruhig seinen Pfad verfolgte, aus Angst vor der schwindelnden Tiefe sich so weit nach der anderen Seite hinüberneigte, bis er endlich von seinem Reitthiere herabfiel. Da das Letztere gelassen stehen blieb und auch der Engländer rasch wieder auf den Beinen war, passirte ihm weiter nichts, nur ließ er sich durch kein Zureden bewegen, neuerdings aufzusteigen, und rannte so rasch und zugleich so athemlos keuchend vor uns her, daß wir ernstlich besorgten, der Schlag könnte ihn treffen oder er sich eine Lungenentzündung zuziehen. Als gar keine Vernunftgründe verfingen, sagte einer unserer Führer mit gleichgiltigem Lächeln: „Les Anglais sont plus obstinés que les mulets.“

Trotzdem waren unsere Gefährten doch ganz angenehme Reisekameraden, und sowohl während der Rastzeit auf dem Col de Balme als bei dem raschen und ich möchte fast sagen elastischen Abwärtsgehen von dort nach Chamouny trugen die fröhlichen Gespräche mit ihnen nicht wenig

dazu bei, uns in die heiterste Stimmung zu versetzen. Chamouny war der erste Ort, den wir betraten, der mir noch von meiner Kinderzeit her aus den Erzählungen meiner Mutter wohlbekannt war, aber uns erschien er weit anziehender, als meine Mutter ihn geschildert. Nichts glich, da das Wetter uns begünstigte, der Herrlichkeit des Montblanc, wie er des Abends in blendender Weiße und doch von rosigem Lichte übergossen, in strahlender Glorie vor uns stand.

Den nächsten Tag blieben wir in Chamouny, und zwei Ausflüge machten wir an demselben, Vormittags einen auf die Flégère und Nachmittags einen anderen nach dem Montanvert und dem Mer de glace. Hiebei unterhielt es uns nicht wenig, sowohl mit unseren Führern als mit anderen Mitgliedern der bäuerlichen Bevölkerung, welche sich sehr zu ihrem Vortheile von der des schweizerischen Rhonethales unterschied, uns ins Gespräch einzulassen. In gutem Französisch erzählten sie gar Manches, insbesondere über ihren Uebertritt unter die Herrschaft Frankreichs und über den Besuch des Kaisers Napoleon, von dem sie noch immer wie von einem fremden Monarchen redeten. Sehr übel waren sie auf Victor Emanuel zu sprechen, weil er, wie sie sagten, das Land seiner Väter wie ein Krämer verkauft habe.

So ungern ich mich auch von dem majestätischen Hochgebirge trennte, so betrat ich doch mit dem lebhaftesten Interesse Genf, wo meine Eltern anderthalb Jahre hindurch gewohnt hatten und mein Bruder zur Welt gekommen war. Aber wir sahen doch eigentlich nicht viel, was an ihren schon fünfundvierzig Jahre hinter uns liegenden Aufenthalt erinnerte, als ein Haus in der Stadt, von welchem ich meinte, meine Eltern hätten es damals bewohnt, und die ihnen so lieb gewordene Villa in Chougny, von der sie uns so oft und so viel erzählten.

Meinem ursprünglichen Plane zufolge sollten wir vier Wochen in der Schweiz umherstreifen und zwei an einem hiezu geeigneten Orte, als welchen ich Ragatz ins Auge gefaßt hatte, stillsitzen und ausruhen. Es muthete uns daher ganz so an, als ob wir, indem wir Genf am Frühmorgen des 9. August verließen, uns schon auf den Heimweg begäben. Um halb neun Uhr erreichten wir die Station Rolle, und hier verließen wir den Waggon, weil ich gar zu große Lust verspürte, wieder einmal etwas zu unternehmen, dessen Unvernunft freilich gar sehr an meine doch schon lang hinter mir liegende Studentenzeit erinnerte. Es bestand darin, von Rolle aus das wohl recht hoch gelegene, aber doch vielleicht so rasch zu erreichende Signal de Bougy, einen berühmten Aussichtspunkt zu ersteigen, daß wir mit dem um elf Uhr eintreffenden Train wieder weiterzufahren vermöchten. Im Bahnhofe zu Rolle schüttelte man wohl

den Kopf zu diesem Projecte und meinte, drei Stunden bedürfe man mindestens zu seiner Verwirklichung. Aber ich ließ mich hiedurch nicht abschrecken; meine Frau, der ich eine solche Anstrengung nicht zumuthen durfte, blieb wartend und mit Briefschreiben beschäftigt im Bahnhofe zurück. Auf die Gehkraft meiner Tochter aber konnte ich so wie auf meine eigene zählen, und so flogen wir denn, wenn ich so sagen darf, den steilen und größtentheils sonnigen Weg aufwärts mehr als wir ihn gingen, so daß wir schon nach einer Stunde unser Ziel erreicht hatten. Leider war die Aussicht durch dichte Wolkengebilde verdeckt und daher bei Weitem nicht so schön, als ich gehofft hatte. Nur der Montblanc stand vollkommen rein über einer Nebelschicht, ein herrliches Bild, das uns einen Ausruf staunender Bewunderung entlockte und uns für die harte Mühe, die wir uns auferlegt, doch einigermaßen entschädigte.

Da wir so rasch heraufgekommen waren, fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, wenn wir ebenso hinabeilten, könnten wir vielleicht noch das Dampfschiff erreichen, denn es wäre doch viel schöner, zu Wasser als zu Lande nach dem hart am See gelegenen Ouchy zu kommen. Also erneuerter Wettlauf nach abwärts; unser Führer konnte nicht gleichen Schritt mit uns halten, überließ uns unserem Schicksale und humpelte langsam nach. Fast wäre auch mein zweiter Plan gelungen, aber die ziemlich weite Entfernung des Bahnhofes vom Landungsplatze vereitelte ihn dennoch; wir waren schon in nächster Nähe desselben, als der Dampfer abfuhr. Wir mußten uns also doch der Eisenbahn bedienen, um nach Ouchy zu gelangen, wo wir in dem prachtvollen Hotel „Beaurivage" mitten unter einem hocheleganten, meist aus Russen und ihren Damen bestehenden Publicum in unseren hart mitgenommenen Reisekleidern gerade keine glänzende Figur spielten.

Ueber Lausanne, Interlaken und den Brünig kehrten wir vorerst an den Vierwaldstättersee zurück, der uns von Neuem entzückte. In Brunnen verließen wir ihn wieder, und da meine Frau und meine Tochter sehr große Lust bezeigten, Einsiedeln zu sehen, legten wir den Weg dorthin durch eine Gegend zurück, so traurig und öde, daß man gar nicht in der Schweiz zu sein meint. Erst als wir die reizvollen Ufer des Zürichersees erblickten, fühlten wir uns zurückversetzt in die Pracht ihrer Natur. Von Rapperswyl, wohin wir auf der langen, schmalen und damals wenigstens geländerlosen Brücke eine etwas unheimliche Fahrt zurückgelegt hatten, führte uns die Eisenbahn nach Ragatz, wo wir nun für vierzehn Tage unseren Wohnsitz aufschlugen.

Ich will weder Ragatz noch die verschiedenen Ausflüge schildern, die wir von dort aus unternahmen. Erfreut und geehrt war ich da-

durch, daß die Großfürstin Helene von Rußland, welche wenige Tage nach uns zu einem längeren Verweilen nach Ragatz kam, in freundlicher Erinnerung an meinen Bruder mich in wohlwollendster Weise in ihren Kreis zog. Der anregende Verkehr mit der geistvollen Frau verschaffte mir manche genußreiche Stunde.

Außerdem pflog ich noch einen anderen Umgang in Ragatz, und zwar mit einem Manne, dessen Name dereinst in Oesterreich sehr oft, wenngleich nicht gerade in schmeichelhafter Weise genannt worden war, mit dem Feldzeugmeister Grafen von Gyulai.

Ich weiß es nicht, ist es aus Widerspruchsgeist oder einer anderen etwas lobenswertheren Empfindung, daß gefallene Größen allzeit eine ganz besondere Anziehungskraft auf mich ausüben. So lang irgend Jemand sich im Zenith seines Ansehens, seiner Macht und seines Glanzes, inmitten von Huldigungen befindet, die ihm von allen Seiten dargebracht werden, fühle ich mich sehr selten hingezogen zu ihm und halte mich meistens grundsätzlich von ihm entfernt. Ist es aber, sei es mit, sei es ohne sein Verschulden, vorüber mit seiner Größe, dann erst erwacht meine Sympathie für ihn, und dann erst ist es mir erwünscht, mich ihm nähern zu können, denn dann erst kann ich voraussetzen, daß diese Annäherung ihm wohlthun, ja ihm vielleicht sogar Freude bereiten wird. So hielt ich es mit Pillersdorff in Mauer zu einer Zeit, in der es zum guten Tone zu gehören schien, den einst so hochgepriesenen Mann zu meiden, ihm entweder aus dem Wege zu gehen oder ihm sogar Mißachtung zu bezeigen. Und nicht ganz unähnlich mit dem Schicksale Pillersdorff's, ja vielleicht auch ebensowenig verdient war dasjenige Gyulai's.

Ich hatte den Letzteren manchmal, wenn auch nur selten bei meinem Taufpathen, dem Fürsten Dietrichstein gesehen, dessen Schwager er war. Bei den militärischen und aristokratischen Anschauungen Gyulai's wunderte es mich nicht, daß er mich, den Bürgerlichen in kleiner Civilanstellung wenig beachtete, und ich ging ihm daher lieber ganz aus dem Wege. Wie sehr aber hatte sich das Alles geändert, als ich ihn sechs Jahre nach dem für ihn und für Oesterreich so unglücklichen Feldzuge von 1859 wieder sah! Aus dem kraftvollen Manne, dem vielfach umschmeichelten commandirenden General der Armee in Italien, aus dem Nachfolger Radetzky's war ein recht hinfälliger Greis geworden, um welchen Wenige sich kümmerten, und der, nur von einem Arzte begleitet, an der Heilquelle von Ragatz zwar nicht Wiedergenesung, auf welche er kaum mehr hoffte, aber doch Erleichterung suchte. Da war es nur natürlich, daß, als ich ihn wiedersah, als er mich erkannte und mir den lebhaften Wunsch zeigte, mit mir öfter zu verkehren, ich demselben bereitwilligst nachkam. Und

es berührte mich wohlthuend, durch meine Mutter, welche mit der verwitweten Fürstin Dietrichstein gleichzeitig in Ischl verweilte und von ihr fortwährend wirklich rührende Beweise unveränderter Freundschaft und Anhänglichkeit erhielt, zu erfahren, Gyulai habe sich über meine Besuche gefreut und Gefallen an ihnen gefunden.

Noch während meiner Abwesenheit von Wien und bald nach meiner Rückkehr dorthin wurden mir zwei ehrenvolle Auszeichnungen zu Theil. Die erste bestand darin, daß mich aus Anlaß der Festlichkeiten, mit denen der fünfhundertjährige Bestand der Wiener Universität gefeiert wurde, die philosophische Facultät zu ihrem Ehrendoctor ernannte. Und bei der am 18. October stattfindenden Enthüllung des Denkmals für den Prinzen Eugen von Savoyen erhielt ich den Orden der eisernen Krone. Ich freute mich dessen als eines Beweises der Erkenntniß, daß ich mir um die historische Persönlichkeit, die man durch Errichtung eines Monumentes verherrlichte, auf wissenschaftlichem Gebiete ein doch nicht ganz belangloses Verdienst erworben hatte. In einem späteren, noch viel eclatanteren Falle wurde dies vollständig ignorirt.

1866.

Seit dem Augenblicke meines Ausscheidens aus der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt, also seit dem März 1849 hatte ich mich, die kurze Adreßdebatte in der ersten Session des niederösterreichischen Landtages vielleicht ausgenommen, bis zu dessen Zusammentreten am Ende des November 1865, somit seit mehr als sechzehn Jahren an keiner politischen Verhandlung mehr persönlich betheiligt, ja ich hatte durch meine Verzichtleistung auf eine Wahl in den Reichsrath mich von jeder Thätigkeit auf politischem Gebiete gleichsam freiwillig ausgeschlossen. Aber freilich hinderte dies nicht, daß ich alle Vorkommnisse auf demselben mit regem Interesse und leider auch mit wachsender Besorgniß verfolgte. Die letztere gründete sich hauptsächlich darauf, daß sich nur allzubald ein Zwiespalt zwischen dem Ministerium und insbesondere dessen markantestem Mitgliede, Herrn von Schmerling, und der deutschliberalen Partei im Abgeordnetenhause ergab, von dem ich nur unheilvolle Wirkungen vorhersehen konnte.

Ich bin weit davon entfernt, für mich größeren politischen Scharfblick in Anspruch nehmen zu wollen, als ich ihn wirklich besitze und als er vielleicht manchem Anderen, der damals im Abgeordnetenhause saß, eigen sein mochte. Aber ich kann doch nicht unterlassen, zu sagen, daß mir die deutschliberale Partei die Lage, in der sie selbst und mit ihr das Verfassungsleben in Oesterreich sich befanden, ganz unrichtig zu beurtheilen und demgemäß auch recht unzweckmäßig zu handeln schien. Nach meiner Meinung, die ich auch in vielfachem Verkehre mit Mitgliedern des Abgeordnetenhauses rückhaltlos kundgab, bestand die erste Aufgabe der deutschliberalen Partei darin, den Minister zu stützen, der als der vornehmste Träger des Constitutionalismus in Oesterreich erschien, und sich zu diesem Ende ganz offen als ministerielle Partei zu erklären und zu benehmen. Hätte sie dies gethan, so konnte sie auch weit leichter, als wenn sie zu dem Ministerium Schmerling in einen immer schroffer sich gestaltenden Gegensatz trat, auf dasselbe in dem Sinne einwirken, daß es sich gegen eine freiheitliche Fortbildung der Verfassung nicht ablehnend verhalte, sondern willig mit Hand anlege zur Herbeiführung einer solchen.

Aber Alles, was man in dieser Beziehung etwa sagen mochte, war tauben Ohren gepredigt. Für die unermeßlichen Schwierigkeiten, mit denen Schmerling nach allen Richtungen hin zu kämpfen hatte, schienen die hervorragenderen Mitglieder der deutschliberalen Partei, die Führer, wie man zu sagen pflegt, geradezu blind zu sein. Wie sich Ungarn gegen ihn stellte, in Galizien ein förmlicher Aufstand ausbrach, die Czechen gegen eine Unterordnung unter die deutsche Centralregierung Oesterreichs sich auflehnten, die feudale und die clericale Partei endlich die kaum erst ins Leben getretene constitutionelle Regierungsform wieder zu beseitigen sich abmühten, war für Jedermann sichtbar. Statt aber im Kampfe gegen all diese widerstrebenden Elemente dem Ministerium thatkräftig zur Seite zu stehen und darin ihre weitaus dringendste Aufgabe zu erkennen, Meinungsverschiedenheiten von relativ geringerer Wichtigkeit aber einer späteren Austragung vorzubehalten, arbeitete die deutschliberale, die Verfassungspartei nicht minder eifrig als die grundsätzlichen Gegner Schmerling's an der Untergrabung seiner Stellung.

„Bei Euch in Oesterreich bedarf es wahrhaftig," hatte mir schon im April 1862 einer meiner Frankfurter Freunde, Adolf von Zerzog aus seinem damaligen Aufenthaltsorte Hairitz bei Bayreuth in seiner kernigen, nachdrucksvollen Weise geschrieben, „eines so kieselharten Kopfes und einer so kupferdrahtzähen Seele, womit — Gott sei Dank — Schmerling versehen ist, um nicht in Fetzen zu gehen. Ich habe Respect vor ihm, habe

kräftige, ausgiebiger Macht sich erfreuende Regierung und eine ebensolche Volksvertretung zur Seite stehen. Alles, was zu ihrer Stärkung dient, wird dem Staate zum Heile, Alles, was darauf abzielt, das politische Schwergewicht aus dem Centrum in die Theile zu verlegen, muß ihm zum Schaden, ja zum Verderben gereichen.

Obgleich sich nun einerseits Schmerling und andererseits auch die Mitglieder der deutschliberalen Verfassungspartei im Abgeordnetenhause theoretisch so ziemlich zu den gleichen Grundsätzen bekannten, so wurde doch bei der Bethätigung derselben der Zwiespalt zwischen ihnen immer größer. Jemehr sich der Erstere auf Erhaltung und Vertheidigung des einmal Erreichten beschränken wollte, um so ungeduldiger drängten die Letzteren auf ausgiebige Vermehrung ihres politischen Besitzstandes, und sie übersahen hiebei ganz, daß sie denselben hiedurch aufs Höchste gefährdeten. Kann also die Verfassungspartei von der Anklage nicht freigesprochen werden, daß sie recht unbedachter Weise zum Sturze Schmerling's nicht wenig beitrug, indem sie sich nicht nur von ihm abwandte, sondern ihn sogar ernstlich befehdete, so wurde dieser Sturz doch eigentlich nicht durch sie, sondern durch das Zusammenwirken anderer Factoren herbeigeführt, unter welchen der im Juni 1865 erfolgende energische Vorstoß der Ungarn wohl der mächtigste gewesen sein mag. Dennoch war es für die Deutschliberalen gerade so wie für die Ungarn eine recht unerfreuliche Ueberraschung, daß ein Mann zum Nachfolger Schmerling's ernannt wurde, in welchem weder die Einen noch die Anderen einen Förderer ihrer Pläne erblicken durften, Graf Richard Belcredi. Allzuspät und nicht ohne Bestürzung sahen die Mitglieder der Verfassungspartei ein, daß sie es von nun an nicht mehr wie bisher mit einem ihnen allzu lauen Genossen wie Schmerling, und noch viel weniger, wie sie sich geschmeichelt haben mochten, mit einem der Ihrigen, sondern mit einem offenen Gegner zu thun haben würden.

Die wichtigste und einschneidendste Maßregel, durch welche Graf Belcredi diese Gegnerschaft kundthat, war das Patent vom 20. September 1865, das den Reichsrath für so lange Zeit sistirte, bis „die Regierung durch die mit Ungarn und Croatien einzuleitenden Verhandlungen Resultate gewonnen haben würde, die sie für geeignet halte, den legalen Vertretern der anderen Königreiche und Länder zur Vernehmung ihres gleichgewichtigen Ausspruches vorgelegt zu werden." Bis dahin wurde die Regierung durch das Patent ermächtigt, alle unaufschiebbaren Maßregeln, welche das finanzielle und volkswirthschaftliche Interesse des Reiches beträfen, aus eigener Machtvollkommenheit zu ergreifen. Welche Verhandlungsresultate man erwartete, wer unter den legalen Vertretern

der Königreiche und Länder verstanden wurde, wie deren gleichgewichtiger Ausspruch kundgegeben werden sollte, das waren jedoch ebensoviele Räthsel, über deren Auflösung sich den Kopf zu zerbrechen Jedermann freistand.

Unermeßlich war der Eindruck, welchen das Septemberpatent in ganz Oesterreich, insbesondere aber in den deutschen Provinzen hervorbrachte. Man erblickte trotz aller von der Regierung und ihren Organen ausgehenden Versicherungen des Gegentheils in demselben nichts Anderes als eine verblümte Zurücknahme der Verfassung, als eine Aufopferung derselben, einerseits an die Anforderungen der Ungarn, und andererseits an die föderalistisch gesinnten Vertretungen der vorwiegend slavischen Königreiche und Länder. Da aber fast gleichzeitig mit dem Septemberpatente die Einberufung der verschiedenen Landtage erfolgt war, rüstete man sich in den Centralprovinzen des Reiches, in diesen Versammlungen gegen das Septemberpatent energisch zu protestiren. An mich als Mitglied des niederösterreichischen Landtages trat nun die Pflicht heran, in dem bevorstehenden Conflicte zwischen Regierung und Landesvertretung Partei zu ergreifen und Farbe zu bekennen.

Von dem ersten Augenblicke an war ich fest dazu entschlossen, meine Schuldigkeit zu thun, und welche auch die sich etwa hieraus ergebenden persönlichen Folgen für mich sein mochten, meiner Ueberzeugung getreu mich gegen das Septemberpatent zu erklären und mit einzustimmen in das Begehren um Zurücknahme desselben. Darf ich nun auch heute mit einiger Genugthuung zurückblicken auf diesen Entschluß, so muß ich doch mit nicht geringerer Aufrichtigkeit gestehen, daß die Art und Weise, in der ich ihn ausführte, nicht gerade Lob, sondern eher Tadel verdiente. Ich verfiel hiebei in den Fehler, welchen wir Deutsche so oft begehen, und der vielleicht unserer Gewissenhaftigkeit und unserem persönlichen Charakter, nicht aber auch unserer politischen Einsicht zur Ehre gereicht. Nichts fällt uns schwerer, nichts kostet uns ein größeres Opfer als die blinde Unterordnung unter die strenge Parteidisciplin, und doch ist sie die unerläßliche Vorbedingung zur Erreichung von Erfolgen auf politischem Gebiete. Auch mir ging es nicht anders; zu viel hatte ich gegen meine sonstigen Parteigenossen auf dem Herzen, als daß ich der Versuchung hätte widerstehen können, dem nicht auch offenen Ausdruck zu verleihen. So bot ich also dem Landtage das eigenthümliche, mir nicht gerade zum Vortheil gereichende Schauspiel dar, daß ich wider diejenigen polemisirte, denen ich mich in den Conclusionen doch eigentlich anschloß. Gegen ihre bisherige Haltung waren die meisten meiner Ausführungen gerichtet, aber schließlich stimmte ich doch mit ihnen für den Entwurf einer an den Kaiser zu richtenden, sich gegen die Sistirung der Verfassung kehrenden Adresse,

die denn auch mit sechsundvierzig gegen zehn Stimmen, welch letztere fast ausschließlich der clericalen Partei angehörten, angenommen wurde.

Wenn ich mir vorher zu sagen erlaubte, ich that dies, „welche auch die sich hieraus etwa ergebenden persönlichen Folgen für mich sein mochten," so lag Grund genug dazu vor, deren gewärtig zu sein. Es war damals nicht nur das Gerücht verbreitet, die Regierung beabsichtige diejenigen activen Staatsbeamten, welche sich in den verschiedenen Landtagen an einer gegen sie gerichteten Demonstration betheiligen würden, zu strenger Rechenschaft zu ziehen, sondern hiezu auch schon ein erster, unter den Beamten und den Abgeordneten ungemeines Aufsehen erregender Schritt geschehen. Am Morgen des 6. December, an welchem Tage die Abstimmung über die Adresse im niederösterreichischen Landtage stattfinden sollte, erschien in dem officiellen Theile der „Wiener Zeitung" die Kundmachung, daß der damalige Oberstaatsanwalt in Graz, Dr. von Waser, welcher noch bis vor kurzem dort als Oberlandesgerichtspräsident diente, seines Amtes enthoben worden sei. Jedermann erkannte die Ursache dieser auffallenden Maßregel darin, daß Waser sich im steiermärkischen Landtage gegen die Sistirung der Verfassung erklärt hatte. Und so groß war der Schrecken, den diese Verfügung unter den Beamten verbreitete, welche im niederösterreichischen Landtage saßen, daß außer mir nur noch ein einziger, der Bezirksvorsteher von Neulengbach, Ernst Schneider, ein überaus tüchtiger, ehrenwerther Mann, der später dem Landesausschusse angehörte und jetzt leider schon lang nicht mehr lebt, für die Adresse des Landtages stimmte. Alle Uebrigen, unter ihnen Männer wie Hock und Kalchberg hatten sich während der Abstimmung entfernt, und sogar mein Freund Sommaruga, dem man doch wahrhaftig weder Mangel an Ueberzeugungstreue noch übertriebene Rücksicht auf sein eigenes Wohl zum Vorwurfe machen konnte, erklärte, sich seines Votums zu enthalten.

Freilich lag darin, daß mit Ausnahme des fungirenden sowie des früheren Leiters der Statthalterei kein Beamter gegen die Adresse stimmte, ein deutlicher Fingerzeig, welcher über ihre eigentliche Meinung auch nicht den entferntesten Zweifel zuließ. Die Gerechtigkeit fordert übrigens, es nicht mit Stillschweigen zu übergehen, daß mir wegen meiner Abstimmung zu Gunsten der gegen sie gerichteten Landtagsadresse von Seite der Regierung nie auch nur das Geringste in den Weg gelegt wurde. Und für meinen Collegen Schneider zog dieselbe, wie ich wenigstens glaube, gleichfalls keine unangenehmen Folgen nach sich.

„Wählt keine Beamten mehr," das war der Ruf, der in Folge der Haltung der Regierung und der Verlegenheit, in welche hiedurch die in den Landtagen sitzenden Staatsdiener gebracht wurden, sich überall, und

gewiß nicht mit Unrecht, erhob. Niemand bedachte jedoch, welche Fülle von praktischen Kenntnissen, insbesondere auf den verschiedenen Gebieten der Gesetzgebung und der Verwaltung dem Reichsrathe und den Landtagen durch eine principielle Ausschließung der Beamten entzogen würde. Dadurch aber, daß die Regierung den Bogen allzu straff spannte und die Mithilfe der Beamten bei Dingen beanspruchte, bei welchen sie sich durch eine solche in flagranten Widerspruch mit ihren Wählern gebracht hätten, beraubte sie sich selbst des Beistandes, den sie bei so vielen wichtigen Angelegenheiten sich von den in den Vertretungskörpern befindlichen Staatsdienern hätte versprechen dürfen.

Mit dem Abschlusse der Adreßdebatte und der Abstimmung über sie beendigte der niederösterreichische Landtag wenigstens für diese Session seine politische Thätigkeit und wendete sich wieder ausschließlich den Gegenständen zu, die seiner eigenen Entscheidung harrten. Am 21. Februar 1866 gedieh seine vierte Session zum Schlusse, und ich kehrte zu meinen gewöhnlichen Arbeiten zurück, in welchen ich freilich durch die bald aufs Höchste gesteigerte Spannung, mit der man die sich immer verwickelter gestaltenden Verhältnisse in Europa beobachtete, fortwährend recht empfindlich gestört wurde.

Ehe aber die immer drängender werdende Frage, ob Krieg, ob Frieden, zu einer wirklichen Entscheidung gereift war, hatte ich in meinem Geschäftskreise als Mitglied des Landesausschusses noch einen Conflict beizulegen, welcher freilich vor den großen Weltereignissen in ein Nichts zusammenschrumpfte, mir aber doch nicht wenig zu schaffen machte.

Am Morgen des 14. Juni kam plötzlich von dem Oberleiter der Landes-Ackerbauschule zu Großau, Freiherrn von Villasecca, der zugleich Eigenthümer des dortigen Gutsbesitzes war, an den Landesausschuß die unerfreuliche Botschaft, in der Schule zu Großau sei ein förmlicher Aufstand ausgebrochen, indem alle Studenten einmüthig jede Arbeit, sowie die fernere Theilnahme am Unterrichte verweigerten. Dringend ließ Villasecca mich bitten, mich schleunigst nach Großau zu verfügen, um dort Ruhe und Ordnung zu stiften.

So unangenehm mir die Sache auch war, so konnte ich mich doch der Erfüllung dieser Aufgabe nicht entziehen. Noch denselben Abend reiste ich in alleiniger Begleitung eines Concipisten ab und kam am nächsten Vormittage nach Großau. Die leidenschaftliche Agitation, die dort herrschte, die totale Verwirrung, welche in Folge derselben eingerissen war, die einander direct widersprechenden Begehren, welche gestellt wurden, und die gänzliche Auflösung aller Disciplin zu schildern, würde hier viel zu weit führen. Villasecca wollte gegen die unbotmäßigen

Schüler Gewaltmaßregeln ergriffen sehen und ließ hiebei ganz außer Acht, daß hiedurch bei der großen Anzahl und der hieraus hervorgehenden physischen Ueberlegenheit der jungen Leute, bei dem gänzlichen Mangel an Zwangsmitteln nur Oel ins Feuer gegossen worden wäre. Die Studenten hingegen drangen auf allsogleiche Enthebung Villasecca's von dem Amte eines Oberleiters, widrigenfalls sie insgesammt die Anstalt verlassen würden.

Da ich zwar genaue Untersuchung ihrer Beschwerden und Abstellung der vielleicht wirklich vorhandenen Uebelstände zusagte, die Suspendirung Villasecca's aber entschieden verweigerte, erklärten sämmtliche Zöglinge ihren Austritt aus der Anstalt. Ich erwiederte ihnen, daß es hiebei denn auch hinsichtlich Aller, welche mir nicht bis zum Augenblicke meiner Abreise von Großau ihre Reue und Unterwerfung angezeigt haben würden, sein Bewenden haben solle. Während über fünfzig Schüler renitent blieben, kehrten doch sechsunddreißig zum Gehorsam zurück; hiedurch aber war der zweifache Vortheil erreicht, daß einerseits die Schule fortbestehen konnte und sie sich andererseits durch den freiwilligen Austritt der Unzufriedenen gleichsam von selbst purifizirte.

Groß war die Anzahl der Reden, die ich halten, der Protokolle, welche ich aufnehmen, der Erklärungen, die ich mit anhören mußte, und ich kann nicht leugnen, daß ich durch das Ereigniß selbst und durch die Verantwortung, die auf mir lag, mich ziemlich aufgeregt fühlte. Um so lebhafter erfreute mich aber auch die glückliche Beilegung der Sache, denn schon als ich Großau verließ, mehrten sich die Anzeichen, daß die meisten der jungen Leute ihre Aufregung bereuten und sehnlich wünschten, wieder an der Anstalt zu verbleiben. Nach meiner Rückkehr nach Wien wurde ich mit hierauf gerichteten schriftlichen Gesuchen und mündlichen Bitten wahrhaft überschwemmt. In fast allen Fällen ließ sich der Landesausschuß auf meinen Vorschlag nachgiebig finden, und schließlich blieben, wenn ich nicht irre, höchstens drei oder vier übrig, welche nicht mehr an die Anstalt zurückkehren wollten oder deren hierauf gerichtetes Ansuchen nicht bewilligt werden konnte.

An dem Tage meiner Heimkehr aus Großau, am 17. Juni war das kaiserliche Kriegsmanifest ergangen, welches keinen Zweifel übrig ließ, daß Oesterreich den ihm aufgenöthigten Doppelkampf im Norden wie im Süden der Monarchie auch wirklich aufzunehmen entschlossen sei. So sehr sonst jede muthige That das Selbstvertrauen erhöht und

zu gesteigerten Hoffnungen anregt, so wenig war dies jedoch damals der Fall. Denn man konnte sich der Besorgniß nicht erwehren, daß die österreichischen Streitkräfte, so zahlreich, so tapfer und so gut geschult sie auch sein mochten, denjenigen zweier großen Mächte zusammengenommen doch nicht gewachsen sein dürften. Und die tiefe Verstimmung über die trostlosen Zustände im Innern der Monarchie ließ auch kein rechtes Vertrauen dazu aufkommen, daß es ihr beschieden sein werde, in dem ihr bevorstehenden gewaltsamen Zusammenstoße Siegerin zu bleiben.

Auch ich gehörte, im Widerspruche zu meiner sonstigen Naturanlage, welche mich allzeit dazu antreibt, von den Menschen wie von der Gestaltung der Verhältnisse das Bessere zu hoffen und zu erwarten, diesmal zu denen, in welchen die düstersten Besorgnisse die Oberhand gewannen. Die Briefe, die ich damals an meine Frau und meine Tochter richtete, sind heute noch Zeugen der ganz unbeschreiblichen Unruhe, die mich ergriffen hatte. Unter diesen Umständen war es für mich ein Glück, daß ich mich neuerdings dem Patriotischen Hilfsvereine zur Unterstützung verwundeter Kriegsleute zugesellen konnte, der wieder unter der schon im Jahre 1859 erprobten Führung des Fürsten Colloredo zusammentrat. Mit solchem Eifer und solcher Hingebung widmete ich mich den mir daselbst zufallenden Pflichten, daß ich bald einstimmig zu einem der Vicepräsidenten des Vereins erwählt wurde.

Das Eintreffen glücklicher Nachrichten von dem Kriegsschauplatze in Italien erfreute mich zwar lebhaft, beruhigte mich aber auch nicht von fern über das, was uns im Norden der Monarchie bevorstand. „Der Sieg in Italien," schrieb ich am 26. Juni — also zwei Tage nach der Schlacht von Custozza — meiner Frau, „ist ein wahres Labsal für die durch die Kriegführung in Böhmen darniedergedrückten Gemüther. Es mag sein, daß glänzende Kriegsereignisse Alles wieder gut machen können, einstweilen aber vermag ich mich des Verdachtes nicht zu erwehren, daß das, was von unserer Seite in Böhmen geschieht oder vielmehr nicht geschieht, keineswegs das Ergebniß eines tief angelegten strategischen Planes, sondern die Folge von Unkenntniß und Ungeschicklichkeit ist. Daß man die Industriebezirke Böhmens, daß man die hannover'schen Truppen dem Feinde preisgibt, ist gewiß nichts weniger als weise gehandelt. Das Kriegführen ist eben auch eine Wissenschaft geworden, welche gelernt sein will wie jede andere, und ob es bei allen Führern des Heeres mit dem Lernen gerade gut bestellt war, will ich nicht verbürgen."

Ueber Benedek, den ich nicht anders als vom Sehen her kannte, durfte ich mir natürlich kein Urtheil erlauben, das nur einigen Anspruch

auf Beachtung verdiente, und noch weniger will ich heute das Andenken des damals Besiegten mit Steinen bewerfen. Aber das darf ich sagen, daß mich Alles, was ich von ihm seit dem Feldzuge von 1859 gesehen und gehört, nicht zu der Meinung bewog, seine Wahl zum Commandanten der Nordarmee sei eine glückliche gewesen.

Kannte ich Benedek nicht näher, so war in Bezug auf seinen Chef des Generalstabes, den Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn von Henikstein das Gegentheil der Fall. Schon in meiner Kindheit sah ich ihn als ganz jungen Officier manchmal im Hause seiner älteren Schwester, der Gemalin des berühmten Orientalisten Hammer, und obgleich er später fast immer in Italien diente, so entschwand er doch nicht völlig meinen Augen. Und da muß ich sagen, daß ich dem allerdings nicht nur elegant, sondern auch intelligent aussehenden General niemals jenen Ernst und jene Tiefe der Studien zutraute, welche meines Erachtens ein Mann gemacht haben mußte, der einer so unendlich schwierigen Aufgabe vollkommen gewachsen sein sollte.

Zur Kennzeichnung meiner damaligen Stimmung, in welcher ich einerseits den traurigsten Befürchtungen anheimfiel und andererseits doch auch wieder der Hoffnung auf einen günstigen Ausgang nicht vollständig entsagte, möge mir gestattet sein, noch einige Stellen aus einem Briefe hier anzuführen, den ich an jenem unglückseligen 3. Juli, dem Tage der Schlacht bei Königgrätz, von deren Ausgang ich natürlich noch nichts wußte, an meine Frau schrieb. „Der Mann," sagte ich darin im Hinblick auf Benedek, „der sich stets seiner eisernen Willenskraft gerühmt hat, scheint dieselbe in der Stunde der Prüfung nicht zu bewähren. Ich für meine Person, obgleich weit davon entfernt, ein sachverständiges Urtheil abgeben zu können, sehe doch noch keinen Grund zu so vollständiger Muthlosigkeit, wie sie hier in immer weiteren Kreisen um sich greift und auch im Hauptquartier zu herrschen scheint. Mit zweimalhunderttausend Mann, mit drei noch völlig intacten Armeecorps hat man wahrhaftig nicht Ursache, sich schon als besiegt zu erkennen. Man sehe nur die begangenen Fehler ein, lasse ab von dem angewohnten Dünkel und Hochmuth, von der, ich möchte sagen, brutalen Auffassung der Kriegführung, welche Alles mit dem Bajonett erstürmen will und nichts auf verständige Dispositionen, auf vorsichtige Schonung der Mannschaft hält. Man fahre nicht fort, sich in Gegenden zu schlagen, wo unsere zweifache Hauptstärke, die Artillerie und Cavallerie, kaum zur Verwendung kommen kann, man erwarte endlich einmal den Angriff des Feindes, statt ihn mit unerhörten Opfern aus fast uneinnehmbaren Positionen vertreiben zu wollen, in welche man ihn früher ganz ungestört einrücken ließ. Man beobachte

Alles dies und manches Aehnliche, und das Ergebniß des Kampfes kann noch immer ein uns günstiges sein."

Noch an demselben Tage, an welchem ich mich in solchen Hoffnungen wiegte, sollte ich aus ihnen grausam aufgescheucht werden. Die Abendblätter enthielten Telegramme, denen zufolge zwischen Pardubitz und Josephstadt eine große Schlacht geschlagen wurde, von der man behauptete, sie habe eine für uns Oesterreicher günstige Wendung genommen. Von quälender Unruhe gefoltert, konnte ich es allein in meiner Wohnung nicht mehr aushalten, sondern verließ sie gegen zehn Uhr Abends, um Nachrichten einzuholen. Da begegnete ich einem meiner jüngeren Bekannten, dem damaligen Redacteur der „Wiener Zeitung", Herrn Ernst von Teschenberg, welcher später im Ministerium des Aeußern eine hervorragende Stellung einnahm. In fliegender Hast theilte er mir die Nachricht von dem gänzlichen Verluste der Schlacht, und zwar mit so schrecklichen Details mit, daß, wenn sie sich bewahrheiteten, jede Hoffnung dahinschwinden mußte. Niederschmetternd war die Wirkung dieser Mittheilung auf mich, und zum ersten Male seit drei Jahren kam mir der Gedanke: „Gott sei gepriesen, daß mein Vater nicht mehr lebt, wie hätte er das zu ertragen vermocht!"

Vom tiefsten Schmerze durchdrungen, konnte ich es nicht über mich gewinnen, in meine vereinsamte Wohnung zurückzukehren, sondern ein reges Bedürfniß nach Mittheilung trieb mich trotz der späten Stunde zu Tinti, der damals mein eifriger Mitarbeiter im Patriotischen Hilfsverein war. Ich traf ihn gleichfalls allein, und wir Beide ergingen uns nun in tiefempfundenen Klagen über das schwere Mißgeschick, von welchem Oesterreich betroffen worden war.

„Meine ganze Zeit bringe ich jetzt," schrieb ich am 5. Juli meiner Frau, „im Hilfsvereine zu, und du brauchst nicht zu befürchten, daß ich mich zu sehr anstrenge, denn ich arbeite sonst fast gar nichts mehr, im Archive absolut nichts und im Landesausschusse nicht viel; die öffentlichen Angelegenheiten absorbiren eben jegliches Interesse. Heute verkündet man sogenannte günstige Nachrichten; sie bestehen darin, daß der Kaiser sich mit Frankreich über die Abtretung Venedigs geeinigt hat, wogegen Napoleon die Vermittlung zwischen Oesterreich und Preußen übernimmt; ja es soll sogar schon der Waffenstillstand zwischen diesen letzteren Mächten abgeschlossen sein. Wie weit ist es mit uns gekommen, daß man solche Nachrichten günstige nennen kann! Ganz abgesehen von der Schmach der Niederlage, ist es mit der Machtstellung Oesterreichs in Deutschland und in Europa für lange Jahre vorbei, und wir können nun, wie mir scheint, nichts thun, als mit Sorgfalt arbeiten an unserer inneren Regenerirung."

Das Gerücht von dem Abschlusse eines Waffenstillstandes erwies sich bekanntlich als falsch, die Feindseligkeiten dauerten ununterbrochen fort und damit leider auch der Vormarsch des preußischen Heeres gegen Niederösterreich und Wien. Außer dem niederschlagenden Eindrucke, den dies um der harten Bedrängung willen, welche hieraus für Oesterreich hervorging, auf mich machte, war es auch in meiner doppelten Stellung als Archivsbeamter und als Mitglied des Landesausschusses von großer Bedeutung für mich. Als Archivsbeamter, denn der damalige Director, Hofrath von Erb, hatte die Anregung dazu gegeben, daß ihm der Auftrag ertheilt wurde, die wichtigsten Bestandtheile des Staatsarchives verpacken und zur Hinwegsendung von Wien bereitstellen zu lassen.

Schon damals hielt ich mit meiner Meinung nicht hinter dem Berge, daß mir diese Maßregel überflüssig erscheine. Aus einem fast hunderttausend Faszikel enthaltenden Archive etwa den hundertsten Theil davon in ein paar Tagen als besonders wichtig auszuscheiden und bei Seite zu schaffen, schien mir ein Ding der Unmöglichkeit, und noch heute kann ich mich eines Lächelns nicht erwehren, wenn ich die Liste dessen überblicke, was zur Verpackung bestimmt wurde, und es mit dem vergleiche, was unter allen Umständen zurückbleiben mußte. Meines Erachtens hätte die Versendung sich auf die verhältnißmäßig geringe Anzahl von Stücken beschränken sollen, hinsichtlich deren es für Oesterreich demüthigend gewesen wäre, sie in die Hände Preußens fallen zu lassen. Allzeit hätte ich, um nur ein Beispiel zu erwähnen, es als einen Schimpf empfunden, wenn man in Berlin die Pragmatische Sanction als Symbol des über uns errungenen Triumphes besessen und gezeigt hätte.

Da übrigens aus der Hinwegsendung eines Theiles des Staatsarchives demselben kein Schaden erwuchs, erhob ich keinen lebhafteren Widerspruch dagegen und überwachte nicht nur die Verpackung, sondern übernahm es auch, die hundertundzwanzig Kisten, welche den zu versendenden Theil des Staatsarchives enthielten, an das Donauufer nächst den Kaisermühlen zu geleiten, wo das zum Weitertransporte befindliche Dampfschiff vor Anker lag. In der Nacht vom 11. zum 12. Juli, etwa um zwei Uhr Morgens trat ich meine Expedition an, und nie werde ich den schrecklichen Eindruck vergessen, den es auf mich hervorbrachte, als zwischen die mir voranfahrenden Wagen, die mit den Archivskisten beladen waren, und meinen eigenen ein ungeheures, tiefschwarzes Ungethüm sich einschob, dessen Umrisse ich bei dem ersten Grauen des Tages noch gar nicht zu unterscheiden vermochte. Es war mir, als ob der Sarkophag Oesterreichs vor mir hergeführt würde, und ich schäme mich nicht, es einzugestehen, daß ich, einsam in meinem Wagen, in bittere Thränen ausbrach. Erst

Alles dies und manches Aehnliche, und das Ergebniß des Kampfes kann noch immer ein uns günstiges sein."

Noch an demselben Tage, an welchem ich mich in solchen Hoffnungen wiegte, sollte ich aus ihnen grausam aufgescheucht werden. Die Abendblätter enthielten Telegramme, denen zufolge zwischen Pardubitz und Josephstadt eine große Schlacht geschlagen wurde, von der man behauptete, sie habe eine für uns Oesterreicher günstige Wendung genommen. Von quälender Unruhe gefoltert, konnte ich es allein in meiner Wohnung nicht mehr aushalten, sondern verließ sie gegen zehn Uhr Abends, um Nachrichten einzuholen. Da begegnete ich einem meiner jüngeren Bekannten, dem damaligen Redacteur der „Wiener Zeitung", Herrn Ernst von Teschenberg, welcher später im Ministerium des Aeußern eine hervorragende Stellung einnahm. In fliegender Hast theilte er mir die Nachricht von dem gänzlichen Verluste der Schlacht, und zwar mit so schrecklichen Details mit, daß, wenn sie sich bewahrheiteten, jede Hoffnung dahinschwinden mußte. Niederschmetternd war die Wirkung dieser Mittheilung auf mich, und zum ersten Male seit drei Jahren kam mir der Gedanke: „Gott sei gepriesen, daß mein Vater nicht mehr lebt, wie hätte er das zu ertragen vermocht!"

Vom tiefsten Schmerze durchdrungen, konnte ich es nicht über mich gewinnen, in meine vereinsamte Wohnung zurückzukehren, sondern ein reges Bedürfniß nach Mittheilung trieb mich trotz der späten Stunde zu Tinti, der damals mein eifriger Mitarbeiter im Patriotischen Hilfsverein war. Ich traf ihn gleichfalls allein, und wir Beide ergingen uns nun in tiefempfundenen Klagen über das schwere Mißgeschick, von welchem Oesterreich betroffen worden war.

„Meine ganze Zeit bringe ich jetzt," schrieb ich am 5. Juli meiner Frau, „im Hilfsvereine zu, und du brauchst nicht zu befürchten, daß ich mich zu sehr anstrenge, denn ich arbeite sonst fast gar nichts mehr, im Archive absolut nichts und im Landesausschusse nicht viel; die öffentlichen Angelegenheiten absorbiren eben jegliches Interesse. Heute verkündet man sogenannte günstige Nachrichten; sie bestehen darin, daß der Kaiser sich mit Frankreich über die Abtretung Venedigs geeinigt hat, wogegen Napoleon die Vermittlung zwischen Oesterreich und Preußen übernimmt; ja es soll sogar schon der Waffenstillstand zwischen diesen letzteren Mächten abgeschlossen sein. Wie weit ist es mit uns gekommen, daß man solche Nachrichten günstige nennen kann! Ganz abgesehen von der Schmach der Niederlage, ist es mit der Machtstellung Oesterreichs in Deutschland und in Europa für lange Jahre vorbei, und wir können nun, wie mir scheint, nichts thun, als mit Sorgfalt arbeiten an unserer inneren Regenerirung."

Das Gerücht von dem Abschlusse eines Waffenstillstandes erwies sich bekanntlich als falsch, die Feindseligkeiten dauerten ununterbrochen fort und damit leider auch der Vormarsch des preußischen Heeres gegen Niederösterreich und Wien. Außer dem niederschlagenden Eindrucke, den dies um der harten Bedrängung willen, welche hieraus für Oesterreich hervorging, auf mich machte, war es auch in meiner doppelten Stellung als Archivsbeamter und als Mitglied des Landesausschusses von großer Bedeutung für mich. Als Archivsbeamter, denn der damalige Director, Hofrath von Erb, hatte die Anregung dazu gegeben, daß ihm der Auftrag ertheilt wurde, die wichtigsten Bestandtheile des Staatsarchives verpacken und zur Hinwegsendung von Wien bereitstellen zu lassen.

Schon damals hielt ich mit meiner Meinung nicht hinter dem Berge, daß mir diese Maßregel überflüssig erscheine. Aus einem fast hunderttausend Faszikel enthaltenden Archive etwa den hundertsten Theil davon in ein paar Tagen als besonders wichtig auszuscheiden und bei Seite zu schaffen, schien mir ein Ding der Unmöglichkeit, und noch heute kann ich mich eines Lächelns nicht erwehren, wenn ich die Liste dessen überblicke, was zur Verpackung bestimmt wurde, und es mit dem vergleiche, was unter allen Umständen zurückbleiben mußte. Meines Erachtens hätte die Versendung sich auf die verhältnißmäßig geringe Anzahl von Stücken beschränken sollen, hinsichtlich deren es für Oesterreich demüthigend gewesen wäre, sie in die Hände Preußens fallen zu lassen. Allzeit hätte ich, um nur ein Beispiel zu erwähnen, es als einen Schimpf empfunden, wenn man in Berlin die Pragmatische Sanction als Symbol des über uns errungenen Triumphes besessen und gezeigt hätte.

Da übrigens aus der Hinwegsendung eines Theiles des Staatsarchives demselben kein Schaden erwuchs, erhob ich keinen lebhafteren Widerspruch dagegen und überwachte nicht nur die Verpackung, sondern übernahm es auch, die hundertundzwanzig Kisten, welche den zu versendenden Theil des Staatsarchives enthielten, an das Donauufer nächst den Kaisermühlen zu geleiten, wo das zum Weitertransporte befindliche Dampfschiff vor Anker lag. In der Nacht vom 11. zum 12. Juli, etwa um zwei Uhr Morgens trat ich meine Expedition an, und nie werde ich den schrecklichen Eindruck vergessen, den es auf mich hervorbrachte, als zwischen die mir voranfahrenden Wagen, die mit den Archivskisten beladen waren, und meinen eigenen ein ungeheures, tiefschwarzes Ungethüm sich einschob, dessen Umrisse ich bei dem ersten Grauen des Tages noch gar nicht zu unterscheiden vermochte. Es war mir, als ob der Sarkophag Oesterreichs vor mir hergeführt würde, und ich schäme mich nicht, es einzugestehen, daß ich, einsam in meinem Wagen, in bittere Thränen ausbrach. Erst

als es heller wurde, sah und erfuhr ich, was das Ding war, das so unwiderstehlich auf meine Einbildungskraft wirkte. Es war der noch von der Kaiserin Maria Theresia herrührende kostbare Prachtwagen, den man wohl ebenfalls in der richtigen Absicht, ihn nicht als willkommenes Schaustück der Berliner in die Hände der Preußen fallen zu lassen, von Wien hinwegschaffen ließ. Ganz mit schwarzem Tuche überzogen, wurde auch er zur Einschiffung auf der Donau nach den Kaisermühlen gebracht.

Um sechs Uhr Morgens hatte ich unsere Kisten, welche der überaus tüchtige und verläßliche Archivskanzlist Wilhelm Klemm nach Ofen begleitete, dem mit der Ueberwachung des ganzen Transportes betrauten Beamten des Obersthofmeisteramtes, Hoffecretär von Raymond übergeben und eilte nach der Stadt zurück, wo meiner eine wichtige Aufgabe harrte.

Ein eigenes Mißgeschick war es, daß gerade damals unser Landmarschall Fürst Colloredo von einem Unfalle betroffen worden war, der ihn verhinderte, bei Erfüllung der ihm in dieser Stellung obliegenden Geschäfte so thätig zu sein, als er es bei seiner sonstigen Pflichttreue sicher gewesen wäre. Um sich nach Wien zu begeben, war er vor einigen Wochen von seinem Gute Sierndorf nach Stockerau als dem damaligen Endpunkte der Eisenbahn geritten. Er stürzte mit dem Pferde, bestieg jedoch dasselbe trotz des Schmerzes, den er im rechten Beine empfand, nochmals, ritt vollends nach Stockerau und fuhr dann nicht nur in diesem Zustande von dort nach Wien, sondern wollte sogar seiner Gewohnheit nach vom Nordbahnhofe zu Fuße nach seiner in der Praterstraße gelegenen Wohnung gehen, aber an der Ecke dieser Straße brach er zusammen; er hatte sich, wie erst jetzt constatirt wurde, das Wadenbein gebrochen. Nachdem man ihm die erste Hilfe geleistet, wurde er nach Sierndorf zurückgebracht, und erst am 12. Juli konnte er wieder nach Wien kommen. Noch an diesem Tage versammelten sich an dem Ruhebette, auf welchem er lag, die Mitglieder des Landesausschusses und die sonst in Wien anwesenden niederösterreichischen Landtagsabgeordneten, um zu berathen, was bei dem unaufhaltsamen Vordringen des Feindes gegen die Grenze Niederösterreichs im Interesse des Landes etwa vorzukehren wäre.

Dasjenige, worauf es eigentlich in erster Linie ankam, ausgiebige Vertheidigungsmittel standen uns freilich nicht zu Gebot. Wir mußten uns also, auf die in Böhmen und Mähren gemachten Erfahrungen gestützt, darauf beschränken, diejenigen Maßregeln in Erwägung zu ziehen, welche sich nach den uns zugegangenen Mittheilungen als dem Interesse der Bevölkerung besonders nachtheilig erwiesen hatten, und um deren Vermeidung in Bezug auf Niederösterreich zu bitten.

Nachtheilig schien uns vor Allem die den kaiserlichen Behörden, insbesondere den Bezirks- und Steuerämtern, ja sogar den Postämtern und dergleichen untergeordneten Organen vorgeschriebene Richtschnur zu sein, bei der Annäherung des Feindes ihre Wirksamkeit einzustellen und die Orte zu verlassen, an denen sie sich bisher befanden.

Das Schädliche dieser Verfügung lag auf der Hand und machte auch in Böhmen und in Mähren sich augenscheinlich geltend. Durch die Entfernung der politischen Bezirksämter wurden die Landgemeinden der ihnen so nöthigen Leitung gerade in einem Zeitpunkte beraubt, in welchem sie derselben am dringendsten bedurften. Die Auflösung der Steuerämter machte es unmöglich, unausweichlich gebotene Leistungen nach dem allein richtigen Maßstabe, dem Steuergulden, auf die Contribuenten umzulegen. Durch den plötzlichen Mangel an Postämtern aber wurde dem Verkehre, der doch auch zur Zeit eines feindlichen Einfalles wenigstens in gewissem Maße fortbestehen sollte, eine höchst peinliche und durch nichts zu rechtfertigende Fessel angelegt.

Endlich gab diese Maßregel dem Feinde den von ihm häufig ergriffenen Anlaß, an Stelle der sich absentirenden kaiserlichen Behörden solche aus der Mitte seiner eigenen Staatsdiener einzusetzen. Ja dieser Schritt, so beklagenswerth er auch im österreichischen Interesse sein mochte, erwies sich doch als so nothwendig, daß er sogar von denen, welche unerschütterlich in ihrer treuen Anhänglichkeit an den Kaiser verharrten, und das waren eigentlich Alle, als wohlthätig erkannt und willkommen geheißen wurde. Aber auf den Geist der Bevölkerung im Allgemeinen mußte er doch einen sehr ungünstigen Eindruck hervorbringen, denn sie fühlte sich nunmehr nicht allein in die militärische Gewalt des Feindes gegeben, sondern auch unter dessen Administration gestellt und konnte hieraus nur allzuleicht die mißliebigsten Folgerungen ziehen.

So einleuchtend, ja so unwiderleglich schienen diese Betrachtungen zu sein, daß der Landesausschuß, gestärkt durch die Zustimmung der anwesenden Landtagsabgeordneten, den einmüthigen Beschluß faßte, sie in die Form einer Petition zu kleiden und dieselbe unverzüglich Seiner Majestät dem Kaiser zu überbringen. Ich wurde mit der Abfassung dieser Eingabe betraut, welche dadurch wohl ein besonderes Gewicht erhielt, daß ich darin den Entschluß des Landesausschusses erwähnen durfte, nicht nur selbst unerschütterlich auszuharren auf dem ihm durch das Vertrauen der Landesvertretung angewiesenen Posten, sondern auch die ihm untergeordneten Aemter ihre Functionen ungestört fortsetzen zu lassen.

Am Nachmittage des 12. Juli arbeitete ich diese Petition aus, an deren Schlusse ich zur Unterstützung unserer Bitte an das Verfahren zu

erinnern mir erlaubte, welches in nicht ganz unähnlicher Lage der Großvater Seiner Majestät, Kaiser Franz in den Invasionsjahren 1805 und 1809 beobachtet hatte. Am Abende war die Eingabe fertig, in der Nacht wurde sie copirt und schon am nächsten Morgen um zehn Uhr nahm sie der Kaiser von der Deputation des Landesausschusses, als welche in Verhinderung des Landmarschalls mein College Karl von Suttner und ich uns zu ihm begaben, huldvoll entgegen. Seine Majestät ließ sich mit uns in eine nähere Erörterung des Gegenstandes unserer Bitte ein, bei welcher ich, aus dessen Feder die Eingabe geflossen und der ganz von ihrem Inhalte erfüllt war — Freiherr von Suttner wird mir dieses Zeugniß gewiß nicht versagen — als der eigentliche Sprecher fungirte. Meine lebhafte Vorstellung, von welcher der Kaiser wohl empfinden mochte, daß sie nur der Ausfluß einer gut österreichischen Gesinnung war, wurde wohlwollend angehört und dann vor dem Grafen Belcredi, zu welchem Seine Majestät uns sandte, mit nur noch größerem Nachdrucke wiederholt. Darum gereichte es mir auch zu wirklicher Freude, daß noch an demselben Tage, dem 13. Juli die niederösterreichische Statthalterei den Befehl erhielt, den Landesausschuß mit Beziehung auf das von ihm überreichte Majestätsgesuch zu verständigen, daß sämmtliche landesfürstliche Behörden in den von einer unmittelbaren Kriegsgefahr bedrohten Orten angewiesen worden seien, so lang als nur immer möglich auf ihren Posten zu verharren. Wäre aber ein Bezirksvorsteher im Falle einer feindlichen Invasion dazu genöthigt, seinen Amtssitz zu verlassen, so habe das an demselben zurückbleibende Personal nicht nur die gerichtlichen Functionen fortzusetzen, sondern auch hinsichtlich seiner übrigen Thätigkeit ein Gleiches zu thun.

Neben dem Archive und dem Landesausschusse — denn meine schriftstellerische Thätigkeit lag ja zu jener Zeit völlig darnieder — hatte ich, und zwar eigentlich bei Weitem am meisten im Hilfsverein zu thun, dessen Wirksamkeit mich damals ganz außerordentlich in Anspruch nahm. Den größten Theil meiner Zeit brachte ich in dessen Centrallocale zu, das im Rittersaale des Landhauses aufgeschlagen war. Dort fanden die regelmäßigen Sitzungen statt, dorthin kamen alle Geldsendungen, die in Empfang genommen, alle Anfragen, die beantwortet, alle Begehren, welche entschieden werden mußten. Von dort gingen alle die zahllosen Sendungen aus, welche der Hilfsverein, sei es nach den vom Feinde besetzten Provinzen, sei es nach den intact gebliebenen abschickte, in welch' letztere die ungeheure Menge Verwundeter zu ihrer Verpflegung vertheilt wurde. Die ganz unbeschreibliche Regsamkeit, die in unserem Centrallocale herrschte, fand ihre Ergänzung durch den Empfang der Verwundeten

auf dem Nordbahnhofe und durch den regelmäßigen Besuch der vielen Spitäler, welche in Wien zu ihrer Aufnahme errichtet und vom Hilfsvereine mit den erforderlichen Utensilien versorgt wurden.

Hatte der glorreiche Tag von Lissa — 20. Juli — die tief darniedergedrückten Gemüther wieder etwas erhoben, so brachte der sechs Tage später erfolgende Abschluß der Friedenspräliminarien mit Preußen allmälig größere Beruhigung und nach und nach Alles in das frühere Geleise zurück. Mir wurde dadurch die Gelegenheit geboten, mich von der überstandenen furchtbaren Aufregung bei meiner Frau und meiner Tochter wieder etwas zu erholen. Sie befanden sich in diesem Sommer nicht mehr in Alt-Aussee, weil jede Fahrt dorthin, da die Eisenbahn nur bis Gmunden reichte, allzuviel Zeit in Anspruch genommen hätte, während unter den damaligen Umständen eine raschere Verbindung mit Wien ganz unerläßlich erschien. Sie verweilten daher in dem so reizend gelegenen Traunkirchen am Gmundnersee, wo ich denn auch zweimal, im August und September, jedesmal einige Wochen bei ihnen verlebte.

Nachdem in Folge des Abschlusses des Prager Friedens der Feind die von ihm besetzten Provinzen allmälig wieder geräumt hatte, faßte der Kaiser den hochherzigen Entschluß, dieselben in eigener Person zu besuchen, sich von ihrem Zustande zu überzeugen, ihre bedauernswerthen Bewohner, welche so viele Drangsale hatten erdulden müssen, durch seine Gegenwart aufzurichten, ihnen möglichst Trost und Hilfe zu bringen. In Mähren begann diese Rundfahrt, von da aus sollte sie sich nach Schlesien und Böhmen erstrecken, nur Niederösterreich war dabei fast ganz übergangen worden, indem nach der officiell bekannt gegebenen Reiseroute der Kaiser lediglich von Znaim aus auf dem nächsten Wege über Oberhollabrunn und Stockerau nach Wien zurückkehren sollte.

Ich kann nicht leugnen, daß diese letztere Verfügung im Schooße des niederösterreichischen Landesausschusses eine sehr große Verstimmung hervorrief. Man schrieb sie den Eingebungen des Grafen Belcredi zu und erblickte hierin einen neuen Beweis für seine wirkliche oder vermeintliche Feindseligkeit gegen die deutschen Provinzen. Ich wurde von meinen Collegen ersucht, eine eindringliche Vorstellung zu entwerfen, durch welche der Staatsminister vermocht werden sollte, den Kaiser zu bitten, seinen Rückweg von Znaim nach Wien nicht auf dem directen und daher kürzesten Wege zu nehmen, sondern das ganze Viertel unter dem Manhartsberge zu durchqueren und dabei gerade diejenigen Ortschaften zu berühren, welche vom Feinde am längsten und stärksten besetzt gewesen waren.

Indem ich mich meiner Aufgabe so gut als möglich zu entledigen suchte, betonte ich besonders, daß, wie der Besuch Schlesiens beweise, die

Reise des Kaisers nicht allein den Reichstheilen, welche, wie Böhmen und Mähren der Schauplatz der Feindseligkeiten gewesen, sondern auch solchen gelte, in denen sich überhaupt preußische Truppen befunden hatten. Nirgends aber sei diese Occupation länger und drückender gewesen als gerade in dem niederösterreichischen Viertel unter dem Manhartsberge.

Nicht meiner Arbeit, wohl aber der Stärke der in derselben ins Treffen geführten Argumente mußte es zugeschrieben werden, daß der von dem Landesausschusse gestellten Bitte allsogleich willfahrt wurde. Umgehend kam von dem Grafen Belcredi die Antwort, Seine Majestät würde am frühesten Morgen des 9. November von Znaim her an der Landesgrenze eintreffen, von da die Fahrt bis Gänserndorf im Wagen zurücklegen und hierauf mit der Eisenbahn nach Wien fahren.

Selbstverständlich ging hieraus für uns die Verpflichtung hervor, den Kaiser an der Grenze zu empfangen; alle sechs Mitglieder des Landesausschusses begaben sich somit am 8. November dorthin, und im Vorbeifahren holten wir den Fürsten Colloredo in Sierndorf ab. Bevor sie ihn mit uns ziehen ließ, forderte ihm die Fürstin das Versprechen ab, daß er sich, um der von ihr der Cholera wegen befürchteten Ansteckungsgefahr zu entgehen, in kein Gasthausbett legen werde. In Jetzelsdorf hatte uns der Landtagsabgeordnete der dortigen Gegend, Herr Thomas, in einem weitläufigen, aber recht unappetitlich aussehenden Einkehrwirthshause, das wohl vorzugsweise nur von Fuhrleuten besucht werden mochte, Unterkunft bestellt. In einem sehr großen Raume, der einem Tanzsaale glich, hatte man unsere Betten aufgeschlagen, und es war komisch zu sehen, wie in der Mitte des Zimmers unser Landmarschall auf einigen Strohgarben schlief, während wir rings um ihn her in den Betten lagen.

So schlecht waren dieselben, daß uns, obgleich der Tag noch lang nicht graute, doch die Trennung von ihnen nicht schwer wurde. Noch war es stockfinster, als wir gegen sechs Uhr Früh, schnappernd vor Kälte, an der Landesgrenze standen, um den Monarchen zu erwarten. Mit gewohnter Pünktlichkeit kam er, richtete an den Landmarschall einige freundliche Worte, begrüßte uns huldvoll und wandte sich dann wieder zu seinem Wagen. Wir aber beeilten uns, die unserigen zu besteigen; der Landmarschall und Czedik fuhren dem Kaiser voraus, Suttner und ich aber fügten uns in die Reihe der nachfolgenden Wagen ein. Die drei anderen Mitglieder des Landesausschusses, Brestel, Felder und Tück blieben ein wenig zurück und fuhren dann direct nach Wien.

Die Fahrt quer durch das Land war, man gestatte mir das offen zu sagen, nicht gerade erquicklich. Ich befand mich etwa im achten Wagen, und vielleicht ebensoviele mochten noch hinter mir sein. Daß

ich bald mit einer fingerdicken Staubkruste bedeckt war, die sich allmälig noch mehr verdichtete, war gewiß nicht angenehm, aber doch viel weniger zu beklagen, als daß ich zu weit zurück war, um die treuherzigen Ansprachen der Gemeindevertreter, mit denen sie den Kaiser begrüßten, und die gütigen, trostspendenden Antworten desselben zu vernehmen. Nur daran ergötzte ich mich, im langsamen Vorüberfahren die vergnügten Mienen der Leute, mit denen der Kaiser gesprochen, und den Eifer zu beobachten, mit welchem sie die Worte desselben denjenigen mittheilten, die nicht nahe genug gestanden waren, um sie selbst zu vernehmen.

In Zistersdorf, wohin wir über Haugsdorf, Laa und Poisdorf gefahren waren, wurden wir zur Tafel des Kaisers gezogen, von Gänserndorf aber kehrten wir insgesammt mit der Eisenbahn nach Wien zurück.

Das Jahr 1866 war, wenn ich mich recht erinnere, wenigstens so lang ich dem niederösterreichischen Landtage angehörte, das einzige, in welchem zwei Sessionen desselben stattfanden. Allerdings reichte die erste, welche zu Ende des Februar geschlossen wurde, noch aus dem Vorjahre herüber, in das sie eigentlich gehörte. Aber es war doch nur ein verhältnißmäßig kurzer Zeitraum von neun Monaten verflossen, als der Landtag von Neuem zusammentrat.

Daß ich trotz der Meinungsverschiedenheit, welche in so manchen nicht unwichtigen Dingen zwischen mir und der Majorität des Landtages obwaltete, doch in demselben eine geachtete Stellung einnahm, wurde mir gleich zu Anfang der Session durch meine Wahl in die zwei wichtigsten Ausschüsse, denjenigen, der zur Entwerfung einer an den Kaiser zu richtenden Adresse, und den, welcher zur Berathung der in das Gebiet der Verfassung gehörigen Fragen niedergesetzt wurde, hinreichend dargethan. An der in der Plenarversammlung stattfindenden Discussion über den Adreßentwurf betheiligte ich mich nicht, denn wenn ich auch gleich meinen Collegen die Sistirungspolitik als verderblich verurtheilte und mit ihnen für die Adresse stimmte, so gingen doch einzelne der Reden, die zu Gunsten der letzteren gehalten wurden, so sehr über das Maß hinaus, welches nach meiner Meinung in parlamentarischen Versammlungen immer beobachtet werden sollte, daß ich mich dem unmöglich anschließen konnte. Daher will ich diese Verhandlungen hier nicht näher besprechen und nur diejenigen erwähnen, welche über einige Fragen principieller Natur stattfanden, und an denen ich eifrig theilnahm.

Die erste dieser Verhandlungen betraf den Conflict, in welchen der Landesausschuß, ich darf es wohl sagen, ganz ohne sein Verschulden, wohl aber durch das der Statthalterei und der beiden bischöflichen Ordinariate Niederösterreichs über die Frage des täglichen Kirchenbesuches durch die Schüler an den Landesmittelschulen gerathen war. Seit drei Jahren waren diese Schulen in ersprießlicher Thätigkeit, und der Landesausschuß ließ sich ihre sorgfältige Ueberwachung aufs Ernstlichste angelegen sein. Von keiner Seite wurde irgendeine Einmischung in die Leitung dieser Schulen versucht; da erhielt der Landesausschuß plötzlich die amtliche Benachrichtigung, daß das Staatsministerium die von der Statthalterei im Einvernehmen mit dem Bischofe von St. Pölten beschlossene Einführung des täglichen Gottesdienstes an den Landes-Oberrealschulen in Krems und St. Pölten genehmigt habe. Und der Direction des Landes-Oberrealgymnasiums in Oberhollabrunn wurde sogar von dem dortigen Pfarramte der Auftrag des Wiener fürsterzbischöflichen Consistoriums zur Darnachachtung mitgetheilt, die Gymnasialschüler vom 22. Mai angefangen täglich zum Besuche der Schulmesse anzuhalten.

Der Landesausschuß hatte vorerst gegen diese Eingriffe in seine ihm ganz unbezweifelt erscheinenden Rechte lebhafte Vorstellungen erhoben, und nachdem sie fruchtlos geblieben waren, den betreffenden Schuldirectionen verboten, von einer anderen Seite als von ihm Aufträge anzunehmen und zu befolgen. Die Streitfrage selbst legte er dem Landtage zur Entscheidung vor.

Um in dieser Sache den richtigen Standpunkt herauszufinden und zu behaupten, mußte natürlich vollkommen leidenschaftslos vorgegangen und zwischen dem Kernpunkte der Frage, dem täglichen Kirchenbesuche der Schüler, und dem Competenzconflicte des Landesausschusses mit der Statthalterei und den bischöflichen Ordinariaten streng unterschieden werden.

Was den ersten Punkt angeht, so scheue ich mich nicht, es offen zu gestehen, daß ich, auf langjährige Erfahrungen gestützt, niemals ein Freund der zwangsweisen Anhaltung der Schüler an Volks- und Mittelschulen zum täglichen Kirchenbesuche war. Mir erschien derselbe nie als das geeignete Mittel, die Entwicklung religiösen Sinnes in der Jugend zu fördern, sondern ich war stets überzeugt, daß er in den allermeisten Fällen die entgegengesetzte Wirkung hervorbringt, indem gerade mit dem täglichen Kirchenbesuche auch das Gefühl der Alltäglichkeit und der Gleichgiltigkeit wachgerufen, ja eine gewisse Gedankenlosigkeit in religiösen Dingen großgezogen wird.

Ich brauche wohl nicht erst besonders zu betonen, daß sowohl ich selbst als mit mir der gesammte Landesausschuß nur gegen die zwangs-

weise Einführung des täglichen Kirchenbesuches war. In Fällen, in denen die Eltern oder Vormünder ihre Pflegebefohlenen hiezu verhalten oder die letzteren sich ihn freiwillig auferlegen wollten, hätten wir natürlich nicht das Mindeste dagegen gehabt.

Was den zweiten Punkt, auf den es ankam, den Competenzconflict anging, in welchen der Landesausschuß gerathen war, so betraf derselbe eigentlich weit mehr die Statthalterei als die Ordinariate. Hätte die erstere nicht den Versuch gemacht, sich an die Stelle des Landesausschusses zu setzen und sich in Bezug auf die vom Landtage gegründeten Mittelschulen eine Machtvollkommenheit anzumaßen, die ihr nicht zustand, hätte sie vielmehr die Ordinariate aufgefordert, eine Verständigung mit dem Landesausschusse anzustreben, statt denselben ganz zu umgehen, so wäre eine solche wohl auch noch zu erreichen gewesen. So aber blieb dem Landesausschusse nichts übrig, als die Behauptung seiner eigenen Competenz aufrecht zu erhalten, und es wurde ihm nicht allzu schwer, dieselbe auch schlagend zu beweisen.

Selbstverständlich war es, daß der Landesausschuß bei Ausübung dieser Competenz an die bestehenden Gesetze gebunden war. Aber leicht ließ sich nachweisen, daß keines existirte, welches den täglichen Kirchenbesuch für Mittelschüler anordnete, und eine einfache Hindeutung auf die Gepflogenheit, welche an den analogen Lehranstalten in Wien herrschte, die mit weltlichen Lehrkräften versehen waren, genügte, um dies einleuchtend darzuthun.

Der von mir vertheidigte Standpunkt wurde denn auch von der Majorität des Landtages als der richtige anerkannt; die Statthalterei sowohl als die bischöflichen Ordinariate mußten sich in den Beschluß des Landtages fügen, die Competenz des Landesausschusses aber zur wirklichen Leitung der von dem Landtage gegründeten Mittelschulen wurde, so viel ich weiß, später von keiner Seite mehr bestritten. Sie bildet daher auch heute noch die Basis, auf welcher dieselben zum Wohle der Bevölkerung ersprießlich wirken.

Eine zweite principielle Frage, welche damals im Landtage zur Erörterung gelangte, wurde durch den eingebrachten Antrag aufgeworfen, den bisherigen Census für die Landtagswahlen in Wien von zwanzig auf zehn Gulden herabzusetzen. Die Majorität des betreffenden Ausschusses, der auch ich angehörte, war für Verwerfung dieses Antrages, und kein Geringerer als Brestel war es, der hiebei für sie als Berichterstatter fungirte. Der entgegengesetzte Standpunkt wurde von einem der Abgeordneten von Wien, Dr. Hoffer vertreten, einem überaus ehrenwerthen, etwas idealistisch angehauchten Manne, der seine Ansicht mit

den Argumenten vertheidigte, mit denen man gewöhnlich die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes befürwortet. So unpopulär es auch sein mochte, für die Beibehaltung der bisherigen Beschränkungen zu sprechen, so unterzog ich mich doch bereitwillig dieser wenig dankbaren Aufgabe. Denn allzeit hielt ich und halte es auch jetzt noch für einen der größten Fehler der liberalen Partei, daß sie, um nur ja nicht freiheitsfeindlich zu erscheinen, zu immer weitergehender Ausdehnung des Wahlrechtes die Hand bietet und dadurch den Boden selbst untergraben hilft, auf dem sie sich noch mühsam genug behauptet. Wer überhaupt festhält an der constitutionellen Regierungsform, der soll auf nichts so viel Werth legen, als daß in die gewählten Vertretungskörper eine möglichst große Anzahl nicht nur persönlich ehrenwerther, sondern auch politisch gebildeter und sonst wohlunterrichteter, urtheilsfähiger, ihrem Charakter und ihrer Stellung nach unabhängiger Männer gelange. In Bezug auf die Ehrenhaftigkeit werden sich die untersten Stände von den mittleren und oberen gewiß nicht unterscheiden, ihre Unbemitteltheit macht es ihnen jedoch unmöglich, für sich und die Ihrigen jene höhere Ausbildung zu erlangen, welche sie befähigt, sei es selbst in den Vertretungskörpern zu sitzen oder die richtigen Männer zu wählen, um die ihrer dort harrenden schwierigen Aufgaben mit Verständniß, mit Ruhe und Besonnenheit zu erfüllen. Wie weit es mit Vertretungskörpern kommen kann, in denen eine größere Anzahl von Männern tagt, welchen diese Eigenschaften mangeln, wie sehr hierunter das constitutionelle System, ja das allgemeine Wohl leidet, dafür liegen die schmerzlichen Beispiele zu nahe, als daß noch besonders auf sie hingewiesen zu werden braucht.

Mir schien es ein Beweis der politischen Reife zu sein, welche damals noch im niederösterreichischen Landtage das Uebergewicht besaß, daß der Antrag, den Landtagswahlcensus für Wien statt wie bisher mit zwanzig, nur mit zehn Gulden zu bemessen, mit sämmtlichen gegen elf Stimmen verworfen wurde. Aufrichtig freute ich mich dieses Ergebnisses, und Angriffe, welche von vorgeschrittenen Journalen gegen mich gerichtet wurden, machten mich darin nicht irre. Ja es belustigte mich wirklich, als eines unserer Witzblätter mein arg carrikirtes Bildniß mit der Umschrift brachte:

„Herr Arneth sagt es uns ganz steif:
Zehnguldenmänner sind nicht reif."

Auf die lange und mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit geführte Debatte über die Abänderungen der Landesordnung und der Landtagswahlordnung, in der ich als Berichterstatter fungirte, will ich hier nicht

näher eingehen, weil wir hiebei keine stärker ins Gewicht fallenden Resultate als die Vermehrung der Anzahl der Landtagsabgeordneten der Stadt Wien und der niederösterreichischen Landgemeinden um je Einen erzielten. Am 30. December wurde der Landtag geschlossen, und damit hatte die erste sechsjährige Wahlperiode desselben ihr Ende erreicht.

Als zu den Ereignissen des Jahres 1866 gehörig muß ich noch erwähnen, daß mir mit kaiserlichem Handschreiben vom 3. December als einem der Vicepräsidenten des Patriotischen Hilfsvereines das Ritterkreuz des Leopoldordens verliehen wurde. Insbesondere deshalb freute mich diese Auszeichnung, weil sie eine höhere war, als sie denjenigen gewöhnlich zu Theil wird, welche sich in meinem damaligen Dienstrange befinden. Aber ich kann doch auch nicht ungesagt lassen, daß ich grundsätzlich nicht für Ordensverleihungen an Mitglieder von Wohlthätigkeitsvereinen — und der Patriotische Hilfsverein war wenigstens damals noch ein solcher im eminentesten Sinne des Wortes — als Belohnung für ihr Wirken in denselben bin. Sie verlieren ja ohnedies nur allzuleicht die ethische Basis ihrer Existenz, den reinen, selbstaufopfernden Wohlthätigkeitssinn aus den Augen und wissen sich nicht vollständig frei zu halten von Leuten, deren eigentliche Triebfeder doch nur die Befriedigung ihrer Eitelkeit ist. Dadurch aber büßen sie in den Augen der Bevölkerung jene sympathische Hochachtung ein, deren sie dringend bedürfen, um ihre eigentliche Bestimmung in einer Weise erfüllen zu können, welche nicht allzuweit abschweift von dem Geiste, in dem sie gegründet wurden.

1867.

Der leidenschaftliche Ansturm aller Landtage, in welchen die liberale Partei die Mehrheit der Stimmen besaß, gegen die Verfassungssistirung und deren Urheber, den Grafen Belcredi, machte denselben nicht mürbe. Gerade das Gegentheil hievon ging aus dem kaiserlichen Patente hervor, welches unmittelbar nach Schluß der Landtage erlassen wurde und, vom 2. Januar 1867 datirt, am folgenden Tage in der „Wiener Zeitung“ erschien. Es ordnete die Auflösung der Landtage und die unverzügliche Veranstaltung der Neuwahlen an, indem gleichzeitig die neuen Landtage auf den 11. Februar einberufen wurden. Als ihre einzige Aufgabe

zeichnete ihnen das Patent vor, die Wahlen zu einer außerordentlichen Reichsversammlung, und zwar derart vorzunehmen, daß sie wohl die gleiche Anzahl von Abgeordneten wie bisher entsenden, aber nicht mehr an die Wahl aus den einzelnen Gruppen gebunden sein sollten. Der Beginn des außerordentlichen Reichsrathes wurde schon für den 25. Februar festgesetzt und als einziger Gegenstand seiner Berathungen die Verfassungsfrage bezeichnet.

Augenblicklich gewann die Meinung, daß durch dieses Patent die frühere Sistirung der Verfassung in eine völlige Beseitigung derselben umgewandelt werde, die Oberhand. Hatte man in den Kreisen der verfassungstreuen Partei bereits gegen die Sistirung protestiren zu müssen geglaubt, so trat man jetzt mit gesteigertem Nachdrucke gegen die Beschickung des außerordentlichen Reichsrathes in die Schranken und einigte sich dahin, zwar die Wahlen für die Landtage vorzunehmen, nach ihrem Zusammentreten aber diejenigen für den außerordentlichen Reichsrath zu verweigern und nur die für die Landesausschüsse sowie für den legalen Reichsrath ordnungsmäßig zu vollziehen.

Dem gegenüber bot auch Graf Belcredi mit großer Energie all' die Macht auf, welche seine hohe Stellung ihm einräumte. Noch an dem Tage, an welchem das Januarpatent erlassen worden war, erging an die Statthalter der gemessene Auftrag, die Executivbeamten streng dazu anzuhalten, bei den Wahlen das Beispiel treuester Pflichterfüllung zu geben, ja selbst nur ein rath- und thatloses Zusehen nicht zu dulden. Und da zeigte es sich denn recht deutlich, welche Chefs der Landesbehörden in ihrem Inneren den Anschauungen Belcredi's huldigten und welche nicht. Jene traten mit allem Nachdrucke für die Intentionen des Staatsministers ein, während diese sich trotz aller Abmahnung doch auf das verpönte „thatlose Zusehen" beschränkten. Und weil der damalige Statthalter von Niederösterreich, Graf Chorinsky, zu den Ersteren gehörte, so wurden, um der Sache des Grafen Belcredi zum Siege zu verhelfen, wenigstens in einem im Landtage zur Sprache gebrachten Falle Mittel angewendet, welche zur Annullirung der Wahl führen mußten. Es mag jedoch sein, daß ihre Anwendung nicht so sehr vom Statthalter selbst als von einem unter ihm stehenden übereifrigen Beamten ausging.

Was mich betraf, so schien mir eine erneuerte Bewerbung um das Landtagsmandat als ein Gebot der Ehre und der Pflicht, denn ich hätte es für einen Act der Feigheit gehalten, der Stimme der Vorsicht allein zu folgen und meiner bisherigen Stellung in der Landesvertretung freiwillig zu entsagen. Auch meinen Wählern glaubte ich dies schuldig zu sein, denn von allen Seiten kamen mir ihre Aufforderungen, mich nur

ja wieder um ihr Mandat zu bewerben, und die Zusicherungen zu, daß sie mir treu bleiben würden. Auch der Umstand, daß nun meist andere Wahlmänner an die Stelle derjenigen traten, die mir vor sechs Jahren ihre Stimmen gegeben hatten, änderte hieran nichts. In der zweiten Hälfte des Januar unterzog ich mich der Mühsal einer bei der kältesten Jahreszeit und dem ungünstigsten Wetter, unter Regen und Schnee unternommenen Bereisung meines Wahlbezirkes. Ueberall wurde ich freundlichst bewillkommt, von einer gegen mich gerichteten Agitation der einzelnen Bezirksvorsteher, die sich, wie mir scheint, vollkommen theilnahmslos verhielten, konnte ich nichts wahrnehmen, und am 31. Januar wurde ich in Neunkirchen mit hundertundzwanzig gegen drei Stimmen wiedergewählt.

Aber schon wenige Tage nachdem überall die Landtagswahlen vollzogen worden waren, trat eine gänzliche Veränderung der politischen Constellation ein, indem mit Handbillet des Kaisers vom 7. Februar der Staatsminister Graf Belcredi auf sein Ansuchen seiner Functionen enthoben und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherr von Beust zum Präsidenten des Ministerrathes ernannt, sowie zur einstweiligen Leitung des Staats- und des Polizeiministeriums berufen wurde.

Da meine gegenwärtigen Aufzeichnungen nicht eine Geschichte meiner Zeit, sondern nichts Anderes als eine Darstellung meiner persönlichen Erlebnisse enthalten sollen, fand ich bisher noch keinen Anlaß, zu erwähnen, daß schon im October 1864 Graf Rechberg in seinem Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten durch den Grafen Alexander Mensdorff ersetzt worden war. Für mich ging aus diesem Wechsel in der Person meines Chefs weder Nutzen noch Schaden hervor, aber ich sah doch den Grafen Rechberg ungern scheiden, denn ich war ihm allzeit dafür dankbar, daß ich auf seinen Vorschlag die Stelle eines Vicedirectors des Staatsarchives erhalten hatte, wie er sich denn auch sonst stets nur theilnehmend gegen mich bewies. Sah er sich aber durch Rücksichten, deren Beurtheilung mir nicht zustand, genöthigt, seinen Platz zu verlassen, so konnte ich mir keinen willkommeneren Ersatzmann für ihn als den Grafen Mensdorff denken.

Ich hatte Mensdorff in früherer Zeit manchmal flüchtig, aber nur äußerst selten bei seinem Schwiegervater, dem Fürsten Dietrichstein gesehen, und er hatte mir stets einen ungemein sympathischen Eindruck gemacht. Obwohl er nicht nur persönlich einer der vornehmsten Familien Oesterreichs angehörte und durch seine mütterliche Verwandtschaft in das herzoglich Coburg'sche Haus, ja durch dasselbe bis an die Königsthrone von Belgien, England und Portugal hinanreichte, so war doch nicht ein

Schatten von Hochmuth im Verkehre mit Anderen an ihm bemerkbar. Immer gleich freundlich und zuvorkommend, gab er sich stets wahr und natürlich, ohne besonderen Aufwand an Worten, aber was er sprach, zeugte von seinem klaren Verstande, seinem richtigen und vorurtheilslosen Blicke. Gleich bei der ersten Begegnung mit ihm war man davon durchdrungen, er sei nicht blos ein kluger, sondern auch ein wohlwollender Mensch, voll Billigkeit in der Beurtheilung Anderer.

Obwohl er nun mein Chef war, so hatte ich doch eigentlich mit ihm gar nichts amtlich zu thun, denn die geschäftliche Verbindung des Staatsarchives mit dem Ministerium des Aeußern wurde natürlich ausschließlich von dem damaligen Archivsdirector besorgt, und ich beschränkte mich darauf, hie und da einmal die Güte des Grafen Mensdorff für einen meiner jüngeren Archivscollegen in Anspruch zu nehmen, worauf denn auch allzeit von seiner Seite die freundlichste Willfahrung erfolgte.

Von Mensdorff's Aufforderung, seinen Salon zu besuchen, machte ich nur in der allerbescheidensten Weise Gebrauch, nie aber ging ich von dort weg, ohne von ihm den angenehmsten Eindruck in mich aufgenommen zu haben. Von dem, was man bei seinen Standesgenossen und fast mehr noch von Seite der Frauen als der Männer manchmal in ziemlich verletzender Weise erfährt, daß wenn sie unter sich sind, sie an einem ihnen sonst ganz guten Bekannten, den sie nicht zu den Ihrigen zählen, gleichsam vorbeisehen und es vermeiden, mit ihm zu reden, davor war man bei Mensdorff jederzeit sicher. Die Liebenswürdigkeit war ihm eben zur zweiten Natur geworden, und daher konnte er gar nicht anders als sie überall, in jedem Augenblicke und gegen Jedermann gleichmäßig bewähren.

Obwohl nun mein persönlicher Verkehr mit dem Grafen Mensdorff nicht weit über ziemlich seltene gesellige Berührungen hinausging, so weiß ich doch mit voller Bestimmtheit, daß er ein Gegner der Sistirungspolitik, des Doppelkrieges gegen Preußen und Italien, sowie der Abtretung Venedigs an den Kaiser Napoleon war. Und wenn, was die letztere angeht, einer derjenigen, welche ihre Erinnerungen aus jenen Tagen durch den Druck allgemein zugänglich machten, Karl Friedrich Graf Vitzthum in seinem vielgelesenen Buche: „London, Gastein und Sadowa" seinen Lesern erzählt, er habe durch einen Zufall mit eigenen Augen den Grafen Mensdorff an dem Rathstische sitzen gesehen, an welchem diese Abtretung beschlossen wurde, so befindet er sich in einem vollständigen Irrthum. Denn Mensdorff war ja in dem Augenblicke, in welchem zunächst auf den Rath des Grafen Moriz Esterházy jener beklagenswerthe Beschluß gefaßt wurde, nicht in Wien, sondern auf kurze

Zeit bei der Armee in Böhmen. Hätte Vitzthum nur die zwei Jahre vor seinem Buche erschienenen Memoiren seines Gönners Beust mit einiger Aufmerksamkeit gelesen, so würde er denselben*) entnommen haben, daß Mensdorff bei jener Conferenz, bei der er ihn angeblich sitzen sah, gar nicht anwesend, sondern schon früher ins Hauptquartier geeilt war.

Mir scheint diese Probe genügend, um die Stärke des Erinnerungsvermögens des Grafen Vitzthum und daher auch die Genauigkeit seiner Aufzeichnungen und die Glaubwürdigkeit seiner Behauptungen nicht gerade in glänzendem Lichte zu zeigen. Dennoch möchte ich, da ich eben von Mensdorff rede, noch jenes vertrauliche Gespräch nicht unerwähnt lassen, das Vitzthum mehrere Jahre später mit ihm gehabt haben will und in welchem sich Mensdorff zu der bei seiner sonstigen Verschlossenheit ganz unglaublichen Erklärung verirrt haben soll, „er habe von der auswärtigen Politik gar nichts verstanden". So groß auch die Bescheidenheit war, deren Mensdorff sich allzeit befliß, so bestand sie doch niemals in einem Mangel an Selbstbewußtsein und in völliger Verkennung seines eigenen Werthes. Darum verleitete sie ihn aber auch ganz gewiß nie zu einem Ausspruche über seine eigene Person, durch welchen er sich selbst schreiendes Unrecht gethan haben würde.

Ich erinnere mich recht gut, wie man schon im Jahre 1846, da ich noch als ganz junger Mann im Ministerium des Aeußern diente, dort voll des wärmsten Lobes von den Mittheilungen Mensdorff's über die vertrauliche Mission sprach, mit der er zu jener Zeit an den Hof von Lissabon betraut worden war. Und ebenso haben auch seine späteren Sendungen nach Holstein und nach St. Petersburg ihm nur volle Anerkennung seiner diplomatischen Fähigkeiten gebracht, wie er sie für seine militärischen schon längst besaß. Ein ganzes Vierteljahrhundert hindurch, von 1846 bis 1871 dauerte seine Thätigkeit in der Politik und seine warme Theilnahme an ihr ununterbrochen fort, und er soll sehr interessante Aufzeichnungen über sie zurückgelassen haben.

Allerdings machten auch Unparteiische, welche die Klarheit und die Schärfe seines politischen Blickes niemals bezweifelten, es Mensdorff zum Vorwurfe, daß er trotz seines Widerstrebens gegen die Beschlüsse, welche gefaßt und ausgeführt wurden, in seinem Amte verblieb, und vom rein constitutionellen Standpunkte aus wird man ihnen kaum Unrecht geben können. Aber der letztere scheint mir doch nicht der richtige zu sein, um Mensdorff's damaliges Verhalten gerecht zu beurtheilen. Auch die so oft wiederholte Behauptung von dem militärischen Gehorsam, zu dem er

---

*) Band II, Seite 7.

sich verpflichtet fühlte, vermag ich kaum als stichhaltig zu erkennen. Er war eben nicht nur des Kaisers getreuer Diener, sondern auch sein ihm unbedingt ergebener Freund, und er konnte es daher nicht über das Herz bringen, ihn in der Lage zu verlassen, in welcher er sich damals befand. Wer kann sich da unterfangen, ihn darob zu tadeln?

Als der Krieg beendet, der Friede geschlossen und wenigstens keine unmittelbar drohende Gefahr mehr vorhanden war, brachte auch Mensdorff seinen lang schon gehegten Rücktrittsgedanken zur Ausführung. Ich sah ihn mit ebenso lebhaftem Bedauern scheiden als seinen Nachfolger, den Freiherrn von Beust an seinen Platz treten.

Ich kann nicht sagen, daß ich ein grundsätzlicher Gegner der Berufung Fremder in den österreichischen Staatsdienst bin. Aber solche Berufungen scheinen mir doch nur dann eine Berechtigung zu besitzen, wenn in Oesterreich selbst Niemand zur Hand ist, der die zur Ausfüllung des betreffenden Postens erforderlichen Eigenschaften in hinreichendem Maße besitzt. Ich kann mir kein Urtheil darüber erlauben, ob denn wirklich in der ganzen österreichischen Diplomatie gar Niemand existirte, der geeigneter gewesen wäre, an die Spitze des auswärtigen Amtes eines zwar momentan darniedergebeugten, aber glücklicher Weise noch immer großen und mächtigen Staates zu treten, als der Minister eines Duodezlandes, der zwar ein ebenso gebildeter und unterrichteter Mann als ein sehr geschickter Redacteur war, der jedoch noch niemals Gelegenheit gehabt hatte, seinen politischen Blick und sein Urtheil in großstaatlichen Verhältnissen zu erproben.

Aber selbst wenn dies der Fall und Beust wirklich die geeignetste Acquisition für die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs gewesen sein sollte, so kam es auf diese, man gestatte mir die vielleicht parador klingende Behauptung, in den Verhältnissen, in denen sich Oesterreich damals befand, in erster Linie gar nicht an. Die auswärtige Krisis war — allerdings unglücklich genug — wenigstens vor der Hand überstanden; die innere aber dauerte mit unveränderter, ja mit so sehr gesteigerter Heftigkeit fort, daß sie die lebhaftesten Besorgnisse wachrief. War es da nicht lebhaft zu bedauern, daß ein Mann in das Ministerium berufen wurde, der nach seinem eigenen Geständnisse den inneren Verhältnissen Oesterreichs vollkommen fremd gegenüberstand? Und dieses Bedauern vermehrte sich noch, als jener Mann nach dem plötzlichen Rücktritte des Grafen Belcredi mit dem Vorsitze im Ministerrathe und der Leitung zweier höchst wichtiger Centralstellen betraut wurde.

Schon ehe dies geschah, hatte ich es für meine Pflicht gehalten, Freiherrn von Beust als meinem nunmehrigen Chef vorzustellen,

und ich wurde von ihm allsogleich in ein langes und interessantes politisches Gespräch verwickelt. Auf seine Bitte, ihm ganz rückhaltslos meine Meinung über dasjenige zu sagen, was vor Allem Noth thue, um Ordnung in die so verwickelten Zustände Oesterreichs zu bringen, bezeichnete ich mit gleicher Offenheit zwei Punkte, an welche ohne Zeitverlust Hand angelegt werden müsse. Der erste bestand in der entschiedenen und aufrichtigen Beseitigung der Sistirungspolitik, in der Wiedereinführung verfassungsmäßiger Zustände und in treuem Festhalten an denselben; der zweite aber in dem ernsten und unausgesetzten Bestreben, mit Ungarn einen dauernden Ausgleich auf der Grundlage von Bestimmungen zu Stande zu bringen, welche dem Gesammtstaate Oesterreich wesentlich günstiger wären als diejenigen, die in den verschiedenen, größentheils von Deák herrührenden Staatsschriften enthalten seien.

Hinsichtlich des ersten Punktes erklärte sich Beust mit mir einverstanden, wir wendeten uns also rasch dem zweiten zu.

Es ist mir immer als Thorheit erschienen, wenn man die Meinung über den Umfang der Zugeständnisse an Ungarn und über den Grad der diesem Königreiche einzuräumenden Selbstständigkeit mit einer vermeintlichen Vorliebe für Ungarn oder einer etwaigen Abneigung gegen dasselbe in irgendwelche Verbindung gebracht hat. Ich selbst habe sehr vergnügte Zeiten in Ungarn verlebt, hiebei das Land und seine Bewohner trotz deren etwas barbarischer Derbheit um ihrer Geradheit und Offenheit willen recht lieb gewonnen, ihre rege Vaterlandsliebe aber wirklich bewundert. Hiedurch konnte ich jedoch mein Urtheil über die zukünftige Stellung, welche Ungarn innerhalb des österreichischen Gesammtstaates — und an diesem war meines Erachtens unbedingt festzuhalten — einnehmen sollte, in gar keiner Weise beeinflussen lassen.

Lang schon mußte Jeder, der überhaupt auf den Namen eines Politikers Anspruch erheben durfte, mit sich darüber ins Reine gekommen sein, daß die centralistische Verfassung vom 26. Februar 1861 dem Widerstande der Ungarn gegenüber, den gemeinschaftlichen Reichsrath zu beschicken, unausführbar erscheine, und daß, selbst wenn die Ungarn in denselben gekommen wären, die centrifugalen Elemente darin erst recht ein so großes Uebergewicht erlangt haben würden, daß sie allein schon hingereicht hätten, den Reichsrath zu sprengen. Die Theorie von der Rechtsverwirkung aber ließ sich nicht hinreichend begründen und noch weniger durchführen. Es konnte also fürwahr kein anderer Weg eingeschlagen werden als der, den man in der letzten Zeit thatsächlich betreten hatte, um zu einer friedlichen Verständigung über die Ungarn einzuräumende Stellung, sei es in, sei es neben Oesterreich zu gelangen.

In diesen beiden anscheinend unbedeutenden Vorwörtern schien mir der ganze Kern der Frage zu liegen. Ich stand auf Seite derer, welche auch für die Zukunft einen Gesammtstaat Oesterreich erhalten wissen wollten, innerhalb dessen Ungarn eine abgesonderte Stellung einnehmen könne, während die Ungarn und Diejenigen, welche in Oesterreich für die Vertheidigung ihrer Forderungen eintraten, für Ungarn eine selbstständige Stellung als gleichberechtigter Staat neben Oesterreich verlangten.

Die Discussion hierüber, welche meistens mit sehr großer Leidenschaftlichkeit geführt wurde, bewegte sich gleichmäßig auf historischem wie auf politischem Gebiete. Und da wurde denn, insofern es das erstere anging, die Behauptung aufgestellt, die dualistische Zweitheilung des Reiches, die man in Ungarn begehre, sei nichts Anderes als die Rückkehr zu der früheren Gestaltung, welche Jahrhunderte lang in Bezug auf Oesterreich und Ungarn bestanden habe. Auch Beust schien sich zu dieser Meinung zu bekennen, ich aber bestritt sie in lebhaftester Weise, wie ich sie denn auch heute noch bei ruhigstem Blute nur als eine irrthümliche ansehen kann.

Wenn man an die Wiederherstellung ehemaliger Einrichtungen denkt, sollte man doch füglich nicht bis in eine Zeit zurückgreifen wollen, in welcher die hiebei in Betracht zu ziehenden Verhältnisse so ganz andere waren, daß ihnen die gegenwärtig bestehenden in gar keiner Weise mehr gleichen. Wer von der Erneuerung des früheren Verhältnisses Ungarns zu Oesterreich spricht, kann daher meines Erachtens kaum noch weiter zurückgehen als um mehr als anderthalb Jahrhunderte, bis zum Jahre 1711, dem Zeitpunkte des Szathmárer Friedens, durch welchen erst die Periode der bewaffneten Auflehnungen Ungarns gegen seine habsburgischen Könige zum Abschlusse gedieh. Schon unter Karl VI. und während der langen Regierungszeit der Kaiserin Maria Theresia war aber von einer so selbstständigen Stellung Ungarns, wie sie jetzt angestrebt wurde, auch nicht von fern die Rede. Um dies zu beweisen, durfte ich nur daran erinnern, daß die ungarische Kammer eine der allgemeinen Hofkammer in Wien untergeordnete Behörde war, verpflichtet, ihren Anordnungen zu gehorchen. Die in Wien tagende Hofkammer im Münz- und Bergwesen war nicht weniger die Oberbehörde für Schemnitz und Kremnitz als für Joachimsthal und Przibram, von dem im Jahre 1760, also gleichfalls schon vor mehr als einem Jahrhundert gegründeten Staatsrathe wurden ebensowohl die inneren Angelegenheiten Ungarns als diejenigen der übrigen österreichischen Länder seinen Begutachtungen unterzogen.

Von dem historischen auf das politische und somit von dem theo- auf das eigentlich praktische Gebiet übergehend, warf sich die

Discussion zwischen Beust und mir ohne lange Umschweife auf die Frage, was denn eigentlich in Zukunft als gemeinsame Angelegenheit zu betrachten sein werde und was nicht. Ich meinte hiefür die auswärtigen Angelegenheiten, das Heerwesen, die Finanzverwaltung und die Handelssachen, und zwar auch diese in der Weise in Anspruch nehmen zu müssen, daß die drei letzteren Ressorts, die Armee, die Finanzen und der Handel gleich dem der auswärtigen Angelegenheiten einem zwar gemeinsamen, aber doch einheitlichen Ministerium untergeordnet würden. Denn wenn, glaubte ich vorhersagen zu dürfen, neben demselben auch noch specielle Ministerien in Wien und in Pest errichtet werden sollten, so würden sie gar bald alle eigentliche Wirksamkeit an sich ziehen und das betreffende gemeinsame Ministerium zu einem Schattenbilde machen. Bei dem der Finanzen traf diese Vorhersagung buchstäblich ein, und wäre ihm nicht fast anderthalb Jahrzehnte später die Verwaltung Bosniens und der Herzegowina zugewiesen worden, die es jetzt in so ausgezeichneter Weise führt, so wäre vielleicht sogar seine Existenzberechtigung in Frage zu stellen. Daß aber kein gemeinsames, mit wirklichen Machtattributen ausgerüstetes Handelsministerium, so wie es jetzt die Ministerien des Aeußern und des Kriegswesens sind, zu Stande kam, mag seither wohl von gar manchem Einsichtsvollen im Interesse Oesterreichs wie Ungarns recht bitter beklagt worden sein.

Je eifriger ich mich in mein Thema hineinredete, desto schweigsamer wurde Beust, und ich merkte ihm wohl an, daß ihm meine Auseinandersetzungen nicht zusagten. Aber in seiner echt sächsischen Höflichkeit unterbrach er mich nicht, und das Gespräch, das zuletzt eigentlich nur mehr von meiner Seite geführt worden war, endete erst, als ich merkte, daß ich seine Geduld nicht länger in Anspruch nehmen dürfe. Er lud mich zwar noch ein- oder zweimal zu politischen Abendgesellschaften, zu denen er zumeist hervorragende Reichsrathsabgeordnete wie Pratobevera, Berger, Giskra, Brestel, Herbst und Andere, aber auch einen oder zwei Landtagsabgeordnete berief. In ein eingehenderes politisches Gespräch zog er mich jedoch nicht mehr, und wie ich deutlich sah, hatte ich es bei ihm, wie man in Wien sagt, so ziemlich verschüttet.

Trotz dieser Meinungsverschiedenheit mit meinem nunmehrigen Chef freute ich mich doch aufrichtig über sein erstes Auftreten als Leiter des Staatsministeriums, und es wurden hiedurch meine freilich nicht hochgespannten Erwartungen weit übertroffen. Unverzüglich setzte er seine mir gegenüber ausgesprochene Mißbilligung der Belcredi'schen Sistirungspolitik praktisch ins Werk. Schon am Tage nach der Ernennung Beust's wurde die Verschiebung der Eröffnung der Landtage vom 11. auf den

18. Februar angeordnet, und als diese an dem letzteren Tage wirklich zusammentraten, legte ihnen die Regierung ein Rescript vor, kraft dessen die Sistirungspolitik und mit ihr die Einberufung eines außerordentlichen Reichsrathes vollständig fallen gelassen wurde. An die Landtage erging vielmehr die Aufforderung, die Wahlen für den verfassungsmäßigen Reichsrath vorzunehmen, der sich schon am 18. März versammeln sollte.

Die Freude, welche im niederösterreichischen Landtage über diese Rückkehr zu verfassungsmäßigen Zuständen herrschte, wurde für die Mehrzahl seiner Mitglieder und ganz besonders für mich durch die Ernennung des Freiherrn Adolf von Pratobevera zum Landmarschall von Niederösterreich noch wesentlich erhöht. Am liebsten wäre es mir freilich gewesen, wenn Fürst Colloredo, der sechs Jahre hindurch unser Landmarschall war, auf seinem Posten verblieben wäre. Da er sich jedoch hiezu durchaus nicht bewegen ließ, trat die Frage der Neubesetzung dieses Postens recht drohend vor unsere Augen. Am wichtigsten war sie für die bisherigen Mitglieder des Landesausschusses, welche Aussicht besaßen, neuerdings in denselben entsendet zu werden. Denn es handelte sich ja für sie nicht um eine manchmal recht kurze Landtagssession, sondern um die das ganze Jahr hindurch andauernde enge Geschäftsverbindung mit dem Landmarschall, der den Sitzungen des Ausschusses regelmäßig präsidirt und daher auf dessen Verhandlungen einen sehr fühlbaren Einfluß nimmt. Da war es denn äußerst wohlthätig für uns gewesen, daß Colloredo sich wenigstens in den Hauptgrundsätzen mit uns auf dem gleichen Standpunkte befand und daher unsere Berathungen und Beschlüsse allzeit nur förderte und niemals hemmte. Daß dies in Hinkunft ganz anders sein werde, mußten wir jedoch während der Dauer des Sistirungsregimentes befürchten, und nicht selten wurde der Name des einen oder des anderen, der clericalen Partei angehörigen Großgrundbesitzers genannt, der für den Posten eines Landmarschalls bestimmt sein sollte. Von dieser Besorgniß wurden wir jedoch durch Pratobevera's Ernennung wieder befreit, und zu unserer höchsten Befriedigung sahen wir hiedurch die bisherige und für ein gedeihliches Wirken des Landesausschusses so ersprießliche Einigkeit desselben auch für die Zukunft gewahrt.

Schon seit meiner Jugendzeit war ich mit Pratobevera gut bekannt, denn seine ebenso schöne als intelligente und charaktervolle Frau war die zweitgeborne Tochter jenes Dr. Wagner, in dessen gastlichem Hause in Steyr ich mich noch als Student oft so köstlich unterhielt. Pratobevera war jedoch um dreizehn Jahre älter als ich und verheiratet; ich sah also damals noch mit jener Art scheuen Respectes zu ihm auf, welchen Jünglinge so gern gegen schon gereiftere Männer hegen. Und

daß sich derselbe auch später nicht noch mehr verwischte, als dies ja ohnehin immer geschieht, hiezu mochte die rasche Laufbahn Pratobevera's Einiges beitragen, während die meinige bekanntlich nur sehr langsam vor sich ging. Im Februar 1861 zum Justizminister ernannt, hatte er schon im December 1862 dieses Amt wegen eines überhandnehmenden Augenübels niederlegen müssen. Hierauf war er eine Reihe von Jahren hindurch mein College im Landtage, und da erst kamen wir uns eigentlich näher. Denn war seine Persönlichkeit schon wegen seiner seltenen allgemeinen Bildung, seines urbanen Wesens und seines tüchtigen Charakters ungemein anziehend, so befand er sich in politischer Beziehung so ziemlich auf dem gleichen Standpunkte wie ich, dem der gemäßigt liberalen Gesinnung. Ueberall, wo es sich darum handelte, denselben mit Ruhe und Besonnenheit, aber auch mit Unerschütterlichkeit vertreten zu sehen, konnte man auf Pratobevera zählen.

Ruhe und Besonnenheit waren übrigens nicht mehr in ganz gleichem Maße die charakteristischen Merkmale des niederösterreichischen Landtages wie in seiner ersten Session, denn in Folge der während der Periode Belcredi vorgenommenen Neuwahlen besaßen nun nach beiden Seiten hin die extremen Richtungen eine stärkere Vertretung als früher. Nach der einen, weil unter dem Hochdrucke des Sistirungsregimentes der Großgrundbesitz fast nur mehr clericale Abgeordnete gewählt hatte, und nach der anderen, weil in Folge der erbitterten Stimmung, welche die Sistirung in den weitesten Kreisen hervorgebracht, wenigstens hie und da ein Radicaler statt eines Gemäßigten gewählt worden war. Eine Aenderung in den über mich herrschenden Anschauungen machte sich jedoch in keiner Weise bemerkbar. Ja, hatte ich vor sechs Jahren bei der Wahl in den Landesausschuß zweiundvierzig Stimmen erhalten, so wurde ich jetzt sogar mit sechsundfünfzig, also mit vierzehn Stimmen mehr als früher, neuerdings in denselben entsendet.

Auf die Agenden dieser sehr kurzen Landtagssession will ich hier ebensowenig näher eingehen als auf die darauf folgenden Verhandlungen des Reichsrathes über den Ausgleich mit Ungarn. Denn an den letzteren war ich ja persönlich in gar keiner Weise betheiligt, was freilich nicht hinderte, daß ich sie mit dem lebhaftesten Interesse verfolgte. Ich kann nicht leugnen, daß ich gewünscht hätte, Regierung und Reichsrath wären etwas weniger nachgiebig gegen die Anforderungen der Ungarn gewesen, als dies wirklich der Fall war. Nachdem aber einmal der Ausgleich auf der Basis des Dualismus und der staatlichen Selbstständigkeit Ungarns in gesetzlicher Weise zu Stande kam, darf man meines Erachtens auf beiden Seiten nichts Anderes thun, als gewissenhaft an ihm festhalten.

Was mich betrifft, so kehrte ich während dieser Verhandlungen mit verdoppeltem Eifer zu meinen historischen Studien und Arbeiten und insbesondere zu meiner Geschichte der Kaiserin Maria Theresia zurück. Dem gleichen Gebiete gehörte auch ein Vortrag an, welchen ich, um einen Collegen, den die Reihe traf, auf seinen Wunsch dieser Verpflichtung zu entheben, in der am Gründungstage der Akademie der Wissenschaften stattfindenden feierlichen Sitzung hielt. Er galt der Königin Marie Antoinette und war auf ihre von mir veröffentlichten Briefe gegründet.

Mitten in diesen Beschäftigungen traf mich zu meiner größten Bestürzung die Nachricht von dem unglücklichen Ende des Erzherzogs Ferdinand Max, Kaisers von Mexico.

Ich hatte den Erzherzog in früheren Jahren zwar gekannt, aber nur einmal durch längere Zeit gesprochen, wobei sein zuvorkommendes Wesen, seine ungewöhnliche Bildung und seine lebhafte Conversation einen sehr angenehmen Eindruck auf mich hervorbrachten. Aber er besaß eben, wie mir scheint, mehr Geist als ruhig abwägenden Verstand, und sein Hang zum Absonderlichen verleitete ihn manchmal zu Irrthümern, zuletzt aber zu einer Unternehmung, welche einen wahrhaft erschütternden Ausgang fand.

Trotz meiner lebhaften Theilnahme an seinem traurigen Schicksale dachte ich doch, ich muß es gestehen, in dem Augenblicke, in welchem mir die Nachricht von seinem Tode zukam, nicht so sehr an ihn selbst als an jenes Mitglied des Kaiserhauses, von welchem ich bis dahin in weit höherem Maße als von irgend einem anderen sprechende Beweise persönlicher Huld und eines Wohlwollens empfangen hatte, das allzeit zu meinen besten Erinnerungen gehören wird. Um nicht zudringlich zu erscheinen, ließ ich vorerst einige Tage vorübergehen, dann aber schrieb ich der Frau Erzherzogin Sophie einen Brief, in welchem das, was ich empfand, zu wahrheitsgetreuem Ausdrucke gelangte.

Von Salzburg, wo die Erzherzogin damals vorübergehend verweilte, erhielt ich hierauf von ihr das folgende Telegramm:

„Herzlichsten Dank für Ihre wohlthuende Theilnahme an meinem namenlosen Schmerz, den Gott allein lindert, sowie der tröstende Gedanke, daß mein geliebtes Kind muthig, fromm, treu seinen Freunden und mild vergebend seinen Feinden geendet. Sophie."

Noch ehe dieses Telegramm mir zugekommen war, hatte ich Wien verlassen, um mich nach Mailand zu begeben, wo ich Aufträge vollziehen sollte, welche mich aufs Höchste interessirten.

Nicht ganz drei Wochen nach der verhängnißvollen Abtretung Venedigs an den Kaiser der Franzosen und nur einen Tag nach der glorreichen Seeschlacht bei Lissa hatte sich in der Stadt der Lagunen ein Vorfall ereignet, der dort sehr große Aufregung hervorrief.

Im Gefolge des Höchstcommandirenden der österreichischen Armee in Italien, des Erzherzogs Albrecht befand sich damals ein Benedictinerpriester des mährischen Stiftes Raigern, P. Beda Dudik, ein Mann, der auf dem Gebiete der Geschichtsforschung durch Eifer und unermüdlichen Fleiß nicht Unerhebliches geleistet hatte, der aber, von unruhigem Ehrgeize beseelt, sich durch denselben nicht selten zu Schritten verleiten ließ, welche, gelinde gesagt, Verwunderung hervorrufen mußten. So erschien er am 21. Juli 1866 in Begleitung eines österreichischen Artillerie-Officiers in dem venetianischen Generalarchive ai Frari und verlangte von den dortigen Beamten, man möge ihm die Repertorien vorlegen, weil er nach denselben die Auswahl derjenigen Archivalien vornehmen wolle, welche er nach Wien bringen zu lassen ermächtigt sei. Und als der Archivsdirector Graf Dandolo sich weigerte, diesem Begehren zu willfahren, kam Dudik am nächsten Tage mit einer Compagnie Geniesoldaten wieder und nahm nun eine sehr große Menge von Archivalien, unter ihnen auch jene „Dispacci di Germania“ mit, von denen ich bereits einen Theil mit so großem Nutzen für meine Geschichte der Kaiserin Maria Theresia hatte verwerthen können. Alles, was er wegnahm, wurde, in achtzehn große Kisten verpackt, mit einer neunzehnten Kiste, welche gegen hundert von Dudik der Marcianischen Bibliothek entnommene Handschriften enthielt, an Bord eines bei Malamocco vor Anker liegenden österreichischen Dampfers und durch ihn nach Triest geschafft. Dorthin wurde auch einer der Archivsbeamten, Namens Cecchetti, der später selbst Director des Generalarchives ward, als Gefangener geführt. Denn er hatte sich mit größerer Leidenschaftlichkeit als die Anderen dem Begehren Dudik's widersetzt, und um dessen Ausführung zu vereiteln, die Dazwischenkunft der venetianischen Municipalcongregation in Anspruch genommen.

Aber nicht nur bei der letzteren wurde bittere, wenngleich vorläufig noch fruchtlos bleibende Beschwerde erhoben. Ein angesehener Venetianer Namens Lorenzo Seguso eilte nach Ferrara, wo sich damals der italienische Minister des Aeußern, der Marchese Visconti-Venosta befand. Seguso erwirkte von ihm die Erklärung, daß er das Archiv ai Frari als unantastbares Eigenthum der Municipalität von Venedig betrachte und demgemäß vorgehen werde. Eine ähnliche Zusicherung wurde, so scheint es wenigstens, auch in Bezug auf die zahlreichen Gemälde, welche aus der Libreria antica, dem Palazzo Reale und der Zecca stammten, sowie

hinsichtlich der Gegenstände gegeben, die freilich nicht durch Dudik, sondern erst etwas später aus dem Museum des Arsenals hinweggeführt worden waren. Diese wurden nach Pola, die Gemälde aber nach Wien geschafft.

Kaum erschien daher der Bevollmächtigte Italiens, General Menabrea zur Eröffnung der Friedensverhandlungen in Wien, so trat er auch schon mit der kategorischen Forderung hervor, daß Alles, was an Archivalien, Kunstschätzen oder früher im Arsenal befindlichen Gegenständen nicht nur in der allerletzten Zeit, sondern seit der ersten Occupation Venedigs durch die Oesterreicher, also seit nahezu siebzig Jahren von dort nach Oesterreich gebracht worden sei, an Italien zurückgegeben werde.

Das Demüthigende dieser Forderung lag auf der Hand, und wenn Italien die Schlachten bei Custozza und bei Lissa gewonnen hätte, statt daß es sie verlor, so würde es nicht begehrlicher haben auftreten können. In dem Stadium, in welchem die Sache sich damals befand, ging sie mich eigentlich gar nichts an. Da ich aber, und wie die Folge zeigte, mit Recht besorgte, im Ministerium des Aeußern werde auf diesen Gegenstand kein sehr großer Werth gelegt werden, so arbeitete ich unaufgefordert, ja ich muß es gestehen, ganz unberufener Weise eine Denkschrift aus und übergab sie — vom 30. August datirt — dem österreichischen Unterhändler, Grafen Felix Wimpffen. Ich entwickelte in derselben eine Reihe von Vorschlägen, deren Annahme meines Erachtens dahin geführt haben würde, die Streitfrage in einer für beide Staaten annehmbaren Weise zu schlichten.

Den Grafen Wimpffen kannte ich schon seit nahezu zwanzig Jahren, seit seinem Eintritte in die diplomatische Laufbahn. Obgleich ich ihn selten sah, da er immer im Auslande diente, stand ich doch zu ihm allzeit in den besten Beziehungen, was auch einem so liebenswürdigen und zuvorkommenden Manne gegenüber, wie er es war, gar nicht anders sein konnte. Aber so sehr ich auch diese gewiß vorzüglichen Eigenschaften an ihm anerkenne, so glaube ich doch nicht, daß er jenen Ernst, jene Klugheit und jene Kenntnisse besaß, deren er bedurft hätte, um zu der schwierigen Stellung eines Bevollmächtigten Oesterreichs bei den Friedensverhandlungen mit Italien die geeignete Persönlichkeit zu sein. Diese Sorge beschlich mich schon, als ich ihm meine Denkschrift, natürlich nicht in officieller Weise, wozu ich gar kein Recht gehabt hätte, sondern nur gleichsam freundschaftlich einhändigte. Er nahm sie in ebensolcher Art dankend entgegen, aber Berücksichtigung fand sie durchaus nicht, indem der 18. Artikel des Friedensvertrages vom 3. October 1866 die unbedingte Zurückstellung sämmtlicher jemals aus Venedig hinweggeführter,

in eine der drei genannten Kategorien gehöriger Gegenstände ganz so festsetzte, wie sie Menabrea verlangt hatte.

Erst als von italienischer Seite Schritte geschahen, um die Durchführung dieses Friedensartikels und die Auslieferung der darin erwähnten Objecte zu erwirken, erkannte man allmälig auch in Wien, daß man hinsichtlich dieses Punktes die Nachgiebigkeit denn doch zu weit getrieben habe. Die aus dem Arsenal weggenommenen Gegenstände und die Archivalien, von denen schon zu Anfang des Jahrhunderts eine sehr große Menge theils überaus wichtigen, theils wenig bedeutenden Inhalts nach Wien gebracht worden war, fanden zwar Niemand, der für ihre wenigstens theilweise Zurückbehaltung in die Schranken getreten wäre. Aber etwas größere Aufmerksamkeit erregte doch die Frage, ob denn wirklich Gemälde, welche schon seit fast dreißig Jahren öffentlichen Sammlungen in Wien einverleibt waren, denselben wieder entzogen werden sollten. Man hatte sie ja nicht etwa, wie man vielleicht meint, in Venedig gewaltsam geraubt, sondern sie waren von den namhaften Malern Engerth und Führich, welche im Jahre 1838 in Folge der Krönungsreise des Kaisers Ferdinand nach Italien gekommen waren, in dem Magazine des Palazzo Ducale, in welchem sie unbeachtet lagen, hervorgesucht und nach Wien geschafft worden. Hier hatte man sie auf Kosten der Gemäldesammlungen, denen man sie einverleibte, einer oft mühevollen Restaurirung unterzogen, für welche die Auslagen den ursprünglichen Schätzungswerth der Bilder fast schon überstiegen, und nun hingen sie da, wenige im Belvedere und weit mehr in der Galerie der Akademie der bildenden Künste, den ständigen Besuchern dieser Sammlungen sehr wohl bekannt. Nicht so sehr ihr materieller Werth und der künstlerische Verlust, den man durch ihre Zurückstellung erlitten hätte, als die Schmach, welche darin lag, daß diese Gemälde nach fast dreißigjährigem Besitze gleichsam als unrechtmäßig erworbenes Eigenthum herabgenommen und nicht dem siegenden, sondern dem von uns besiegten Italien zurückgegeben werden sollten, zeitigten schließlich den Gedanken, daß der 18. Artikel des Friedensvertrages denn doch nicht ganz so ausgeführt werden könne, wie er auf dem Papiere stand, sondern daß er einer gewissen Modification unterzogen werden müsse.

Die italienische Regierung, welche von dem lebhaften Wunsche durchdrungen war, baldigst in den Besitz der von ihr in Anspruch genommenen Gegenstände zu gelangen, stellte das förmliche Begehren, daß die Verhandlung hierüber in Italien, am besten in Venedig selbst geführt werde und der von österreichischer Seite hiezu abzuordnende Bevollmächtigte sich dorthin begebe. Diese Mission wurde dem Freiherrn von Burger, der

ehemals Statthalter der Lombardei und durch kurze Zeit Marineminister gewesen war, übertragen, und ich wurde zu seinem technischen Beirathe erkoren.

Burger schien nicht nur den Anlaß, sich in officieller Sendung nach Italien begeben zu können, mit vieler Lebhaftigkeit zu ergreifen; er brachte auch der Sache, um die es sich handelte, ein nicht gewöhnliches Interesse entgegen. Für mich war er von der größten Zuvorkommenheit, und er legte auf meine Worte so viel Gewicht, daß es mir, obgleich in der Instruction, welche das Ministerium ihm ertheilte, von den Archivalien gar nicht die Rede war, leicht gelang, ihn meinen Wünschen günstig zu stimmen. Ihnen zufolge sollten wir von dem Verfahren Dudik's, nachdem es einmal geschehen war, auch den möglichsten Vortheil zu ziehen und es dahin zu bringen trachten, daß sowie die den Galerien des Belvedere und der Akademie der bildenden Künste einverleibten Gemälde, von welchen allein man im Ministerium des Aeußern fortwährend sprach, auch aus der sehr großen Menge zurückzustellender Archivalien doch wenigstens die „Dispacci di Germania" wegen ihres ganz besonderen Werthes für unsere Geschichte bei Oesterreich blieben.

Im letzten Augenblicke wurde nicht Venedig, sondern Mailand als Verhandlungsort bestimmt, weil der italienische Hauptbevollmächtigte, Conte Cibrario, Werth hierauf legte und es für uns nothwendig erschien, ihn von vorneherein in guter Stimmung zu erhalten. Auch mir war diese Aenderung willkommen, denn in Venedig fürchtete ich auf Schritt und Tritt auf die dortigen Archivsbeamten zu stoßen, welche einerseits das eigene Archiv unendlich viel besser kannten als ich, und von denen ich andererseits besorgen mußte, daß sie jedem Begehren einer Abtretung aus demselben hartnäckigen Widerstand entgegensetzen würden. Bevor ich aber die Reise nach Mailand antrat, begab ich mich nach St. Florian, wo meine Frau, leider wieder in ihren bedauernswerthen melancholischen Gemüthszustand verfallen, mit unserer Tochter schon seit den letzten Tagen des Mai verweilte, auch diesmal wieder, wie so oft schon, freundlichste Aufnahme und wohlthuendsten Umgang daselbst findend. Ich geleitete sie von da nach Traunkirchen, wo sie neuerdings die eigentlichen Sommermonate zubringen sollte. Sehr schwer wurde ihr der Abschied von mir, und in schmerzlichstem Tone wiederholte sie die Versicherung ihrer Ueberzeugung, daß sie mich niemals wiedersehen werde. Ich suchte sie aufzurichten und zu trösten, denn ich glaubte auch nicht von fern daran, daß diese traurigen Worte, die ich schon so oft von ihr gehört, ohne daß sie sich bewahrheitet hätten, diesmal binnen kürzester Frist in Erfüllung gehen würden.

Aus Traunkirchen nach Wien zurückgekehrt, fuhr ich am Morgen des 12. Juli von hier weg. Auf dem Train der Südbahn, den ich benützte, befand sich auch die Königin der Belgier, welche sich nach Miramar begab, um ihre Schwägerin, die unglückliche Kaiserin Charlotte nach Belgien abzuholen. Darum erschienen in Wien der Kaiser, in Baden Erzherzog Albrecht im Bahnhofe, um Abschied von ihr zu nehmen. Ueberall fanden sich die Civil- und Militär-Autoritäten in Uniform ein, die Königin zu begrüßen. Dennoch ging die Fahrt ungemein schnell und für mich sehr angenehm von Statten, denn ich theilte den Waggon mit dem Grafen Karl Bombelles, dem späteren Obersthofmeister unseres Kronprinzen, und dem bekannten Irrenarzte Riedel, welche Beide mit der Königin nach Miramar gingen. Sie waren überaus gebildete Männer, welche viel gesehen und erlebt hatten, und daher verfloß die Zeit in ihrer anregenden Gesellschaft ungemein rasch.

Spät Abends verließ ich in Nabresina den Train und erwartete den, der von Triest kommen und mich nach Mestre bringen sollte, um von da bis Desenzano weiter zu fahren. Hier machte ich für einige Stunden Halt und erfreute mich der herrlichen Aussicht über den Gardasee. Am Abende des 13. Juli erreichte ich Mailand.

Durch den schon vor mir dort eingetroffenen Freiherrn von Burger wurde ich gleich nach meiner Ankunft wenigstens mit einem kleinen Theile der Mailänder aristokratischen Kreise bekannt gemacht, und insbesondere war es das Haus des Fürsten Porcia, wo Burger besonders intim war und man auch mich mit größter Freundlichkeit aufnahm. Ein Graf Torriani, den ich dort kennen lernte, lud mich in den Club dell' unione, wo ich meine mir leider ziemlich reichlich zugemessene Zeit zubringen und die Zeitungen lesen konnte. Ein Marchese d'Adda, Herausgeber der im Mailänder Archive befindlichen Briefe des Christoph Columbus, schwärmte mir von der Zeit vor, die er in Wien im Theresianum zugebracht hatte, wobei ich es unentschieden lassen will, ob es die Erinnerung an seine Jugendjahre oder ein Rest der Anhänglichkeit an Oesterreich war, was ihn so weich stimmte. Ein Cavaliere Piazza aber trug sich an, mich zu dem berühmten Geschichtschreiber Cesare Cantù zu führen, der übrigens, sobald er von diesem Vorsatze hörte, eiligst zu mir kam, freilich in der leider getäuschten Hoffnung, er finde meinen Vater, den er aus früherer Zeit kannte, dessen Tod aber nicht zu seiner Kenntniß gelangt war. Niemand konnte es inniger bedauern als ich, daß seine Voraussetzung auf einem Irrthume beruhte.

Cantù, noch heute am Leben, war damals, obgleich schon ziemlich vorgerückt in Jahren, doch ein äußerst beweglicher Mann, voll Eifer und

Feuer. Er kam gerade von Paris zurück und erzählte mir viel von dem großen Aufsehen, welches die Angelegenheit der Briefe der Königin Marie Antoinette dort noch immer erregte, sowie von der Leidenschaftlichkeit, mit der man dieses Thema zu erörtern nicht nachließ. Mit Wehmuth sprach er mir von dem unglücklichen Ende des Kaisers Maximilian von Mexico, mit welchem er zur Zeit seines Aufenthaltes in Mailand in naher Verbindung gestanden hatte. Er zeigte mir das Großofficierskreuz des Guadeloupe-Ordens, welches ihm Maximilian zur Erinnerung hieran verliehen, und schien es zu bedauern, daß der Plan einer föderativen Gestaltung Italiens, mit welchem man sich zu jener Zeit getragen, und der Oesterreich den Fortbesitz des lombardisch-venetianischen Königreiches möglich gemacht hätte, nicht zur Durchführung gelangt war.

Daß ich die alte Freundin meiner Mutter, Frau Bingler gleich wieder besuchte, welche vor fast elf Jahren sich ihr und mir in Mailand so hilfreich erwiesen hatte, verstand sich wohl von selbst. Sie zerfloß gleichsam in Rührung, mich wiederzusehen, und wollte mich gar nicht mehr fortlassen. Unaufhörlich ging sie darauf aus, mir irgend ein Vergnügen zu bereiten, und es war recht undankbar von mir, daß mir das schließlich schon fast zu viel wurde.

Weit mehr als Alles dies interessirte mich jedoch die Verhandlung, um derentwillen ich nach Mailand gekommen war. Nachdem ich alle einzelnen Punkte mit Burger noch einmal durchgesprochen und er mir neuerdings zugesagt, meinen Plan wegen Erlangung der „Dispacci di Germania“ für Oesterreich nachdrücklich unterstützen zu wollen, begab ich mich zu Cibrario, der mich mit großer Liebenswürdigkeit empfing und zu dem zweiten italienischen Bevollmächtigten, dem berühmten Florentiner Archivsdirector Francesco Bonaini führte. Um das Gleichgewicht herzustellen, wurde beschlossen, mich ebenfalls nicht bloß als Beirath, sondern als zweiten Bevollmächtigten anzusehen und als solchen zu den Conferenzen heranzuziehen.

Der Staatsminister und Senator Conte Cibrario, damals etwa fünfundsechzig Jahre alt, hatte sich durch eine Reihe historischer und anderer wissenschaftlicher Werke einen guten schriftstellerischen Namen erworben; er erschien mir als das Prototyp eines klugen, geistig gewandten und dabei doch auch behäbigen Italieners. So vorsichtig und wohlüberlegt war er im Reden, daß man es ihm ansah, er habe lange Zeit am Hofe gelebt und sich dort eine vortreffliche Stellung zu schaffen gewußt. Ein Vertrauter des Königs Carlo Alberto, war er demselben im Jahre 1849 nach Oporto gefolgt und hatte ihn, wenngleich fruchtlos, zur Rückkehr nach Turin zu bewegen gesucht. Nun stand er auch bei

dem Nachfolger in hoher Gunst, und wer ihn kannte, begriff wohl, wie ein Haudegen gleich Victor Emanuel an einem Manne der Wissenschaft wie Cibrario soviel Gefallen finden konnte.

Den entschiedensten Gegensatz zu Cibrario bildete Bonaini. Ausgezeichnet als Archivsdirector, war er zum Unterhändler nichts weniger als geeignet. In den Conferenzen brachte er fast niemals auch nur ein Wort hervor, wozu freilich beitragen mochte, daß die Verhandlungen französisch geführt wurden, das er nicht fließend sprach.

In zwei sehr langen Sitzungen wurde zwar zwischen Cibrario einer-, Burger und mir andererseits recht lebhaft gestritten, aber keine Einigung erzielt. In Bezug auf die aus dem Arsenal weggeführten Gegenstände, welche wir sämmtlich, mit Ausnahme einer einzigen, schon seit längerer Zeit in Wien aufgestellten Rüstung zurückgeben zu wollen erklärten, und die Gemälde, die seit einer Reihe von Jahren den Galerien im Belvedere und in der Akademie der bildenden Künste einverleibt waren, bestand eigentlich keine Differenz, denn die Italiener willigten ein, uns ebensowohl jene Rüstung als diese Bilder zu überlassen. Nur unser Begehren, nicht auch alle Archivalien zurückstellen zu müssen, sondern wenigstens die „Dispacci di Germania“ behalten zu dürfen, bildete den Stein des Anstoßes, denn Cibrario konnte sich nicht recht dazu entschließen, uns dasselbe zuzugestehen. Zwar verhielt er sich nicht von vorneherein ablehnend, denn die meiner tiefsten Ueberzeugung entsprechende Nachweisung des Satzes, historische Documente erhielten oft durch den Ort ihrer Aufbewahrung einen sehr gesteigerten Werth, konnte auf einen wissenschaftlich so hochgebildeten Mann wie Cibrario ihre Wirkung nicht verfehlen. Künftighin in Wien untergebracht, würden die „Dispacci“, wagte ich vorherzusagen, eine unablässig benützte Fundgrube für die neuere Geschichte Oesterreichs bilden, hingegen nach wie vor in Venedig verwahrt, auch wie bisher unter der dortigen Masse gesandtschaftlicher Berichte vollständig verschwinden. Endlich wurde Cibrario doch so weit gebracht, daß er erklärte, um neue Verhaltungsbefehle an seine Regierung nach Florenz schreiben zu wollen.

Nach mehrtägigem Warten, durch welches meine Geduld auf eine harte Probe gestellt wurde, kamen endlich die ersehnten Instructionen, und wir wurden von unseren italienischen Collegen zu einer dritten Conferenz berufen. Es erfüllte mich mit aufrichtiger Freude, als Cibrario uns erklärte, auch in Bezug auf die „Dispacci di Germania“ sei seine Regierung zur Nachgiebigkeit bereit, und wir könnten nunmehr an die Stylisirung der abzuschließenden Convention schreiten, was wir denn auch allsogleich thaten.

Burger und ich verfaßten nun ein aus hundertundfünfzehn Worten bestehendes Telegramm an unsere Regierung, die wir um die Ermächtigung baten, das Uebereinkommen, durch welches uns ein gerechter und billiger Ausgleich erreicht schien, unterzeichnen zu dürfen. Cibrario behauptete jedoch, daß er nach Florenz einen ausführlichen Bericht absenden müsse und erst nach dem Empfange einer genehmigenden Antwort auf denselben die Convention zu unterschreiben vermöge. Da dies nicht schon für die allernächsten Tage in Aussicht stand, machte ich in der Zwischenzeit zwei Ausflüge, den einen nach der Certosa und nach Pavia, einen zweiten, ein klein wenig längeren aber an den Lago Maggiore und von da über Lugano und Como nach Mailand zurück.

Daß bei meiner Ankunft daselbst die Antwort aus Florenz auf den Bericht Cibrario's noch nicht eingetroffen sein würde, hatte ich im Voraus besorgt. Daß aber auch aus Wien die vor fünf Tagen angesuchte Ermächtigung zur Unterzeichnung der Convention noch nicht da war, ärgerte mich wirklich, und wir baten in einem zweiten Telegramm neuerdings darum, worauf sie denn auch endlich kam.

Ich wendete die Zwischenzeit dazu an, einen ausführlichen, von Burger und mir nach Wien zu erstattenden Rechenschaftsbericht zu verfassen. Der 30. Juli aber wurde zur Unterzeichnung der Convention bestimmt, denn auch Cibrario erwartete stündlich die Ermächtigung hiezu. Da sie jedoch sogar an diesem Tage noch nicht eingetroffen war, unterschrieb ich unser Uebereinkommen einstweilen allein. Nach der Ankunft seiner Gutheißung durch das italienische Cabinet sollte es auch von den anderen drei Bevollmächtigten unterzeichnet werden. Käme diese Ermächtigung aber wider Erwarten nicht, dann wäre ja ohnedies, so dachte ich, die ganze Sache gescheitert. Am 31. Juli trat ich mit Zustimmung Burger's die Rückreise an.

Schon lange war es meine Absicht, diese Gelegenheit zu benutzen, um einen Theil der Schweiz, den ich noch nicht kannte, das Engadin zu sehen. Den Comersee fuhr ich bis Colico hinauf, dann zu Wagen nach Chiavenna und von da über den Malojapaß, Silvaplana und St. Moriz nach Samaden. Hier fand ich einen Brief meiner Tochter mit ziemlich beruhigenden Nachrichten aus Traunkirchen. Wahrhaft hierüber erfreut, verwendete ich einen Theil des für das Engadin bestimmten Tages zu einem Ausfluge nach Pontresina und an den Morteratschgletscher. Am folgenden Tage wollte ich über Martinsbruck nach Innsbruck fahren und von da auf der Bahn mit einem eintägigen Besuche in Traunkirchen nach Wien zurückkehren.

Wer aber beschreibt den Todesschrecken, den ich empfand, als ich

des Abends in Samaden ein Telegramm meines damals in Gmunden wohnenden Bruders vorfand, durch welches er mich von dem an demselben Tage nach ganz kurzer Krankheit erfolgten Hinscheiden meiner armen Frau unterrichtete. Allsogleich stürzte ich zur Post und bestellte mir einen Wagen, in welchem ich schon nach wenigen Minuten saß, um auf dem kürzesten Wege, über den Julier und Chur, nach Traunkirchen zu eilen.

Die verzweifelte Stimmung, in der ich mich befand, als ich in finsterer Nacht, bei Sturm und Unwetter, von der Höhe des Julier nach Tiefenkasten hinabjagte, werde ich niemals vergessen; es war mir gerade so, als ob ich mich selbst auf der Fahrt zur Unterwelt befände. Unablässig trieb ich zur Eile an, weil ich den Zug noch erreichen wollte, der um fünf Uhr Morgens von Chur in nördlicher Richtung abging. Glücklich gelang dies, und über den Bodensee, München und Salzburg kam ich am nächsten Morgen um drei Uhr nach Lambach, wo mein Bruder, mir auch in dieser schweren Zeit seine alte Liebe und Treue bewährend, mich mit einem Wagen erwartete. Etwa drei Stunden später traf ich in Traunkirchen ein, wo am folgenden Morgen die kirchliche Einsegnung der theuren Leiche vorgenommen wurde.

Dringend hatte ich meine Mutter um ihres Alters und ihres keineswegs befriedigenden Gesundheitszustandes willen gebeten, nicht zu dieser traurigen Handlung von Ischl nach Traunkirchen zu kommen. Aber in der tiefen Gemüthsbewegung, in der ich mich befand, drängte es mich wahrhaft, noch an diesem Tage meine Mutter zu sehen, denn auch sie hatte die theure Verstorbene innigst geliebt. Ich fuhr also noch an demselben Nachmittage mit meiner Tochter nach Ischl, und es wurde schon dunkel, als wir den Rückweg von dort antraten. Noch in der Nähe von Ischl sagte mir meine Tochter, welche weit schärfere Augen besitzt als ich, sie sehe, uns entgegenkommend, die Frau Erzherzogin Sophie. Kaum hatte ich diese Worte vernommen, als schon mein Wagen an der hohen, ganz schwarzgekleideten Gestalt der Erzherzogin vorüberfuhr, welche mit ihren zwei jüngeren Söhnen auf der Straße spazieren ging. Ohne recht zu bedenken, was ich that, befahl ich dem Kutscher zu halten, stürzte aus dem Wagen und auf die Erzherzogin zu, deren Hand ich küßte; die Größe ihres und meines Verlustes hatte mich eben ganz überwältigt.

Unbeschreiblich war die Güte, mit welcher die Erzherzogin meine etwas zudringliche Beileidsbezeigung aufnahm. Sie trat an den Wagen heran, aus welchem meine Tochter gleichfalls gestiegen war, umarmte und küßte sie und sprach uns Beiden in den herzlichsten Worten ihre Theilnahme an dem so schweren Verluste aus, der uns betroffen.

Bei der Fortsetzung unserer Fahrt gab meine Tochter, ruhigeren Blutes als ich, einen leisen Zweifel darüber kund, ob denn mein Benehmen gegen die Erzherzogin auch in jeder Beziehung passend gewesen sei. Ich stimmte ihr vollständig bei, als ich aber einige Zeit später der Erzherzogin hievon sprach und mich bei ihr entschuldigte, da erwiederte sie mir, sie hätte sich sehr über unsere Begegnung gefreut. „Sie redeten zu mir," sagte sie, „in der Sprache eines übervollen Herzens, und wir bekommen sie leider so selten zu hören."

Zwei Tage darauf fuhren wir, meine Tochter und ich, nach Wien, um die dahin gebrachte Leiche meiner theuren Frau im Währinger Ortsfriedhofe an der Seite ihres ihr schon vor achtzehn Jahren vorangegangenen, von ihr so heiß geliebten und so schmerzlich beweinten Knäbleins ins Grab zu senken.

Mit nicht geringem Erstaunen vernahm ich in Wien, daß unsere Verhandlung in Mailand schließlich doch resultatlos geblieben sei, weil man Cibrario die von ihm so zuversichtlich erwartete Ermächtigung zur Unterzeichnung der Convention in letzter Stunde verweigerte. Der Widerspruch in dem von italienischer Seite beobachteten Verfahren läßt sich nur dadurch erklären, daß Cibrario während der Dauer der Verhandlungen stets nur mit dem Minister des Aeußern correspondirte und dieser die Anträge Cibrario's und die von ihm gemachten Zugeständnisse guthieß. Bevor es aber dazu kam, zu definitivem Abschlusse zu schreiten, wurde die Sache im italienischen Ministerrathe zur Sprache gebracht, und hier erhob der Unterrichtsminister Coppino so lebhafte Einwendungen gegen die Abtretung der „Dispacci di Germania" an Oesterreich, daß Cibrario auf sein Begehren, die Convention endgiltig unterzeichnen zu dürfen, eine abschlägige Antwort erhielt. Wie ich es schon früher gethan, verließ jetzt auch Burger Mailand, aber er blieb in schriftlicher Verbindung mit Cibrario und erklärte ihm, daß er unsere Verhandlungen nicht als abgebrochen, sondern nur als unterbrochen betrachte.

Aufs Tiefste war Cibrario durch den Vorwurf verletzt, den man ihm machte, er habe seine Instructionen überschritten. Ich weiß nicht, ob er diesen Tadel verdiente oder nicht, wenn uns aber seine Berichte nicht zugänglich gewesen, wir hatten mit ihm über diese Instructionen nicht zu [illegible], sondern zu [illegible]. Darum wurde ich in Wien [illegible] nicht mit [illegible] Worten, aber doch mit einem [illegible] [illegible], die man demjenigen zeigt, dessen Verhalten man nicht [illegible] [illegible], aber auch nicht zu [illegible] [illegible].

Im Jänner wurde das Schicksal unserer Convention [illegible]

gebilligt. Die hervorragendsten Mailänder Blätter beklagten das Verfahren der italienischen Regierung, und Coppino selbst sprach in einem Briefe an Cibrario sein tiefes Bedauern über den Abbruch der Verhandlungen und seine Hoffnung auf deren baldige Wiederaufnahme aus.

Während ich in Wien die verschiedenen Arbeiten, welche meiner im Archive und im Landesausschusse harrten, mit um so größerem Eifer wieder aufnahm, weil ich ja nur in ihnen einigen Trost in meinem tiefen Leidwesen fand, drang ich darauf, daß meine Tochter wieder nach Traunkirchen zurückkehre, um dort noch den Rest des Sommers unter dem Schutze ihrer Tante, Frau Auguste von Roretz zu verweilen. Und äußerst willkommen war es mir, daß auch meine gute Mutter bereitwilligst der Einladung folgte, sich von Ischl nach Traunkirchen zu begeben und dort einige Wochen mit meiner Tochter zu verleben. Ungemein freute sich die alte Frau, zu sehen, welch' großen Werth ihre Enkelin auf ihre Anwesenheit legte, meiner Tochter aber konnte der ununterbrochene Verkehr mit meiner Mutter gleichfalls nur wohlthun. Denn wenn dieselbe auch von den körperlichen Gebrechen ihres hohen Alters leider nicht verschont war, so hatte sie sich doch für den Umgang mit Anderen die frühere geistige Frische und jenes unvergleichliche Talent, das sie besaß, die Menschen, mit denen sie sprach, ebenso lebhaft anzuregen, als sie selbst gleichsam unwillkürlich hiedurch angeregt wurde, ungeschmälert bewahrt.

Wie erschrak aber meine Tochter, als sie von Ischl her, wohin meine Mutter lang schon zurückgekehrt war, etwa am 20. September die Nachricht erhielt, dieselbe sei von einem heftigen Fieberanfalle betroffen worden und in Folge dessen ungemein leidend. Allsogleich fuhr meine Tochter mit meinem Bruder, der von Gmunden herbeikam, nach Ischl und blieb dort durch fünf Tage bei ihrer Großmutter, deren Zustand sich so rasch und so ausgiebig besserte, daß sie schon in den letzten Septembertagen die Rückreise nach Wien antreten konnte. Am 1. October folgte ihr meine Tochter dorthin nach, und am 5. kam ich von einem kurzen Ausfluge nach München, wo im vergangenen Jahre des Krieges wegen keine Sitzungen der historischen Commission abgehalten worden waren, gleichfalls zurück.

Dringend hatte Döllinger mich gebeten, denselben dies Jahr nur ja nicht fernbleiben zu wollen. „Die Unterbrechung," schrieb er mir am 12. September, „war eine lange und traurige, und die Nachwehen werden sich vielleicht, wenn auch nur leise, selbst in unseren Commissionsberathungen etwas fühlbar machen. Inzwischen ist es unsere Aufgabe, alle Fäden, welche Deutschösterreich mit dem übrigen Deutschland ver-

knüpfen, sorgfältig zu erhalten und zu stärken; dazu soll uns auch die historische Commission dienen. Lassen Sie sich also durch keine Rücksichten abhalten, nach München zu kommen und das süddeutsche Element im Gremium zu verstärken."

Nach meiner Rückkehr nach Wien waren wir nun wieder daselbst vereinigt. Aber freilich fehlte Diejenige in unserem Kreise, welche demselben, so lang sie wohl war, erst das rechte Leben, die rechte Heiterkeit verlieh, während sie in den so häufig eintretenden und so lang dauernden Zeiträumen, in denen ihr peinliches Leiden sie heimsuchte, für uns der Gegenstand der liebevollsten Sorgfalt und des innigsten Mitgefühls war.

Ungemein schmerzlich berührte es uns, als wir gewahr wurden, daß auch die Hoffnungen, welche wir auf die Besserung des Zustandes meiner Mutter gesetzt, trügerische waren. Die an und für sich so wenig beschwerliche Rückreise von Ischl nach Wien griff sie ganz übermäßig an, und obwohl sie sich hierauf wieder ein klein wenig erholte und sogar einen Abend bei meiner Schwiegermutter zubrachte, so war dies doch leider ihr letzter Ausgang. Am 8. October begann ihre eigentliche Krankheit, und obgleich wir noch von der Besorgniß ziemlich entfernt waren, daß sie auch ihre letzte sein werde, so sahen wir doch die Sache als ernst genug an. Unserer Pflicht gemäß widmeten wir drei ihr am nächsten Stehenden, mein Bruder, meine Tochter und ich ihr so viele Zeit, als wir nur immer vermochten, und um sie möglichst wenig allein zu lassen, vertheilten wir unsere Anwesenheit bei ihr auf die verschiedenen Zeiten des Tages. Meine Tochter war fast den ganzen Vormittag da, ich kam zeitlich des Nachmittags und blieb auch den Abend bis gegen neun Uhr, mein Bruder aber verweilte die Nacht hindurch in der Wohnung unserer Mutter, wo er auch schlief, um allzeit bei der Hand zu sein, wenn sie seiner bedürfen sollte. Und natürlich war auch die Frau meines Bruders eine eifrige Besucherin unserer Mutter.

Meiner Tochter und meine Hauptaufgabe bestand hauptsächlich darin, der geliebten Kranken durch Vorlesen die Zeit zu vertreiben, und es war wirklich erstaunlich, mit welch' gespannter Aufmerksamkeit sie dem Gelesenen folgte, mit welch' lebhafter Theilnahme und richtigem Urtheil sie über dasselbe sprach, ja wie sie manchmal, wenn etwa ihr Bruder Heinrich oder mein Vetter Alois Moser zu ihr eingelassen worden waren, lachte und scherzte wie in ihren gesunden Tagen. Dann gab sie sich den besten Hoffnungen hin und redete vom Aufstehen sowie von gar Manchem, das sie zu unternehmen gesonnen sei. Waren wir auch bei Weitem weniger sanguinisch als sie, so konnten wir doch nicht leugnen,

daß die Kräfte zuzunehmen, Schlaf und Appetit sich wieder zu bessern, Lese- und Sprechlust sich zu steigern schienen, und insbesondere meiner Tochter wurde gar manche Stunde heiteren und anregenden Gespräches und damit eines geistigen Genusses zu Theil, der ihr wohl von Niemand mehr in gleich bezaubernder Weise dargeboten werden wird. Aber kaum hatten wir uns hiedurch verleiten lassen, selbst wieder Hoffnungen zu schöpfen, als wir auch schon neuerdings an ihrer Erfüllung zu zweifeln begannen, denn allmälig sanken doch die Kräfte der theuren Kranken wieder mehr und mehr. Als sie endlich schon zwei Monate hindurch bettlägerig gewesen und es, wenigstens in den letzten Wochen, mit ihr ununterbrochen abwärts gegangen war, mußten wir, durch die Aerzte hierin bestärkt, aller Hoffnung völlig entsagen. Ja wir vermochten zuletzt nichts mehr zu wünschen, als daß ihr die Qual eines langen und schweren Todeskampfes erspart werden möge.

Aber leider sollte sich dieser Wunsch in gar keiner Weise erfüllen. Nachdem die Gefahr immer drohender geworden war, trat mein Bruder mit dem Vorschlage an unsere Mutter heran, sie möge sich mit den Sterbsacramenten versehen lassen. Ohne jede Scheu, mit ebensoviel Ruhe als Innigkeit kam sie dieser Pflicht nach, aber sie gab darum doch die Hoffnung auf Wiedergenesung nicht auf, an der sie noch in einem Augenblicke festhielt, in welchem wir ihr längst schon entsagt hatten.

Nach etwa siebzigtägiger Krankheit, am 18. December nahmen wir die ersten Symptome wahr, daß das Bewußtsein der theuren Kranken etwas getrübt und sie nicht immer völlig bei sich sei. Als ihr Arzt Dr. Marenzeller bei ihr eintrat, empfing sie ihn mit dem freudigen Ausrufe, nun sei Alles wieder gut, sie fühle deutlich die Besserung ihres Zustandes und sei von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sie ihrer Genesung entgegengehe. Und dabei war sie so schwach, daß der Arzt meinte, es könne kaum mehr vierundzwanzig Stunden mit ihr dauern. Ja noch als ihr mühsames Sprechen schon recht schwer verständlich geworden war, ließ sie sich wieder vorlesen und machte über das Gelesene Bemerkungen von wunderbarer Klarheit.

Von diesem Tage an brachte auch ich die Nächte in der Wohnung meiner Mutter zu. Am 20. December schloß sich uns Brüdern auch meine Tochter an, und dieses nächtliche Zusammenschaaren der drei Nächststehenden um das Sterbelager Derjenigen, welche der Glanz- und Centralpunkt unseres Familienlebens gewesen war, hatte gleichzeitig etwas Schauerliches und doch auch wieder Trostvolles an sich. Am 21. December schien uns schon die Agonie eingetreten zu sein, aber weiß Gott in Folge welcher Regung machte die Kranke plötzlich eine Bewegung des Segnens

und dann fest und deutlich, mit ernster Miene, als wir nacheinander zu ihr hintraten, das Zeichen des Kreuzes über uns. Oft war ihr Blick durch lange Zeit auf das Bild unseres Vaters gerichtet, oft zeigte sie wieder heiter lächelnd wie ein Kind darauf hin. Ja manchmal überflog fast ein schelmischer Ausdruck ihre noch immer schönen Gesichtszüge, und als meine Tochter sich dicht zu ihr hinneigte, um ein leise gesprochenes Wort zu verstehen, gab sie ihr rasch einen Kuß. Aber auch diese Zeichen momentaner Wiederkehr des Bewußtseins schwanden rasch, und etwa vom 22. an begann der langdauernde, furchtbar anzuschauende und für die geliebte Kranke offenbar ungemein qualvolle Todeskampf, dem sie erst am Morgen des Weihnachtstages, und zwar um fünf Uhr erlag.

Zwei Tage später begruben wir im Währinger Ortsfriedhofe an der Seite meiner Frau und meines Söhnleins nun auch meine Mutter, die ich wohl eine der einnehmendsten Frauengestalten nennen darf, welche vielleicht jemals auf Erden gewandelt sind.

1868.

Mit den beiden tiefschmerzlichen Ereignissen, welche im Laufe der zweiten Hälfte des Jahres 1867 über mich kamen, schien die Reihe derselben für längere Zeit erschöpft, und das Jahr 1868 brachte mir in strictem Gegensatze hiezu eine nicht karg bemessene Menge von Begebenheiten, die entweder sehr erfreulich oder doch wenigstens von großem Interesse für mich waren. Zu den letzteren gehörte es, daß schon im Januar 1868 eine stattliche Anzahl von wirklichen Mitgliedern der Akademie, vorzugsweise der naturhistorischen Classe angehörig, mit dem Antrage auf Einführung von Reformen hervortrat, von denen sie sich die Entfaltung regeren wissenschaftlichen Lebens in der Akademie und die Herstellung einer intensiveren Verbindung derselben mit der Außenwelt versprachen.

Die erste Anregung zu diesem Schritte ging eigentlich von den Geologen in der Akademie aus, welche sich sämmtlich, ihren Altmeister Haidinger an der Spitze, an demselben betheiligten. Aber auch neben diesen schlossen sich ihnen in ihrer Classe noch mehrere an, ich nenne nur Hyrtl und Petzval, in unserer Classe aber fünf, unter ihnen Berg=

mann und Sacken. Im Ganzen waren wir vierzehn, also ungefähr der dritte Theil der in Wien anwesenden Mitglieder der Akademie.

Meine Unterschrift unter diesen Antrag zu setzen, dazu wurde ich nicht so sehr dadurch, daß mir die darin enthaltenen Vorschläge von sehr hohem Werthe zu sein schienen, als durch die Ansicht vermocht, daß die Organisation der Akademie, insbesondere nach den beiden angedeuteten Richtungen hin vielleicht wirklich als einer Verbesserung bedürftig erkannt werden könnte. Am allerwenigsten aber schien es mir angezeigt zu sein, durch Zurückweisung eines solchen Antrages von vorneherein die Erklärung abzugeben, die Zustände in der Akademie seien so vortrefflich, daß sie nicht nur gar nicht verbessert, sondern nicht einmal geprüft zu werden brauchten. Ich war aufrichtig der Meinung, daß der Standpunkt, die Einrichtungen der Akademie einer aufmerksamen Prüfung zu unterziehen und dabei das, was sich als einer Verbesserung bedürftig herausstellen sollte, einer solchen entgegenzuführen, auch von der Mehrzahl der Akademiker getheilt werden würde. Darum erstaunte ich höchlich, als dieser Antrag bei seiner Einbringung von einigen hervorragenden Mitgliedern, welche bisher eine Art führender Rolle in der Akademie gespielt hatten, nicht nur heftigen Widerspruch, sondern eine fast leidenschaftliche Verdammung erfuhr.

Gern will ich zugeben, daß zu dieser Gereiztheit, in so übertriebener Weise sie sich auch kundgab, durch einen von unserer Seite begangenen Fehler einiger Anlaß gegeben worden war. Derselbe bestand meines Erachtens darin, daß in dem Bestreben, die Nothwendigkeit der Einführung von Reformen in der Akademie darzuthun, die in derselben herrschenden Zustände in der Motivirung unseres Antrages vielleicht mit etwas schwärzeren Farben geschildert wurden, als es der Wirklichkeit entsprach. So stellte man uns, obgleich wir nichts Anderes als das Beste der Akademie wollten, gewissermaßen als Ankläger derselben hin, und wir wurden als solche nicht ohne Erbitterung bekämpft. Vor der Hand blieb freilich auch den Gegnern nichts übrig, als unseren Antrag, da er die erforderliche Unterstützung besaß, der Geschäftsordnung gemäß einer Commission zuzuweisen, welche aus zehn Mitgliedern zusammengesetzt wurde. Von diesen gehörten sechs den heftigsten Widersachern des Antrages an, während vier, Hauer und Sueß von der naturwissenschaftlichen, Sacken und ich von der philosophisch-historischen Classe der Reihe der Antragsteller entnommen wurden.

Daß mein Standpunkt, demzufolge vorerst an eine Prüfung der Einrichtungen der Akademie und dann je nach ihrem Ergebnisse an eine Aenderung des wirklich Verbesserungsbedürftigen geschritten werden sollte,

der richtige war, dafür erhielt ich binnen Kurzem einen, wie mir scheint, schlagenden Beweis. Denn sämmtliche nicht in Wien anwesende wirkliche Mitglieder der Akademie, unter ihnen Männer wie Palacky und Purkyně, Höfler und Stein in Prag, Ficker in Innsbruck, ja sogar Freiherr von Hügel in Brüssel erklärten sich schriftlich mit dem von unserer Seite gestellten Antrage auf Vornahme von Aenderungen in der Organisation der Akademie wenigstens im Allgemeinen einverstanden. Sie baten nur, daß die endgiltige Berathung und Beschlußfassung über diesen Antrag bis zur Einberufung der außerhalb Wien wohnhaften Mitglieder der Akademie vertagt werden möge.

Von der Ruhe und Billigkeit der Anschauung, welche dieser Erklärung und dem sie begleitenden Begehren der nicht in Wien wohnhaften Akademiker zu Grunde lag, war jedoch bei denen, welche für die unserem Antrage widerstrebenden Mitglieder der Commission bei deren Berathungen das Wort führten, nicht das Geringste zu verspüren. Natürlich konnte uns das in unserem Widerstande nicht wankend machen, und auch ich hielt an demselben fest. Ich that dies, weil ich es mir selbst und meinen Meinungsgenossen schuldig zu sein glaubte, aber ich zweifelte doch keinen Augenblick mehr daran, daß bei der ungünstigen Stimmung, auf welche unsere Vorschläge gestoßen waren, dieselben auch dann als gescheitert zu betrachten sein würden, wenn sie nicht in der Minorität bleiben, sondern mit einer kleinen Majorität angenommen werden sollten. Denn die Reform einer gelehrten Gesellschaft wie der Akademie läßt sich ja, wenigstens von Innen heraus, nicht mit der Annahme einer Reihe von Paragraphen vollziehen, und sie ist von vorneherein lahmgelegt, wenn nicht Alles einmüthig zusammenhilft zu ihrer Verwirklichung, sondern ein sehr großer Theil der Mitglieder ihr grundsätzlich widerstrebt.

Es war also eigentlich nur mehr für die Ehre der Fahne und nicht für den wirklichen Erfolg, daß ich in der allgemeinen Sitzung der Akademie vom 28. Mai für unsere Anträge eintrat. Aber ich kämpfte darum doch mit nicht geringerer Ausdauer für sie, und ich freute mich, als ich von einem unserer Parteigenossen einige Tage nach der Sitzung einen Brief erhielt, in welchem er mich in allzu schmeichelhafter Weise mit Ajax verglich,

„Der ein Thurm war in der Schlacht."

Zum Mindesten dasselbe Lob hätten meine Mitstreiter Hauer und Sueß verdient, welch' Letzterer als Berichterstatter der Minorität fungirte, aber auch sie konnten den Ausgang der Sache nicht ändern, welcher

darin bestand, daß unsere Anträge bei der Abstimmung mit fünfzehn gegen siebenundzwanzig Stimmen in der Minorität blieben.

So unbestreitbar unsere Niederlage auch war, so gewährte es uns doch einen Schimmer von Genugthuung, daß wenigstens ein Antrag auf Revision der Geschäftsordnung, von einem aus unserer Partei, dem Mineralogen Professor Reuß gestellt, mit fast dem gleichen Stimmenverhältnisse, mit welchem unsere Reformanträge gefallen waren, angenommen wurde. Da sich unter den gegen uns Votirenden alle unsere gar so leidenschaftlichen Gegner aus der Commission befanden, wurde ihnen von uns dieser wenn auch kleine Mißerfolg von Herzen gegönnt. Ja wir meinten darin sogar ein leises Anzeichen erblicken zu dürfen, daß ihnen die Majorität der Akademie doch nicht so ganz unbedingt Heeresfolge leiste, als es einen Augenblick den Anschein gewann und sie selbst es geglaubt haben mochten.

An dem Tage, an welchem dieser Beschluß in der Akademie gefaßt wurde, trug sich ein Ereigniß zu, welches mein Interesse völlig absorbirte, indem durch dasselbe meine ganze amtliche Thätigkeit in eine Bahn gelenkt wurde, die ich mit aufrichtiger Freude und mit hochgespannten Hoffnungen betrat. Am 28. Mai wurde ich zum Director des Haus-, Hof- und Staatsarchives ernannt.

Diese für mich so äußerst erfreuliche Maßregel traf mich übrigens nicht unvorbereitet, sondern sie war mir schon früher als nahe bevorstehend von meinem ehemaligen Collegen im Ministerium des Aeußern, Leopold von Hofmann angekündigt worden.

Als Beust das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, fand er daselbst die Freiherren Otto von Meysenbug als Unterstaatssecretär, Ludwig von Biegeleben und Max von Gagern aber als die einflußreichsten Referenten vor. Meysenbug kannte ich schon seit dem Jahre 1839, in welchem wir ihn als Legationscommis in Turin trafen und von ihm freundliches Wohlwollen erfuhren. Biegeleben diente im Vormärz als großherzoglich hessischer Legationssecretär in Wien und besuchte damals ziemlich häufig das Haus meiner Eltern. Später sah ich ihn in Frankfurt wieder, wo er die Stelle eines Unterstaatssecretärs im Ministerium Schmerling bekleidete, und ich verkehrte nicht ganz selten mit ihm und seiner liebenswürdigen Frau, einer Tochter des österreichischen Staatsrathes Freiherrn von Buol. Und auf der Tribüne des Frankfurter Parlamentes sah ich auch zum ersten Male Max von Gagern, als er, von seiner Mission nach Holstein zurückkehrend, vor der leidenschaftlich aufgeregten Versammlung hierüber Bericht erstattete und sein Bruder Heinrich seine mächtige Hand gleichsam schützend über ihn hinwegstreckte.

Alle drei, Meysenbug, Biegeleben und Gagern waren mir daher schon seit langen Jahren, und zwar nicht nur als außerordentlich ehrenwerthe, sondern auch als hochbegabte und sehr unterrichtete Männer bekannt, von denen insbesondere die beiden Ersteren die Feder gar trefflich zu handhaben wußten. Oft hatte ich, so lang ich noch im Ministerium des Aeußern diente, Gelegenheit gehabt, Staatsschriften zu bewundern, welche von dem Einen oder dem Anderen herrührten. Demungeachtet erschien es mir begreiflich, daß die seltene Geschicklichkeit dieser Männer durch die Einseitigkeit, der sie anheimgefallen waren, wieder zum Theile wenigstens lahmgelegt wurde. Meysenbug war ein so ausgesprochener Ultramontaner und Biegeleben ein so leidenschaftlicher Preußenfeind, daß hiedurch ihr ganzes Denken und Sinnen vollständig beherrscht wurde. In dem Augenblicke, in welchem in Folge der unglücklichen Kriegsereignisse des Jahres 1866 die Politik Oesterreichs ganz neue Bahnen einzuschlagen genöthigt war, stellte es sich gleichsam als selbstverständlich heraus, daß die vornehmsten Werkzeuge der früheren nicht mehr auch diejenigen der nun an ihre Stelle tretenden Geschäftsleitung sein konnten.

Hiezu kam noch ein ganz besonderer, in der Eigenschaft des Freiherrn von Beust als Fremder begründeter Umstand. Derselbe kannte eigentlich fast Niemand in Wien und bedurfte dringend einer Vertrauensperson, welche ihm über diesen Mangel thunlichst hinweghelfen sollte. Sowohl Meysenbug als Biegeleben vermochten dies nicht, denn auch sie wurzelten nicht im österreichischen Boden, hatten nur wenig Familienverbindungen hier und einen sehr engen, fast ausschließlich aus clericalen Elementen bestehenden Kreis von Bekannten. Was ihnen in dieser Beziehung abging, das besaß hingegen ein anderer Beamter des Ministeriums des Aeußern, Leopold von Hofmann in reichlichem Maße.

In einer altösterreichischen Wiener Familie geboren und erzogen, hatte Hofmann, schon frühzeitig von lebhafter Sehnsucht nach raschem Emporkommen getrieben, bald nachdem er durch sehr kurze Zeit im Justizwesen gedient, eine Anstellung im Ministerium des Aeußern erhalten. Ich kannte ihn schon von unserer Studienzeit her, und zwar aus einem traurigen Anlasse. Während ich an der Universität im zweiten Jahre die Rechte studirte, starb sein älterer Bruder, der mein Classengenoß war. Damals herrschte noch die leider seither verschwundene Sitte, daß die Studenten nach dem Tode eines ihrer Kameraden den Sarg mit dem Leichnam in der Wohnung abholten und ihn auf ihren Schultern nach der Kirche und dann in derselben umher zur Einsegnung trugen. So lernte ich Hofmann's Mutter und ihn selbst zuerst kennen, eine Bekanntschaft, welche dadurch, daß meine Frau mit dieser Familie entfernt

verwandt war, sowie durch unser collegiales Verhältniß im Ministerium aus einer Anfangs nur flüchtigen bald eine dauernde und vertrauliche wurde.

Als ich im Jahre 1850 aus dem deutschen Bureau des Ministeriums des Aeußern in dessen juridisches Departement kam, wurde Hofmann in dem ersteren mein Nachfolger, und mehr als anderthalb Jahrzehnte hindurch verblieb er in dieser Stellung. In derselben war ihm bald die Gelegenheit zu persönlicher Bekanntschaft mit dem Freiherrn von Beust geboten, welcher damals noch an der Spitze des königlich sächsischen Ministeriums stand. Nach Oesterreich gekommen, fand Beust in Hofmann das, was er suchte, nicht nur einen durch und durch geschäftsgewandten, sondern noch überdies einen Mann, welcher eine ganz ungewöhnlich große Menge von Menschen in Wien, und nicht bloß in den bürgerlichen, sondern auch in den höheren Ständen kannte. Denn er war nicht umsonst mehrere Jahre hindurch Schriftführer im Herrenhause gewesen, wobei er sich sogar das Ansehen zu geben gewußt hatte, als ob er auf den Gang der Verhandlungen desselben einen weit über seine eigentliche Stellung hinausreichenden Einfluß übe.

Im Mai 1868 wurde Meysenbug mit der Mission nach Rom gesendet, Modificationen des Concordates zu erwirken, aber man kann sich kaum denken, daß es denen, die sie ihm übertrugen, Ernst damit war. Freilich mußte er dem heiligen Stuhle die willkommenste Persönlichkeit sein, aber von ihm ließ sich von vorneherein nicht erwarten, daß er auch nur mit einigem Nachdrucke bestrebt sein werde, die Abänderung von Bestimmungen durchzusetzen, an deren Zustandebringung er seinerzeit so eifrigen Antheil genommen und welche ihm wohl auch jetzt noch nicht als überspannte, sondern eher als zu wenig weitgehende erschienen. Darum glaube ich immer, Meysenbug's Mission sollte eher dazu dienen, ihn von Wien wegzubringen, als durch ihn wesentliche Zugeständnisse in Rom zu erwirken. Kaum war er abgereist, so wurde Hofmann, schon seit Juli 1867 Sectionschef, nun auch nach Beust die erste Person im Ministerium des Aeußern.

Daß sein Einfluß auf den Minister ein sehr weitreichender war, ist wohl kaum zu bezweifeln, obgleich Beust dies hinterher wieder etwas in Abrede stellte. Am meisten war dies bei einer ganzen Reihe von Geschäftszweigen der Fall, um welche Beust sich nur sehr wenig kümmerte und die er fast ausschließlich seinem Sectionschef überließ; zu diesen aber darf ich getrost das Staatsarchiv zählen. Oft und oft hatte ich schon früher gegen Hofmann, lang ehe derselbe eine einflußreiche Stellung einnahm, sowie gegen manchen anderen Beamten des Ministeriums des

Aeußern Klage über die Engherzigkeit geführt, welche in Bezug auf die Zulassung zu wissenschaftlicher Verwerthung der im Staatsarchive befindlichen Schätze obwaltete. In einer, wie ich glaube, überzeugenden Weise hatte ich den sehr großen Gewinn dargethan, welchen nicht nur der Aufschwung der geschichtlichen Studien in Oesterreich, sondern auch das Ansehen des Staates und die Beurtheilung seiner Vergangenheit aus einem freisinnigeren Verfahren in Bezug auf die Mittheilbarkeit archivalischer Geschichtsquellen zu schöpfen vermöchten. Allen denjenigen, bei denen ich Verständniß hiefür voraussetzen durfte, suchte ich klar zu machen, daß selbst in Fällen, in denen Oesterreichs Staatspolitik sich nicht glücklich erwiesen, man die Handlungsweise ihrer Leiter gerechter und billiger beurtheilen werde, wenn man aus ihren eigenen Worten die Beweggründe kennen zu lernen im Stande sei, durch welche sie hiezu vermocht wurden. Ich versäumte aber auch nicht, den Nachweis zu liefern, daß an der bisherigen Geheimnißkrämerei vielleicht weniger noch der damalige Archivsdirector als das Ministerium selbst die Schuld trage. Denn würde derselbe nur gewahr werden, daß das letztere freisinnigeren Anschauungen Raum gebe, so würde er als pflichttreuer Beamter, der er im vollsten Sinne dieses Wortes war, sich wohl auch allmälig zu solchen bekennen.

Leicht begriff Hofmann, daß sich hier ein geeigneter Punkt zur Einführung von Reformen darbiete, deren Ersprießlichkeit nach allen Seiten hin einleuchtend sein würde. Aber er ging über meine eigenen Anschauungen insofern noch hinaus, als er die Ansicht vertrat, derjenige, welcher seit fast zwei Jahrzehnten die alte engherzige Praxis geübt und sich gleichsam mit ihr identificirt habe, könne nimmermehr das geeignete Werkzeug dazu sein, dem gerade entgegengesetzten Verfahren die Pfade zu ebnen. Mir war es nur darum zu thun, mein Gewissen zu beruhigen und nicht Anlaß zu der Beschuldigung zu geben, ich wolle einen Anderen von seinem Platze verdrängen, um mich selbst an dessen Stelle zu setzen. Als mir aber das förmliche Anerbieten gemacht wurde, mir die Stelle eines Archivsdirectors zu verleihen, da konnte ich hierauf nur erwiedern, ich sei mit Freuden, jedoch auch nur unter der ausdrücklichen Bedingung bereit, diesen Posten zu übernehmen, daß den von mir zu erstattenden Reformvorschlägen die höhere Genehmigung nicht versagt werde.

Binnen einer kürzeren Frist als der von zwei Wochen, seitdem ich zum Archivsdirector ernannt worden, gingen meine Anträge an das Ministerium ab. Sie zielten darauf hin, aus dem Staatsarchive unbeschadet der genauesten Erfüllung seiner eigentlichen Amtspflichten und

der strengsten Geheimhaltung wirklich nicht mittheilbarer Schriftstücke ein vorwiegend wissenschaftliches Institut zu machen und zu diesem Ende nicht nur den Archivsbeamten selbst die Verwerthung der archivalischen Schätze zu historischen Arbeiten, sondern auch fremden Forschern den Zutritt zu denselben wesentlich zu erleichtern. Während früher die Zulassung eine Ausnahme und die Abweisung die Regel war, sollte künftighin gerade das Umgekehrte der Fall sein. Um dies besser durchführen zu können, trug ich auf eine ansehnliche Erweiterung der Befugnisse des Archivsdirectors an und erlebte die Freude, nicht nur alle meine Vorschläge vollständig genehmigt, sondern auch über sie hinaus noch das Recht, Privatpersonen die Erlaubniß zur Ausbeutung des Archives zu geben, ausschließlich in meine Hand gelegt zu sehen. „Denn," so heißt es in dem betreffenden Erlasse, „Niemand erscheint ja besser befähigt als gerade Sie, diesfalls ein maßgebendes Urtheil zu fällen."

Eigenthümlich war es, daß es nicht mir selbst, sondern meinem Stellvertreter im Amte, dem überaus tüchtigen Staatsarchivar Andreas von Meiller gegönnt war, von dieser so ganz außergewöhnlichen Erweiterung der Befugnisse des Archivsdirectors zuerst Gebrauch zu machen. Denn als der betreffende Erlaß des Ministeriums des Aeußern an die Archivsdirection gelangte, war ich nicht mehr in Wien, sondern auf dem Wege nach Italien, wohin mich die Angelegenheit wegen der in Venedig weggenommenen Gemälde und Archivalien neuerdings berief.

„Wir können warten," dieser viel citirte und viel verhöhnte Ausspruch Schmerling's hätte wahrlich mit weit größerem Rechte auf den Ausgleich unserer im Ganzen doch nur wenig bedeutenden Streitfrage mit Italien, als auf den für uns so unendlich wichtigeren mit Ungarn Anwendung zu finden vermocht. Da wir in dieser Sache weit weniger die Fordernden als die Gewährenden waren, so brauchten wir nur ruhig zu warten, denn wir konnten mit Bestimmtheit darauf zählen, daß früher oder später die italienische Regierung, von dem Wunsche nach Wiedererlangung der aus Venedig weggeführten Gegenstände getrieben, neuerdings mit dem Begehren um Zurückstellung derselben an Oesterreich herantreten werde. Geschähe dies wirklich, dann brauchte man bloß zu erwiedern: „Ihr kennt unsere Bedingungen; dieselben sind so bescheiden und billig, daß sie von Euren einsichtsvollsten und kenntnißreichsten Männern wie Cibrario und Bonaini, ja sogar von Eurem Ministerium des Aeußern als solche anerkannt und zugestanden wurden. Stellt Euch nur auf den gleichen Standpunkt, nehmt unsere Bedingungen an, schließt auf ihrer Grundlage die Uebereinkunft ab und Ihr werdet bald wieder im Besitze der Gegenstände sein, um welche es Euch so zu thun ist."

Genau so geschah es, aber es war entweder aus Rücksicht auf seine Vorgänger, die Mitglieder des Cabinets Ratazzi, oder auf sich selbst, daß das nunmehrige Ministerium Menabrea nicht an die einfache Annahme der früher verworfenen Convention schritt. Es wünschte vielmehr eine neue Verhandlung, nach deren Beendigung die schon in Mailand zu Stande gekommene Uebereinkunft unter unveränderter Belassung ihrer Principien, aber mit gleichzeitiger Hinzufügung so manchen erläuternden Beiwerkes beiderseits definitiv acceptirt werden sollte.

Wie man sieht, brauchte ich mich diesmal nicht von der Besorgniß vor einem erneuerten Mißlingen des mir bevorstehenden diplomatischen Feldzuges quälen zu lassen, indem ich mich nicht mehr als technischer Beirath, sondern gleich von Anfang an als wirklicher Bevollmächtigter, und nicht allein, sondern in Begleitung meiner Tochter nach Italien begab. In Venedig machte ich kurzen Halt und wurde dort, wo man von dem Zwecke meiner Reise schon wußte, so zuvorkommend wie Einer begrüßt, von dem man sich etwas sehr Angenehmes verspricht. Ich verkehrte dort mit dem hochbetagten Abbate Valentinelli, dem Vorstande der Marcusbibliothek, der mit meinem Vater befreundet gewesen war, und sich unendlich auf die Zurückstellung der ihm von Dudik weggenommenen Handschriften freute, weit mehr aber noch mit Tommaso Gar, dem Nachfolger Dandolo's als Director des Archives. Bereitwillig fügte er sich darein, daß die „Dispacci di Germania" nun nicht mehr in dasselbe zurückkehren sollten, und einen überreichen Ersatz für sie fand er in der unendlich viel größeren Menge anderer Archivalien, deren Wiedereinreihung in das venetianische Archiv binnen Kurzem bevorstand.

Am frühesten Morgen des 29. Juni brachen meine Tochter und ich von Venedig auf, theilten den Tag zwischen Padua und Ferrara, wo wir überall doch hinreichend lang verweilten, um das Merkwürdigste zu sehen, und trafen spät Abends in Bologna ein, welcher Stadt wir den nächsten Tag widmeten. Abends waren wir in Florenz, wo verabredeter Maßen am 1. Juli unsere Verhandlungen wieder, und zwar zwischen denselben vier Bevollmächtigten hätten beginnen sollen, welche sie im vergangenen Jahre in Mailand gepflogen hatten. Allein Burger konnte wegen Unwohlseins den festgesetzten Ankunftstermin nicht einhalten, und selbst als er endlich gekommen und der Anfang mit den Verhandlungen gemacht worden war, kann ich nicht behaupten, daß wir mit denselben besonders rasch vorwärts gekommen wären. Je weniger Zwiespalt zwischen uns über den eigentlichen Kernpunkt der Frage bestand, hinsichtlich dessen von beiden Seiten an dem vorjährigen Entwurfe festgehalten wurde, um peinlicher und kleinlicher war man in Bezug auf geringfügige Con-

cessionen, die man noch erlangen wollte, ja sogar auf verschiedene Stylisirungen, welche Cibrario vorschlug — denn Bonaini ließ sich auch diesmal an der Rolle eines stummen Beisitzers genügen — um die Sache dem dortigen Publicum mundgerechter zu machen. So erinnere ich mich, daß wir über ein einziges Wort stundenlang stritten und ich mich hinsichtlich desselben fast sogar mit Burger überwarf. In dem Protokolle, welches als Beigabe zur Convention den eigentlichen Gegenstand unserer Verhandlungen bildete, war auch von der Nachsuchung nach den Acten die Rede, welche von der provisorischen Regierung herrühren sollten, die in den Jahren 1848 und 1849 während der Vertheidigung Venedigs gegen die Oesterreicher an der Spitze der sogenannten Republik stand. Für den Fall ihrer Auffindung wurde deren Auslieferung an Italien versprochen. Cibrario aber wollte nach dem dort gebräuchlich gewordenen Ausdrucke diese Vertheidigung „die glorreiche — la glorieuse“ — genannt wissen, während ich mich aus Leibeskräften dagegen wehrte.

Ich könne kein Urtheil darüber fällen, erklärte ich, und daher auch nicht bestreiten, ob die Vertheidigung Venedigs, vom militärischen Standpunkte aus betrachtet, die ehrenvolle Bezeichnung einer glorreichen verdiene. Aber Niemand werde in Abrede stellen, daß die Herrschaft Oesterreichs in Venedig eine rechtmäßige gewesen sei; eine bewaffnete Auflehnung gegen eine solche könne man jedoch nie anders als einen Aufstand, eine Rebellion nennen. Man dürfe daher einem Oesterreicher nicht zumuthen, in einem officiellen, im Namen seiner Regierung auszustellenden Actenstücke einen Aufstand gegen sie, er möge mit noch so viel Tapferkeit durchgeführt worden sein, als eine glorreiche Handlung zu bezeichnen.

Daß Cibrario gegen meine Auseinandersetzung lebhafte Einsprache erhob, versteht sich wohl von selbst, aber auch Burger stimmte meiner strengeren Auffassung Anfangs nicht zu. Sichtlich von dem auch an und für sich nicht ungerechtfertigten Bestreben geleitet, sich gegen Cibrario, dessen Willfährigkeit wir uns nach jeder Richtung hin nur zu beloben hatten, gleichfalls nachgiebig zu erweisen, hätte er sich ihm gern in einer Sache gefällig gezeigt, auf welche derselbe übergroßes Gewicht legte. Aber ich war, und ich glaube mit Recht, hiezu durchaus nicht zu bewegen. In deutscher Sprache, von welcher Cibrario und Bonaini kein Wort verstanden, führte ich dem Freiherrn von Burger mit lebhaften Worten den ungünstigen Eindruck zu Gemüth, welchen die Zulassung eines gerade in unserem Munde so übel angebrachten Wortes in Wien ohne Zweifel hervorbringen müsse. Ja es sei sogar die Befürchtung nicht vollständig ausgeschlossen, daß dieselbe ein erneuertes Scheitern der Convention her-

beiführen könnte, wovon diesmal die Schuld ausschließlich auf uns fallen würde. Er möge nur seinen Widerspruch mit dem meinigen vereinen, und die Italiener würden sicherlich nachgeben. So geschah es denn auch wirklich, und am 14. Juli wurde unsere Convention, diesmal von allen vier Bevollmächtigten unterschrieben.

So eifrig ich mich nun auch während des zweiten Theiles meines Aufenthaltes in Florenz mit unseren Verhandlungen beschäftigt hatte, so blieb mir doch hinreichend Zeit übrig, die dortigen reichen Kunstschätze eingehend zu betrachten und zu bewundern. Selbstverständlich wurde ich hiebei stets von meiner Tochter begleitet, welche sich diesem Studium mit noch viel größerem Eifer und mit mehr Erfolg widmete als ich selbst. Denn einerseits war ihre Aufmerksamkeit durch nichts Anderes hievon abgezogen, und andererseits hatte sie noch mehr Zeit darauf zu verwenden als ich. Jeden Tag begannen wir mit dem Besuche einer oder mehrerer Kirchen; dann aber führte ich meine Tochter, so oft ich mich zu meinen Verhandlungen begab, zu den Ufficien, in denen sie ebenso wie in der mit ihnen zusammenhängenden Galerie des Palazzo Pitti halbe Tage lang verweilte; nach Beendigung unserer Besprechungen holte ich sie wieder von dort ab.

Von dem geselligen Leben in Florenz lernten wir eigentlich fast gar nichts kennen. Wer es nur überhaupt zu thun vermochte, floh um diese Zeit der Sommerhitze wegen die Stadt. Auch der österreichische Gesandte, Freiherr Alois von Kübeck, den ich schon seit unserer gemeinsamen Studienzeit kannte und zu welchem ich immer in guten Beziehungen stand, war damals nicht bleibend in Florenz, sondern, wenn ich nicht irre, in den Bädern von Lucca, und er kam nur nach Florenz, wenn ein besonderer Anlaß hiezu vorlag, wie denn der Abschluß unserer Convention ihm einen solchen darbot.

In geselliger Beziehung somit vollständig ungebunden, richteten wir auch hiernach unsere Lebensweise in Florenz ein. Die steife Table d'hôte in unserem Hotel langweilte uns sehr, und zudem durchkreuzte die späte Stunde, zu der sie abgehalten wurde, unsere besten Projecte. Wir aßen also, da um drei Uhr alle Kunstsammlungen geschlossen wurden, um diese Stunde ganz einfach in einer Trattoria, in der fröhlichen Gesellschaft deutscher und österreichischer Maler; unter den letzteren befand sich auch Gustav Gaul aus Wien, welcher im Auftrage unseres Landsmannes Nicolaus Dumba die Venus von Titian in der Tribuna copirte. Auch der bekannte Kunstkenner Liphart, von welchem seither Lenbach ein so prächtiges Bildniß gemalt hat, damals, wie ich meine, Intendant des der Großfürstin Marie von Rußland, vermälten Gräfin Strogonow ge-

hörigen Schlosses in Quarto, war unser täglicher Tischgenoß. Des Nachmittags unternahmen wir Ausflüge nach der näheren Umgebung von Florenz, wie nach Fiesole, der Certosa und der Villa Palmieri, die wir in zahlreicher Malergesellschaft besuchten.

Zwei entferntere Ausflüge glaube ich noch erwähnen zu dürfen, von denen der erste, im Beginne unseres Aufenthaltes in Florenz, während wir auf Burger warteten, den Städten Pisa und Livorno galt, während der zweite uns in den letzten Tagen unseres Verweilens in Florenz, welche zur Ausfertigung der Convention verwendet wurden, nach prächtigen, wenigstens zu jener Zeit von dem gewöhnlichen Strome der Reisenden nur selten besuchten Waldgegenden führte.

Von dem Freiherrn von Kübeck mit einem Empfehlungsbriefe an Herrn Simony, Verwalter eines zum Privateigenthume des Großherzogs Ferdinand von Toscana gehörigen Gütercomplexes versehen, verließen wir zur Mittagsstunde des 12. Juli Florenz und legten etwa drei Stationen bis Pontassieve mit der Bahn zurück. Von diesem alten und düsteren Neste weg fuhren wir in einem uns erwartenden sehr guten Wagen in fünf Viertelstunden nach Pelago, wo Reitpferde für uns bereitstanden. Nun ritten wir auf steinigem Wege, steil aufwärts, Anfangs mit schöner Aussicht und dann wieder durch prächtigen, an unsere österreichische Heimat erinnernden Fichtenwald nach Vallombrosa, einem aufgehobenen Kloster in einer Gegend, die ihrem Namen wirklich vollständig entspricht.

Auch hier sahen wir wieder recht deutlich, wie es schon auf der einsamen Insel San Michele, auf der sich der Friedhof der Venetianer befindet, und in der Certosa bei Florenz der Fall gewesen, die Wirkungen der allgemeinen Klosteraufhebung in Italien von ihrer unerfreulichen Seite. Schon in der Marcusbibliothek war mir ein junger Kapuziner mit bleichen, ausdrucksvollen Gesichtszügen aufgefallen, der dort eifrig seinen Studien oblag. Als ich ihn auf dem Friedhofe wieder traf und ein Gespräch mit ihm begann, klagte er mir in schlichten, aber tief empfundenen Worten, wie sehr jetzt seine Einsamkeit durch die mit der Aufhebung gleichzeitig eingetretene Confiscation der Klosterbibliotheken verbittert worden sei. Das Buch, das ihm früher in seiner eigenen Stube zur Verfügung gestanden, müsse er nun in einer entfernten und nur zu bestimmten Stunden zugänglichen Bibliothek mühselig aufsuchen.

Auch von den Mönchen in der Certosa bei Florenz wurde die gleiche Klage erhoben. Und wie nah hatten doch sie und auch mein junger Kapuziner in Venedig zu einer Bibliothek im Vergleiche zu den wenigen in Vallombrosa vereinsamt lebenden Priestern, welche nach der

nächsten größeren Stadt, nach Florenz eine wahre Reise zurücklegen mußten. Vergleicht man mit der Entbehrung, welche den bedauernswerthen Mönchen durch die Confiscation ihrer Bücher auferlegt wurde, den doch nur sehr geringen finanziellen Nutzen, welchen die italienische Regierung aus der Beschlagnahme der Klosterbibliotheken zu ziehen vermochte, so sieht man, daß dort, wo fiscalische Interessen mit in das Spiel kommen, die Rücksichtslosigkeit doch überall gleich ist.

Von Vallombrosa ritten wir wieder etwa zwei Stunden, Anfangs durch Wald und dann durch einen öden, steinigen Weg bis Consuma, wo uns wieder der Wagen erwartete. Er brachte uns nach Pratovecchio, und hier begrüßte uns Herr Simony in freundlichster Weise an der Thüre seines gastlichen Hauses. Der böhmisch-deutsche Accent, mit dem er dies that, berührte uns anheimelnd inmitten lauter nur italienisch redender Personen. Und hier konnte man wieder mit Bedauern gewahr werden, wie leicht und wie rasch der Deutsche sich seiner Nationalität entkleidet. Während der Vater sichtlich erfreut war, mit uns in seiner Muttersprache verkehren zu können, verstanden die schon erwachsenen Söhne nur wenig und sprachen noch weniger deutsch. Der Tochter aber, einem frischen, etwa achtzehnjährigen Mädchen, welches eben aus einer Erziehungsanstalt in Florenz zurückgekommen war, schien die Sprache ihrer Eltern schon vollkommen fremd geworden zu sein.

Um uns zu feiern, hatte Simony für den Abend die Honoratioren von Pratovecchio zu einer Gesellschaft vereinigt: zwei Hauptleute der Carabinieri, wie dort die Gendarmen heißen, mit ihren Frauen, ein wohlhabender Grundbesitzer und einige andere Personen. Es schmeichelte meinem österreichischen Gefühle, von den Hauptleuten die Versicherung zu hören, die Verläßlichsten, Verwendbarsten und Muthigsten in ihrer Mannschaft seien die alten lombardischen Soldaten, welche noch unter der schwarzgelben Fahne gedient hatten. Von dem Grundbesitzer aber wurde ganz ungescheut erzählt, er verwende sein Geld am liebsten dazu, dem Gesetze über die Aufhebung der Klöster wenigstens insofern ein Schnippchen zu schlagen, als er vertriebenen Mönchen die Mittel gewähre, wenn auch nicht in einem Kloster, aber doch an einem bestimmten Vereinigungsorte ungefähr so weiter zu leben, wie sie es früher gethan.

Von Pratovecchio aus unternahmen wir am nächsten Morgen, dem 13. Juli einen zweiten Ausflug, und zwar wieder zu Pferde. Einen ungemein steilen und völlig baumlosen Weg, der uns manche sehr schöne Aussichtspunkte darbot, ritten wir durch eine Gegend von vulcanischem Character fortwährend aufwärts, bis wir endlich einen Höhenzug überschritten. Von da ging es im Walde abwärts bis Camaldoli, einem in

eine enge Schlucht eingeklemmten häßlichen Gebäude, dem eigentlichen Stammsitze der Camaldulenser, das wir nach einem etwa dreistündigen Ritte erreichten. Meiner Tochter wurde nur der Eintritt in die kleine restaurirte Kirche und in ein Art Gastgebäude gestattet, in welchem uns einer der vier noch im Kloster zurückgebliebenen Mönche in zuvorkommendster Weise bewillkommte, ein lebhaftes Gespräch mit uns unterhielt und endlich für das reichliche Mittagessen, das er uns auftragen ließ, durchaus keine Bezahlung annahm.

Reizende Landschaftsbilder bot der Weg zum oberen Kloster, welches — Sacr' Eremo genannt — aus vielen einzelnen Zellen innerhalb sehr hoher Mauern besteht. Meiner Tochter war natürlich auch dorthin der Eintritt untersagt.

Nachdem wir auf einem anderen Wege, nicht ohne ein paarmal von tüchtigen Gewitterschauern heimgesucht zu werden, nach Pratovecchio zurückgekehrt waren und dort wieder die Nacht zugebracht hatten, fuhren wir am Morgen des 14. Juli wieder nach Florenz, an welchem Tage die Unterzeichnung unserer Convention stattfand. Ihr folgte ein elegantes Diner bei Kübeck, welchem auch einige hervorragende italienische Staatsbeamte und Deputirte beigezogen wurden. Aber unter all den, freilich nicht gerade zahlreichen Italienern, die ich kennen lernte, zog der Ministerpräsident Graf Menabrea am meisten meine Aufmerksamkeit auf sich. Auch an ihm fand ich wieder bestätigt, was ich so oft schon erfahren, daß hochgestellte Militärs recht häufig die liebenswürdigsten und zuvorkommendsten Diplomaten sind. So wie Graf Mensdorff gerade hinsichtlich dieser Eigenschaften alle meine früheren Chefs übertraf, so erinnere mich ich auch heute noch mit Vorliebe an die Generale Schweinitz und Robilant, welche gewiß zu den sympathischesten Persönlichkeiten gehörten, die das Wiener diplomatische Corps jemals besaß.

Nachdem auch bei Menabrea das übliche, nicht minder glänzende Diner als bei Kübeck stattgefunden hatte, stand mir in Florenz nur noch eine Begegnung, und zwar die interessanteste bevor, welche es dort überhaupt für mich geben konnte, die mit dem Könige selbst.

Wie es bei derlei Verhandlungen, wenn sie zu einem beiderseits erwünschten Ziele gelangen, eine gewöhnliche Sache ist, erfolgte auch bei dem Abschlusse der unserigen die übliche Ordensverleihung, welche sogar eine ziemlich hochgegriffene war. Allsogleich meldete sich Burger zur Audienz, um sich beim Könige zu bedanken, und mir blieb natürlich nichts übrig, als ein Gleiches zu thun.

Ich leugne nicht, daß dieser Entschluß mir nicht gerade leicht fiel, denn seit Jahren hatte ich nur Abneigung, wenn nicht Haß gegen Victor

Emanuel empfunden. Seit dem Augenblicke, in welchem er nach der Schlacht von Novara in etwas abenteuerlichem Aufzuge in dem Hauptquartiere des Feldmarschalls Radetzky als Bittender erschienen war, bis zu der Schlappe, die er zehn Jahre später durch Benedek bei San Martino erlitten hatte, war er mir immer widerlich gewesen, und mit tiefem Unmuthe hatte es mich erfüllt, daß er, obgleich besiegt, doch die lombardische Königskrone auf sein Haupt setzen durfte. Und auf was für ein Haupt! Häßlicher, abstoßender als seine Gesichtszüge waren mir kaum jemals irgendwelche erschienen, und es hatte mir fast die Reise durch Italien verbittert, denselben überall, nicht nur an jedem Schaufenster, sondern an allen möglichen Gegenständen begegnen zu müssen, die man für gewöhnlich nicht mit dem Angesichte eines Königs zu schmücken pflegt.

Daß ihm seit zwei Jahren auch Venedig zum Lohn für zwei verlorne Schlachten in den Schooß gefallen war, konnte meinen Ingrimm gegen ihn nur noch vermehren. Dennoch empfand ich es als ein Gebot der Pflicht, die schuldige Danksagung nicht zu unterlassen. Zur bestimmten Stunde fand ich mich im Palazzo Pitti, der damaligen Residenz des Königs ein, und war höchlich verwundert, in dessen Vorzimmer die hübsche Frau Merelli zu treffen, die einzige Tochter des uns aus Wien so wohlbekannten und befreundeten Ehepaares Rettich, welche gleichfalls zur Audienz ging.

Bald beim Könige vorgelassen, empfing ich von demselben einen Eindruck, auf den ich wirklich nicht gefaßt war. Vor mir stand ein mittelgroßer, stark und kräftig gebauter Mann, aber doch mit einer elastischen, biegsamen, nichts weniger als plumpen Gestalt. Es ist wahr, daß seine Züge häßlich genannt werden mußten, aber sobald er zu sprechen begann, und dies war vom ersten Augenblicke meines Eintretens an der Fall, flog ein so gewinnender Ausdruck herzlicher Gutmüthigkeit über sie hin, daß man davon nur angenehm berührt sein konnte. Rasch streckte er mir die Hand entgegen und schüttelte die meinige voll und stark. Und als er so vor mir stand und in geläufigstem, wirklich prachtvollem Französisch zu reden begann, da schien er mir gar kein Italiener, ja auch kein König, sondern etwa der Oberst eines französischen Cavallerie-Regimentes zu sein, der offen und frei, wie es dem Soldaten geziemt, so vor sich hinspricht, wie es ihm ums Herz ist.

Ueber den Gegenstand meiner Mission sagte der König kein Wort, offenbar interessirte er ihn nicht, ja es mag sein, daß er gar nicht recht darum wußte. Aber um Oesterreich und vor Allem um das Befinden des Kaisers erkundigte er sich angelegentlich und gab deutlich zu ver-

stehen, wie sehr gern er zu dem Letzteren in ein freundliches Verhältniß treten möchte. Um dies zu erreichen, müsse aber vorgebeugt werden, daß sich in Zukunft der Samen der Zwietracht nicht noch weiter verbreite, welchen die Revolutionspartei auszustreuen beflissen sei. „Ich versichere Sie," rief er mir mit fortwährend sich steigernder Lebhaftigkeit zu, „es gibt dreißigtausend Menschen in Italien, welche entweder verjagt oder zermalmt werden müssen, um uns Ruhe zu schaffen. Und ich werde sie verjagen oder sie zermalmen."*)

Sich allmälig wieder beruhigend, vertiefte sich der König in das undankbare Geschäft, mir die neue Construction einer Art von Gebirgskanone zu erklären, von der er sich große Wirkungen versprach. Ob er sich derselben zu der von ihm soeben sehr emphatisch besprochenen Vertreibung der Revolutionäre aus ihren Schlupfwinkeln, oder etwa gar bei einer Erneuerung des Kampfes in den Bergen Tirols bedienen wolle, ließ er unbesprochen, doch glaube ich, daß ihm damals eher das Erstere als das Letztere im Sinne gelegen sein mag.

Aus den wenigen, und ehrlich gestanden, nichtssagenden Antworten, die ich ihm über das Thema der neuen Gebirgskanonen gab, mochte der König erkennen, daß er sich mit mir auf ein Gebiet verirrt habe, auf dem ich nicht recht zu Hause war. Vielleicht erinnerte er sich auch, daß Frau Merelli schon lang genug im Vorzimmer warte; er beendete die Audienz mit der in freundlichstem Tone vorgebrachten Frage, ob ich nun wieder nach Oesterreich zurückkehre. Und als ich ihm wahrheitsgemäß antwortete, ich beabsichtige vorerst nach Rom zu gehen, da sagte er mit einer gutmüthigen Naivetät ohne Gleichen: „Wie beneide ich Sie darum; wie sehne ich mich darnach, gleichfalls nach Rom zu kommen!"

Dieser letzte Punkt des Gespräches mit dem Könige, meine bevorstehende Reise nach Rom, hatte schon seit einiger Zeit den Gegenstand eifriger Erörterungen für mich gebildet. Meine Tochter hegte den lebhaften Wunsch, dorthin zu gehen, und ich theilte denselben; mein Bruder aber, der längere Zeit hindurch in Rom gelebt hatte, hielt es unserer Gesundheit wegen kaum für räthlich, uns in der allerheißesten Zeit, in der zweiten Hälfte des Juli dorthin zu begeben. Den eigentlichen Entschluß hierüber aber sollten wir, so meinte er, von dem Gutachten des ihm besonders befreundeten, sehr tüchtigen Arztes Erhardt abhängig machen, welcher, seit langen Jahren in Rom ansässig, sicher auch mir den besten Rath geben würde.

---

*) „Je vous assure, il y a trente mille hommes en Italie, qu'il faut chasser ou écraser, pour nous procurer du repos. Et je les chasserai ou les écraserai."

Auf meine Anfrage antwortete Erhardt, wir sollten nur die Vorsicht nicht außer Acht lassen, uns in einem gut und gesund gelegenen Gasthofe einzuquartieren, jede arge Erhitzung und jeden allzu grellen Temperaturswechsel aber möglichst zu vermeiden. Darum sollten wir es uns zum Gesetz machen, nach jeder Kirche, jedem Palaste und jeder Sammlung von Kunstgegenständen allzeit nur zu fahren. Würden wir dies beobachten und trachten, uns zwischen unserer Ankunft vor einer sehr kalten Localität und dem wirklichen Betreten derselben ein klein wenig abzukühlen, dann dürften wir von üblen Folgen eines Sommeraufenthaltes in Rom so ziemlich verschont bleiben.

Ohnedies nichts weniger als zu einer übertriebenen Besorgniß für unsere Gesundheit geneigt, traten meine Tochter und ich in der wahrhaft entzückenden Mondnacht vom 16. auf den 17. Juli die Fahrt nach Rom an, keinem anderen trüben Gedanken als dem an unsere theuren Entschlafenen Raum gebend. Wie glücklich hätte meine Frau sich gefühlt, mit uns Rom besuchen zu können, wie sehr hätten meine Eltern sich gefreut, ihren gerade vor zehn Jahren gemachten Aufenthalt daselbst wenigstens brieflich neuerdings mit uns zu durchleben!

Der Tag war angebrochen und glänzend strahlte die Morgensonne, als wir Perugia links von der Bahn in etwas erhöhter, imposanter Lage erblickten. Gern hätten wir diese Stadt, gern auch Foligno und Spoleto besucht, aber die Zeit war so kurz bemessen, daß wir die Tage, die uns noch zur Verfügung standen, auf die beiden Hauptpunkte Rom und Neapel aufsparen zu müssen glaubten. Waren wir ja hiedurch auch gezwungen, zwei der wichtigsten Städte, die wir unendlich gern gesehen hätten, Ravenna und Siena gar nicht in den Kreis der von uns zurückzulegenden Rundreise zu ziehen.

Ich kann nicht sagen, daß damals wenigstens die Ankunft in Rom einen erhebenden Eindruck hervorzubringen geeignet gewesen wäre. Schon das, was man zuerst sieht und was zwar nicht Rom selbst, aber doch ein integrirender Theil davon ist und von Jedermann in innige Verbindung mit Rom gebracht wird, der Tiber kann nur bittere Enttäuschung hervorrufen. Ein schmutziger, gelbbrauner, schläfrig dahinrinnender, nicht allzu mächtiger Wasserstreif, so präsentirte er sich uns gleich dem „silbernen" Arno und eigentlich der Mehrzahl der mittel- und süditalienischen Flüsse zur Sommerszeit. Je stärker unsere Ungeduld wurde, endlich Rom zu erreichen, um so langsamer fuhr der Zug, um so länger dauerte der

durch nichts motivirte Aufenthalt in Corte, in Correse, in Civitá=Castellana. Endlich fuhren wir bei dem in die weit ausgedehnten Reste der diocletia=nischen Thermen eingezwängten Bahnhofe vor, denn von einer gedeckten Halle war keine Spur. Auf einem langen Damme stieg man aus, kein Träger war weit und breit zu sehen, man mußte sich eben forthelfen, so gut es ging, und wir waren froh, uns schließlich in dem Albergo Minerva, das man uns seiner gesunden Lage wegen besonders empfohlen hatte, erträglich untergebracht zu sehen.

Wir fühlten uns übrigens so glücklich, den Zielpunkt unserer Sehn=sucht erreicht zu haben und endlich in Rom zu sein, daß wir leicht über den etwas ernüchternden Eindruck hinwegkamen, den die Ankunft in der Tiberstadt auf uns machte. Und um nur ja unsere für Rom reservirte Zeit so gut als möglich zu verwerthen, begannen wir allsogleich, sobald wir nur etwas zu Athem gekommen waren, nach zwei Richtungen hin unsere Thätigkeit zu entfalten. Die erste bestand in dem Besuche der wichtigsten unter den zahllosen Merkwürdigkeiten Roms, die zweite in der Anknüpfung der wenigen geselligen Verbindungen, die uns daselbst bevorstanden.

Nichts war leichter als die Erfüllung der Vorschrift, die man uns ertheilt hatte, nirgendshin zu Fuße zu gehen, sondern allzeit nur zu fahren. Kaum zeigten wir uns am Thore unseres Hotels, so setzten sich wie auf ein gegebenes Zeichen alle die zahlreichen Wagen und Wägelchen, welche den Platz vor demselben bedeckten, mit gehörigem Lärm in Bewegung. Meistens trug der Kutscher, der zuerst an uns herankam, auch den Sieg davon, die Uebrigen zogen sich gutmüthig lachend zurück, und bei jedem Ausgange erneuerte sich gleichmäßig dieses komische Manöver.

Mit dem Besuche des Domes von St. Peter begannen wir unsere Rundfahrten durch Rom, dann aber begaben wir uns zu Erhardt, dem deutschen Arzte, an den wir empfohlen waren. In seinem Hause, sowie in dem der hochgebildeten Gattin des bekannten Landschaftsmalers Linde=mann fanden wir die zuvorkommendste Aufnahme. Er selbst befand sich gerade in Neapel, um dort Studien zu machen.

Besuchten wir Erhardt's und Frau Lindemann wegen der freund=schaftlichen Verbindung, welche zwischen ihnen und meinen Eltern sowie meinem Bruder während ihres Aufenthaltes in Rom geherrscht hatte, so galt einer meiner ersten Gänge einem Manne, den ich von seinen und meinen Anfangsjahren in der amtlichen Laufbahn her kannte und der mir bei meinem kurzen Aufenthalte in Paris den Beweis geliefert hatte, daß er die alten Zeiten noch nicht vergessen, dem Freiherrn Moriz von Ottenfels.

Derselbe stand damals als Geschäftsträger an der Spitze der österreichischen Mission beim heiligen Stuhle, denn der Botschafter Graf Crivelli war erst vor wenigen Monaten an einem Sturze von seinem Pferde in der Campagna verunglückt und die vorübergehende Sendung des Freiherrn von Meysenbug ganz resultatlos geblieben. Ottenfels hatte sich mit einer französischen Schweizerin aus Freiburg, einer Gräfin d'Affry vermählt, welche insbesondere für meine Tochter von gewinnendster Liebenswürdigkeit war. Beide bemühten sich, uns den Aufenthalt in Rom möglichst angenehm zu gestalten; sie machten Ausfahrten mit uns und zogen uns auch manchmal in ihr gastliches Haus.

Noch öfter als bei Ottenfels, und zwar eigentlich regelmäßig beschlossen wir den Tag bei Erhardt oder Frau Lindemann. Dort berichteten wir über das, was wir Tags über gesehen, und ernteten Lobsprüche für den Fleiß, ja der herrschenden großen Hitze wegen darf man wohl sagen für die Ausdauer, die wir bei dem Besuche und der eingehenden Betrachtung der Merkwürdigkeiten Roms bewiesen. Aber freilich war es der theils erhebende und theils entzückende Anblick derselben, der uns für unsere nicht gerade gering anzuschlagenden Anstrengungen die schönste Belohnung darbot.

So wie es bei Venedig und bei Florenz der Fall war, so muß ich auch bei den Aufzeichnungen über unseren Aufenthalt in Rom der Versuchung widerstehen, dasjenige hier namentlich anzuführen, was wir daselbst an Ueberresten des Alterthums, an Kirchen und Palästen, an Kunstwerken der Plastik, sie mochten der antiken oder einer späteren Zeit angehören, an Gemälden sahen. Auch den überwältigenden Eindruck will ich nicht schildern, welchen Alles dies auf uns Beide hervorbrachte, die wir hiefür vielleicht nicht die hinreichende artistische Schulung, wohl aber einen offenen Blick und einen überaus empfänglichen Sinn mit nach Rom brachten. Allerdings mußten wir trotzdem an uns selbst wieder erfahren, wie schwach die Receptionsfähigkeit der menschlichen Natur sich auch den edelsten und köstlichsten Genüssen gegenüber erweiset, wenn sie ihr in einer so überwältigenden Anzahl dargeboten werden, daß sie zu der Kürze der Zeit, in der sie dieselben in sich aufzunehmen gezwungen ist, in gar keinem Verhältnisse steht. Gar manchmal wurden wir von einer Art unwiderstehlicher Sehnsucht nach frischer Luft, nach grünen Wiesen, nach kühlendem Waldesschatten ergriffen, und eine Spazierfahrt nach den prächtigen Gärten der Villa Borghese oder der Villa Pamphili, nach dem Giardino Colonna, endlich nach den freilich sehr verwahrlosten, aber am nördlichen Ausläufer des Janiculus reizend gelegenen Anlagen der Villa Mellini half dem wenigstens für einige Zeit wieder ab.

Zu den herrlichsten Naturgenüssen, die wir in Rom erlebten, gehört auch jener unvergleichliche Sonnenuntergang, den wir von Sant'Onofrio aus mit ansehen durften. Schon am Eingange macht die eigenthümliche Poesie dieses Klösterleins sich geltend, denn es ist nur ein niederes und dürftiges Gebäude, welches ein kleiner Säulengang umgibt; von der Terrasse aber bietet sich eine herrliche Aussicht über Rom dar. Alles war still, nur ein Mönch mit seinem Brevier schritt die Terrasse auf und ab, und ein paar Gassenjungen spielten vor der Brüstung. Nachdem ich die ärmlichen Räumlichkeiten besichtigt, in denen Tasso sein bewegtes und so trauriges Leben beschlossen, saßen meine Tochter und ich lange Zeit ungestört und uns selbst überlassen, in den herrlichen Anblick der vor uns ausgebreitet daliegenden Stadt versunken, unter der Eiche, welche heute noch Tasso's Namen trägt.

Alle die Thürme und Zinnen glänzten feurig, die alten düsteren Mauern gewannen einen fast rosigen Schimmer, und nirgends kann man sich täuschender in das mittelalterliche Rom hineindenken und sich über die Hauptmassen, namentlich über die alte sprichwörtliche Siebenhügelformation besser orientiren als von Sant'Onofrio aus. Links ragt St. Peter hervor als äußerster Grenzposten, als „riesiger Anfangsbuchstabe", wie irgendwo gesagt wurde; der grüne Monte Mario mit seinen Villen gibt den Rahmen zu diesem Hauptobjecte und bildet den Uebergang zur eigentlichen Stadt, welche, mit der Engelsburg beginnend, in unzähligen Kuppeln und Thürmen sich fortbaut in malerischer Abwechslung bis zu den Bäumen und Gebäuden des Pincio, einer Oase in den Steinmassen. Die Pantheonskuppel, der Palazzo Farnese ragen freier stehend aus dem Chaos hervor. Wunderschön aber heben sich dahinter vom hell erleuchteten Abendhimmel ab die Kirche Trinità dei Monti und der sanfte Hügelrücken, welchen die Villen Medici und Ludovisi krönen. Zwischen hohen Cypressen ragen etwas undeutlich die Gebäude auf dem Quirinal hervor, sehr charakteristisch die Basilica Santa Maria Maggiore. Unschön zwar, aber höchst eigenthümlich folgen nun auf dem capitolinischen wie auf dem aventinischen Hügel zusammengedrängt Kirchen und Thürme, unterbrochen von einzelnen Palmen, dann die großen Ruinen, dunkelroth glühend, dazwischen der luftige, weithin sichtbare Lateran und der dichtbelaubte palatinische Hügel mit seinen großartigen Trümmern; der Monte Testaccio mit den Thermen des Caracalla und der Cestiuspyramide, untermengt mit dunklen Cypressen, schließt das Ganze. Darüber zittern die hellen Linien der Campagna in strahlendem Lichte, und von rosigem Dufte angehaucht schimmern die classisch schönen Umrisse der Berge, von denen unzählige weiße Häuser, Punkten gleich,

und am höchsten gelegen das Kloster von Monte Cavo in die weite Ebene herabblicken. Das letzte Roth schimmerte zwischen den schlanken Stämmen der Pinien, als wir ungern aufbrachen, unser Wägelchen wieder aufsuchten und uns in weitem Umwege, den Tiber entlang und an den Ruinen vorüber zurückbegaben nach der Stadt.

Einen etwas weiteren und umständlicheren Ausflug möchte ich noch erwähnen, zu welchem wir durch einen unserer Tischnachbarn an der Table d'hôte. Dr. Alfred Dove, einen Sohn des berühmten Physikers, einen jungen, heiteren, kenntnißreichen Mann, mit welchem wir manche Stunde angenehm verplauderten, veranlaßt wurden. Ueberhaupt hatten wir Glück mit unseren Tischnachbarn in Rom, von denen ich außer Dove nur noch einen einzigen, den baierischen Gesandten Sigmund hier mit Namen anführen möchte. Auch er schien Geschmack an uns gefunden zu haben, wenigstens forderte er, da er Wagen und Pferde besaß, uns nicht selten zu Spazierfahrten auf, zu denen wir uns gern bereit finden ließen und an welchen wir nur auszusetzen hatten, daß sie uns manchmal zur Zeit des Sonnenunterganges an recht feuchte und daher fiebergefährliche Stellen der Campagna führten.

Gewagter noch war die Partie, zu welcher wir durch Dove vermocht wurden.

Eines Abends spät, es ging schon gegen Mitternacht, von Ottenfels heimgekehrt, wurden wir durch ein leises Pochen an unserer Thüre überrascht. Es war Dove, der uns einlud, mit ihm gemeinschaftlich am nächsten Morgen von einem Einlaßscheine in die Katakomben des heiligen Calixtus, den er sich nicht ohne Mühe erwirkt hatte, Gebrauch zu machen und so einen überaus sehenswürdigen Theil des alten Rom nicht unbesucht zu lassen.

Da Dove am zweitnächsten Tage abreisen wollte und der sehr großen Hitze wegen die ganze Expedition nur in frühester Stunde unternommen werden konnte, sagten wir rasch zu, verabredeten noch das Nothwendigste und waren am nächsten Morgen um sechs Uhr zur Abfahrt bereit. Allerdings waren uns in der Zwischenzeit einige Bedenklichkeiten gekommen, denn Erhardt hatte uns ernstlich vor diesem Unternehmen gewarnt, das eigentlich im Hochsommer wegen des geradezu unglaublichen Unterschiedes zwischen der Temperatur über der Erde und der in den tief unterirdischen Grabgewölben völlig verpönt ist. Aber es hätte uns zu leid gethan, an einer der größten Merkwürdigkeiten Roms vorübergehen zu müssen, ohne sie irgendwie zu beachten.

Das lebhafte Interesse, welches uns der Besuch der Katakomben darbot, wurde freilich dadurch nicht wenig beeinträchtigt, daß wir ihn

statt unter der Leitung eines seiner Aufgabe auch nur einigermaßen gewachsenen Führers unter derjenigen eines alten, halbtauben, zerlumpten Mannes antreten mußten, mit welchem eine Verständigung fast unmöglich erschien. Wurden wir leider schon durch diese eklige, gnomenhafte Gestalt, die unwillkürlich zur Lachlust reizte, in eine Stimmung versetzt, die nur wenig paßte zu dem Ernste der Stätten, welche zu besuchen wir uns anschickten, so trugen die äußeren Umstände, unter denen wir unser Unternehmen ins Werk setzten, gleichfalls Einiges hiezu bei. Alle wärmeren Kleidungsstücke, die wir nur immer aus Wien mitgenommen hatten, wurden angelegt, ehe wir unsere unterirdische Wanderung antraten. Nur unser jugendlich leichtfertiger Begleiter, der sich etwas lustig machte über unsere Vermummung, hatte bloß einen dünnen Ueberzieher mit sich, aber schon als die langen Wachskerzen angezündet wurden und uns beim Hinabsteigen über die steile Treppe der naßkalte Luftzug durchfröstelnd entgegenschlug, wurde wohl auch er gewahr, daß wir mit unserer Vorsicht doch den besseren Theil erwählt hatten. Wenigstens war er der Erste unter uns, welcher trotz augenscheinlichen Interesse's an der Sache selbst dem Führer bald verständlich zu machen sich abmühte, daß er genug von den Katakomben gesehen habe und wieder auf die Oberfläche der Erde zurückgeführt zu werden wünsche, Zurufe, welche unser Cicerone offenbar gar nicht verstand und nur mit einer Art blödsinnigen Grinsens beantwortete.

Unter diesen Umständen mußte denn auch Dove sich in Geduld fassen und während mehr als zwei Stunden durch die weit ausgedehnten Grabgewölbe mit fortschleppen lassen, welche freilich denn auch des Ernsten, des Rührenden und Bewunderungswürdigen genug darbieten, um einen überaus tiefen Eindruck hervorzubringen. Nachdem wir wohl an vielen hundert der sich im Ganzen so ziemlich gleichenden Gräber vorübergekommen, geräumige Hallen und niedrige Gänge durchwandert, zuletzt aber noch um ein Stockwerk tiefer hinabgestiegen waren, da wurde endlich die Sehnsucht nach Wärme, Luft und Licht so rege, das fröstelnde unbehagliche Gefühl so stark in uns, daß wir dem Führer entschieden die Beendigung unseres Rundganges anbefahlen. Wirklich waren wir schon, ohne es zu wissen, dem Ausgange ganz nahe gekommen; einem schönen, trefflich erhaltenen Bilde der heiligen Jungfrau mit dem Kinde verdankten wir noch einen anmuthigen Abschiedseindruck, und so verließen wir wieder das Innere der Erde. Wie immer war auch hier trotz des großen Interesse's, das uns hinuntergezogen, die Rückkehr zum Sonnenlichte einem Wiederaufleben gleich, der Abstand der Temperatur aber ein so greller, daß im ersten Augenblicke wenigstens von einer

Um mich diesem Dilemma zu entziehen, hätte ich am liebsten gar keine Audienz begehrt, aber ich wußte wohl, daß hiedurch meiner Tochter eine sehr große Freude verdorben werden würde, und bei der ersten Aeußerung hierüber, die ich gegen sie machte, wurde meine Vermuthung vollauf bestätigt. Ich unterordnete daher meine Besorgnisse ihrem lebhaften Wunsche, und nachdem wir eine Weile auf die Beantwortung meines durch die österreichische Botschaft eingebrachten Ansuchens gewartet, erhielten wir für den 26. Juli um sechs Uhr Abends die Berufung zur Audienz.

Lang vor der anberaumten Stunde machten wir uns auf den Weg, sowohl meine Tochter als ich selbst ganz schwarz gekleidet, die Erstere ohne Hut, aber mit einem Schleier und ohne Handschuhe, so wollte es die Vorschrift. Um uns auch äußerlich ein feierlicheres Ansehen zu geben, hatte ich statt eines gewöhnlichen Miethwagens eine hübsche Equipage bestellt, und nun ging es, statt wie gewöhnlich an den Colonnaden zu halten, um die Peterskirche herum in weitem Umwege durch zahllose Höfe des Vaticans an die zu den Gemächern des Papstes führende Treppe. Hatte schon die Art der Auffahrt etwas Imponirendes an sich, so war dies in noch höherem Maße bei dem Eintritte in die Loggien und Stanzen der Fall, gewiß den würdigsten Zugang zu dem Oberhaupte der katholischen Kirche. Nachdem wir noch mehrere Räume passirt hatten, machten wir endlich in einem einfachen Vorzimmer mit Bänken längs der Wände Halt, wo schon einige Familien, offenbar Franzosen wartend saßen. Nachdem wir dies in großer Spannung eine Weile gethan, öffnete endlich ein junger, fein aussehender päpstlicher Kämmerer in hellviolettem Talare die Eingangsthüre zu dem Zimmer des Papstes und rief mit halblauter Stimme: „Il Signor Cavaliere di Arneth.“ Rasch traten wir in ein mittelgroßes Zimmer, in welchem wir nur Eines vor uns sahen, die uns aus unzähligen Bildnissen wohlbekannte, schneeweiß gekleidete Gestalt des Papstes, an einem Tische stehend, auf welchem ein Crucifix sich befand. Als wir noch am Eingange die Kniee beugten, winkte er uns lebhaft zu sich, und als wir vor ihm niederknieten, reichte er uns mit einem wirklich bezaubernden Ausdrucke von Herzlichkeit und Güte die Hand zum Kusse, indem er uns gleichzeitig mit einer freundlichen Geberde zum Aufstehen einlud. Die erste Frage in wohlklingendstem Italienisch war die, ob wir dieser Sprache auch mächtig seien, und als ich dies für meine Person bejahte und nur um die Vergünstigung bat, daß sich meine Tochter des Französischen bediene, setzte er nach einer uns ergötzenden, gleichsam erstaunten Zwischenfrage: „Ah, la figlia?“ das Gespräch italienisch fort. Mit einem Wohlwollen im Tone und in der Haltung geschah dies, und so liebevoll war gleichzeitig der Blick aus

seinen hellen, lebhaften Augen, daß es den Eindruck auf uns hervorbringen mußte, sein Herz schlage uns wirklich väterlich entgegen, so daß jede Befangenheit verschwand und durch die Empfindung unbegrenzten, hingebungsvollsten Zutrauens ersetzt wurde. Mir war es immer, als spräche ich mit meinem Onkel, dem Prälaten von St. Florian, welchem der Papst zwar nicht gerade hinsichtlich der Gesichtszüge, wohl aber der Gestalt, der Haltung und des herzgewinnenden Ausdruckes glich. Auch sein Blick war mild und kindlich klar, der Ton seiner Stimme aber weich und klangvoll zugleich.

Nach einigen Bemerkungen über gleichgiltige Dinge, über den Zweck unserer Reise, den Unterschied zwischen Rom und Neapel, die klimatischen Verhältnisse in beiden Städten entspann sich bald ein sehr lebhaftes Gespräch. Denn mit einer raschen Wendung lenkte es der Papst plötzlich auf Oesterreich und erwähnte, daß er zu der bevorstehenden ersten Communion des Kronprinzen Rudolf ein kleines Geschenk nach Wien gesendet habe. Er freue sich, fuhr der Papst fort, über die eifrig katholische Gesinnung des Kaiserhauses, und daß wenigstens die kaiserliche Familie allen antikirchlichen Umtrieben vollkommen fernstehe. Sie sei dabei, wagte ich dagegen zu bemerken, nicht isolirt und auch das Volk in Oesterreich dem ererbten katholischen Glauben aufrichtig ergeben. Wie hätte es aber dann, wenn dem wirklich so wäre, meinte der Papst, durch seine Vertreter so verwerfliche, so verabscheuungswürdige Gesetze — abominabili leggi — beschließen können, wie dies thatsächlich geschehen sei. In ehrfurchtsvollstem, deferentestem Tone erwiederte ich hierauf, daß auch gute Katholiken, und die kaiserliche Sanction beweise dies am besten, die Gesetze nicht in dem Lichte ansähen, wie man in Rom sie betrachte. Sie seien auch in der That nicht verwerflich, denn sie verletzten in gar keiner Weise, ja sie berührten nicht einmal den eigentlichen Kern des katholischen Glaubens — „non toccano nemmeno l'essenza della fede cattolica.“ „Ma sì, carissimo, toccano bene, toccano bene — aber ja, mein Liebster, sie berühren ihn wohl,“ entgegnete lächelnd und ohne jegliche Schärfe, voll milder Versöhnlichkeit im Tone der Papst. In gemüthvollerer Weise ist wohl niemals eine so schwierige Streitfrage erörtert worden als in dem sich noch durch längere Zeit so fortspinnenden Gespräche zwischen Pius IX. und mir. Und daß er auch nicht einen Augenblick irgendwelche, selbst nur die leiseste Veränderung eintreten ließ in der so unendlich liebenswürdigen Weise, in der er zu mir sprach, darin scheint mir der kräftigste Beweis dafür zu liegen, daß auch ich nicht eine Secunde die tiefe Ehrfurcht aus den Augen verlor, die ich ihm ete und ihm aus übervollem Herzen entgegentrug.

Um nun auch meiner Begleiterin den ihr gebührenden Antheil an der Audienz nicht vorzuenthalten, wandte sich der Papst zu ihr und fragte sie, ob sie die einzige Tochter sei. Dies traf den wunden Fleck in unserem an den schweren Verlusten, die wir erlitten, noch krankenden Gemüthern, und bei meiner Antwort, wir Beide seien der letzte Rest unserer Familie, kam unsere innere Bewegung zum Durchbruch. Es war aber auch ein tief ins Herz dringender weicher und tröstlicher Ton, mit welchem der edle Greis in einfachen Worten uns sein Bedauern kundgab. Mit diesem uns einerseits schmerzlich und doch auch wieder trostreich bewegenden Eindrucke schieden wir. Neuerdings auf die Kniee gesunken, küßten wir warm und innig nebst dem Ringe auch die väterlichen Hände, die er uns noch einmal in innigstem Wohlwollen entgegenstreckte, uns seine Freude über unser Kommen nochmals kundgebend. „Iddio vi benedica," wiederholte er mehrmals mit seiner so überaus wohlklingenden Stimme, indem er uns seinen Segen ertheilte. So schwer es uns auch ankam, so mußten wir uns doch endlich zurückziehen, und auch als wir lang schon das Zimmer verlassen hatten, sahen wir noch die so unendlich einnehmende Gestalt, die mild lächelnden Gesichtszüge des Papstes vor unseren Augen.

Einen mächtigeren und zugleich herzgewinnenderen Eindruck, als derjenige war, welchen seine Persönlichkeit auf mich hervorbrachte, vermag ich mir wirklich nicht zu denken. Vielleicht war dieser Eindruck um so gewaltiger, weil er blos ein vereinzelter war, denn was ich sonst von Priestern in Rom sah, gefiel mir nicht sonderlich. Allerdings lernte ich keinen von ihnen genau kennen, die Cardinäle Patrizi und Berardi sprach ich nur flüchtig, etwas häufiger und eingehender den österreichischen Uditore der Rota, Monsignore Nardi. Als er sich über meine wahrheitsgetreue Erzählung unserer Audienz bei Pius IX. vor Erstaunen kaum zu fassen vermochte, konnte ich den Gedanken nicht los werden, ihm gegenüber wäre mir das Herz gewiß nicht so aufgegangen, und nie hätte ich zu ihm so vertrauensvoll gesprochen wie zu dem Papste.

Auch heutzutage wirkt noch der wenig günstige Eindruck in mir nach, welchen die römische Geistlichkeit auf mich hervorbrachte, und es erfüllt mich mit Bedauern, so häufig sehen zu müssen, wie über Dinge, über welche früher in Oesterreich selbst die Entscheidung gefällt wurde, jetzt diejenige Roms eingeholt wird. Ja wenn überall der Papst in eigener Person zu urtheilen vermöchte, wäre es wohl etwas Anderes, aber wie jeder Regent eines großen Gemeinwesens kann auch er nicht Alles selbst sehen, selbst ergründen. In seinem Namen werden in absolutistischem Sinne die Entscheidungen von seiner Umgebung, seinen

Räthen gefällt, und wer sind diese? Italienische Priester, welche unser Land, unsere Verhältnisse, unsere Bedürfnisse, unser Volk nicht kennen und sich auch kaum viel um sie kümmern. Da kann man sich der Besorgniß, es sei ihnen nicht so sehr um uns und unser Wohl als um sich selbst und ihre Herrschaft zu thun, und des Wunsches nicht völlig erwehren, es sollte in Dingen, in denen es sich einzig und allein um unsere Interessen handelt, ihre Hereinziehung nicht fortwährend noch ausgedehnt, sondern eher mehr und mehr eingeschränkt werden.

Nicht günstiger als der Eindruck, welchen die höhere Geistlichkeit auf mich hervorbrachte, war derjenige der niedereren Schichten derselben. Nirgends sah ich die kirchlichen Ceremonien mit nachlässigerer Gleichgiltigkeit verrichten, nirgends aber auch leerere Kirchen, ein andachtsloseres Volk als in Rom. Allerdings nahmen sich die Schaaren alter und weit mehr noch junger Männer, ja der Mehrzahl nach Jünglinge und sogar Knaben, die man in allen möglichen Farben ihrer geistlichen Gewänder, roth, blau, violett, natürlich am meisten schwarz oder weiß in den Straßen Roms und den öffentlichen Gärten begegnete, malerisch genug aus. Aber es erhöhte doch die Würde des geistlichen Gewandes nicht, wenn wir sahen, wie z. B. im Parke der Villa Pamphili die Seminaristen ihre großen Hüte aufeinanderthürmten, um leichter Ball spielen zu können, wobei ihre Talare in lustigster Weise um sie herflogen. Und geradezu zur Verhöhnung reizte es, als wir einmal auf einem der größeren Plätze Roms einen gewiß weniger als achtjährigen Knaben an der Hand seiner Mutter in schwarzem geistlichen Talar, den großen Hut auf dem Kopfe, einherkommen sahen. „Arciprete, arciprete,“ riefen ihm die Kutscher der Miethwagen laut spottend zu, „una vettura,“ und den ganzen Weg, den der arme Kleine verfolgte, setzte ihm das Gelächter der Menge unvermindert nach, so daß man nicht einmal sagen kann, das Volk von Rom sei den Anblick noch in die Kinderstube gehöriger Geistlicher bereits gewohnt.

So wie gegen Ende unseres Aufenthaltes in Florenz wollten wir auch in den letzten Tagen unseres Verweilens in Rom einen etwas längeren Ausflug unternehmen. Um ihn für uns so angenehm als nur immer möglich zu gestalten, mietheten wir für zwei Tage einen leichten Wagen, dessen Kutscher schon von häufigen Fahrten in Rom her ein guter Bekannter von uns war. Diesmal konnten wir freilich keine so selten betretenen Pfade wie von Florenz aus, sondern nur den allbekannten, aber herrlichen Weg einschlagen, der von Rom nach Frascati, von dort aber an Castel Gandolfo und dem Albanersee vorüber nach Albano führt, wo wir die Nacht blieben.

Daß wir am nächsten Morgen den wunderbar schönen Ausflug nach Ariccia, Genzano und dem See von Nemi unternahmen, versteht sich wohl von selbst. Am frühen Nachmittage zeichnete meine Tochter durch drei Stunden in dem Garten des leerstehenden Castells Gandolfo, einer englischen Anlage in großartigem Style, aber vernachlässigt und verödet. Etwa um vier Uhr traten wir, durch unseren Ausflug ungemein befriedigt, die Rückfahrt nach Rom an.

Den 31. Juli, den letzten Tag unseres Aufenthaltes in Rom verwendeten wir zu unseren Abschiedsbesuchen in den Häusern Ottenfels, Erhardt und Lindemann, sowie zu den unentbehrlichen Vorbereitungen zur Abreise. Des Nachmittags aber führten wir ein Unternehmen aus, welches nur in unserem Enthusiasmus für die Persönlichkeit des Papstes seine rechtfertigende Erklärung finden kann. Sehnlich wünschten wir, ihn noch einmal im Leben zu sehen, und da natürlich von einer zweiten Audienz nicht die Rede sein konnte, trachteten wir ihn wenigstens bei einer Ausfahrt zu Gesicht zu bekommen. Und nachdem man dieses Schauspieles jetzt, nach der angeblichen Gefangenschaft des Papstes, nicht mehr theilhaft werden kann, wird es vielleicht erlaubt sein, bei ihm einen Augenblick zu verweilen.

Um halb sechs Uhr standen wir beim Vatican, und zwar an der Treppe beim Cortile San Damaso, wo sich außer uns nur noch einige Neugierige aus der untersten Volksclasse eingefunden hatten. Aber allmälig füllte sich der Hof, und einige der so eigenthümlichen schweren Cardinalskutschen fuhren vor, außerordentlich große, viersitzige, verschlossene Wagen, außer ihrem Umfange auch schon von fern dadurch kenntlich, daß von Außen das ganze Wagendach entlang ein ungeheurer rother Regenschirm lag, dessen sich die rückwärts aufstehenden drei Lakaien zu gemeinsamem Schutz zu bedienen vermochten. Nun trat knapp neben uns eine hohe, magere Gestalt im Cardinalsgewande aus dem Treppenhause, mit geistreichem, fein geschnittenem, echt italienischem, aber doch keineswegs schönem Gesichte; es war der Staatssecretär Antonelli. Verstand und Scharfblick, aber auch Sarkasmus und etwas unangenehm Lauerndes sprach aus seinen Zügen, welche den hochgebildeten Staats- und Hofmann, den ernsten Denker ebenso deutlich verriethen, als sie auch nicht die leiseste Andeutung jener herzgewinnenden Milde enthielten, welche dem Antlitze des Papstes einen so unwiderstehlichen Reiz verlieh. Nachdem Antonelli nicht ohne eine gewisse Grandezza seinen Wagen bestiegen und sich entfernt hatte, rollte eine Staatscarosse schwersten Calibers, mit sechs Rappen bespannt, reich vergoldet, auch vielfach roth, allein weniger grell verziert, würdiger und königlicher als die Kutschen der Cardinäle, vor die Treppe heran.

Um so gräulicher war die unmittelbare Bedienung des imposanten Gefährtes. Ein dicker Kutscher, mehrere alte Lakaien mit grauen, vertrockneten Gesichtern mahnten in frappirender Weise an jene wohlbekannten Gestalten der Klosterdiener, welche uns in unserer Knabenzeit in Kremsmünster und St. Florian so oft zu muthwilligem Gespötte gedient hatten. Kohlschwarze, von Arbeit hart mitgenommene Hände stachen grell von den weißen Handschuhen ab, die sie bedecken sollten, und die Fräcke der Lakaien nahmen sich wie diejenigen einer Bühne niederen Ranges aus, welche schon seit einem halben Jahrhundert staubbedeckt in einer Theatergarderobe lagen. Der ganze Aufzug erinnerte lebhaft an die Sage, die man aus den letzten Tagen des Prinzen Eugen sich erzählt. Ihr zufolge sei es nicht selten vorgekommen, daß wenn der Prinz für den Abend zur Gräfin Batthyany nach der heutigen Bankgasse fuhr, die Pferde von selbst unter dem gewohnten Thorbogen stehen blieben, während der Kutscher auf seinem Sitze, die Lakaien auf ihrem Trittbrette, ja der Prinz im Wagen fest eingeschlafen waren.

In der Hauptperson freilich bestand der sehr große, alle Aehnlichkeit wieder völlig zerstörende Unterschied. Nichts weniger als hinfällig, sondern mit ruhigem, kräftigem Schritte stieg der Papst in die Kutsche, in welche die beiden jugendlichen Kämmerer, die wir neulich in seinem Vorzimmer gesehen, ihm folgten, auf dem Vordersitze Platz nehmend. An uns vorüberfahrend, ertheilte uns der Papst mit seinem so unbeschreiblich wohlwollenden, einfachen und doch so rührend väterlichen Ausdrucke den Segen. Schon war der Wagen an uns vorüber, da gaben uns einige junge Leute neben uns ein Beispiel, das wir allsogleich nachahmten. Rasch eilten sie die hohe Treppe gegen den Petersplatz hinab, dem Zuge noch einmal zu begegnen. Wir folgten ihnen, stellten uns nächst der Treppe auf, die zur Kirche führt, und nach wenigen Augenblicken bog um die Ecke hinter dem Dome hervor der überraschend imposante Zug. In kleinen Entfernungen von einander sprengten drei Vorreiter heran, hinter dem letzten, einem Officier der Garde folgte die Carosse, begleitet und umgeben von den ungemein kleidsam und malerisch uniformirten Garden auf feurigen Pferden. Alles Kleinliche und Unsaubere, das uns früher etwas abstoßend berührt hatte, schien verschwunden in dem eigenthümlich lebendigen und großartigen Ganzen. Unaufhörlich und mit stets sich gleichbleibender Freundlichkeit, Jeden wohlwollend anlächelnd, der am Wege kniete, machte der heilige Vater die Bewegung des Segnens, da ereignete sich in rascher Folge eine theatralische und doch gar anziehende Scene. Ein Weib aus dem Volke, eine Schrift in der Hand, nähert sich dem Wagen, ein Gardist versperrt ihr den Weg,

sie aber dringt nochmals vor und wird neuerdings energisch abgewehrt. Da wirft sie sich mit aller Leidenschaftlichkeit einer Italienerin vor das Pferd des Gardisten und streckt ihre Schrift gegen den Wagen hin aus. Der Papst wird ihrer gewahr und winkt dem Gardisten, welchem nichts übrig bleibt, als die Schrift an sich zu nehmen und sie in den Wagen zu reichen. Befriedigt tritt das Weib zurück, und der päpstliche Zug setzt seinen Weg fort. Wir aber kehrten gleichfalls heim, hocherfreut, daß uns unser Vorhaben so gut gelungen war.

Am nächsten Morgen beendeten wir unseren Aufenthalt in Rom, wie wir ihn begonnen, mit dem Besuche des Domes von St. Peter. Kurz darauf saßen wir im Waggon und traten die Weiterreise nach Neapel an.

In all' den größeren Städten Italiens, in denen wir uns bisher, sei es durch kürzere oder längere Zeit aufgehalten, hatten wir uns fast ausschließlich und mit kaum zu ermüdendem Eifer dem Studium der Ueberreste des Alterthums und der Meisterwerke auf allen Hauptgebieten der bildenden Kunst, sowohl der Architektur als der Malerei und der Plastik gewidmet. Daß dies in der heißesten Jahreszeit ganz andere Anstrengungen auferlegt als bei kühlerer Temperatur, wird wohl keines besonderen Beweises bedürfen; wir empfanden es sehr, und ich kann nicht leugnen, daß wir uns schließlich etwas kunstmüde fühlten. Der Sommer bestand eben herrisch auf der Geltendmachung seiner Rechte, deren vornehmstes ihn als die zum Genusse der Reize der Natur geeignetste Jahreszeit hinstellt.

Nach Naturgenuß also lechzten wir recht eigentlich, als wir die Fahrt von Rom nach Neapel zurücklegten. Gern hätte ich sie in San Gennaro unterbrochen, um von hier aus die weltberühmte Benedictinerabtei Monte Cassino zu besuchen, das einzige Kloster, welches in Anbetracht seiner historischen Bedeutung und der unermeßlichen Verdienste, die es sich um die Sache der Religion und der Civilisation erworben, von der Aufhebung verschont geblieben war. Aber man versicherte mich, meine Tochter würde nicht Eintritt in das Kloster erlangen können; allein wollte ich sie in San Gennaro nicht zurücklassen, und da auch außerdem die Zeit drängte, verzichtete ich, wenngleich mit schwerem Herzen, auf den Besuch von Monte Cassino.

Je näher wir Neapel kamen, umsomehr erfreuten wir uns an der reichen, von der Unfruchtbarkeit der Campagna von Rom so vortheilhaft abstechenden Bebauung des Bodens und an dem regen Arbeitseifer der

Landleute, welcher das häufige Gerede von der Trägheit der Südländer gründlich widerlegt. Und wenn auch nicht gerade Kennzeichen angestrengter Arbeit, so waren es doch Kundgebungen lebendigsten Treibens, ja ein Drängen, Toben und Schreien, wie wir es in ähnlicher Lage niemals gesehen, womit wir in dem Bahnhofe von Neapel empfangen wurden. Glücklicher Weise war in demselben auch der Maler Lindemann, der Gatte unserer römischen Freundin erschienen, und er führte uns aus all' dem Getümmel heraus an einen Unterkunftsort, wie er wohnlicher und reizvoller wirklich nicht mehr gedacht werden kann.

Dort, wo zwischen zwei Hauptadern des neapolitanischen Verkehres, der Straße Santa Lucia und der Villa Reale der Raum sich verengt, in Chiatamone liegt nach der Meeresseite zu ein keineswegs umfangreiches Haus, welches bis zur Occupation Neapels durch Garibaldi einem der königlichen Prinzen gehört hatte, der es gleichmäßig als Stadtwohnung wie als Villa benützte. Garibaldi soll es, wie man dort erzählte und ich freilich nicht verbürgen kann, seinem Freunde Alexander Dumas geschenkt haben, wenigstens führte ein kleiner Kiosk im Garten noch die Aufschrift: „Pavillon Dumas". Später nahm es die italienische Regierung als Rechtsnachfolgerin der vertriebenen Bourbonen zurück und verkaufte oder verpachtete es als Gasthof, als welches es „Hotel Washington" hieß.

Trotz dieser Veränderung seines Eigenthümers und seiner Bestimmung sah es doch weit mehr der Villa eines Wohlhabenden als einem Gasthofe gleich. Außer unserem Freunde Lindemann und einem Hamburger Buchhändler Namens Cometer, einem hochbetagten Manne, wohnte in jener dem Reisen im Süden so ungünstigen Jahreszeit gar Niemand dort, wir konnten also die Zimmer wählen, welche wir wollten, und gaben zweien zu ebener Erde gelegenen den Vorzug. Denn aus ihnen gelangten wir unmittelbar auf die bis zum Meere reichende Terrasse und in den das Ufer entlang sich erstreckenden Garten.

Von der entzückenden Ruhe und Stille, welche an diesem herrlichen Plätzchen inmitten des so geräuschvollen Neapel herrschte, kann man sich wirklich keinen Begriff machen. Wahrhaft zauberisch war es gegen Abend, wo die Terrasse im Schatten lag und die allmälig untergehende Sonne die ganze weit ausgedehnte, nur durch das nahegelegene Castell dell' ovo unterbrochene Aussicht auf den Vesuv, den Monte Sant' Angelo, Capri, Procida, Ischia bis herüber an den Posilipp in rosiges Licht tauchte. Und wenn noch später der Vollmond sich strahlend aus dem Meere emporhob und in ihm spiegelte, konnte man kein Ende finden, sich dieses unbeschreiblichen Anblickes zu erfreuen.

Und wirklich spielte der Mond während unserer ganzen italienischen Reise eine unvergleichliche Rolle. Ich will nicht behaupten, daß er uns zu Liebe die ihm vorgeschriebenen Bahnen verließ, aber wo wir ihn brauchten, da hatten wir ihn auch. In Venedig war er erschienen und in Florenz in der ersten Zeit unseres Dortseins noch vorhanden. In Rom während der letzten Tage unseres dortigen Aufenthaltes wieder gekommen, erfreute er uns in Neapel erst recht mit seinem strahlendsten Glanze.

Nachdem wir am Tage nach unserer Ankunft die Stadt besehen, das Museo Borbonico besucht und gegen Abend eine Fahrt nach Pozzuoli gemacht, brachen wir am nächsten Morgen mit dem Frühesten zu einem Ausfluge auf, der uns drei Tage von Neapel entfernt hielt.

Schon vor fünf Uhr Früh rollten wir, um der ärgsten Hitze zu entgehen, dem Bahnhofe in der Absicht zu, von dort nach Pompeji zu gelangen.

Ebenso lang dauernd und interessant, als auch in hohem Grade erhitzend und ermüdend war der Besuch dieser so einzig dastehenden Ueberreste der antiken Römerwelt, auf deren nähere Darstellung ich mich als auf eine schon oft wiederholte hier nicht einlassen will. Nach gewissenhafter Vollendung unserer Aufgabe setzten wir bei glühendster Hitze unseren Weg nach Castellamare fort, wo wir Rast machten und uns erfrischten. Wunderbar schön war bei etwas kühlerer Temperatur die nachmittägige Fahrt nach Sorrent, wo wir uns des Abends noch ziemlich lang umhertrieben und die Nacht blieben.

Es war noch nicht sechs Uhr, als wir am Morgen des 6. August von Sorrent zu seiner Marina hinabstiegen, wo eine jener Barken zu unserer Aufnahme bereit stand, welche Gregorovius in seinem köstlichen Buche über Capri so anschaulich beschreibt. Ein wolkenloser Himmel und eine ruhige See ließen uns auf eine angenehme Ueberfahrt hoffen. Erst vom Meere aus wird man die prächtige Lage von Sorrent recht gewahr, und unsere Blicke hingen an den schroffen Felswänden und den auf ihnen verstreuten Villen, bis sie von dem noch weit pittoreskeren Ufer, welches bis an das Vorgebirge von Massa sich ausdehnt, dorthin gezogen wurden. Halbverfallene braune Thürme aus der Normannenzeit, finsteren Mächten gleich alle hervorragenden Punkte krönend, geben der Landschaft jenen Zug des Ernstes, jene feierliche Mahnung an gewaltige Stürme, die dereinst über sie hintobten, und welche zu ihrer sonst so üppigen Vegetation in so merkwürdigem Gegensatze stehen.

Immer bezaubernder wurde nun der Rundblick von unserem Schiffchen, denn nachdem wir am Vorgebirge von Massa vorüber waren und

sich wenigstens für unser unbewaffnetes Auge das Meer gegen Süden hin grenzenlos aufthat, näherten wir uns immer mehr der durch ihre schroffe, hoch aufragende Formation wahrhaft imposanten Felseninsel Capri. Bevor wir ans Land gingen, besuchten wir noch die blaue Grotte, welche unseren vielleicht zu hoch gespannten Erwartungen nicht ganz entsprach. Und als wir endlich etwa nach zehn Uhr uns an der Marina von Capri ausschifften, da brannte die Augustsonne so unbarmherzig heiß auf den steinigen und steilen, schattenlosen Pfad, der nach dem auf der Höhe gelegenen Städtchen hinaufführt, daß wir es vorzogen, in dem näher gelegenen „Hotel di Londra" Unterkunft zu suchen. Hätten wir gewußt, wie weit dasselbe in Allem und Jedem hinter dem vielbelobten und vielbesuchten „Hotel Pagano" zurückstand, so würden wir es wohl auch noch zuwege gebracht haben, dieses letztere zu erreichen.

Wegen großer Ermüdung meiner Tochter unternahm ich des Nachmittags allein den Ritt auf den Timberio, jenen herrlichen Aussichtspunkt, auf welchem ein Haufe zerbröckelter Ruinen als Rest eines Palastes des Kaisers Tiber bezeichnet wird, welcher im Munde der Bewohner von Capri allzeit Timber heißt. Auf halbem Rückwege kam mir meine Tochter entgegen; wir durchwanderten nun gemeinsam das Städtchen Capri, und dann gingen wir auf rauhem und engem Pfade bis zu der gegen das Festland vorspringenden Spitze der Insel. Ein Punkt derselben heißt mit vollem Rechte der Arco naturale, denn in hohem Schwunge wölbt sich auf einem aus dem Meere aufragenden Felsen ein stolzer und kühner Bogen, fürwahr ein Naturschauspiel von überwältigender Schönheit; aber er steht nicht allein; schwindelnd und schroff fällt hier der Felsen ab, und längs der Küste reihen sich aneinander die abenteuerlichsten Blöcke und Trümmer von manchmal majestätischer Form, in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit der Zinnen, Zacken und Klüfte.

Es war Nacht, aber freilich eine klare, entzückende Mondnacht geworden, als wir in unser Hotel zurückkamen. Wir wurden dort mit einer Ueberraschung empfangen, denn der industriöse Sinn italienischer Wirthsleute hatte uns noch einen ungekannten Genuß aufgespart. Unaufhörlich hatten uns schon die hübschen Töchter des Hauses und einige andere Mädchen, welche zur Bedienung der Gäste da waren, von ihrer Geschicklichkeit im Tanzen der Tarantella vorgeschwärmt, und ohne daß ich hiezu eigentlich meine Einwilligung gegeben, schienen die Vorbereitungen schon getroffen zu sein. Wenigstens versammelte sich zu unserer Verwunderung eine zahlreiche Gesellschaft auf unserer Terrasse, lauter Neapolitaner aus den mittleren Ständen, welche in Capri ihre Sommerche hielten. Wie gewöhnlich waren die Frauen in ihrer angebornen

geselligen Leichtigkeit und Höflichkeit weit ansprechender als der männliche Theil der Gäste, aber eigentlich gebildet waren sie wohl Alle nicht zu nennen. Auf ihre in bescheidenstem Tone vorgebrachte Bitte, die Tarantella mit ansehen zu dürfen, konnte ich natürlich nicht Nein sagen, und ich war nun plötzlich ganz unfreiwillig der Festgeber geworden, sie aber geberdeten sich ganz als meine Gäste, zuthulich und gesprächig. Die Tarantella selbst ließ lang auf sich warten; endlich kam doch die Mandoline zum Vorschein und das Fest begann. Aber zu unserem Bedauern gab es nur Mädchen, darunter einige recht zerlumpte aus der Marina, und gar keine männliche Jugend.

Dennoch war es wenigstens Anfangs ganz hübsch. Die schöne Tochter des Wirthes, ein lebhaftes stattliches Mädchen, ergriff das Instrument und schlug es mit Kraft. Ein ganz origineller Ton, wenig melodischer als der einer Trommel, dumpf und dunkel, aber doch von eigenthümlichem Reize, schallte uns entgegen. Anfangs klang es nur wie ein unharmonisches Gebrause, aber als der Wirbel sich mehr und mehr beschleunigte, als er immer mächtiger, voller, greller ertönte, da zog sich ein geheimnißvoll leidenschaftliches Element durch die Töne, in welchem etwas Ergreifendes, ja Dämonisches lag, so daß man deutlich empfindet, sie könnten hinreißen zum wilden, sinneberauschten Taumel.

Hievon war übrigens der Tanz, wie er wenigstens uns vorgeführt wurde, himmelweit entfernt. Zwar beschleunigten die Mädchen nach und nach ihr Geträppel, aber es blieb immer in Grenzen, die zwar schlicht und gemessen, aber auch recht langweilig waren. Wir vermißten am meisten die Castagnetten, welche zur Mandoline unerläßlich erscheinen. Solche waren jedoch nicht vorhanden, und der Wirth behauptete, zur Anfeuerung des Tanzes würde etwas Wein erforderlich sein. Geduldig bewilligte ich auch diesen, war aber innerlich doch ein klein wenig bestürzt, als die gefüllten Gläser nicht nur bei den Tänzerinnen, sondern auch bei der ganzen neapolitanischen Gesellschaft umhergetragen wurden, die sich denn auch weidlich am Weine erlabte. Nach und nach äußerte derselbe wirklich seine tanzfördernde Wirkung, aber in ganz unnationaler Weise, indem die jungen Herren aus Neapel, namentlich ein Dandy, den sie Don Agostino nannten, durchaus einen Walzer in Scene setzen wollten. Auf meine Tochter als eine Wienerin hatte Don Agostino es vornehmlich abgesehen und war höchlich beleidigt, als sie sich nicht dazu verstehen wollte, mit ihm „einen Tanz zu wagen". Auch erwies sich weder die Mandoline, noch eine im Gasthofe vorhandene dünnbesaitete Guitarre als geeignet zur Walzermusik, und derselbe verlief ebenso im Sande wie die Tarantella.

Erfreulicher war es, daß eines der nicht gerade schönen, aber munteren und schwarzäugigen Mädchen aus der Hauptstadt zum Gesang aufgefordert wurde. Unser Gastwirth, der alte Don Salvatore begleitete sie sowohl mit seiner schon etwas scheppernden Stimme, als mit der Guitarre. Auch ihre Stimme klang unsympathisch und scharf, dagegen besaß sie ein wahres Buffotalent. Ihre schelmischen Augen, alle ihre Glieder spielten mit; manchmal ging ihr Gesang in eine Art Declamation, ja Improvisation über, bei der sie ihren Partner, den Wirth, zum Stichblatt nahm und ihn unaufhörlich hänselte und quälte.

Endlich ging auch dies zu Ende; meine Tochter schlich sich in ihr Zimmer, und spät empfahlen sich die mir aufgenöthigten, aber nicht gerade unangenehmen Gäste. Am nächsten Morgen war das Fest, das ich ihnen unfreiwillig gegeben, auf der Rechnung des Wirthes sehr unerfreulich zu verspüren.

Zu frühester Stunde brachen wir auf und schifften uns auf einer Barke ein, welche mit fünf Gesellen recht wilden Aussehens bemannt war. Ihren häßlichen, unharmonisch, ja kaum italienisch klingenden Dialekt vermochte ich gar nicht und selbst die Worte des an den Verkehr mit Fremden doch etwas gewöhnteren Padrone nur schwer zu verstehen. Unmöglich war es, sich in dieser Gesellschaft einer leisen Erinnerung an das Räuberunwesen ganz zu erwehren, das damals im südlichen Italien noch eine bedeutende Rolle spielte und Anlaß gab zu den grausigsten Geschichten, welche gerade von den Einheimischen unaufhörlich aufgetischt wurden. Aber meine Tochter ist nicht furchtsam, ich darf mich dessen gleichfalls nicht anklagen, und so begaben wir uns denn frohen Muthes in die Gewalt unserer unheimlich aussehenden, aber sich bald als kreuzbrav bewährenden Barcajuolen. Ihr wackeres, unermüdliches Arbeiten, ihre trotz dieser Anstrengung stets sich gleichbleibende fröhliche Laune gewannen ihnen unsere ganze Sympathie. Und eine Anstrengung war es wirklich, sechs Stunden hindurch unter der Sonnengluth eines unbewölkten Himmels fortwährend gegen den Wind zu rudern, der uns Beiden, den einzigen Unthätigen im Boote, gleichzeitig prächtige Kühlung gewährte. Um sieben Uhr hatten wir Capri verlassen, und nach einer starken Stunde schifften wir um das Cap Campanella und in den Golf von Salerno hinein. Auch hier ist die hohe, felsige Küste ungemein schön, und ihre natürliche Schroffheit und Wildheit wird durch die tiefe Bläue des Meeres und des Himmels wie durch die herrliche Beleuchtung wesentlich gemildert. Auch hier bilden die uralten Thürme auf den steilen, zackigen Klippen, an denen nur eine schmale Straße hinführt, die einzige zu dem düsteren Gestein so trefflich passende Staffage. Die

meisten der Thürme waren renovirt und schienen zu einem ähnlichen Zwecke benützt zu werden wie in der Vorzeit, nur daß jetzt die räuberischen Feinde, statt von der Seeseite her zu kommen, auf den Höhen und in den Schluchten des Monte Sant' Angelo und seiner felsigen Nachbarn eingenistet waren. Ohne diese Küstenbewaffnung wäre wohl auch die Fahrt auf dem Meere nicht so sicher gewesen, denn es hätte genügt, daß aus einer der zahllosen Buchten ein Boot mit Bewaffneten auf uns zugekommen wäre und uns eingeholt hätte, um uns zu unfreiwilliger Wanderung in das Gebirge zu zwingen. Ein eigenthümlicher Gedanke war es immerhin, daß jetzt vielleicht die scharfen Blicke beutegieriger Briganten von den schroffen Höhen der Berge herab auf unser harmloses Schiffchen gerichtet waren, während wir gleichzeitig in einer für uns eben so wenig wahrnehmbaren Weise durch die Besatzungen der Thürme vor jedem Angriffe geschützt wurden.

Lang bevor wir Amalfi erreichten, zeigte sich die ansehnlich ausgedehnte Stadt in Terrassen gruppirt, an welchen reiche Weingelände sich hinanziehen. Mit einer in Anbetracht der sonnigen Lage ganz unbegreiflichen Frische der Vegetation öffnet sich baumreich und schattig das berühmte Mühlenthal, dessen Waldpartien denen in Deutschland ähneln. Hoch am Abhange, der hier schwindelnd steil abfällt, hängt das ungemein malerische Kloster San Francesco, von welchem sich einzelne Wohnsitze das Ufer entlang bis zu der dichtgedrängten Häusergruppe erstrecken, welche jetzt die Stadt bildet, aber freilich nur mehr einen sehr schwachen Begriff geben kann von dem längst erloschenen Glanze der ehemals so mächtigen Republik Amalfi.

Ein Empfang wurde uns dort bereitet, der wirklich seinesgleichen suchte. Offenbar gehört in Amalfi wenigstens im August eine Barke mit Fremden zu den Seltenheiten, und gewiß hatten uns schon längst die Augen der am Strande in thätigem Müßiggang Herumlungernden als willkommene Beute erfaßt. Wir hatten früher gar nicht daran gedacht, und so war auch die Bitte unseres Padrone, unser ohnedies nicht umfangreiches Gepäck durch seine Leute an das Land und in den Gasthof bringen zu lassen, ahnungslos von mir bewilligt worden. Nicht ohne einiges Befremden vernahmen wir nun bei unserer Annäherung den wirklich grausigen Lärm, der sich vom Strande her erhob. Die unteren Classen der Bevölkerung Amalfi's schienen dort vollzählig versammelt zu sein, theils mäßig, die Männer nur im leinenen Beinkleid und die rothe phrygische Mütze auf dem kohlschwarzen Kopfe, die männliche Jugend und die Kinder beiderlei Geschlechts meist gar nicht bekleidet. Wegen starker Versandung des Hafens vermochte unsere Barke sich dem Ufer

nur bis auf eine Entfernung von etwa fünfzig Schritten zu nähern, aber wir waren noch nicht dahin gekommen, als uns schon Alles durch das Wasser entgegenstürmte und unsere Barke umringte, theils bettelnd und theils mit Ungestüm unser Gepäck fordernd, um es zum Gasthofe zu tragen. Ich wollte mein unseren Schiffsleuten gegebenes Wort halten, und sie vertheidigten denn auch sich und unser Gepäck tapfer gegen alle gierig darnach hereinlangenden Arme. Aber das Geschrei und das Toben wurden nur noch ärger; eine Schaar Wilder an einer nie mit der Civilisation in Berührung gekommenen australischen Küste hätte sich kaum toller geberden können. Da wurde plötzlich inmitten des erbitterten Streites, dem ich unentschlossen zusah, meine Tochter vor mir von einem Paar markiger Arme emporgehoben, durch das Wasser getragen und am Ufer niedergelassen. Und ehe ich dagegen Einsprache erheben konnte, verfiel ich dem gleichen Schicksal. Einen unsäglich komischen Anblick muß ich dargeboten haben, als ich gleichfalls wie ein Getreidesack ans Land geschleppt wurde. Nun umringte uns Alles, und ein riesiger Lastträger schrie mir mit einem Pathos, welches eines Masaniello nicht unwürdig gewesen wäre, zu, ob ich es dulden könne, daß die Ehre der Facchini von Amalfi schmachvoll gebrandmarkt werde, wenn Fremde unser Gepäck in das Gasthaus trügen. Inzwischen wurde um unsere Taschen gerauft, daß es mich wunderte, sie nicht in Fetzen gehen zu sehen. Denn auch unsere Schiffer theilten tüchtige Püffe aus, so daß es gewiß blaue Flecke genug gab. Bis zum Gasthofe, ja auch noch die Stiege hinauf verfolgte uns die heulende Horde, welche schließlich der Wirth mit einer Ruhe zurückwies, die uns darthat, daß ihm eine solche Scene nichts Neues war, während sie uns wirklich sogar in Italien wie etwas noch niemals Dagewesenes erschien. Wilden Thieren gleich tobte der Haufe noch lange vor dem Gasthause fort und verlor sich nur allmälig. Unser Padrone aber und seine Leute nahmen nicht nur das mit ihnen accordirte, unbegreiflich geringe Fahrgeld von fünfzehn Franken, sondern auch die ihnen ziemlich reichlich gespendete Extrabelohnung mit überschwänglichen Danksagungen in Empfang. Wirklich erfreut waren wir über das in Italien so seltene Schauspiel, irgend Jemand mit dem, was man ihm gab, zufrieden zu sehen.

Die Hitze war zu arg, um nach dem Pranzo irgend etwas Größeres zu unternehmen. Wir beschränkten uns somit auf die Besichtigung der sehr interessanten Kathedrale und einen kurzen Spaziergang durch Amalfi, der freilich durch die Zudringlichkeit der Bettler recht arg vergällt wurde. Auch ein junger, gut gekleideter Mann reichte mir, eine Gabe heischend, seinen Hut hin, und auf meine Frage, wie er denn dazu komme, von

mir etwas zu verlangen, antwortete er mir höflich, aber bestimmt: „O Signore, in Amalfi ogn' uno vi domanderà qualche cosa!“

Des Nachmittags verließen wir bei guter Zeit Amalfi und fuhren in bequemem, mit drei kleinen, aber flinken Pferdchen bespanntem Wagen die entzückende Straße in östlicher Richtung entlang, rechts das Meer und links das schroffe Gebirg, welch' letzteres in seinen unteren Theilen von üppiger Vegetation überkleidet ist und, etwas zurückweichend, auch hie und da einzelnen Dörfern Raum gibt. Die außerordentlich zahlreichen, bis an die Zähne bewaffneten Wachposten an der Straße bewiesen uns, daß die häufigen Erzählungen von den Gewaltthaten der Banditen doch nicht jeden Grundes entbehrten. Und wirklich war damals ihr Treiben im Neapolitanischen so arg, daß ich mich dadurch abhalten ließ, von Salerno aus den sonst gewöhnlichen Ausflug nach Pästum zu unternehmen, um dort, wie wir lebhaft gewünscht hatten, die beiden prächtigen griechischen Tempel zu sehen. Denn von urtheilsfähiger Seite wurde uns versichert, die Zahl von sieben Carabinieri sei die geringste, welche uns bei einem Ausfluge von Salerno nach Pästum hinreichenden Schutz böte. Einer auf dem Bocke und zwei zu Pferde an den beiden Seiten unseres Wagens, dann vier in einem zweiten Wagen knapp hinter uns, diese sieben seien unbedingt nothwendig, um uns in dieser besonders verrufenen Gegend Sicherheit zu gewähren. Eine Vergnügungspartie mit sieben bewaffneten Begleitern war mir jedoch außer dem Spasse und, ehrlich gesagt, auch etwas zu kostspielig. So gaben wir denn, wenngleich mit aufrichtigem Bedauern, die Fahrt nach Pästum auf und kehrten von Salerno mit der Bahn, an dem wunderbar schön gelegenen Vietri vorbei, durch das wasserreiche, buschige und schattige, an unsere österreichische Heimat erinnernde Gebirgsthal, in welchem die berühmte Benedictinerabtei La Cava liegt, nach Neapel und in unser wohnliches „Hotel Washington“ zurück.

Neapel selbst, seine Kirchen und sonstigen Merkwürdigkeiten, ein wiederholter Besuch des Generalarchives, wo die von mir aufgestöberten Unterschriften der Königin Marie Antoinette natürlich ganz den echten Wiener Autographen und in gar keiner Weise den französischen Fälschungen glichen, herrliche Ausflüge nach Bajä, Camaldoli und Ischia füllten die nächsten Tage. Auf dem Vesuv drangen wir nur bis zum Observatorium vor; bis zum Krater hinaufzuklettern, wollten wir der allzugroßen Anstrengung wegen, welche bei der argen Hitze hiemit verbunden gewesen wäre, lieber unterlassen.

Nun ging es mit unserem Aufenthalte in Neapel zu Ende, und am Nachmittage des 11. August traten wir den Heimweg an. Wir

wählten den zur See, denn einiges Ausruhen that uns wirklich Noth, das herrliche Wetter versprach eine günstige Fahrt, und allgemein lobte man den großen italienischen Schraubendampfer „Principe Amadeo", der uns, nur in Livorno anlegend, direct nach Genua bringen sollte. Natürlicher Weise gingen wir mit größter Pünktlichkeit an Bord, waren aber schon durch die überlange Verzögerung der Abfahrt, sowie über das keineswegs empfehlende Aussehen der Gesellschaft, welche mit uns den ersten Platz theilte, ein klein wenig verstimmt. Wie groß war aber unsere Verwunderung, als wir, sobald erst das Schiff in Gang war, gewahr wurden, daß das Zwischendeck sich mit vielen, aus den unteren Räumen hervorkriechenden, zum Theile recht unheimlichen Gestalten belebte, leibhaftigen, aber freilich gefangenen Banditen, welche, einunddreißig an der Zahl, in zwei ungefähr gleich starken Transporten in Reggio und in Salerno eingeschifft worden waren, um in das Bagno von Livorno gebracht zu werden.

So sollten wir nun denn wirklich, ehe wir Italien verließen, die nähere, freilich ziemlich gefahrlose Bekanntschaft dieser Gesellen machen, von denen uns in der letzten Zeit so unendlich viel vorgeredet worden war.

Obschon ich keinen Augenblick ernstlichen Befürchtungen Raum gab, schien es mir doch etwas ungehörig zu sein, ein Passagierschiff zu einem, noch dazu so großen Sträflingstransporte zu benutzen. Auf meine Beschwerde antwortete der Capitän verlegen, entschuldigte sich mit allerlei Ausflüchten und überbot sich in Betheuerungen, daß gar keine Gefahr sei. Die zahlreiche Bewachung sowohl von Carabinieri's als von regulärem Militär ließ auch wirklich den Gedanken an eine solche nicht aufkommen, dennoch war der Aufenthalt auf dem mit Soldaten und Sträflingen überfüllten Schiffe, denn sie nahmen ja fast das ganze Vorder- und Zwischendeck ein, nicht gerade gemüthlich zu nennen. Und da er dies nicht war, so wollten wir wenigstens das unleugbar Interessante der ganzen Situation möglichst in uns aufnehmen. Zu diesem Ende trieben wir uns viel unter den Sträflingen umher, von denen die Mehrzahl derer aus Calabrien ganz die Wildheit des äußeren Ansehens besaßen, welche man bei einem italienischen Banditen voraussetzt. Mit kecken, herausfordernden Blicken maßen sie nicht nur uns Unbetheiligte, sondern auch ihre Wächter, und höhnisch lachend murmelten sie mit einander in ihrem uns unverständlichen Jargon. Gar manche aus der Gegend von Salerno glichen hingegen nichts weniger als italienischen Räubern. Schlichte, nicht selten blonde Haare, ein gutmüthiger Gesichtsausdruck und ein schüchternes Wesen ließen sie eher wie oberösterreichische Bauernbursche als wie gefährliche Briganti erscheinen.

Auch in Bezug auf ihre Tracht stachen sie sehr von einander ab. Manche trugen scharlachrothe Jacken, und diese waren, wie man uns sagte, die zu den härtesten Strafen Verurtheilten; mit schweren Ketten waren ihrer Mehrere an einander gefesselt. Andere wieder besaßen offenbar ihre eigenen Kleider, kurze, manchmal ganz schmucke Joppen, sogar von dunklem Sammtstoff, während Einige sehr ärmlich aussahen, ja fast in Lumpen gehüllt waren. Theils auf dem Boden gelagert, theils auf- und abschreitend, zeigten sie nicht die geringste Scheu, wichen bei einer Begegnung höflich zur Seite oder schoben ihre Ketten zurück, um Raum zu gewähren.

Ebenso waren sie auch hinsichtlich ihrer Kundgebungen äußerst verschieden. Während Einige die an sie gerichteten Worte, möglicher Weise auch weil sie sie gar nicht verstanden, mit mürrischen Mienen unerwiedert ließen, antworteten Andere lebhaft, ja leidenschaftlich, und betheuerten ihre Unschuld. So versicherte mich ein junger, blondhaariger Bursche aus der Gegend von Salerno, er habe nur, von Mitleid mit seinen fast verhungernden Eltern getrieben, eine Ziege gestohlen und eben geschlachtet, als er von Carabinieren ertappt und beschuldigt worden sei, das an seinen Kleidern klebende Blut rühre von einem getödteten Menschen her. Mit gleichem Wortreichthum behaupteten die Carabinieri, der Mindestschuldige habe wenigstens ein Dutzend Mordthaten auf dem Gewissen, und sie ergingen sich in der Ausmalung düsterster Schauergeschichten, welche von unseren Mitpassagieren gläubig angehört und eifrig wiedererzählt wurden.

Nachdem die Nacht eingebrochen war, meine Tochter sich in ihre Cabine zurückgezogen hatte und wenigstens anscheinend Alles, die dienstthuende Bemannung des Dampfers ausgenommen, in tiefem Schlafe lag, unternahm ich eine kleine Recognoszirung, welche jedoch nur theilweise tröstlich ausfiel. Auch auf dem Verdecke schlief ausnahmslos Alles, Banditen und Soldaten in bunten Gruppen durch einander. Aber umsonst spähte ich nach irgendeiner Wache aus; nirgends war eine solche zu sehen, während die geladenen Gewehre so verlockend in Pyramidenform an einander gelehnt standen, daß ein kühner Entschluß waghalsiger Kerle gewiß hingereicht hätte, sich wenigstens einiger derselben zu bemächtigen, womit freilich ihr schließliches Obsiegen noch nichts weniger als entschieden gewesen wäre. Aber Niemand schien an die Möglichkeit der Ausführung eines derartigen Ueberfalles zu denken, Alles vielmehr so tief und so fest zu schlafen, daß es schließlich auch mir das Beste zu sein schien, diesem Beispiele zu folgen.

Und wirklich gingen die Nacht und der darauf folgende Tag ganz ruhig und friedlich vorüber; solches war bei der herrschenden Windstille

auch der Charakter der Fahrt. Vielleicht war sie deshalb manchmal auch etwas monoton, denn die Küste des Festlandes lag uns zu weit rechts, die großen Inseln wie Sardinien und Corsica zu weit links, um irgend etwas davon wahrnehmen zu können. Ich vertrieb mir, da die eigentliche Reisegesellschaft sehr wenig zahlreich und äußerst uninteressant war, die Zeit in erneuerten Gesprächen mit den Banditen, aber dies allzu lang fortzusetzen, verging mir doch endlich die Lust. Nun rückten allmälig die kahlen, sandigen, gelblich gefärbten Küstengebirge etwas näher, reizlos und öde, und wie es schien, nur spärlich bewohnt. Recht lang war auch Elba in Sicht, aber die Insel macht weder einen imponirenden, noch einen freundlichen Eindruck. Malerisch liegt dagegen Piombino, Elba schräg gegenüber. Erst um sieben Uhr Abends, wahrscheinlich durch die so sehr verzögerte Abfahrt von Neapel arg verspätet, kamen wir nach Livorno, wo denn still und ganz ohne das in Italien bei dem geringsten Anlasse entstehende Spectakel die Ausschiffung der Galeerensträflinge stattfand.

Paarweise warteten sie, bis ihre Wächter sich gemächlich bewaffnet hatten und zur Abfahrt anschickten. Zwei sehr große Barken standen bereit; in die eine begab sich das reguläre Militär, während die andere von den Carabinieri und den Banditen besetzt wurde. Wir waren äußerst gespannt, ob denn auch jetzt noch kein Anzeichen von Insubordination, keine wie immer geartete Demonstration bemerkbar werden würde. Aber nichts von alledem kam vor; anscheinend gleichgiltig kletterten die Sträflinge der Reihe nach die an unser Boot angelegte fliegende Stiege hinab und ließen sich in der Barke nieder, welche sich endlich mit leisem Geplätscher der Ruder unseren Blicken entzog.

Sehr lang blieb unser Schiff im Hafen von Livorno liegen, aber wir verließen es nicht, weil wir die Stadt schon kannten und nicht gewußt hätten, was zur Nachtzeit in ihr anfangen. Erst in vorgerückter Stunde brachen wir neuerdings auf, um nach vollkommen ruhiger Fahrt bei strahlender Morgensonne die wirklich herrliche Ankunft in dem Hafen von Genua recht zu genießen.

In Genua und Mailand verweilten wir nur so lang, bis meine Tochter, welche nie dort gewesen, wenigstens die hervorragendsten Merkwürdigkeiten dieser Städte kennen gelernt hatte. Dann machten wir die Tour, die ich im vergangenen Jahre zurückgelegt, an den Lago Maggiore, nach Lugano und Bellagio; von da aber nach Lecco, von wo wir, an Bergamo und Brescia vorüber, in Verona und in Innsbruck uns nur kurze Zeit aufhaltend, der Heimat zueilten.

Von Sorrent und Capri fast direct in den Sitzungssaal des niederösterreichischen Landtages — fürwahr ein Wechsel der Decoration, wie er kaum greller gedacht werden kann. Aber ich fügte mich leicht in denselben; kehrte ich ja doch überhaupt gern zu der Erfüllung meiner Pflichten von ihrer so lang dauernden Unterbrechung zurück.

Von sämmtlichen Verhandlungen des Landtages, an denen ich mich wieder ziemlich eifrig betheiligte, will ich nur eine einzige erwähnen, weil durch den nach Beendigung derselben gefaßten Beschluß eine sehr wichtige principielle Frage, und zwar gegen meine von mir lebhaft vertheidigte Anschauung der Entscheidung zugeführt wurde. Wenn ich dies auch heute noch bedaure, so geschieht solches nicht deshalb, weil es mich ärgert, in der Minorität geblieben zu sein, sondern weil ich der Ueberzeugung bin, daß der im niederösterreichischen Landtage die Majorität besitzende linke Flügel der deutschliberalen Partei auch diesmal wieder einen recht groben Fehlgriff that.

Unter den viel umstrittenen Gesetzen, denen am 25. Mai 1868 die kaiserliche Sanction ertheilt worden war, befand sich auch dasjenige über die künftige Leitung der Volksschulen und die Aufsicht über sie, welche den hiefür neu zu schaffenden Organen übertragen werden sollte. Es waren dies der Landes-, der Bezirks- und der Ortsschulrath; die näheren Bestimmungen über ihre Zusammensetzung sollten im Wege der Landesgesetzgebung festgestellt werden. Die dem Landtage zugegangene Regierungsvorlage konnte hinreichend über die Grundsätze aufklären, deren Beobachtung das Ministerium hiebei für gut hielt. Ruft man sich aber ins Gedächtniß zurück, aus welchen Männern damals das Ministerium gebildet war, daß Giskra, Berger, Herbst, Brestel demselben angehörten, daß die Regierungsvorlage von dem Unterrichtsminister Hasner ausging, der sie nach gepflogenem Einvernehmen mit seinen Collegen und mit ihrer Zustimmung bei den Landtagen einbrachte, so wird man die ganze Disciplinlosigkeit derjenigen erkennen, welche diese Regierungsvorlage in ihrem wichtigsten Punkte verwarfen. Aber nur ja um keinen Preis ministeriell, sondern allzeit noch um ein gutes Stück liberaler als die Regierung zu erscheinen, das war auch damals wieder wie schon zu Schmerling's Zeiten die Losung dieser Politiker, deren Kurzsichtigkeit fürwahr eine erstaunliche genannt zu werden verdiente.

Die Frage, um welche der ganze Zwiespalt sich drehte, bestand darin, ob bei der Zusammensetzung des Ortsschulrathes dem ständigen Seelsorger schon kraft seiner Stellung ein Platz in demselben gebühre, oder ob er gleich den übrigen Angehörigen der Gemeinde nur durch Wahl in den Ortsschulrath gelangen könne. Während die erstere Be-

stimmung in der Regierungsvorlage enthalten und mit Recht ein sehr großes Gewicht auf sie gelegt worden war, wurde sie im Unterrichtsausschusse des Landtages, welchem auch ich angehörte, mit einer Majorität von einer Stimme — mit fünf gegen vier — in die zweite und daher so ziemlich in ihr Gegentheil verändert.

Nach meiner Ueberzeugung mußte dieses Vorgehen sowohl im Interesse der Schule, um welches es doch zunächst sich handelte, als in dem der Stellung des Seelsorgers in der Gemeinde und der Aufrechterhaltung des Friedens in derselben, sowie endlich aus sehr wichtigen politischen Rücksichten als ein absolut verwerfliches erscheinen. Vor Allem im Interesse der Schule, denn daß in der Dorfgemeinde, und diese war ja hiebei vor Allem ins Auge zu fassen, der Ortsseelsorger wenigstens durchschnittlich gerechnet der Gebildetste und überhaupt derjenige sei, der das meiste Verständniß für die Aufgaben der Schule und das größte Interesse an einer möglichst befriedigenden Erfüllung derselben besitzt, konnte ja doch vernünftiger Weise von Niemand bestritten werden.

Forderte also das Interesse der Volksschule die Anwesenheit des Seelsorgers im Ortsschulrathe, so war es auch nothwendig, ihm diesen Platz unter allen Umständen zu sichern und ihn nicht den Möglichkeiten einer Wahl auszusetzen, welche zwar in sehr vielen Fällen für, in gar manchen aber auch gegen ihn ausfallen mochte. Geschah nun aber das Letztere, so war nicht nur der Ortsschulrath der Mitwirkung der ihm nützlichsten Kraft, die es überhaupt im Dorfe gab, beraubt, ja es war darüber hinaus noch ein Ausspruch der Gemeinde über die vermeintliche Unfähigkeit oder Unwürdigkeit ihres Seelsorgers, im Ortsschulrathe zu sitzen, veranlaßt worden, welcher die nachtheiligsten Folgen nach sich ziehen mußte. Konnte es anders sein, als daß durch ein so abfälliges Urtheil von Seite der eigenen Gemeinde die Stellung des Seelsorgers untergraben, ein ferneres heilsames Wirken desselben unmöglich gemacht wurde? Und die Erbitterung, mit welcher der Seelsorger durch ein gegen ihn lautendes Verdict der Gemeinde erfüllt werden mußte, konnte wohl kaum anders als ihm selbst die zur Erfüllung seiner Pflichten nöthige Ruhe und Unparteilichkeit rauben. In die Gemeinde aber wurde durch eine derartige Wahl, welche über die Würdigkeit oder Unwürdigkeit ihres eigenen Pfarrers, in Schulsachen mitzureden, entscheiden sollte, ein Zankapfel geworfen, der den inneren Frieden in derselben aufs Aergste gefährdete.

Das Interesse der Schule, des Pfarrers und der Gemeinde schien 'r also gleichmäßig die in der Regierungsvorlage beantragte Ver-

leihung einer Virilstimme im Ortsschulrathe an den Seelsorger zu fordern. Ihm eine solche zu gewähren, dafür sprachen aber meines Erachtens gerade für die liberale Partei auch politische Gründe der gewichtigsten Art. Denn wenn sie ihr eigenes Interesse nur einigermaßen richtig verstand, so mußte sie trachten, mit dem niederen Clerus auf gutem Fuße zu bleiben, ihn nicht zu verstimmen und nicht selbst dadurch das Meiste dazu beizutragen, ihn mehr und mehr zu einem gefügigen Werkzeuge in den Händen der ihr von Haus aus nicht günstigen höheren Geistlichkeit zu machen.

So paradox es auch klingen mag, so ist es doch nicht minder wahr, und Jeder, der die Verhältnisse auf dem Lande kennt, wird es zugeben müssen, daß gerade durch die seit fast einem halben Jahrhundert durch die liberale Partei herbeigeführten Veränderungen in dem inneren staatlichen Organismus Oesterreichs die Macht des Seelsorgeclerus auf dem Lande eine weitgehende Steigerung erfuhr. Durch die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit wurden alle die herrschaftlichen Beamten, die Pfleger, die Verwalter, oder wie sie sonst heißen mochten, entfernt, welche früher mit dem Landmanne in naher und ununterbrochener Berührung standen und deren Einfluß auf ihn wohl noch mächtiger als der des Ortsgeistlichen war. Schon die nach ihnen fungirenden Bezirksvorsteher waren dem Landmanne weit ferner gerückt als die früheren Patrimonialbeamten, und als nun durch Giskra auch die gemischten Bezirksämter aufgehoben wurden und die politische Administration auf die so umfangreichen Bezirkshauptmannschaften überging, war es mit dem Einflusse der Beamten auf den Landmann so ziemlich vorbei. Der Pfarrer übte von nun an allein eine gewisse Autorität auf den Bauer aus, welcher von weltlicher Seite keine ähnliche mehr gegenüberstand. Dem Pfarrer also in Dingen, in denen es wahrlich nicht Noth that, zu nahe zu treten, ihn zu verstimmen und gegen sich aufzubringen, war eine That, welche dem politischen Scharfblicke der liberalen Partei nichts weniger als zur Ehre gereicht.

Aber alles Reden, jede noch so eindringliche Beweisführung erwies sich da vollkommen fruchtlos. Gegen mich, der ich meine ganze Kraft, so bescheiden sie auch sein mochte, für den Antrag der Minorität, die Zuerkennung einer Virilstimme im Ortsschulrathe an den Seelsorger einsetzte, wurde sogar die Anklage erhoben, ich hätte, obgleich von Landgemeinden gewählt, doch Zweifel ausgesprochen an deren politischer Mündigkeit. Umsonst erinnerte ich daran, daß in den Tagen des Absolutismus der politische Muth mit Recht darin gesucht wurde, seine Meinung gegen oben hin, gegen die Männer an der Spitze des Staates

offen und unumwunden zu sagen. In der Zeit der Freiheit und des Constitutionalismus aber äußere sich der politische Muth auch dadurch, daß man nach unten hin und den eigenen Wählern gegenüber das nicht verhehle, woran es denselben etwa gebricht. Gerade mit meiner offenen Meinungsäußerung hätte ich, ich sei mir dessen bewußt, meine Pflicht als Abgeordneter von Landgemeinden redlich erfüllt.

Die Verwerfung der Regierungsvorlage und ihre Ersetzung durch einen anderen, mit ihr im Widerspruch stehenden Beschluß hatte die von jedem ruhig Denkenden vorhergesehene Folge, daß sogar das damalige Ministerium es nicht unternahm, das in solcher Weise verstümmelte Landesgesetz über die Schulaufsicht dem Kaiser zur Genehmigung vorzulegen. Das Land Niederösterreich blieb also wenigstens einstweilen noch ohne das ihm so nothwendige Schulaufsichtsgesetz.

Noch während der Dauer der Landtagsverhandlungen, und zwar im September 1868, erschienen die beiden Commissäre, welche die italienische Regierung zur Uebernahme der an sie auszuliefernden Gegenstände bevollmächtigt hatte, der Archivsdirector Tommaso Gar und der Deputirte Giuseppe Giacomelli in Wien. Ich wurde von Seite Oesterreichs mit der Abwicklung dieses Geschäftes betraut, und bei der Klarheit der Bestimmungen, welche die in Florenz abgeschlossene Convention enthielt, wurde die Sache rasch und in friedlichster Weise geordnet. Von den Gemälden blieben die im Jahre 1838 aus Venedig nach Wien gebrachten sämmtlich hier, alle im Jahre 1866 weggenommenen aber kehrten nach Venedig zurück. Mit Ausnahme einer einzigen Rüstung geschah ein Gleiches auch mit den aus dem Arsenal weggeführten Gegenständen, und ebenso wanderten die der Marcianischen Bibliothek sowie dem Archive ai Frari entstammenden Manuscripte, Urkunden und Acten, aber freilich mit einer für uns geradezu kostbaren Ausnahme wieder nach Venedig. Nicht ohne eine Art innerlichen Triumphes setzte ich das kaiserliche Staatsarchiv in den definitiven Besitz der langen Reihe der „Dispacci di Germania", welche, mit den Tagen Karls V. beginnend und bis in das letzte Decennium des vergangenen Jahrhunderts reichend, nicht weniger als dreihundertdreiundzwanzig Original-Depeschenbände zählt, zu denen noch einundsechzig Registerbände, sogenannte Rubricarii kommen.

Es sei mir gestattet, das Hochgefühl nicht ganz zu verschweigen, mit welchem das Bewußtsein mich erfüllte, daß ich allein es war, dem das Staatsarchiv diese für dasselbe ganz unschätzbare Bereicherung verdankte. Schon wenige Wochen, nachdem ich an dessen Spitze getreten war, befand ich mich in der glücklichen Lage, ihm hiedurch einen Dienst

zu erweisen, dessen Wichtigkeit von keinem derjenigen mehr, die ich ihm im Laufe der folgenden fünfundzwanzig Jahre zu leisten mich abmühte, auch nur annähernd erreicht wurde.

1869.

Bei aller Bescheidenheit, welche ich mir stets zu unverrückbarer Richtschnur meiner Selbstbeurtheilung dienen lasse, erlaube ich mir doch den Ausspruch zu thun, daß meine Lebensbahn nach den beiden Richtungen hin, welche sie verfolgte, der wissenschaftlichen und der politischen, um die Zeit meines Eintrittes in mein fünfzigstes Lebensjahr zu ihrem Höhepunkte emporstieg. Kurz vorher war mir ja durch meine Ernennung zum Vorstande des Staatsarchives, welches zu einem der ersten wissenschaftlichen Institute seiner Art zu erheben von nun an den Gegenstand meiner eifrigsten Bestrebungen bildete, die Möglichkeit zur Entfaltung einer Wirksamkeit dargeboten worden, welche für den Aufschwung der Geschichtsforschung im Allgemeinen und derjenigen Oesterreichs insbesondere hoffentlich nicht ganz ohne ersprießliche Folgen blieb. Sieben Monate später erhielt ich durch meine im Januar 1869 erfolgte Berufung in das österreichische Herrenhaus eine politische Stellung, welche meinen kühnsten Wünschen entsprach. Und schon fünf Monate darauf wurde mir durch meine Wahl zum Vicepräsidenten der Akademie, somit binnen Jahresfrist das dritte ungemein erfreuliche Ereigniß für mich, ein so hoher Rang in der wissenschaftlichen Welt Oesterreichs eingeräumt, daß ich der Erste bereit gewesen wäre, es zu bezweifeln, ob mir denn wirklich meine historischen Arbeiten, so viel Beifall sie auch gefunden haben mochten, hinreichenden Anspruch auf diese Emporhebung über meine Collegen verliehen.

Wer sich das Ansehen, welches zu jener Zeit das Herrenhaus in Anbetracht seiner maßvoll freisinnigen, echt staatsmännischen Haltung besaß, wer sich die Summe von Talenten nicht allein, sondern auch von Charakteren vergegenwärtigt, über die es in so reichem Maße verfügte, der wird wohl begreifen, daß es mich ebenso mit Stolz wie mit Freude erfüllte, von nun an dieser glanzvollen Versammlung anzugehören und im Schooße derselben an den Berathungen über die wichtigsten An-

gelegenheiten regen Antheil nehmen zu dürfen. Hatte sich doch damals das Herrenhaus zu einem so hohen Grade politischer Bedeutung emporgeschwungen, daß es ganz abweichend von den sonstigen Traditionen derartiger Körperschaften diejenige des Abgeordnetenhauses fast noch übertraf. Da war es denn wohl ebenso begreiflich als verzeihlich, wenn ich, weit davon entfernt, an die Möglichkeit eines eintretenden Niederganges zu glauben, mich der Meinung nur allzu leicht hingab, mit meiner Berufung in das Herrenhaus werde mir von nun an ein nicht gering anzuschlagender Einfluß auf die politischen Angelegenheiten Oesterreichs gesichert sein.

Aber nicht nur die achtunggebietende Stellung des Herrenhauses und die Hoffnung, dort eine nicht ganz unfruchtbare Thätigkeit entwickeln zu können, gereichten mir zur Freude; in kaum geringerem Maße trug hiezu auch die Genugthuung bei, einer Körperschaft anzugehören, welche, wie dies auch jetzt noch geschieht, ihre Verhandlungen in jener urbanen, rücksichtsvollen und leidenschaftslosen Form zu führen gewohnt ist, die der Würde der ersten politischen Corporation des Reiches allein entspricht. Um so empfänglicher war ich hiefür, als nicht alle Redner im niederösterreichischen Landtage — obwohl dessen damaliger Zustand im Vergleiche mit dem jetzigen ein musterhafter genannt werden kann — jener Derbheit des Tones sich zu enthalten wußten, welche ihnen vielleicht in ihren sonstigen Lebensverhältnissen zur Gewohnheit geworden war. Im Herrenhause hingegen waren gerade die persönlichen Beziehungen der Mitglieder zu einander der angenehmsten Art. Wie in jeder guten Gesellschaft war es dort zu einer fast allgemein beobachteten, freilich jetzt gleichfalls mehr und mehr außer Acht gelassenen Sitte geworden, daß jedes neu eintretende Mitglied sich sämmtlichen älteren Collegen ohne Unterschied des Ranges und der Partei vorstellen ließ. Ich wenigstens habe dies ausnahmslos Allen gegenüber gethan; dadurch trat ich aber auch zu Allen wenigstens in das Verhältniß persönlicher Bekanntschaft und konnte mich mit jener Behaglichkeit unter ihnen bewegen, welche immer die Folge befriedigender Beziehungen zu den Uebrigen ist.

Einen wohl noch bedeutsameren Einfluß auf meine zukünftige Stellung im Leben als meine Berufung in das Herrenhaus übte meine in den letzten Tagen des Mai erfolgte Wahl zum Vicepräsidenten der Akademie aus.

Schon früher, und zwar bei der Schilderung des Scheiterns der Reformbewegung in der Akademie habe ich mir das Zerwürfniß anzudeuten erlaubt, welches damals im Schooße dieser Körperschaft herrschte. Da ich der Minorität in derselben angehörte, war ich dort ganz ohne

Einfluß und kann daher auch noch heute die Beweggründe nicht mit Bestimmtheit angeben, in Anbetracht deren die maßgebenden Führer der Majorität den Beschluß gefaßt hatten, den doch so vielverdienten Präsidenten Theodor von Karajan nicht wieder zu wählen. Derselbe wurde vielmehr fallen gelassen und der bisherige Vicepräsident, der berühmte Patholog und Anatom Karl Rokitansky an seine Stelle gesetzt. Die Neuwahl eines Vicepräsidenten wurde hiedurch nothwendig gemacht.

Da meine bisherigen Mittheilungen, wie ich mir schmeichle, so sehr den Stempel der Wahrheit an sich tragen, daß sie Jedermann von ihrer Aufrichtigkeit überzeugt haben werden, so wird man wohl auch meiner Versicherung glauben, daß ich, als ich mich zu der betreffenden Sitzung verfügte, von nichts weiter als von dem Gedanken entfernt war, die vorzunehmende Wahl könne auf mich fallen. Und ich werde wohl hoffentlich keiner Verletzung des Amtsgeheimnisses beschuldigt werden, wenn ich es jetzt, nach mehr als vierundzwanzig Jahren unternehme, eine kurze Schilderung dieser für mich so denkwürdigen Sitzung zu entwerfen. Von den sechzig wirklichen Mitgliedern der Akademie waren nicht viel mehr als die Hälfte, sechsunddreißig erschienen, während sonst in derlei Wahlsitzungen gewöhnlich etwa um zehn mehr anwesend sind, indem der von der Gesammtzahl noch fehlende Rest auf Erledigungen durch den Tod, auf Erkrankungen oder sonstige Verhinderungen entfällt. Schon diese verhältnißmäßig geringere Anzahl deutete darauf hin, daß gerade nicht wenige Akademiker sich unter den obwaltenden Verhältnissen an einer Neuwahl gar nicht betheiligen wollten. Von den anwesenden sechsunddreißig Votanten aber stimmten bei der Wahl des Präsidenten gleich im ersten Wahlgange siebenundzwanzig für Rokitansky, während nur sieben dem bisherigen Präsidenten Karajan treu blieben.

So wenig bei dieser Wahl eine Zersplitterung der Stimmen wahrnehmbar war, um so greller trat sie bei der nachfolgenden, der des Vicepräsidenten hervor. Ich hatte nicht gezweifelt, daß sich die Majorität schon früher auf einen Candidaten geeinigt haben werde, welcher gleichfalls im ersten Wahlgange definitiv gewählt werden würde. Wie groß war daher mein Erstaunen, als in demselben elf Stimmen auf mich fielen, während Phillips acht, Bergmann sechs, Karajan fünf, Miklosich vier und Meiller zwei Stimmen erhielten. Ein drastischeres Bild der unter den Votanten herrschenden Zerfahrenheit, als aus dieser Abstimmung hervorging, konnte es wirklich nicht geben.

Es war unmöglich, aus dieser bunt zusammengewürfelten Liste denjenigen herauszufinden, welchen die Majorität als ihren Candidaten betrachtete, und in der That war die von mir vermuthete Einigung gar

nicht erfolgt; nur die Führer hatten sich, wohl nicht ohne eine gewisse Ueberschätzung ihres Einflusses, dahin verabredet, ihre Stimmen auf Phillips zu lenken. Daß derselbe fast alle Eigenschaften besaß, die ihn zu einem überaus tüchtigen Vicepräsidenten der Akademie gemacht haben würden, läßt sich in gar keiner Weise bezweifeln. Er war nicht nur ein Gelehrter von ausgebreitetem, ja man darf wohl sagen europäischem Rufe und ein glänzender Lehrer, sondern auch ein Mann von weltmännischen Umgangsformen, gewandt und verbindlich im Verkehre mit Anderen, ohne jegliche Schroffheit des Auftretens. Aber er war auch gleichzeitig ein so ausgesprochener, leidenschaftlicher Ultramontaner, daß er sogar den Cardinal Rauscher, den Vater des Concordates, als Josephiner betrachtete. Aus diesem Grunde hätte seine Wahl, so schienen viele Mitglieder der Akademie und insbesondere solche, welche der naturhistorischen Classe angehörten, zu besorgen, dieser Corporation vielleicht einen Stempel des Clericalismus aufgeprägt, welcher ihrer wirklichen Gesinnung in gar keiner Weise entsprach. Darum blieben die bisherigen Führer mit ihren Voten so ziemlich vereinsamt, denn von der Majorität wurde ihnen diesmal nicht die gewohnte Heeresfolge geleistet.

Daß dem wirklich so sei, begann sich im zweiten Wahlgange noch deutlicher zu zeigen. Auf mich entfielen sechzehn, auf Phillips zehn, auf Bergmann fünf, auf Miklosich und Meiller je zwei, auf Karajan gar nur mehr eine Stimme. Nun erst trat die früher ganz ungeahnte Wahrscheinlichkeit, ich könnte wirklich zum Vicepräsidenten der Akademie gewählt werden, in einer mich in nicht geringe Erregung versetzenden Weise an mich heran. Denn ich leugne nicht, daß der lebhafte Wunsch nach Erreichung dieses in meinen Augen so hoch stehenden Zieles in mir erwachte, aber ich darf gleichzeitig wohl auch hinzufügen, daß ich mir innerlich gelobte, mich desselben nicht dadurch vor dem Richterstuhle meines Gewissens unwürdig zu machen, daß ich durch meine eigene Stimme auch nur im Geringsten dazu beitrüge, mir die Mehrheit zu verschaffen. Ich votirte wie in den zwei früheren Wahlgängen auch jetzt wieder für meinen Archivscollegen von Meiller, gleichwohl wurde ich im dritten Wahlgange mit neunzehn von sechsunddreißig Stimmen gegen zwölf, welche Phillips erhielt, also mit knappster Majorität, zum Vicepräsidenten der Akademie gewählt.

Vielleicht niemals mag in den Räumen derselben eine überraschtere und gleichzeitig gerührtere Danksagung für eine ähnliche Wahl ausgesprochen worden sein, als dies nunmehr in wenigen Worten von meiner Seite geschah. Und gleichzeitig nahm ich mir kräftig vor, der Akademie meine tiefempfundene Dankbarkeit für die hohe Auszeichnung, die sie mir

erwies, nicht nur in Worten, sondern, soviel es meine Kräfte mir überhaupt erlaubten, auch durch die That zu beweisen.

Als die wichtigste und dringendste Aufgabe, zu deren erfreulicher Lösung mitzuwirken ich mir vornahm, erschien es mir, die damals in der Akademie herrschende Divergenz der Meinungen allmälig zu beschwichtigen, die Gegensätze auszugleichen und ein freundschaftliches Einvernehmen der Mitglieder unter einander anzubahnen. Gelang dies, so konnte eine derartige Einigkeit im Wollen und im Handeln auch auf die Erreichung der hohen wissenschaftlichen Aufgaben der Akademie nur fördernd einwirken.

Das beste Mittel zur Verwirklichung meiner Absicht schien mir in der Herbeiführung eines gewissen geselligen Verkehrs unter den Mitgliedern der Akademie zu bestehen, welche sich sonst fast nur bei den Sitzungen sahen, die natürlicher Weise von den eigentlichen Verhandlungsgegenständen vollkommen ausgefüllt werden. Ich betrat damit einen Weg, welcher, wie mir scheint, auf einem ähnlichen, dem politischen Gebiete bei uns viel zu sehr außer Acht gelassen wird. Seit dem Beginne der constitutionellen Aera in Oesterreich, also seit mehr als dreißig Jahren, haben diejenigen, welche zur Erfüllung dieser Aufgabe am ehesten berufen gewesen wären, die Minister, welcher politischen Partei sie auch angehören mochten, es in ganz gleicher Weise versäumt, in regelmäßig wiederkehrenden geselligen Vereinigungen die politischen Persönlichkeiten verschiedenster Farbe einander näher zu bringen und hiedurch gar manche Schroffheit abzuschleifen, gar manche vorgefaßte Meinung zu berichtigen, die sie von einander trennt. Große Routs, bei denen Alles ohne Auswahl zusammengetrommelt wird, Jeder nur mit seinen Bekannten spricht und so bald als möglich wieder zu entfliehen sucht, gewähren hiefür gar keinen nachhaltigen Ersatz, während kleinere Mittags- oder Abendmahlzeiten, bei denen die Gäste aus möglichst verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt sind, nicht selten eine ziemlich hoch anzuschlagende Wirkung hervorbringen. Wer einmal mehr als eine Stunde hindurch friedlich neben einem Anderen, wenngleich einem Gegner saß, mit ihm plauderte, ja sich vielleicht über so Manches mit ihm verständigte, der wird ihn kaum jemals wieder so leidenschaftlich angreifen, als dies ohne eine derartige Annäherung sonst wohl geschieht. Und auch der Einwurf, man könne den Ministern nicht zumuthen, ein auf den Empfang und die Bewirthung zahlreicher Gäste eingerichtetes Hauswesen zu unterhalten, scheint mir ganz ohne Gewicht. Denn da es sich bei derlei geselligen Vereinigungen ausschließlich um Persönlichkeiten, welche theilnehmen am politischen Leben, also um Männer und nicht auch um Frauen handelt,

so bieten die in Wien befindlichen Hotels eine hinreichende Anzahl hiefür geeigneter Versammlungsorte dar.

Ich kann auch nicht zugeben, daß das, was sich in dieser Beziehung für die Akademie als ersprießlich darstellt, auf die politischen Körperschaften nicht anwendbar sei. In gar mancher anderen Hinsicht unterscheiden sie sich freilich gar sehr von einander. So bedarf eine Corporation wie die Akademie wohl einer möglichst großen Anzahl hervorragender Gelehrter, Bahnbrecher auf dem Gebiete der Wissenschaft, aber in akademischen Angelegenheiten durchaus keiner Führer, deren Auftreten oder Aufwerfung ich allzeit nur als schädlich betrachte, denn je freier, je ungehemmter, je individueller Jeder seine Kräfte entfaltet, umsomehr wird er auch beitragen zur Blüthe der Akademie. Aber die Einigkeit unter ihren Mitgliedern ist für sie darum doch ein kostbares Gut; sie gestaltet den Verkehr der Akademiker erst recht zu einem genußreichen, spornt sie zu geistigem Schaffen, zu einmüthigem Zusammenwirken bei demselben an und erhöht dadurch nicht wenig den Werth und das Ansehen ihrer Corporation.

Ich bin weit davon entfernt, mir einen Ausspruch darüber anmaßen zu wollen, inwieweit die bescheidenen geselligen Vereinigungen, welche ich mit Heranziehung der mir als Vicepräsident der Akademie gebührenden Functionszulage veranstaltete, zur Wiederherstellung und Befestigung des befriedigenden Einvernehmens unter den Akademikern beitrugen. Aber mit inniger Freude darf ich constatiren, daß die kaiserliche Akademie der Wissenschaften heutzutage in Bezug auf die Einigkeit ihrer Mitglieder hinter gar keiner ähnlichen Körperschaft zurücksteht, ja hierin die meisten derselben wohl weit übertrifft. Und wenn ich nicht mit Unrecht mir sagen dürfte, daß ich hiezu während meiner langjährigen Theilnahme an ihrem Präsidium auch nur im Geringsten mitwirken konnte, so würde mich dies wahrhaft beglücken.

Nicht ganz so friedlich wie meine Thätigkeit im Schooße der Akademie gestaltete sich diejenige auf dem Felde der Politik, ja es ereigneten sich auf dem letzteren manchmal recht unangenehme Conflicte, von welchen ich nur einen einzigen als den mir allerunwillkommensten hier anführen will, weil er mich in Zwiespalt mit meinem eigenen Chef, dem Freiherrn von Beust brachte. Gleich nach meiner Berufung in das Herrenhaus wählte mich dasselbe in seine politische Commission, und ich nahm an den Verhandlungen über die ihr zugewiesenen Gegenstände eifrigen Antheil. Unter ihnen befand sich auch der Entwurf eines Vertrages mit Preußen über die Regulirung der Grenze gegen Böhmen, und bei demselben war, wenn ich nicht irre, zum ersten Male die in Folge des Aus-

gleiches mit Ungarn festgestellte neue Titulatur des Kaisers von Oesterreich in Anwendung gekommen. Bei der Vorberathung im Ausschusse erlaubte ich mir zu sagen, es wundere mich, daß diese für uns Oesterreicher so wichtige Titelfrage im Reichsrathe nur so ganz nebenhin und nicht durch eine eigene Vorlage zur Sprache gebracht werde.

Die unbestreitbare Richtigkeit meiner Bemerkung und der sichtliche Eindruck, welchen sie auf meine Collegen hervorbrachte, mehr aber noch die gewiß der Wahrheit entsprechende, aber vielleicht unvorsichtige Aeußerung, die ich mir bei der hierüber stattfindenden Discussion entschlüpfen ließ, die Politik des österreichischen Ministeriums habe den Anforderungen der Ungarn gegenüber nur in stetem Zurückweichen vor denselben bestanden, ärgerten den bei der Ausschußberathung anwesenden Minister Giskra. Bereitwillig gebe ich zu, daß der Gegensatz, in welchem er und ich uns seit der Frankfurter Zeit her befanden, sich nie völlig verwischt hatte. Zudem gehörte Giskra zu jenen nicht gerade dünn gesäeten, innerlich despotischen Naturen, welche, unter dem Banner der Freiheit emporgekommen, nach Erreichung dieses Zieles das Gewaltsame ihres Wesens ganz ungescheut hervortreten lassen. Jede Meinungsverschiedenheit verdroß ihn, und ein offener Widerspruch veranlaßte ihn allsogleich zu gereizter Entgegnung. Um so leidenschaftlicher wurde dieselbe, wenn sie sich nicht nur wider einen alten Gegner, sondern noch dazu wider einen Mann kehren konnte, der zu der Staatsregierung in einem Dienstverhältnisse stand.

Nicht nur in Worten, sondern auch in Thaten habe ich mich stets zu der Meinung bekannt, daß der Beamte in Allem, was seine dienstliche Stellung angeht, zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet sei. Wird ihm ein Auftrag ertheilt, der seiner Anschauung, ja seiner Ueberzeugung widerspricht, so darf er sich eine freimüthige Gegenvorstellung erlauben; sollte dieselbe jedoch nicht berücksichtigt und der Befehl wiederholt werden, so muß er demselben blindlings gehorchen oder auf seinen Posten verzichten. Damit aber scheint mir auch der Umfang der Pflicht, die aus einer dienstlichen Stellung hervorgeht, genau umschrieben zu sein. Läßt man den Eintritt eines Beamten in die Repräsentanz des Reiches zu, dann darf auch ihm für seine Thätigkeit in derselben nur seine Ueberzeugung zum Leitstern dienen, und es widerfährt ihm offenes Unrecht, wenn ihm ein Vorwurf, ja sogar materielle Benachtheiligung daraus erwächst, daß diese Ueberzeugung sich nicht allzeit mit der Anschauung der jeweiligen Regierung im Einklange befindet.

Wenn schon bei den Abgeordneten, so scheint mir dies in fast noch höherem Maße bei den Mitgliedern des Herrenhauses der Fall zu sein.

Denn bei den Ersteren findet in der weit überwiegenden Regel wenigstens eine von dem Candidaten ausgehende Bewerbung um einen Platz in der Reichsvertretung statt. Das Mitglied des Herrenhauses aber gelangt ganz ohne sein Zuthun und lediglich durch kaiserliche Ernennung in dasselbe. Dem Monarchen hat er Treue, dem Staate redliche Pflichterfüllung zu geloben, von einer Gleichförmigkeit seiner Ansichten mit denen der Regierung ist darin mit keinem Worte die Rede.

Ganz von diesen Ideen erfüllt, ließ ich mich durch die gereizte Erwiederung des Ministers Giskra auf meine Bemerkung nicht einschüchtern. So groß war sein Unmuth hierüber, daß er sich allsogleich zu Beust verfügte, um mich bei ihm zu verklagen. Dieser aber ertheilte dem Sectionschef von Hofmann den demselben recht unwillkommenen Auftrag, mir die Mißbilligung meines Verfahrens und die Erwartung auszusprechen, daß sich dasselbe nicht wiederhole.

Ich war mit Hofmann schon zu lang bekannt und zu gut befreundet, als daß er von mir eine andere als die in ruhigstem Tone abgegebene Erklärung erwarten konnte, als Archivsdirector stünde ich allzeit pünktlichst zu Befehl des mir vorgesetzten Ministers, als Mitglied des Herrenhauses aber könnte ich ihn niemals als Richter über meine Handlungsweise in demselben erkennen. Binnen sehr wenig Tagen ergab sich für mich der Anlaß, diese Erklärung dem Freiherrn von Beust persönlich zu wiederholen, und als er den Fehler beging, sich zu erhitzen und bis zu Drohungen in Bezug auf meine amtliche Stellung zu gehen, da entgegnete ich ihm, keinen Augenblick die Sprechweise verleugnend, in welcher der Untergebene mit seinem Vorgesetzten zu verkehren hat, es stehe ihm frei, zu thun, was er für gut halte. Ich aber würde selbstverständlich eine Maßregelung, die mir wegen meiner Haltung im Herrenhause widerführe, in dieser Versammlung zur Sprache bringen und sei versichert, die ganze Corporation ohne Unterschied der Parteien auf meiner Seite zu finden.

Seither wurde mir nie wieder, weder von Beust noch von einem anderen Minister auch nur die geringste Ausstellung wegen meines Verhaltens im Herrenhause gemacht. Aber obgleich mir binnen Kurzem wiederholter Anlaß dargeboten wurde, meiner Ueberzeugung getreu für einzelne Schritte Beust's mit Lebhaftigkeit einzutreten, obgleich er, wie ich mit Bestimmtheit weiß, sich aus diesem Anlasse gegen seine vertrauteste Umgebung in warmer Lobpreisung meiner Ausführungen erging, obgleich wir endlich in seinen späteren Lebensjahren noch manche verbindliche Berührung mit einander hatten, so waren und blieben wir uns doch innerlich entfremdet. Ich hatte das bestimmte Gefühl, ich sei ihm im Grunde sehr wenig sympathisch, und auch ich fühlte mich nie recht hingezogen zu ihm.

Die Gelegenheit, von der ich soeben sprach, für Beust's politische Haltung eine Lanze zu brechen, ergab sich mir durch meine Wahl in die Delegation, welche im Juli 1869 zu ihrer zweiten Session in Wien zusammentrat. Auch damals schon ruhte, wenngleich nicht in so hohem Maße wie jetzt, der Schwerpunkt ihrer Verhandlungen im Finanzausschusse, in den ich gleichfalls entsendet wurde. Und da es allgemein hieß, das jüngste Mitglied des Herrenhauses müsse neben zwei Abgeordneten das Amt des Schriftführers übernehmen, so ließ ich mir großmüthig diese nicht allzu schwere Last auferlegen, obgleich ich älter als mein gleichfalls in den Ausschuß gewählter College Winterstein war.

Wie immer, drehten sich die Verhandlungen des Finanzausschusses, welcher gerade in der heißesten Zeit durch mehr als drei Wochen fast ununterbrochen tagte, um die von dem damaligen Reichskanzler als Minister des Aeußern befolgte Politik und um das Budget des Kriegsministeriums. Zwei Vorwürfe waren es zunächst, welche gegen Beust's Politik von dem linken Flügel der deutschen Partei erhoben wurden: zu große Connivenz gegen Rom und zu schroff ablehnende Haltung gegen Preußen. Nach meiner innigen Ueberzeugung hielt ich diese Vorwürfe nicht für gerecht, und ich trat daher aus diesem Grunde gegen sie in die Schranken. Insbesondere war dies hinsichtlich der Depesche Beust's vom 2. Juli 1869 an den Botschafter in Rom, Grafen Trauttmansdorff, über die Unmöglichkeit der Aufrechthaltung des Concordates der Fall. Die entscheidenden Worte, welche sie enthielt, waren mir ja, wenn ich so sagen darf, geradezu aus der Seele geschrieben:

„Die wesentlichsten Bestimmungen des Concordates," so lauten sie, „sind in Oesterreich unausführbar geworden. Die privilegirte Stellung, die es dem Clerus einräumte, kann ihm nicht mehr erhalten werden und würde ihm auch künftighin nur schaden. Und schließlich würde die Hoffnung, daß der gegenwärtige Zustand ein nur vorübergehender sei und durch einen Wechsel des Ministeriums abgeändert werden könne, auf einer Täuschung beruhen."

Diese Worte entsprachen ebensosehr meinem Sinne als der auf sie gegründete Ausdruck der Absicht, die Lösung der obschwebenden Differenzen in friedlichem Einvernehmen mit dem heiligen Stuhle herbeizuführen und nicht durch eine Kriegserklärung an denselben. Darum trat ich auch im Finanzausschusse der Delegation mit einer Lebhaftigkeit, welche lediglich in meiner Anschauung und in gar keiner Weise in dem Bestreben wurzelte, mir meinen Chef wieder zu versöhnen, für seine Depesche ein. Und ich besitze Ursache zu glauben, daß die Worte, mit denen ich meine Rede schloß, nicht ohne einen gewissen Eindruck auf die Versammelten

blieben. „Wer sich gleich mir," so ungefähr lauteten sie, „aus unmittelbarer Erfahrung des Geistes erinnert, welcher vor vierzehn Jahren, zur Zeit des Abschlusses des Concordates dieselben Räume durchwehte, in welchen vor Kurzem die Beust'sche Depesche geschrieben wurde, der wird der letzteren seine warme Anerkennung nicht versagen."

Ein zweiter Tadel, welcher meines Erachtens gleichfalls mit Unrecht gegen Beust erhoben wurde, betraf seine kühle Haltung gegen Preußen. Als dieser Gegenstand in der Plenarversammlung der Delegation zur Sprache kam, warnte ich den Angriffen gegenüber, welche von einigen Abgeordneten ausgingen, vor einer Verwechslung Preußens mit Deutschland. Ich wies auf die gegen Oesterreich so feindseligen Aeußerungen hin, in denen sich damals noch Bismarck und seine Preßorgane ergingen. Angesichts derselben und der noch blutenden Wunden von dem letzten mörderischen Feldzuge her erschien es mir fast wie ein Vergehen gegen Oesterreichs Ehre, wenn man es dazu drängen wollte, um Preußens Freundschaft zu buhlen. Der Beifall, der meinen Worten folgte, zeigte, daß sie Vielen aus dem Herzen gesprochen waren.

Was das Budget des Reichskriegsministeriums betrifft, so befand sich damals das berühmt gewordene Streichquartett in voller Action; alle vier Mitglieder desselben saßen im Finanzausschusse der Delegation und übten daselbst ihre restringirende Thätigkeit aus. Ich muß offen gestehen, daß auch ich, wenigstens insofern öffentliche Angelegenheiten in Betracht kommen, ein Sparmeister und der Ansicht bin, daß die Grundsätze eines solchen nicht in allen Theilen des österreichischen Staatsbudgets hinreichend zur Geltung gelangen. Aber allzeit betrachtete ich es auch als einen Fehler des linken Flügels der liberalen Partei, daß er sich den wirklichen Bedürfnissen der Kriegsverwaltung gegenüber zu abwehrend verhielt und dadurch Anlaß zu dem gewiß zu weit gehenden Vorwurfe gab, er gefährde hiedurch die Wehrfähigkeit des Reiches.

Andererseits hielt ich aber doch auch manche Anforderung des Kriegsministeriums für zu hoch gespannt und darauf berechnet, ein Mehr zu begehren, um auf jeden Fall das Wenigere zu erlangen. Es schien mir daher ein patriotisches Beginnen, zwischen diesen beiden Extremen den Mittelweg einzuschlagen und Anträge einzubringen, durch deren Annahme wohl dem wirklich vorhandenen Bedürfnisse genügt, jedoch auch die so nothwendige Schonung unserer Finanzen herbeigeführt würde. Aber ich für meine Person kam nicht gerade gut dabei weg. Denn sehr häufig erlangten meine vermittelnden Anträge die Majorität, und dann beschuldigte mich das Streichquartett, daß ich beitrage zu übermäßiger Belastung der Finanzen. Der damalige Kriegsminister Freiherr von Kuhn

aber, mit dem ich schon seit der Zeit, als er noch Oberst gewesen, bekannt und stets auf gutem Fuße gestanden war, wetterte demungeachtet in seiner drastischen Weise gegen mich und klagte mich an, daß um meiner vermittelnden Anträge willen seine höheren Anforderungen nicht die Genehmigung der Delegation erhielten.

Die Grundsätze der Sparsamkeit, welche damals in Bezug auf das Kriegsministerium eine manchmal vielleicht zu weit gehende Anwendung fanden, wurden übrigens zu jener Zeit auch auf das des Ministeriums des Aeußern ausgedehnt, und ich muß es Beust zur Ehre nachsagen, daß er sich in dieser Beziehung nicht empfindlich erwies. Er wäre damit auch umsomehr im Unrechte gewesen, als man ja nur im Interesse des Staates handelt, wenn man auf die einzelnen Posten hindeutet, hinsichtlich deren eine nicht ganz unansehnliche Ersparung ohne jede Beeinträchtigung der Erfordernisse des Dienstes eintreten könnte. Von diesem Gesichtspunkte ging ich aus, als ich die Aufhebung des Postens eines Gesandten in Hamburg beantragte, welchen damals der jetzige Fürst-Großprior des Johanniterordens, Graf Guido Thun bekleidete. So sehr war mein Antrag der wirklichen Sachlage entsprechend, daß er, wie ich glaube, fast einstimmig angenommen wurde. Graf Thun aber ließ sich dadurch, daß ich die Anregung dazu gegeben, die Kosten seines Postens zu ersparen, nicht irre machen in der Aufrechthaltung seiner wohlwollenden Beziehungen zu mir.

Die Delegation stand am Ende ihrer Berathungen, und ich wurde von ihr in den sogenannten Siebener-Ausschuß gewählt, dem die Aufgabe zufiel, die Differenzen verschwinden zu machen, welche sich zwischen ihren Beschlüssen und denjenigen der ungarischen Delegation ergaben. In zwei Punkten bestanden sie: in der Erbauung von zwei Kriegsdampfern, sogenannten Monitors auf der unteren Donau, für welche unsere Delegation die Mittel verweigert, während die ungarische sie bewilligt hatte. Außerdem nahmen wir die ganze von dem Triester Lloyd zu entrichtende Einkommensteuer von 82000 Gulden, weil sie in Triest zu bezahlen war, für die diesseitige Reichshälfte in Anspruch, während Ungarn, da es ja gleichfalls zur Subventionierung des Lloyd beitrug, begehrte, daß die erwähnte Einkommensteuer von der gemeinsam zu tragenden Subvention in Abzug gebracht werde.

Dieses Verlangen der Ungarn schien mir, ehrlich gestanden, nicht unbillig zu sein, und ich hätte gern einen Ausgleich herbeigeführt, demzufolge die diesseitige Reichshälfte auf den alleinigen Bezug der Steuer des Lloyd, die ungarische aber auf die Errichtung der Monitors auf der unteren Donau verzichtet hätte. Denn die letztere hielt ich für eine ziem-

lich überflüssige Maßregel, nur dazu geeignet, die Donauländer zu ähnlichen Verfügungen zu veranlassen und damit auch dort unten eine Art der Bewaffnung herbeizuführen, welche im beiderseitigen Interesse wohl besser unterblieb. Und selbst die Ungarn wären nicht abgeneigt gewesen, auf eine derartige Verständigung einzugehen, obgleich sie bei ihrer Geschlossenheit und unserer Zerfahrenheit mit voller Bestimmtheit darauf rechnen konnten, bei einer gemeinsamen Abstimmung hinsichtlich beider Punkte Sieger zu bleiben. Aber gerade diese Gemeinsamkeit der Abstimmung war es, der sie in Anbetracht ihres separatistischen Standpunktes und der etwaigen Angriffe, die sie um ihretwillen von Seite ihrer heimischen Ultra's besorgten, gern aus dem Wege gegangen wären. Unsere deutschen Formalisten aber sträubten sich gegen eine Nachgiebigkeit in der Lloydfrage, obwohl sie im Voraus wissen mußten, daß sie hinsichtlich derselben schließlich doch unterliegen würden. Bei dem Fortbestehen der Differenz blieb also am Ende nichts Anderes übrig, als sie im Wege einer gemeinsamen Abstimmung zur Entscheidung zu bringen.

Im ersten Augenblicke schien die Wahl des Locales, in welchem das Zusammentreten beider Delegationen stattfinden sollte, einige Schwierigkeit zu bereiten, denn selbstverständlich konnten sich die Ungarn ebensowenig in das unserige als wir uns in das ihrige verfügen. Da kam mir der, wie ich sagen zu dürfen glaube, glückliche Gedanke, als Vicepräsident der Akademie der Wissenschaften den großen Sitzungssaal derselben zu dem beabsichtigten Zwecke anzubieten. Von beiden Seiten wurde mein Antrag freudig angenommen und im Nu adaptirte die betreffende Hofbehörde den Saal zu der daselbst abzuhaltenden Sitzung, welche denn auch am 30. August wirklich stattfand.

Den Ungarn als unseren Gästen überließen wir die rechte Seite des Saales, während die österreichische Delegation die linke Seite desselben einnahm. Das Loos hatte über das Präsidium zu entscheiden, wobei der Vicepräsident von Hopfen, welcher in Abwesenheit des als unwohl entschuldigten Präsidenten Fürsten Carlos Auersperg bei uns den Vorsitz führte, gegen den Präsidenten der ungarischen Delegation, den Grafen Majláth unterlag. Unter dem Vorsitze des Letzteren begann also die Sitzung; ungarisch wurden die erforderlichen Formeln gesprochen und für uns „Schwaben" ins Deutsche übersetzt. Und als es zur Abstimmung kam, da stimmten gar Viele aus unseren Reihen, insbesondere die Polen und die Ultramontanen gegen unsere Anträge, während von Seite der Ungarn zu Gunsten der ihrigen das „igen" von sämmtlichen Lippen scharf und deutlich, wie aus Einem Munde ausgesprochen wurde. In der Frage wegen Erbauung der Kriegsdampfer

blieben wir mit 39 gegen 59, in der Lloydfrage aber gar mit 34 gegen 64 Stimmen in der Minorität.

Mit dieser Niederlage, die ich jedoch keineswegs schmerzlich empfand, endigte die erste Delegationssession, an welcher ich theilnahm. Aber obgleich die Erinnerung an sie und an meine Thätigkeit in derselben mir nur eine angenehme ist, so nahm ich mir doch vor, einer neuerlichen Wahl in die Delegation künftighin womöglich aus dem Wege zu gehen. Denn bei unseren unfertigen constitutionellen Einrichtungen ist es für einen Untergebenen, wenn er nicht die Rolle eines stummen Jasagers spielen will, ungemein schwer, über die Thätigkeit seines Ministers zu Gericht zu sitzen. Tritt man — wenngleich nur aus feststehender Ueberzeugung — für ihn ein, so wird der Verdacht rege, daß dies blos wegen der amtlichen Unterordnung unter den Minister geschehe. Und wäre man einmal einer anderen Meinung als er, ja würde man es wagen, ihr auch Ausdruck zu verleihen, so wäre man wohl in seinen Augen und vielleicht in denen gar manches Anderen nichts Geringeres als ein Rebell.

So lebhaft mich auch die Delegationsarbeiten interessirten, so sehr war ich doch durch die mit ihnen verbundene Anstrengung, welche in Folge der herrschenden Hitze noch abspannender wirkte, ermüdet, und mit Freude begrüßte ich den Augenblick, in welchem ich meine Sehnsucht nach einiger Erholung in Wiese, Wald und Gebirg befriedigen konnte. Am 31. August eilte ich nach Tillysburg, meine Tochter dort abzuholen, wo sie wieder bei der ihr so freundschaftlich gesinnten Familie O'Hegerty einen höchst angenehmen Sommeraufenthalt genoß. Ueber Salzburg begaben wir uns nach Gastein, wo wir einen kurzen Aufenthalt machten und bei einem Ausfluge in das Kötschachthal mit einem ehemaligen Chef, Freiherrn von Werner zusammentrafen, der nun den Posten eines Gesandten in Dresden bekleidete. Mit dem herzlichsten Wohlwollen beglückwünschte er mich zu der Laufbahn, welche ich seit dem letzten Jahrzehnt, also in dem Zeitraume zurückgelegt hatte, in welchem er nicht mehr mein Vorgesetzter war.

Am nächsten Tage, dem 5. September brachen wir frühzeitig auf, um den Uebergang über den Malnitzer Tauern zu unternehmen. In leichtem Wagen fuhren wir von Gastein nach Böckstein, wo die Pferde ausgespannt und mit den von uns mitgebrachten Sätteln versehen wurden. Zwei Träger, die uns erwarteten, beluden sich mit unseren Handkoffern, und wohlgemuth traten wir den Ritt nach dem Naßfelde an. Am

Kesselfall, dem Schleierfall und den beiden Bärenfällen kamen wir vorüber, wie sehr waren wir aber verwundert, als in dem Augenblicke, in welchem wir vor der Straubingeralm anlangten, eine englische Gesellschaft, aus zwei Damen und zwei Herren mit einem eigenen Reisecourier bestehend, mit fünf Tragthieren versehen, schon im Aufbruche von dort begriffen war. Unsere Träger bedauerten uns, denn nun sei es entschieden, daß die Engländer uns die wenigen in Malnitz verfügbaren Pferde wegnehmen würden, um heute noch nach Obervellach zu gelangen. Wir aber würden in Malnitz zurückbleiben müssen.

Weder meine Tochter, welche allzeit ein leicht zu befriedigender Reisekamerad war, noch ich ließen uns durch diese Mittheilung unsere fröhliche Stimmung verderben, aber wir beeilten uns doch, sobald wir unseren Pferden die unumgänglich nöthige Rast und Erfrischung gegönnt hatten, weiter zu reiten. Bald nachdem man den Thalboden des Naßfeldes verläßt, erhebt sich der ziemlich steil ansteigende Pfad, und immer öder und trostloser wird die jeglicher Vegetation entbehrende Gegend, die man durchmißt. Da plötzlich, hoch über uns, fesselte ein blutrother Punkt mitten im graubraunen Gestein unsere Blicke, den wir uns nicht zu erklären vermochten. Immer größer und größer wurde er, je mehr wir uns näherten, und endlich erkannten wir ihn als einen ungeheuren Pack, in einen hochrothen Plaid gewickelt, offenbar ein Bestandtheil der Habseligkeiten der Engländer, welche kurz vor uns dieses Weges gekommen waren. Kaum hatten wir in einiger Entfernung von da ein zweites Gepäcksstück, einen großen schwarzen Glanzlederkoffer entdeckt, der gleichfalls zurückgelassen worden war, so sahen wir auch schon von der Höhe des Tauernhauses herab Männer kommen, die Effecten zu holen. Denn das Packpferd war überladen gewesen, man hatte ihm die schwersten Lasten abnehmen müssen, und nun wurden dieselben recht mühsam auf die Höhe geschleppt.

Das Mißgeschick Anderer zum eigenen Vortheil zu benützen, ist gewiß nicht schön, aber manchmal ist die Versuchung größer, als daß man ihr zu widerstehen vermöchte. Da unsere Pferde vom Tauernhause aus zurückgeschickt wurden, bedurften wir nur einer kurzen Rast, aber dennoch waren die Engländer schon vor uns aufgebrochen und hatten daher einen, wenn auch nicht sehr großen Vorsprung. Aber sie wanderten ganz gemächlich einher und dachten gar nicht daran, daß wir ihnen schon so nahe an den Fersen sein könnten. Ich war damals noch ein kräftiger und ausdauernder Fußgänger, und auch meine Tochter konnte in dieser Beziehung ziemlich hochgespannten Anforderungen genügen. Die Engländer zu überholen, darauf war unser ganzes Sinnen und Trachten

gerichtet, und das Glück war uns hiebei günstig. Vor einem kleinen Gebäude, ich weiß nicht mehr ob einer Alm oder einer Scheune hatten die Engländer einen Augenblick Halt gemacht, die vor ihren und unseren Augen ausgebreitet daliegenden Thalgründe zu überschauen, als ich plötzlich, ihnen bisher durch das Gebäude verborgen, mit meinem Träger in raschestem Schritte an ihnen vorübereilte. Wie ein elektrischer Schlag wirkte das auf sie, auch sie setzten sich in Laufschritt, und nun gingen, ja rannten wir in fortwährend sich gleichbleibenden Distanzen gegen Malnitz zu. Voran mein Träger und ich, dann die ganze englische Schaar mit Allem, was dazu gehörte, und zuletzt meine Tochter mit ihrem Träger; so sehr sie sich auch abmühte, so vermochte sie doch die Engländer, lauter junge und kräftige Leute, nicht zu überholen.

Als das Dörfchen Malnitz erreicht war, beflügelte ich noch mehr meine Schritte und stürzte ins Gastzimmer. Der alten Frau, welche, eine Brille auf der Nase, bei einer Flickarbeit saß, rief ich hastig zu: „Frau Wirthin, haben Sie ein Pferd zur Fahrt nach Obervellach zu Hause?" „Ja, netter oans," lautete die bedächtige Antwort. „Was kostet es?" fragte ich wieder, und nachdem ich auf die Erwiederung „zwoa Gulden" diesen Betrag erlegt und die Versicherung erhalten hatte, daß mir nun Niemand mehr das Pferd wegfischen könne, stürmte schon die Schaar der Engländer am Fenster vorbei und zur Thüre herein.

Ein klein wenig hatte ich besorgt, daß sie meine List und das Gelingen derselben übel aufnehmen könnten. Aber nicht im Mindesten war dies der Fall; der ganze Wettlauf schien ihnen einen Hauptspaß zu machen. Sichtlich erfreut, sich über dieses lustige Erlebniß in ihrer Muttersprache, denn eine andere kannten sie nicht, unterhalten zu können, fügten sie sich in heiterster Laune in ihr freilich nicht allzu trauriges Loos, noch ein Weilchen in dem freundlichen Malnitz zurückbleiben zu müssen. Als das Wägelchen, mit dem einzigen verfügbaren Pferde bespannt, am Gasthause vorfuhr, um meine Tochter und mich nach Obervellach zu bringen, begnügten sie sich mit unserer Zusage, ihnen dort Nachtquartier zu bestellen, denn die Wirthin versprach, von der nächsten, aber darum freilich nicht gerade nahen Bergweide Pferde herabkommen zu lassen. Und wirklich trafen noch am selben Abende, wenngleich erst nach Verlauf von mehreren Stunden unsere Engländer in Obervellach ein, und wir saßen dort noch ein Weilchen guter Dinge beisammen.

Am nächsten Morgen fuhren wir von Obervellach nach Winklern, von wo wir, den Iselberg zu Fuß überschreitend, nach Dölsach, dem Geburtsorte Defregger's, und von da nach Lienz gelangten, wo wir einen schwerkranken Verwandten besuchten. Nach Winklern zurückgekehrt, fuhren

wir von dort, der schäumenden Möll entgegen, bis Heiligenblut, von wo wir am frühesten Morgen des [illegible] September den Weg zur Pasterze einschlugen und auf demselben bis zu der Schneide des Höhenzuges ritten, von welchem der Gletscher der Pfandelscharte nach der Ferleiten hinabhängt. Dort stiegen wir ab, ließen uns die Steigeisen anschnallen und überschritten nun den Gletscher in etwa anderthalbstündigem Marsche bis zum Thalboden der Ferleiten, von wo wir noch drei starke Stunden bis zum Tauernwirthshause zurückzulegen hatten. Von dort fuhren wir bis zur Bahnstation Bruck und dann über Mittersill bis zum Endpunkte des Pinzgaues, der Krimml, wo wir die herrlichen Wasserfälle, und zwar unter günstigeren Umständen besuchten, als sie meiner Frau und mir vor einem Vierteljahrhundert auf unserer Hochzeitsreise beschieden gewesen waren.

Nach Mittersill zurückgekehrt, schlugen wir den Weg über den Paß Thurn nach Kitzbüchel ein. Dort hauste damals noch die Tiefenbrunner Wirthin, mit der Scholastika am Achensee und der Frau Emma in Niederndorf eine der drei berühmten Frauen Tirols. Man wußte, daß man bei ihr sehr gut aufgehoben, aber auch daß sie in Bezug auf die Aufnahme ihrer Gäste ungemein wählerisch sei. Insbesondere hege sie, wurde von ihr erzählt, eine große Abneigung gegen Frauen. Ich glaubte also besonders klug zu thun, wenn ich einstweilen allein zur Tiefenbrunnerin hinaufging, um mit ihr über unsere Unterkunft zu verhandeln. Aber zu meiner großen Beschämung wollte sie mich durchaus nicht aufnehmen; ich kehrte daher etwas ärgerlich und mit dem Vorsatze zum Wagen zurück, uns anderswo Quartier zu suchen. Ehe wir dies jedoch wirklich unternahmen, was wegen des strömenden Regens nicht gerade erfreulich gewesen wäre, versuchte es noch meine Tochter, das harte Herz der Tiefenbrunnerin zu erweichen. Es gelang ihr leichter und rascher als mir, und so waren wir denn binnen Kurzem ganz behaglich untergebracht.

Eine Besteigung der hohen Salve, am 13. September unternommen, bildete das letzte erwähnenswerthe Ereigniß dieses Ausfluges ins Gebirg. Gleich nach dessen Beendigung eilte ich nach Wien zurück, wohin die schon am 15. September geschehende Wiedereröffnung des niederösterreichischen Landtages mich berief.

Von den umfassenden Verhandlungen desselben, an denen ich mich wieder lebhaft betheiligte, will ich nur einen einzigen Punkt erwähnen, der mir von großer Wichtigkeit zu sein schien und hinsichtlich dessen ich denn auch zur Durchsetzung meiner Meinung jede mir nur irgendwie mögliche Anstrengung machte. Ich hatte nämlich schon in dem Schulausschusse den Antrag gestellt, die Eltern der schulpflichtigen Kinder von

der Bezahlung des Schulgeldes an den gewöhnlichen Volksschulen zu befreien und die erforderlichen Summen im Wege einer Bezirksumlage hereinzubringen. Denn einerseits Auferlegung des Schulzwanges und andererseits Verpflichtung zur Zahlung des Schulgeldes schienen mir zwei ganz unvereinbare Dinge zu sein. Aber es war ebenso merkwürdig als bedauerlich, zu sehen, wie der Verwirklichung dieses gerade im Interesse der ärmeren Bevölkerung gelegenen Vorschlages von mannigfachster, sogar von demokratischer Seite Gegner erwuchsen, deren vereinigten Bemühungen es denn auch gelang, ihn wenigstens vorläufig zum Falle zu bringen. Vorläufig, sage ich, denn das wirklich Richtige brach sich schließlich doch Bahn, und in einer späteren Session, an der ich längst nicht mehr theilnahm, machte der niederösterreichische Landtag den zuerst von mir ausgesprochenen Gedanken zur Wahrheit und hob das Schulgeld für die niederen Volksschulen im Bereiche des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns auf. Fast alle rein oder doch überwiegend deutschen Kronländer Oesterreichs, ja sogar Galizien und die Bukowina, Krain und Dalmatien folgten diesem Beispiele.

Das anfängliche Unterliegen eines Antrages, den ich, wie ich glaube, mit Recht für einen ungemein segensreichen hielt, verstimmte mich tief. Diese Empfindung und der Mißmuth über so manche meines Erachtens höchst unpraktische Bestimmung, welche durch die Schultheoretiker des Landtages in das neue Realschulgesetz gebracht worden war, verleidete mir einigermaßen meinen bisher so regen Antheil am Schulwesen und legte mir den Gedanken nahe, ob ich denn bei meiner Ueberhäufung mit anderen Geschäften nicht besser daran thäte, der Theilnahme an den Landtagsverhandlungen in Zukunft zu entsagen.

1870—1872.

Unendlich mehr als die Verhandlungen des niederösterreichischen Landtages sagten mir die des Herrenhauses nicht nur, wie bereits erwähnt, der verbindlichen Form, in der sie geführt wurden, sondern, ehrlich gestanden, hauptsächlich des Umstandes wegen zu, daß mir in denselben mein Wort und meine Meinung eine höhere Geltung zu besitzen schienen als in denen des Landtages. Bei jedem Anlasse zeigte sich dies, und ich wurde

nicht nur häufig zum Mitgliede der verschiedensten Commissionen, sondern auch bei sehr vielen wichtigen Verhandlungen zum Berichterstatter gewählt. Die Aufmerksamkeit, mit der man mir zuhörte, und der Beifall, mit welchem man mich belohnte, ermunterten und ermuthigten mich, wie denn hierin ja allzeit die Wirkung des Gelingens besteht, während das Mißlingen die entgegengesetzte hervorbringt. Mit solchem Eifer und mit solcher Freude betheiligte ich mich an den Verhandlungen des Herrenhauses, daß ich in dem Decennium von 1870 bis 1880 neben meinem Collegen Winterstein vielleicht dessen meistbeschäftigtes Mitglied genannt werden konnte.

Selbstverständlich kommt es mir nicht in den Sinn, auch nur den kleineren Theil der Verhandlungen hier aufzählen zu wollen, in denen dies geschah. Aber es sei mir doch gestattet, meines Antheils an der Debatte über die Adresse zu gedenken, welche das Herrenhaus im Januar 1870 zur Beantwortung der bei der Wiedereröffnung des Reichsrathes gehaltenen Thronrede an den Kaiser zu richten beschloß.

Obgleich sich damals noch das sogenannte Bürgerministerium am Ruder befand, so warf doch schon diejenige Politik, deren Vertreter bald darauf, und ein Decennium später sogar für sehr lange Zeit an dasselbe gelangten, die der vermeintlichen Versöhnung ihre Schatten in das Haus. Ein schöneres, herzgewinnenderes Wort als dieses, ein edlerer als der ihm zu Grunde liegende Zweck kann in der That nicht gedacht werden, und Jeder, der es gut meint mit seinem Lande, seinem Volke würde wohl sehr gern mit Hand anlegen zur Erreichung desselben. Aber wer sich ruhigen Blutes von dem süßen Kerne der Phrase zu der rauhen, trockenen Wirklichkeit der Sache selbst wendet, der wird allmälig einsehen, daß die Versöhnung, wenn überhaupt, ganz gewiß nicht durch schwächliches, stets zu neuen Zugeständnissen getriebenes Nachgeben an die immer mehr sich steigernde Begehrlichkeit der zu Versöhnenden, sondern nur durch beharrliches Feststehen auf jener Grenzlinie erreicht werden kann, welche niemals überschritten werden darf, wenn nicht das Wohl, ja schließlich sogar der Bestand des Staates preisgegeben werden soll.

Das war damals der Kern meiner Rede, deren Wiederabdruck den Beweis liefern würde, daß auch heute noch, nach dreiundzwanzig Jahren jedes darin gesprochene Wort mit gleicher, ja mit noch größerer Berechtigung wiederholt werden könnte. Aber obwohl sie lebhaften Beifall fand, so bin ich doch weit davon entfernt, ihr auch nur den geringsten Antheil an dem Siege zuschreiben zu wollen, welchen unsere Sache im Herrenhause errang. Ihrer eigenen Stärke verdankte sie ihn vor Allem, aber die überzeugenden Ausführungen eines Lichtenfels, eines Anton

Auersperg, eines Pratobevera trugen doch wenigstens dazu bei, diesen Sieg gleichzeitig zu einem glanzvollen zu gestalten.

So groß aber auch die Majorität, welche den von der Verfassungspartei des Herrenhauses ausgehenden Entwurf der Adresse zum Beschlusse erhob, und so deutlich die Sprache sein mochte, deren sie sich in derselben bediente, so blieb doch diese Kundgebung ganz ohne Wirkung. Nur wenige Monate vergingen und das Bürgerministerium fiel, das des Grafen Potocki aber trat an dessen Stelle. Eine seiner ersten Regierungshandlungen bestand in der Auflösung des Abgeordnetenhauses und der Landtage, für welch' letztere die Vornahme von Neuwahlen ausgeschrieben wurde.

Die Frage, ob ich mich wieder um ein Landtagsmandat bewerben solle, trat nun mit vollem Ernste an mich heran, und ich muß gestehen, daß ich, im Widerspruche mit meinem sonstigen Charakter, ihr mit einer gewissen Unschlüssigkeit gegenüberstand. Die Stellung als Landtagsabgeordneter und hiedurch auch diejenige als Mitglied des Landesausschusses aufzugeben, dazu drängten mich verschiedene und sehr gewichtige Gründe. Vorerst konnte ich mir keineswegs verhehlen, daß eine gewissenhafte Erfüllung der mir aus meiner Entsendung in den Landesausschuß erwachsenden Pflichten von dem Augenblicke an, in welchem sich durch die Uebernahme der Leitung des Staatsarchives und durch meine rege Betheiligung an den Verhandlungen des Herrenhauses die Menge der von mir zu verrichtenden Arbeiten noch unendlich vermehrte, das Maß meiner geistigen und körperlichen Kräfte insbesondere dann fast überstieg, wenn ich meinen eigentlichen Beruf als historischer Schriftsteller nicht mehr und mehr vernachlässigen wollte. Außerdem konnte ich mich nicht darüber täuschen, daß die Anschauungen, die ich als Referent des Landesausschusses über die mir anvertrauten Unterrichtsangelegenheiten hegte, von der Majorität des Landtages nicht immer getheilt wurden. Eine Divergenz der Meinungen mit der letzteren war mir aber ebenso unangenehm als eine Verleugnung meiner Ueberzeugungen unmöglich.

Diesen Beweggründen, nicht mehr in den Landtag zu treten, standen jedoch andere, für den entgegengesetzten Entschluß sprechende Motive von nicht geringerer Bedeutung gegenüber. Ein schwerwiegendes Opfer hätte es mich gekostet, das Referat im Landesausschusse freiwillig aufzugeben, dem ich mich durch neun Jahre mit solcher Liebe und Hingebung gewidmet hatte. Nicht weniger als sechs Mittelschulen waren unter meiner Mitwirkung vom Landtage gegründet worden und in ersprießlichstem Aufblühen begriffen. Sämmtliche Lehrer an denselben waren durch mich

angestellt worden, und von der Mehrzahl derselben durfte ich mir sagen, daß sie, von der Aufrichtigkeit meiner wohlwollenden Absichten für sie überzeugt, mir wirklich ergeben seien. Auch die Lehrer an den Volksschulen auf dem Lande hatten mir manche Erleichterung zu danken, und der Wunsch, mir durch Beseitigung des Schulgeldes an denselben ein nicht gering anzuschlagendes Verdienst sowohl um die Lehrer und ihre Schüler, als insbesondere um die ärmeren Classen der Bevölkerung zu erwerben, war trotz einmaligen Scheiterns meiner hierauf gerichteten Bemühung nicht weniger lebhaft in mir.

So widersprechend wie diese Gesichtspunkte waren auch die Nachrichten, welche ich aus meinem Wahlbezirke erhielt. Die radicaleren Elemente in demselben hatten mir mein Eintreten für Verleihung einer Virilstimme im Ortsschulrathe an den Pfarrer übel genommen und stellten meine Warnung vor den Nachtheilen, welche in dieser Beziehung die Einräumung eines unbedingten Wahlrechtes an die Landgemeinden nach sich ziehen könnte, als eine Versündigung gegen die politische Mündigkeit derselben dar. Andere wieder meinten, es läge im Interesse des Bezirkes, an meiner Stelle jemand dort Ansässigen in den Landtag zu senden, der mit den speciellen Bedürfnissen der Gegend besser vertraut sei als ich. Auch das Ansehen des Bezirkes erfordere es, bei der Wahl eines Vertreters desselben nicht immer nach Außen hin zu greifen, sondern sie auf einen Einheimischen zu lenken.

Aber freilich, die in solchem Sinne sich erhebenden Stimmen drangen nur selten und leise zu mir, während diejenigen meiner eifrigen Anhänger sich mir nur um so vernehmlicher machten. Aufs Entschiedenste verlangten sie von mir, ich möge meinen bisherigen Bezirk nur ja nicht verlassen und nicht etwa durch meinen freiwilligen Rücktritt dazu beitragen, daß derselbe künftighin in einer weniger ersprießlichen Weise vertreten werde als bisher. Insbesondere waren es die Brüder Waisnix in Reichenau, vielleicht die angesehensten Männer in jener Gegend, welche in diesem Sinne mir zusprachen. Sie und ihre Meinungsgenossen, denen ich für ihre treue Anhänglichkeit auch heute noch dankbar bin, brachten mich denn endlich zu dem vielleicht nicht ganz vernünftigen Entschlusse, der Sache ihren Lauf zu lassen und meine Wiederwahl weder zu hemmen, noch sie ausgiebig zu fördern. Ich beschränkte mich auf die Anmeldung meiner Candidatur, unterließ es aber, zu Gunsten derselben eine nachdrücklichere Agitation einzuleiten. Darum bereiste ich auch meinen bisherigen Wahlbezirk nicht, hielt keine Versammlungen ab und erschien blos bei der Wahl selbst in Neunkirchen, wo ich eine Ansprache an die Wahlmänner hielt. Aber trotz der lebhaften Zustimmung, welche dieselbe

wenigstens von Seite meiner Anhänger fand, sah ich doch bald, daß die Anzahl derselben die bei weitem geringere war, und ich erhielt denn auch bei der Wahl nicht viel über ein Drittheil der Stimmen.

Schon im nächsten Jahre — 1871 — fand in Folge einer erneuerten Auflösung des Landtages wieder eine Wahl für denselben statt. Ich war damals in Scheveningen, und dort kam mir ein Telegramm, von einflußreichen Wahlmännern unterzeichnet, mit der Bitte zu, ihr Landtagsmandat neuerdings zu übernehmen. Ich aber dankte ihnen für ihren guten Willen und gab die bestimmte Erklärung ab, dem Landtage nicht mehr angehören zu wollen.

Ich kann nicht leugnen, daß ich mit recht schwerem Herzen aus dem Landesausschusse schied, in welchem ich durch neun Jahre eifrig gewirkt hatte. Die von Worten der Dankbarkeit und der Anerkennung erfüllten Adressen, die mir von Seite der Lehrkörper der Landesmittelschulen zugingen, bewiesen mir zu meiner Freude, daß man auch dort meinen Austritt bedauerte.

Ungefähr in dieselbe Zeit, in welcher meine Wiederwahl in Neunkirchen scheiterte, fiel das Erscheinen des vierten Bandes meiner Geschichte der Kaiserin Maria Theresia. Er umfaßt den Zeitraum vom Abschlusse des Aachener Friedens bis zum Beginne des siebenjährigen Krieges und zerfällt in zwei dem Umfange nach ungefähr gleiche, nach ihrem Inhalte aber ganz verschiedene Theile. Der erste schildert die Reformen, welche Maria Theresia während dieses Zeitraumes im Innern der Monarchie ins Werk setzte, der zweite aber die diplomatischen Verhandlungen, die dem Abschlusse des Bündnisses mit Frankreich vorhergingen und dasselbe herbeiführten, sowie den Ausbruch des siebenjährigen Krieges.

Mit lebhafter Genugthuung konnte ich wahrnehmen, daß diesem Bande meiner weitaussehenden Arbeit ganz besondere Anerkennung zu Theil wurde. Nicht nur in Oesterreich selbst, auch im Auslande erhoben sich vielfache Stimmen in diesem Sinne. Und aufrichtig erfreute es mich, als mein Freund Waitz mir anvertraute, man sei in Göttingen fast schon entschlossen gewesen, den Wedekind'schen Preis von tausend Thalern in Gold für das beste historische Werk, welches binnen der letzten Jahre in Deutschland geschrieben worden, meinem vierten Bande zuzuerkennen. Nur meine Gegnerschaft wider Friedrich den Großen habe eine Anzahl preußisch gesinnter Votanten vermocht, meinem Buche ihre Stimmen vorzuenthalten.

Es ist wahr, daß mir diese Gegnerschaft in Preußen und insbesondere in dessen schriftstellerischer Welt nicht selten zum Vorwurfe gemacht wurde. Man hatte sich dort schon so sehr an die dichten Wolken

des Weihrauchs gewöhnt, mit denen man das Andenken Friedrichs zu ehren sich befliß, daß es das Auge verletzte, wenn hie und da auch einmal ein klärender Lichtstrahl denselben durchdrang. Die Größe Friedrichs dort zu verkennen, wo sie sich Bahn brach mit siegender Gewalt, wäre wohl eitel Thorheit zu nennen; sie aber auch überall zu sehen, wo sie wirklich nicht war, scheint mir keine geringere Verblendung. Und gerade von Preußen selbst geht in der neuesten Zeit durch Veröffentlichung der Correspondenzen Friedrichs das Meiste aus, um die Meinung über ihn richtigzustellen. Mit nicht geringer Befriedigung darf ich constatiren, daß hiedurch nicht selten und gerade in Bezug auf sehr wichtige Punkte meine Anschauungen ihre Bestätigung erhalten.

Daß es übrigens auch in Preußen Kreise gab, in denen man meine Gegnerschaft wider Friedrich mindestens begreiflich fand und über ihr den Nutzen nicht aus den Augen verlor, welchen die Eröffnung des österreichischen Staatsarchives für historische Forschungen auch preußischen Gelehrten gewährte, dafür lieferten mir einige Zeilen, die ich um diese Zeit von Ranke erhielt, einen vollgiltigen Beweis. „Und nun noch ein Wort im engsten Vertrauen," schrieb er mir am 16. März 1870 aus Berlin mit eigener Hand. „Läge Ihnen etwas daran, oder vielmehr wäre es Ihnen nicht unangenehm, eine preußische Decoration (Ihrer Stellung gemäß) zu empfangen? Man hat mir davon gesprochen. Wenn Sie Ja sagen, wird es, denke ich, nach einiger Zeit geschehen."

Ich besitze natürlich die Antwort nicht, welche ich Ranke hierauf ertheilte, und kann daher ihren Wortlaut nicht mehr genau citiren, doch findet sie sich vielleicht noch unter den von ihm hinterlassenen Papieren. Dem Sinne nach war darin gesagt, daß wenn man sich in Preußen für die in zuvorkommender Weise erfolgende Zulassung dortiger Historiker an das österreichische Staatsarchiv erkenntlich erweisen wolle, nach meiner Meinung dieses Merkmal der Anerkennung nicht mir als dem Leiter des Archives, sondern dem Letzteren selbst zu Gute kommen sollte. So wäre die Zuwendung der gesammelten Werke Friedrichs des Großen eine so werthvolle Bereicherung unserer Archivsbibliothek, daß sie uns äußerst willkommen sein würde. Binnen sehr kurzer Frist erhielt das Staatsarchiv denn auch wirklich von der preußischen Regierung die Prachtausgabe der Werke Friedrichs, und es bildet dieselbe einen wahren Schmuck unserer Bibliothek.

Je näher die warme Jahreszeit heranrückte, um so weniger angenehm wirkte die Erinnerung an die drückende Hitze auf mich, die ich im Juli und August des vergangenen Jahres während der Delegationsverhandlungen auszustehen gehabt hatte. Da mir aber meine verschie-

denen Pflichten eine frühzeitige Abwesenheit von Wien nicht gestatteten, dachte ich an einen Aufenthalt in nicht allzu großer Entfernung von der Stadt, wie ich einen solchen für meine Tochter seit dem Tode ihrer Mutter in Oberösterreich zu finden so glücklich gewesen war. Am liebsten hätte ich Neuwaldegg gewählt, sowohl weil es nicht allzu fern von dem Centrum der Stadt liegt, in deren Gebiet es seither sogar einbezogen wurde, als wegen der herrlichen Waldpartien, die es in seiner unmittelbaren Nähe besitzt. Fast einen ganzen Tag suchte ich nun in Neuwaldegg und dem benachbarten Dornbach nach einer für mich passenden Wohnung, leider ohne eine solche zu finden. Ermüdet und etwas entmuthigt saß ich gegen Abend auf einer der Bänke im Schwarzenberg'schen Parke, als ein langjähriger Bekannter, der Universitätsprofessor Wilhelm Wahlberg zufällig vorüberkam. Er begrüßte mich freundlich, setzte sich zu mir, und im Laufe des Gespräches berührte ich denn auch die Veranlassung zu meiner Anwesenheit in Neuwaldegg. In liebenswürdigerer Weise, als es nun von seiner Seite geschah, konnte mir wirklich von Niemand das Anerbieten gemacht werden, ich möge in sein Haus ziehen. Da ich anfangs widerstrebte, zwang er mich fast, ihn zu seiner Frau zu begleiten, die ich schon seit mehr als zwanzig Jahren, noch von Gleichenberg her kannte, wo wir im Jahre 1848 — sie als ganz junges Mädchen mit ihrem Bruder — gleichzeitig gewesen waren. Beide, Wahlberg und seine ebenso wohlwollende als in jeder Beziehung ausgezeichnete Frau drangen nunmehr mit der gemeinsamen Bitte in mich, ich möge in Neuwaldegg ihr Gast sein. Da ich nicht zu mißkennen vermochte, wie sehr es ihnen Ernst damit sei, ließ ich mich auch gern und rasch erweichen und zog schon in den nächsten Tagen zu ihnen. Nicht weniger als siebzehn Sommer hindurch wiederholte sich dies, und zwar jedesmal für längere oder kürzere Zeit vor dem Antritte meines regelmäßigen Urlaubes. Leider starb Wahlberg's Frau schon im ersten Winter, nachdem ich ihr Gast gewesen, und ich konnte daher den mir so willkommenen Verkehr mit ihr nur kurze Zeit genießen. Um so länger, und zwar bis heute spann sich der mit ihm selbst fort, und der Umgang mit einem Manne, welcher wie Wenige den Ruf eines ausgezeichneten Fachgelehrten und außerdem auch eine vielseitige Bildung sowie einen Charakter von seltener Ehrenhaftigkeit besitzt, brachte mir eine Fülle geistiger Anregung und geselligen Genusses, für die ich ihm nur wahrhaft dankbar sein kann.

Während ich friedlich in Neuwaldegg saß und von da täglich nach Wien fuhr, hier meine verschiedenen Obliegenheiten zu erfüllen, trugen in Frankreich jene gewaltigen Kriegsereignisse sich zu, welche natürlich auch mein Interesse aufs Höchste in Anspruch nahmen. Ich muß offen

gestehen, daß ich lang nicht den tiefschmerzlichen Eindruck hatte verwinden können, welchen die Ereignisse des Feldzuges von 1866 und insbesondere die nicht zu beschönigende Art auf mich hervorgebracht hatten, in der er von preußischer Seite herbeigeführt worden war. Dennoch stand ich jetzt mit allen meinen Sympathien, wenn auch nicht gerade auf preußischer, so doch ganz gewiß auf deutscher Seite, und aufs Tiefste hätte ich es beklagt, wenn deutsche Länder wie die gesegneten Rheinprovinzen einer französischen Invasion preisgegeben worden wären.

Den Rest des Sommers verweilte ich mit meiner Tochter in unserem lieben Alt-Aussee, in welches wir nach längerer Unterbrechung schon im vergangenen Jahre wenigstens für einige Wochen wieder zurückgekehrt waren. Alles und Jedes rief uns dort das Andenken an unsere theure Verstorbene, welche sich dereinst daselbst so glücklich gefühlt hatte, in wehmüthige und doch von uns jederzeit gern wieder aufgefrischte Erinnerung zurück.

Einen großen Theil des darauf folgenden Winters nahm mich die schwere und langdauernde Erkrankung meines Onkels Heinrich Adamberger, älteren Bruders meiner verewigten Mutter, in hohem Maße in Anspruch. Am 17. Februar 1871 starb er, das letzte Glied der früheren Generation unserer Familie. Er setzte meinen Bruder und mich zu Universalerben seines nicht ganz unbeträchtlichen Vermögens ein.

Zu den vielen Vergünstigungen des Schicksals, deren ich in meinem langen Leben theilhaft geworden bin, rechne ich auch die, daß ich meine Jugendzeit in sehr bescheidenen Verhältnissen zubrachte und erst in reiferen Jahren zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangte. Die letztere ist für die Jugend fast niemals ein Glück, weil sie sich durch das Bewußtsein derselben nur allzu leicht von der ihr meistens so unwillkommenen Anstrengung tüchtigen Lernens abbringen läßt. Wie häufig sind doch die Klagen über die unzureichende Erziehung, welche der höhere Adel seinen Söhnen gibt! Aber gewiß ist deren Ursache nicht etwa in mangelnder Erkenntniß oder gar in bösem Willen, sondern nur in dem Gedanken, daß man einer mühevollen Ansammlung von Kenntnissen ja keineswegs bedürfe, und in den zahlreichen Versuchungen zu finden, denen der ohnedies nicht allzugroße Lerneifer der Knaben und Jünglinge ausgesetzt ist. Da gibt es Theater, Kinder- und Adolescentenbälle, Spazierfahrten, Reitpartien, Jagden und wie all die Vergnügungen heißen mögen, in Hülle und Fülle, die schwachen Eltern geben in jedem einzelnen Falle nach, und das Lernen steht allemal zurück. Daß aber ein so fehlerhaftes Verfahren nicht etwa unserem höheren Adel allein zur Last zu legen sei, wird nicht nur durch so manche ehrenvolle Ausnahme in seinem

Kreise, sondern auch durch den Weg, welchen gar viele bürgerlich geborene Söhne reich gewordener Bankiers und Fabrikanten oft noch eher einschlagen, als sie zu einer gewissen Selbständigkeit gelangen, sattsam bewiesen.

Von den in der ersten Hälfte des Jahres 1871 stattgehabten Verhandlungen des Herrenhauses, an denen ich als Berichterstatter betheiligt war, will ich nur einen einzigen Gegenstand hervorheben, nicht sowohl seiner immerhin nicht geringen politischen Bedeutung wegen, als weil er für mich einen Zwischenfall nach sich zog, der nicht ganz ohne Einfluß auf meine spätere amtliche Stellung blieb.

Das Ministerium Hohenwart war im Februar 1871 an die Stelle desjenigen des Grafen Potocki getreten, und ich hatte natürlich seine Berufung mit jenem Bedauern, welches aus meinen eigenen politischen Ueberzeugungen sich von selbst ergab, und seine Zusammensetzung mit jenem schmerzlichen Erstaunen mit angesehen, welches die Namen einiger Männer, die daran theilnahmen, in den weitesten und, wie ich glaube, nicht gerade den schlechtesten Kreisen der Bevölkerung hervorriefen. Aber es war nicht Hohenwart, sondern noch sein Vorgänger Potocki gewesen, der schon im November 1870 dem Abgeordnetenhause den bereits unter dem Ministerium Hasner zu Stande gekommenen Entwurf eines zwischen der österreichischen und der ungarischen Regierung abzuschließenden Uebereinkommens über die Beitragsleistung zur Bestreitung der gemeinsamen Angelegenheiten vorlegte, welche durch den beabsichtigten Uebergang eines Theiles der Militärgrenze in die Civilverwaltung eine gewisse Veränderung erlitt.

Unter dieser bescheidenen Bezeichnung war nichts Geringeres als die Einverleibung der gesammten Militärgrenze in die Länder der ungarischen Krone zu verstehen. Hiegegen etwa von dem Standpunkte der Wehrmacht des Reiches aus Einsprache zu erheben, während der vor Allem zur Wahrung derselben berufene oberste Kriegsherr seine Zustimmung zu dieser Maßregel gab, wäre wohl nicht nur thöricht, sondern auch ganz unberechtigt gewesen. Und ebenso hätte schon die geographische Lage des größten Theiles der Militärgrenze eine andere Zutheilung derselben als an die ungarische Reichshälfte unausführbar gemacht. Wurde aber für die letztere von Ungarn aus, um jedem doch irgendwie möglichen Widerspruche zu begegnen, die staatsrechtliche Seite der Frage, und zwar der Umstand hervorgehoben, daß alles Land, welches vor der Eroberung durch die Türken zu Ungarn gehörte, nach seiner Wiedererwerbung durch Oesterreich neuerdings mit Ungarn vereinigt werden müsse, so ging hieraus gleichsam von selbst hervor, daß Landstriche, welche vor jener

Katastrophe nachweisbar nicht einen Bestandtheil Ungarns, sondern den eines österreichischen Kronlandes gebildet hatten, an das letztere zurückzufallen hätten.

Einen solchen Landstrich gab es denn auch wirklich; er umfaßte den Sichelburger District und die Gemeinde Marienthal, das Kronland aber, zu welchem diese Gegend früher gehörte, war das Herzogthum Krain. Es ist wahr, daß der Sichelburger District wegen der Oede und Unwirthlichkeit seines steinigen, unfruchtbaren Bodens, wegen seiner wenig civilisirten Einwohnerschaft, der sogenannten Uskoken, vielleicht kein gerade sehr wünschenswerthes Erwerbungsobject für Krain gewesen wäre. Dennoch war die Sache im Landtage zu Laibach zur Sprache gebracht und der Wunsch nach der Wiedervereinigung Sichelburgs mit Krain ausgesprochen worden. Noch weiter war das Abgeordnetenhaus gegangen, indem es dem Ministerium die verlangte Ermächtigung zu dem Abschlusse des Uebereinkommens mit Ungarn nur mit dem ausdrücklichen Vorbehalte ertheilte, daß dadurch dem Anspruche des Landes Krain auf den Sichelburger District und die Gemeinde Marienthal in keiner Weise präjudicirt werde.

Diese Angelegenheit wurde im Herrenhause mit jenem Ernste und jener gewissenhaften Gründlichkeit behandelt, die man Allem widmete, das seiner Wichtigkeit wegen hierauf Anspruch besaß. Die Vorberathung wurde der zu diesem speciellen Zwecke vereinigten politischen und finanziellen Commission übertragen; der damalige Präsident des Herrenhauses, Anton von Schmerling, erschien in der ersten Sitzung des Ausschusses persönlich und betheiligte sich eifrig an der Discussion. Er erörterte besonders die staatsrechtliche Seite der Frage, welche nach seiner Ansicht keineswegs so ausschließlich zu Gunsten Ungarns spreche, als dies sogar die österreichische Regierung anzunehmen scheine. Solches lebhaft bedauernd, äußerte er den Wunsch, daß wenigstens diese Seite der Angelegenheit in dem zu erstattenden Berichte klargestellt werde.

Ich kann natürlich nicht die ganze, überaus interessante Discussion, die sich über diesen Gegenstand entspann, hier wiederholen und beschränke mich darauf zu sagen, daß ich für meine Person auch diesmal wieder für die Anschauungen Schmerling's eintrat. Mir schien aber die von ihm befürwortete blos theoretische Erörterung der staatsrechtlichen Seite der Frage nicht hinreichend zu sein, und ich stellte nach einer eingehenden, durch zwei sehr lange Sitzungen fortgeführten Berathung den Antrag, es sei dem Herrenhause vorzuschlagen, der Regierung die nachgesuchte Ermächtigung zum Abschlusse der Uebereinkunft mit Ungarn nur unter der ausdrücklichen Bedingung zu ertheilen, daß hiebei der Anspruch des

Herzogthums Krain auf Einverleibung des Sichelburger Districtes und der Gemeinde Marienthal Befriedigung finde. Dieser Antrag wurde mit sehr großer Majorität angenommen und hierauf an die Wahl eines Berichterstatters geschritten, welche mit Ausnahme einer einzigen Stimme auf mich fiel.

Am nächsten Tage saß ich, gar nichts Außergewöhnlichen gewärtig, mit meiner Tochter bei unserem bescheidenen Mittagessen, als mir die Karte eines Herrn überbracht wurde, der mich zu sprechen wünschte. Auf derselben las ich in französischer Sprache die Worte: Graf Julius Andrássy, königlich ungarischer Ministerpräsident.

Ich hatte bis dahin den Grafen Andrássy wohl gesehen, war ihm aber noch nicht vorgestellt worden und hatte ihn daher niemals gesprochen. Aber von meinen ungarischen Freunden in der Delegation des Jahres 1869 war mir gesagt worden, Graf Andrássy sei sehr gegen mich aufgebracht, weil ich, amtlich dazu aufgefordert, Entwürfe zu Majestätssiegeln für die auf Ungarn bezüglichen Staatsacte auszuarbeiten, mich dafür ausgesprochen hatte, daß, der Gepflogenheit der älteren ungarischen Könige folgend, das specielle Wappen des Kaiserhauses das Herzschild des neuen ungarischen Staatswappens bilde. So habe Mathias Corvinus den Raben, Ludwig II., welcher bei Mohács fiel, den polnischen Adler, und sogar Johann Zapolya sein Hauswappen als Herzschild geführt. Ein Gleiches möge künftighin auch in Bezug auf das habsburg-lothringische Hauswappen geschehen.

Von dieser Verstimmung gegen mich, wenn sie wirklich existirte, ließ mich übrigens Graf Andrássy nichts merken, als ich hinauseilte und ihn zu ungestörtem Gespräche in mein Arbeitszimmer führte. Ohne viele Umschweife ging er auf die Sache selbst ein, die ihn zu seinem Besuche bei mir vermochte. Mit Bedauern habe er, so sagte er mir, die Verhandlungen der Commission des Herrenhauses über die Einverleibung der Militärgrenze in Ungarn und insbesondere meinen Antrag, demzufolge diese Einverleibung an die Bedingung der Zuweisung des Sichelburger Districtes und der Gemeinde Marienthal an Krain zu knüpfen wäre, in den Zeitungen gelesen. Er komme, mich um eine Modificirung dieses Antrages zu ersuchen.

Natürlicher Weise durfte und konnte ich dem Grafen Andrássy nichts Anderes erwiedern, als daß ich ganz außer Stande sei, seinem Wunsche zu willfahren. Ein in constitutionellen Dingen so erfahrener Staatsmann wie er selbst werde ja am besten wissen, daß von dem Augenblicke an, in welchem mein Antrag von Seite des Ausschusses, und noch dazu fast einhellig angenommen wurde, derselbe nicht mehr mein Eigen-

thum sei und mir nur mehr die Verpflichtung obliege, den Bericht auszuarbeiten, durch welchen der Antrag der Commission dem Herrenhause zur Beschlußfassung vorgelegt werde.

Hiebei blieb ich denn auch, ja mußte ich wohl unerschütterlich bleiben, und Graf Andrássy verließ mich in recht unzufriedener Stimmung. Welches Gewicht er auf den Gegenstand legte, zeigte sich in der nächsten, der dritten Sitzung der Commission, in welcher auch der damalige Vorsitzende des Ministerrathes, Graf Hohenwart anwesend war. Er theilte uns mit, Graf Andrássy habe sich an ihn gewendet und sich bereit erklärt, ein neues Uebereinkommen zwischen den beiderseitigen Regierungen im Sinne unseres Commissionsantrages abzuschließen. Er nehme jedoch Anstoß an der schroffen Form dieses Antrages, nach welchem die streitigen Gebiete ohneweiters für die diesseitige Reichshälfte in Anspruch genommen würden. Graf Hohenwart schlug nun eine nach seiner Ansicht für beide Theile befriedigende Formulirung des betreffenden Satzes vor, welche denn auch nach langer Discussion und — indem ich die Sache nicht auf die Spitze treiben wollte — ohne ferneren Widerspruch von meiner Seite mit verschiedenen Modificationen angenommen wurde. Ein Gleiches war auch im Herrenhause und später im Abgeordnetenhause der Fall. Aber freilich war die neue Stylisirung eine solche, daß sie unserer damaligen und der auf sie folgenden Regierung genug Handhabe darbot, um sich auch diesmal wieder zur Nachgiebigkeit gegen Ungarn zu bequemen. Von einer Einverleibung des Sichelburger Districtes und der Gemeinde Marienthal in Krain war wenigstens in der Oeffentlichkeit nie mehr die Rede, und sie ist auch bis heute nicht geschehen.

Als ich kurz nach jener Verhandlung den Grafen Andrássy wiedersah, fragte ich ihn, ob er nun zufriedener sei. „Ja," sagte er mir mit anerkennenswerther Offenheit, „mit dem gefaßten Beschlusse wohl, aber nicht auch mit Ihrem Berichte." Ich hatte nämlich, dem mir ertheilten Auftrage folgend, die staatsrechtliche Seite der Frage in einer, wie ich wenigstens glaube, streng historischen, aber freilich in gar Manchem den ungarischen Anschauungen widersprechenden Weise beleuchtet. Nach dem äußeren Anscheine zu urtheilen, hat mir Graf Andrássy dies niemals verziehen. Nach weniger als einem halben Jahre war er mein Chef, und ich muß es schon sagen, während der ganzen langen Zeit seiner Amtsdauer ein für mich recht unfreundlicher Chef.

Noch ehe dieser Wechsel im Ministerium des Aeußern sich vollzog, in der ersten Hälfte des August 1871 trat ich meinen Urlaub an. Ueber Karlsbad, wohin ich mich verfügte, um nach acht Jahren zum ersten Male wieder das Grab meines Vaters zu besuchen, durch Baiern und den Rhein abwärts begab ich mich nach Scheveningen, wohin mir meine Tochter in Begleitung einer Cousine, des Fräuleins Henriette Auegg, die sich als eine ebenso angenehme wie intelligente Reisegefährtin bewährte, vorangegangen war, um dort das Seebad zu gebrauchen.

In Scheveningen fand ich keine für mich besonders anziehende Badegesellschaft vor. Am meisten verkehrte ich noch mit den Brüdern Czermak aus Prag, von denen, und mir erschien dies als ein wahres Spiegelbild unserer unerfreulichen österreichischen Zustände, der ältere, Hanns, in Leipzig ansässig und, durch und durch der deutschen wissenschaftlichen Forschung angehörig, ein überaus tüchtiger Physiolog war. Der Jüngere hingegen, Jaroslav, ein ganz ausgezeichneter Maler, spielte sich auf den Czechen, lebte gewöhnlich in Paris und stellte sich trotz seiner unerschüttert gebliebenen Freundschaft zu seinem Bruder doch den Deutschen im Allgemeinen recht feindlich gegenüber.

Unter den neuen Bekanntschaften, die ich in Scheveningen machte, war die des berühmten amerikanischen Geschichtschreibers Motley, welcher bekanntlich eine Reihe von Jahren hindurch, und gerade während des Krieges zwischen Oesterreich und Preußen den Posten eines Gesandten der Vereinigten Staaten am Wiener Hofe bekleidet hatte, die interessanteste für mich. Wer den seither erschienenen, in mannigfacher Beziehung sehr ansprechenden Briefwechsel Motley's gelesen hat, wird sich der drastischen Schilderung seines Zwiegespräches mit meinem Amtsvorgänger erinnern, welchen Motley um Zulassung zum Staatsarchive anging. Unter Berufung auf ein für fremde Diplomaten bestehendes Verbot erhielt er jedoch von ihm einen in die höflichsten Formen gekleideten abschlägigen Bescheid. Mit einer eigenthümlichen Mischung von Zustimmung und lebhaftem Bedauern, daß ihm diese Vergünstigung vorenthalten wurde, vernahm nun Motley meine Mittheilung, jene Ausschließung fremder Diplomaten vom Besuche des Staatsarchives habe allerdings früher bestanden. Sie sei jedoch seither gleich einer großen Anzahl ähnlicher hemmender Beschränkungen auf meinen Antrieb beseitigt worden.

Auch die in Motley's Briefen so häufig vorkommende Klage über die fast feindselige Absperrung, welche die sogenannte erste Gesellschaft in Wien gegen die übrigen gebildeten Kreise der Bevölkerung, und zwar zu ihrem eigenen, wenigstens geistigen Schaden aufrecht erhält, kam zwischen uns zur Sprache. Er beklagte sie ebenso wie den ferneren Um-

stand, daß die fremde Diplomatie sich ausschließlich in jener höheren Gesellschaft bewege und es darüber versäume, auch die übrigen, politisch vielleicht wichtigeren und gewiß instructiveren Kreise wenigstens einigermaßen kennen zu lernen. In alledem stimmte ich Motley unbedingt zu, konnte ihm aber doch den leisen Vorwurf nicht ganz ersparen, daß er selbst es während seines sechsjährigen Aufenthaltes in Wien auch nicht viel anders als die Uebrigen gemacht habe.

Dieser letztere Punkt unserer Gespräche erhielt dadurch eine eigenthümliche Illustration, daß gerade damals eine Dame der österreichischen Aristokratie in Scheveningen verweilte, der man zu jener Zeit den ersten Rang in derselben bereitwillig zugestand. Es war dies die Fürstin Eleonore Schwarzenberg, eine in ihrer Glanzzeit wegen ihrer seltenen Schönheit vielgefeierte Frau. Auch noch während unseres gemeinsamen Aufenthaltes in Scheveningen waren die Spuren derselben unverkennbar, aber weit fesselnder für mich war der Umstand, daß Geist, Verstand und Liebenswürdigkeit ihr in ungeschmälertem Maße geblieben waren, ja mit zunehmendem Alter wohl auch noch mehr gewonnen hatten. Ich kannte die Fürstin, freilich nur sehr flüchtig, von Wien her und ließ es mir gern gefallen, daß sie mich in Scheveningen mehr und mehr in ihren Verkehr zog, welcher sich nach der Gewohnheit der Seebäder meistens am Strande abspann. Täglich saß dort die Fürstin in dem daselbst üblichen geflochtenen Korbstuhl, und fast jeden Morgen erschien ihr Kammerdiener bei mir, die Stunde anzugeben, wann dies geschehen werde, und die Einladung der Fürstin zu überbringen, mich zu ihr zu gesellen. Da gab es denn genug der anregendsten Gespräche, und da die Fürstin leicht begreiflicher Weise in politischen Dingen ganz andere Ansichten hegte als ich, oft wahre Conversationsbataillen, bei denen jedoch glücklicher Weise niemals eine Tödtung, ja nicht einmal eine Verwundung vorfiel. Denn wie ich es keinen Augenblick aus den Augen verlor, daß ich eine Dame, und noch dazu eine sehr hochgestellte Dame vor mir hatte, so fiel auch von ihren Lippen gegen mich niemals ein verletzendes Wort, so daß ich mir einbilden durfte, sie finde an dem Gespräche mit mir fast so viel Gefallen wie ich an dem mit ihr. Mit naivem Aerger klagte sie mir, daß sie in ihrem Kreise in Wien geistiger Anregung mit Bedauern entbehre, aber sie hatte doch eigentlich niemals etwas dazu gethan, denselben zu erweitern. Als wir im folgenden Jahre gemeinschaftlich in Neuwaldegg verweilten, lud sie mich zu sich, und ich verbrachte mit ihr ein paar genußreiche Stunden. Aber damals waren ihre Tage schon gezählt, und es ist eine wehmüthige Erinnerung für mich, daß sie mir von ihrem Schmerzenslager in Wittingau durch ihren Schwiegersohn, den Grafen Ernst

Waldstein, einen der bewährtesten Anhänger der österreichischen Verfassungspartei im böhmischen Großgrundbesitze, ihre letzten Grüße entrichten ließ.

Der Fürstin Schwarzenberg und dem, was sie ihr von mir sagte, verdanke ich es wohl auch, daß die erst in neuester Zeit wieder von Renan so hochgepriesene Königin Sophie von Holland mich persönlich kennen zu lernen wünschte. Auf eine Einladung, welche mir ihr Kammerherr überbrachte, begab ich mich zu der von ihr bestimmten Stunde in den Bosch, wo sie residirte. Eine geborene Prinzessin von Württemberg, erinnerte sie mich in Vielem an ihre Verwandte, die Großfürstin Helene von Rußland, nur daß die letztere mir äußerlich einnehmender und auch geistig anregender zu sein schien. Uebrigens mochte wohl auch der gänzliche Mangel an näheren Berührungspunkten zwischen der Königin und mir Schuld daran sein, daß mein Gespräch mit ihr, obgleich von ziemlich langer Dauer, doch nicht recht in Fluß kam. Als ich von ihr schied, konnte ich ein gewisses Gefühl der Unzufriedenheit mit mir selbst nicht ganz unterdrücken, und ich besorge, daß auch die Königin nicht dasjenige in mir fand, was sie sich vielleicht versprach.

Nach Beendigung unseres Aufenthaltes in Scheveningen und einer kleinen Rundreise durch einige der wichtigsten Städte Hollands traten wir über Brüssel, wo ich meine frühere Bekanntschaft mit meinem berühmten Amtsgenossen Gachard erneuerte, und Straßburg, wo mich die furchtbaren Wirkungen der ausgestandenen Belagerung mit schmerzlichem Erstaunen erfüllten, die Rückreise nach Oesterreich an. In Oberammergau wohnten meine Tochter und ich mit Rührung und Erbauung der Darstellung des Passionsspieles bei, dann aber brachten wir inmitten der von mir so sehr geliebten tirolischen Berge, in dem hochgelegenen Obladis einige stille, wahrhaft köstliche Tage zu. Ueber Bozen, wo ich mit meinem Bruder und seiner Familie zusammentraf, über Trient und Riva begaben wir uns gemeinschaftlich nach Bellagio, wo wir in der damaligen Villa Giulia, welche jetzt meinem alten Bekannten, dem Grafen Blome gehört, noch schöne Herbsttage verlebten. Anfangs October rief mich der Wiederbeginn der akademischen Sitzungen nach Wien.

Es war gleichfalls eine Angelegenheit der Akademie, die mich im nächsten Mai — 1872 — veranlaßte, meinen Besuch in Brüssel zu wiederholen. Dort wollte man in äußerst feierlicher Weise das hundertjährige Jubiläum der Stiftung der belgischen Akademie der Wissenschaften durch die Kaiserin Maria Theresia begehen. Die Wiener Akademie war eingeladen worden, zu diesem Feste einen Repräsentanten zu entsenden.

In unserer Zeit, in welcher sowohl ganze Corporationen als einzelne Individuen in Bezug auf die Feier von Jubiläen zu so großen Uebertreibungen hinneigen, wäre es wohl räthlich, sich in dieser Beziehung eine wünschenswerthe Beschränkung aufzuerlegen. Corporationen sollten nicht vor dem hundertsten Jahre ihres Bestehens, Individuen aber nicht vor Vollendung ihres siebzigsten Lebensjahres ein Jubiläum begehen, sonst wird die Sache nach und nach gar zu alltäglich und entbehrt um deßwillen jeglicher Weihe.

In Brüssel war man, wie man sieht, nach diesem Grundsatze verfahren, und darum schien auch die beabsichtigte Feier allseitiger und lebhafter Theilnahme zu begegnen. Mich aber lockte es sehr, ihr beizuwohnen, denn sie galt ja der großen Monarchin, deren segensreiches Wirken zu schildern ich mir zur Aufgabe meines Lebens gemacht hatte.

Indem ich mich bereit finden ließ, mich nach Brüssel zu begeben, um bei der dort stattfindenden Jubiläumsfeier unsere Akademie zu vertreten, verfolgte ich gleichzeitig auch noch einen anderen Zweck. Ich wollte bei dieser Gelegenheit den Umweg über Paris machen und dort einen Verleger, sowie einen französischen Mitarbeiter für eine ziemlich umfangreiche Publication suchen, die ich schon seit geraumer Zeit plante.

Ich darf wohl an das große Aufsehen erinnern, welches die von mir vor einer Reihe von Jahren herausgegebenen authentischen Briefe der Königin Marie Antoinette in Frankreich erregt hatten. Nicht viel geringere Wirkung war daselbst durch ein kleines, von mir im Jahre 1868 veröffentlichtes Werkchen hervorgebracht worden, welchem ich den nicht gerade glücklich gewählten Titel: „Beaumarchais und Sonnenfels“ gab. Passender hätte er lauten sollen: „Beaumarchais in Wien“.

So war nämlich ein Artikel in dem Feuilleton des Wiener Journals „Die Presse“ überschrieben, der mich zu meiner Arbeit veranlaßte. In demselben wurde nach dem bekannten großen Werke von Loménie über Beaumarchais die von dem Letzteren herrührende Geschichte wiedererzählt, daß er bei der Verfolgung des Autors eines zur Verunglimpfung der Königin Marie Antoinette bestimmten Pamphletes in einem Walde bei Nürnberg von Räubern überfallen und verwundet worden sei. Nachdem er hievon in Nürnberg die Anzeige erstattet, sei er nach Wien geeilt, um den Beistand der Kaiserin in Anspruch zu nehmen, auf daß nur ja das gegen ihre Tochter gerichtete Pamphlet, von welchem die schlimmsten Wirkungen zu besorgen sein würden, nicht gedruckt erscheine.

Bei meinen so emsig gepflogenen Vorarbeiten für die Lebensgeschichte der Kaiserin Maria Theresia war ich im Staatsarchive auf einen ganzen Pack authentischer Actenstücke gestoßen, aus denen die

völlige Unwahrheit der von Beaumarchais vorgebrachten Behauptungen über den räuberischen Ueberfall bei Nürnberg ganz unwiderleglich hervorging. Den wirklichen Sachverhalt stellte ich auf Grundlage jener Actenstücke dar und knüpfte hieran eine Schilderung der Vorgänge in Wien, wie Beaumarchais bis zu der Kaiserin vordrang und sie zu beschwatzen sich bemühte, wie durch Sonnenfels mit ihm verhandelt wurde, wie schließlich die Wahrheit ans Licht kam und man ihn aus Wien entfernte.

Den ganz unumstößlichen Beweis von der — gelinde gesagt — Unzuverlässigkeit der Angaben eines der glänzendsten französischen Schriftsteller nahm man Anfangs in seinem Vaterlande nicht eben gut auf. Einige, wie Loménie selbst, schlossen sogar vor der offenkundigen Wahrheit die Augen und hielten Beaumarchais' Behauptungen aufrecht. Aber allmälig brach doch auch hier die richtige Anschauung sich Bahn; bald wußte Jeder, was er von den Erzählungen Beaumarchais' über die von ihm bestandenen Abenteuer zu denken habe, und dem Ernste meiner Forschungen, sowie der Wahrheitsliebe, mit der ich ihr Ergebniß vor das Forum der Oeffentlichkeit brachte, wurde auch in Frankreich ungetheilte Anerkennung gezollt.

Um so wichtiger war diese günstige Meinung für mich, als ich nun zum ersten Male in Frankreich selbst mit einer historischen Publication hervortreten wollte. Sie sollte die sehr große Menge vertraulicher Berichte, welche der kaiserliche Botschafter in Paris, Graf Mercy-Argenteau von dem Augenblicke des Eintreffens der Dauphine Marie Antoinette in Frankreich der Kaiserin Maria Theresia bis zu dem Tode der Letzteren erstattete, und die Antworten der Kaiserin umfassen. Hiezu war mir aber, wie ich bereits bemerkte, ein Verleger in Paris sowie ein französischer Mitarbeiter nöthig, denn obgleich nicht ganz ungeübt in der französischen Sprache, bin ich doch derselben bei Weitem nicht mächtig genug, um in ihr als Schriftsteller auftreten zu können. Es war mir daher äußerst erfreulich, einen in jeder Beziehung geeigneten Gehilfen in der Person des Professors August Geffroy zu finden, welcher einer der ersten in Frankreich die Unechtheit der von dem Grafen Hunolstein und Herrn Feuillet de Conches publicirten Briefe der Königin in überzeugender Weise dargethan hatte. Den Verlag des beabsichtigten Werkes aber übernahm durch seine Vermittlung die berühmte Firma Didot.

Ich schalte hier ein, daß diese dreibändige Publication trotz ihres Umfanges von fast siebzehnhundert enggedruckten Seiten größten Formates so lebhaften Anklang fand, daß sie binnen sehr kurzer Frist eine zweite Auflage erlebte.

Obgleich ich somit den Zweck meiner Reise nach Paris in befriedigendster Weise erreichte, brachte doch mein dortiger Aufenthalt einen wahrhaft betrübenden Eindruck auf mich hervor. Prächtige Paläste wie die Tuilerien, das Hotel de Ville und viele andere, dann zahlreiche Privathäuser lagen ganz oder theilweise in Trümmern. Bei einem Besuche der in Versailles tagenden Repräsentativversammlung erschienen mir diese Vertreter des Volkes wie eine recht zuchtlose Schaar, und am peinlichsten berührte es mich, in den wenigen Familien, mit denen ich in Verkehr trat, das Mißtrauen zu sehen, mit welchem man gegen die eigenen Hausgenossen, die Dienstleute erfüllt war. Man erklärte sich darauf gefaßt, von ihnen bei einem Wiederaufleben der Commune nicht etwa Beweise von Treue und Ergebenheit zu erhalten, sondern verrathen, vielleicht geplündert, ja sogar am Leben gefährdet zu werden.

In Brüssel galt mein erster Besuch natürlich meinem Collegen Gachard und seiner ebenso schönen als liebenswürdigen Frau; wie sehr erschrak ich jedoch, als sie mir einstweilen vertraulich mittheilten, ich sei dazu ausersehen worden, die Rede zu halten, welche man von einem der fremden Delegirten bei dem am folgenden Tage stattfindenden Bankette erwartete und die in einen Trinkspruch auf die belgische Akademie der Wissenschaften ausgehen sollte.

Der Gedanke, ohne hinreichende Zeit zur Vorbereitung vor einer Versammlung von vielleicht mehreren hundert Personen, fast lauter hervorragenden Männern der Wissenschaft, eine längere französische Rede halten zu sollen, erfüllte mich mit wirklicher Angst. Aber ich hoffte noch immer, die mir zugedachte Aufgabe ablehnen und sie auf einen Anderen, am besten einen der zahlreich anwesenden Franzosen überwälzen zu können. Diese Erwartung erwies sich jedoch bald als trügerisch, denn als ich am folgenden Tage zur anberaumten Stunde das Versammlungslocal der einheimischen Akademiker und ihrer fremden Gäste betrat, da mußte ich bald die Nutzlosigkeit meines Widerstandes erkennen. Auf so lebhafte Gegenvorstellungen und so dringende Bitten stieß mein Begehren, mich einer für mich allzu schwierigen Leistung zu entheben, daß ich bald einsah, ich müsse mich entweder fügen oder meiner Mission vollständig entsagen. Das letztere schien mir jedoch für die von mir vertretene Akademie, sowie für mich selbst allzu schimpflich zu sein und mir daher nichts übrig zu bleiben, als mich in mein Schicksal zu ergeben.

Die Hartnäckigkeit, mit der man von belgischer Seite auf meiner Wahl zum Festredner beharrte, wurde mir durch die Besorgniß erklärt, es könnte zwischen den Franzosen, unter denen sich mehrere berühmte Männer,

wie Nisard, Quatrefages sowie manche Andere befanden, und den Angehörigen des neugegründeten Deutschen Reiches, als deren wissenschaftlich hervorragendster Repräsentant wohl Heinrich von Sybel erschien, so kurz nach dem Kriege zu Streitigkeiten kommen. Um jedes verletzende Wort von vorneherein zu vermeiden, hielt man sich an den neutralen Oesterreicher, welcher ja noch überdies der Geschichtschreiber der Kaiserin Maria Theresia war.

Ganz von meiner Aufgabe erfüllt, schenkte ich dem, was von nun an um mich vorging, nur mehr geringe Aufmerksamkeit. Allerdings freute ich mich als über eine der Wissenschaft dargebrachte Huldigung sehr, als kein Geringerer als der König selbst, mit stürmischen Zurufen begrüßt, von der Loge herab, die er einnahm, mit klarer, weithin tönender Stimme in vollkommen freiem Vortrage eine Anrede an die Versammelten hielt, in der er die Akademie zu ihrem Jubiläum beglückwünschte, ihren Leistungen warme Anerkennung zollte und sie, auch die fremden Delegirten begrüßend, ermunterte zu rüstigem Fortschreiten auf der von ihr betretenen Bahn. Als aber der uralte Präsident der Akademie, Herr d'Omalius d'Halloy seine Antwort an den König, und der gleichfalls schon hochbetagte Generalsecretär, der berühmte Socialstatistiker Quetelet seinen Vortrag über die hundertjährige Geschichte der Akademie zu lesen begannen, da verschloß ich mich während dieser und der noch folgenden überlangen Rede des Akademikers Van Beneden gleichsam geistig in mein Inneres, sah und hörte nichts mehr und dachte nur noch über das nach, was und wie ich es sagen wolle, wenn der leider allzu nahe Augenblick hiezu eingetreten sein würde.

Als ich nicht ohne Befangenheit den Bankettsaal betrat, wies man mir zu meiner Verwunderung einen der obersten Plätze an der reichgedeckten hufeisenförmigen Tafel an. Da von einer eigentlichen Rangordnung unter den Vertretern der fremden Akademien und Universitäten nicht wohl die Rede sein konnte, hatte man sie nach dem Alter der Körperschaft gereiht, die sie repräsentirten, und Niemand schien zu wissen, daß dann das Mitglied der Wiener Akademie auf einen der letzten Plätze gehöre. Aber auf dem meinigen lag eine große goldgeränderte Karte mit der pompösen Aufschrift: „M. le Chevalier d'Arneth, délégué de l'Académie de Vienne, fondée en 1705.“ In meiner echtdeutschen Gewissenhaftigkeit glaubte ich einen Augenblick gegen einen Platz, der mir nicht gebührte, Protest einlegen und den Beweis antreten zu sollen, daß unsere Akademie nicht schon 1705, sondern erst beinahe anderthalb Jahrhunderte später gegründet worden sei. Aber der Gedanke, daß hiedurch die ganze Sitzordnung gestört werden würde, sowie daß ich

ja ohnedies zum Sprecher bestimmt und es daher gut sei, wenn ich einen der oberen Plätze einnehme, hielt mich hievon ab. Ich saß nun neben dem belgischen Gesandten in London, Herrn van de Weyer, einem der verdientesten Staatsmänner des Landes, welcher als Mitglied der Akademie zu ihrem Festtage von England herüber gekommen war, und gegenüber von dem Minister des Innern, Herrn Delcour, dem ich antworten sollte.

Das Diner war gut, aber von ganz ungewöhnlicher, wirklich ermüdender Länge. Etwa um halb sieben Uhr mochte es begonnen haben, und erst ungefähr drei Stunden später erhob sich der, wie ich glaube, fast neunzigjährige Präsident, welcher den Toast auf den König ausbrachte, der natürlich mit vielem Beifalle aufgenommen wurde. Auch der Rede des Ministers des Innern wurde ein solcher zu Theil, obgleich es mir schien, als ob derselbe, ein Mitglied und Leiter der clericalen Partei, in den Kreisen der belgischen Akademiker nicht gerade beliebt sei.

Nun kam die Reihe an mich. Ich hatte während des ganzen Diners fast nichts gegessen und getrunken, um besser im Stande zu sein, das Wagniß, dem ich mich unterzogen, glücklich zu Ende zu führen. So große Bangigkeit ich auch vor demselben empfunden hatte, so muß ich doch sagen, daß ich mich in dem Augenblicke, in welchem ich zu sprechen begann, kaum mehr beklommen fühlte. Nach den ganz unerläßlichen Eingangsworten über die Schwierigkeit meiner Aufgabe, in einer anderen als meiner Muttersprache öffentlich zu reden, brachte ich im Namen und Auftrage der fremden Delegirten unseren Dank für die zuvorkommende Aufnahme dar, welche wir in Brüssel gefunden. Hierauf schilderte ich, wie sehr es mich beglücke, zu sehen und zu hören, in welch ehrendem Andenken man dort überall die Stifterin der Akademie, die Kaiserin Maria Theresia halte. Ich sagte Einiges über ihr segensreiches Wirken in Oesterreich und in Belgien, kam dann auf ihre Stiftung, die Akademie zu reden, deren Arbeiten ich pries und auf deren glückliche Zukunft ich zum Schlusse einen Toast sprach.

Die ersten Sätze meiner Rede waren in tiefstem Stillschweigen angehört worden. Aber je länger ich sprach, desto lebhafter wurde der Beifall; schließlich war er so stürmisch und so betäubend, daß er meine letzten Worte vollständig unhörbar machte. Nun aber drang Alles auf mich ein, Alles drückte mir die Hand, Alles stellte sich mir vor, alle möglichen und unmöglichen Namen wurden mir genannt, Jeder wollte mit mir anstoßen, und meine Hände waren förmlich überfluthet von dem [illegible]mpagner, den man hiebei vergoß. Als ich mich aber bei Einigen, [illegible]sonders lebhaft beglückwünschten, wegen eines hie und da

unterlaufenen Fehlers der Sprache oder einer allzu deutsch gedachten Wendung der Rede entschuldigen wollte, da antwortete mir Einer: „Ach was, das ist nichts! Sie redeten zu uns in der Sprache des Herzens die versteht Jedermann und Jeden reißt sie hin!“

Und wirklich kam gleich darauf mein Herz in einer mich innig rührenden Weise ins Spiel. Kaum hatte ich geendet, so näherte sich mir der ehrwürdige Präsident, und in bewegten Worten theilte er mir mit, nicht nur mein Name, sondern mehr noch mein Auftreten und meine Sprechweise habe ihn an eine Frau erinnert, mit der er vor fünfunddreißig Jahren eine Reise von München nach Salzburg zurücklegte, und deren Andenken ihm um ihrer seltenen Liebenswürdigkeit willen unvergeßlich geblieben sei. Diese Wiederbelebung des Bildes meiner Mutter in jener Stunde der Aufregung und des Erfolges hatte wirklich etwas Ueberwältigendes für mich, und mit überströmendem Gefühle gedachte ich ihrer, der ich ja auch den größten Theil dessen, was mir soeben zu so vielstimmiger Anerkennung verholfen hatte, das bischen Redegewandtheit und die Fähigkeit verdankte, es auch in einer fremden, der französischen Sprache zu einiger Geltung zu bringen.

„So führt mich,“ schrieb ich am nächsten Morgen meiner Tochter, „die wohlthätige Einwirkung meiner Eltern durch das Leben, denn auch von meinem Vater wurde schon in den gelehrten Kreisen von Paris, die ich besuchte, und wird auch hier von den mich jetzt umgebenden Männern der Wissenschaft mit höchster Anerkennung gesprochen.“

Auch noch am folgenden Tage wurde mir die Nachhaltigkeit der Wirkung meiner Rede in erfreulicher Weise bemerkbar. Als ich des Morgens ausging, sprachen einzelne mir völlig unbekannte Herren mich an und drückten mir ihren Dank aus für meine gestrige Rede. Als ich zur Fortsetzung der feierlichen Sitzung der Akademie im Palais Ducal mich einfand, umringten mich meine Collegen, und von allen Seiten brachte man mir erneuerte Glückwünsche dar. Bei dem Bankette aber, das der König uns gab und bei welchem ich wieder ganz unberechtigt einen der obersten Plätze einnahm, sprach mir derselbe in huldvollen Worten seinen Beifall und seinen Dank aus.

Am folgenden Morgen erschien meine Rede in sämmtlichen Blättern von Brüssel, aber eine wohlthätige Hand hatte inzwischen die stylistischen und sprachlichen Fehler, die in derselben ohne Zweifel ziemlich zahlreich vorgekommen sein mochten und über welche ich während des Sprechens rasch hinweggeglitten war, sorgfältig geglättet und ausgemerzt, so daß sie sich jetzt in dem dicken Buche, welches über diese Jubelfeier erschien, ganz stattlich ausnimmt.

1873—1878.

Die erste Hälfte des Jahres 1873 brachte eine tief eingreifende Veränderung in meinem engsten Familienleben mit sich. Am 6. März, ihrem Geburtstage, verlobte sich meine Tochter mit Otto Freiherrn von Eiselsberg, Hauptmann im Tiroler Kaiser-Jäger-Regimente, und am 20. Mai vermählte sie sich mit ihm. Ich ertheilte hiezu mit jener Freude, welcher wohl Jeder sich hingibt, der das Lebensglück seines einzigen Kindes sich begründen sieht, und zugleich auch mit jener schmerzlichen Empfindung meine Zustimmung, welche das Vorgefühl der eigenen Vereinsamung allzeit erwecken muß.

Verstärkt wurde dieses letztere Gefühl durch die trüben Schatten, welche das voraussichtlich nahe Ende meiner hochbetagten Schwiegermutter vor sich her warf. Am 20. Juni verschied sie, eine wackere und pflichttreue, aber auch liebe und freundliche Frau, an welcher das banale, gegen Schwiegermütter sich kehrende Vorurtheil wahrhaftig zu Schanden ward. Mit ihr verschwand auch der eigentliche Centralpunkt, der meine Verbindung mit der Familie meiner verewigten Frau am kräftigsten aufrecht erhielt.

Nur wenige Tage nach diesem traurigen Ereignisse unternahm ich einen Ausflug, welcher mir halb zum Vergnügen gereichen sollte und halb eine Pflichterfüllung für mich enthielt.

Für die ersten Tage des Juli stand die Enthüllung des von der Stadt Klagenfurt im Vereine mit dem Baurathe Baron Schwarz, der wohl den größten Theil der auflaufenden Kosten trug, der Kaiserin Maria Theresia auf dem Hauptplatze dieser Stadt errichteten Denkmals bevor. Das letztere sollte einen Ersatz für das alte, aus Blei geformte und im Laufe der Zeit ganz schadhaft gewordene Monument bilden, mit welchem die kärntnerischen Stände die im Jahre 1765 stattgefundene Anwesenheit der Kaiserin in Klagenfurt zu verewigen gedacht hatten. Aber die vermeintliche Verewigung hatte kaum ein Jahrhundert überdauert; das Blei, aus welchem das Denkmal bestand, hatte den in Kärnten so strengen Wintern nicht widerstehen können, und das Monument mußte durch ein neues, in Bronze gegossenes ersetzt werden. Kronprinz Rudolf sollte dessen Einweihung beiwohnen.

Nicht nur die Hauptstadt von Kärnten, das ganze Land rüstete sich zu dieser Feier. Der Bürgermeister von Klagenfurt, Namens Jessernigg, der zugleich ihr Reichsrathsabgeordneter war, wendete sich an mich mit der Bitte, ihm die bei der Enthüllungsfeier zu haltende Rede zu verfassen, als deren Hauptpunkte mir das Lob der Kaiserin Maria Theresia und die Begrüßung des Kronprinzen bezeichnet wurden. Und als ich Jessernigg's Wunsch bereitwilligst erfüllt hatte, wurde ich zum Lohne hiefür von ihm Namens der Stadt Klagenfurt zu dem Feste geladen.

Mit sehr großem Vergnügen folgte ich diesem Rufe. Aus zweifachem Beweggrunde that ich dies, und zwar weil mich die Feier, als der Kaiserin Maria Theresia geltend, wahrhaft erfreute, und weil ich außerdem erwarten konnte, bei dieser Gelegenheit mit dem Kronprinzen, dem Gegenstande meiner wärmsten Sympathien, in nähere Berührung zu treten.

Schon vor mehr als vier Jahren hatte ich dessen persönliche Bekanntschaft gemacht. In den letzten Tagen des Februar 1869 war sein Erzieher, der damalige Oberst von Latour, welchen ich schon von unseren gemeinsamen Studienjahren her kannte, bei mir im Archive mit der im Namen Seiner Majestät des Kaisers an mich ergehenden Einladung erschienen, als Zuhörer bei der Prüfung gegenwärtig zu sein, welche an einem der nächsten Tage mit dem Kronprinzen vorgenommen werden sollte. Ich möge mich aber, fügte Latour hinzu, früher demselben vorstellen und mich zu diesem Zwecke zu einer bestimmten Stunde bei ihm einfinden.

Als ich in Folge dieser Aufforderung bei dem damals zehnjährigen Prinzen erschien, empfing er mich allein, etwas schüchtern und verlegen, aber doch in liebenswürdigster Weise. In ein kurzes, bis auf die Hüften reichendes Jäckchen gekleidet, mit umgeschlagenem Hemdkragen kam er auf mich zu und reichte mir noch etwas linkisch, aber ungemein freundlich die Hand. „Ich höre," sagte er mir mit kindlicher Naivetät, „daß Sie sich vorzugsweise mit Geschichte beschäftigen. Sie ist auch mein Lieblingsfach, aber ich bin erst beim Servius Tullius."

An einem der nächsten Tage fand die Prüfung statt, welcher der Kaiser persönlich vom Anfang bis zum Ende beiwohnte. Mit Aufmerksamkeit folgte er dem Gange der Prüfung, und er konnte mit dem Ergebnisse derselben wahrhaftig zufrieden sein, denn da war nichts Eingelerntes zu verspüren, was bei der langen, manchmal über dreistündigen Dauer der Prüfungen aus den verschiedensten Lehrgegenständen ganz unmöglich gewesen wäre. Mit Lebendigkeit und Frische beantwortete der

[illegible] die er sich dann großer Mühe auf den [illegible] [illegible] Fragen, und wenn er auch hie und da einmal [illegible], so war er doch nicht wieder [illegible], und selbst eine nicht ganz [illegible] Beantwortung einer Frage [illegible] der von dem [illegible] [illegible] der betreffende Gegenstand bei ihm fand.

Das Publikum bei diesen Prüfungen, welche sich [illegible] [illegible] [illegible] von der [illegible] „[illegible] auf das [illegible] [illegible] [illegible]!“

[illegible] [illegible] der [illegible] zu sehen.

Zu der Zeit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] eines Oberst der Infanterie [illegible] Rede, oder mit mancherlei Abänderungen [illegible] [illegible] — der [illegible] den die Ehre — nicht gerade [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und ein Kaiserhof [illegible]. Er [illegible] der [illegible], [illegible] den Nachfolgern der großen Kaiser [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] habe, und schloß mit den Worten: „Gott [illegible] [illegible]!“

Am folgenden Tage [illegible] [illegible] [illegible] dem [illegible] [illegible] [illegible], obgleich er noch auf dem Feldzuge [illegible], mit [illegible] [illegible] [illegible] hatte. Er lud mich zu einer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] lang und auf den dortigen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Sammlungen und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Uhr früh [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

sammensanden. Außer dem Kronprinzen selbst und seiner näheren Umgebung waren der Statthalter von Kärnten, Graf Caspar Lodron, ein biederer, gesinnungstüchtiger Mann, den ich schon seit langer Zeit, noch von dem Hause unseres gemeinsamen Freundes Braulik her kannte, dann ein College im Herrenhause, Graf Gleispach, sowie mein ausgezeichneter Akademiegenoß Professor Hochstetter, der den Kronprinzen, dessen geologischer Lehrer er war, während der ganzen Reise begleitete, und noch viele Andere mit von der Partie. Alles war freundlich für mich, am meisten der Kronprinz selbst, der mich, sobald er meiner ansichtig wurde, zu sich in seinen Waggon lud.

Von der fröhlichen Fahrt und der festlichen Begrüßung des Kronprinzen auf den einzelnen Stationen sage ich als selbstverständlich ebensowenig ein Wort als von dem Empfange in Hüttenberg, der Besichtigung der dortigen Erzwerke und dem copiosen Frühstücke, welches daselbst eingenommen wurde. In einer sehr großen Anzahl von Equipagen, von denen ein Theil wenigstens einer gewissen Eleganz nicht entbehrte, wurde nun nach Heft gefahren, wo in dem dortigen Hochofen eine Bessemercharge ausgeführt werden sollte. Der erlauchte Gast aber, zu dessen Ehren Alles dies stattfand, zeigte sich zwar fortwährend äußerst verbindlich, aber doch auch, was ja der Jugendlichkeit seines Alters vollkommen entsprach, nicht ganz ohne Ungeduld, die Fahrt fortzusetzen, an deren baldigem Ende ihn, wie er im Voraus wußte, das Hauptvergnügen des Tages, der Ritt auf den Erzberg erwartete. „Sehr schön, sehr interessant," sagte er mit manchem Seitenblicke nach den harrenden Wagen, „aber ich habe das Alles schon wiederholt in Neuberg gesehen."

In Anbetracht dieser Stimmung seines Zöglings gab Latour alsbald das Zeichen zum Aufbruche. Neuerdings bestiegen wir die Wagen, und nach kurzer Fahrt hielten wir in Mosinz, wo eine große Anzahl gesattelter Reitpferde zum Ritte auf den Erzberg bereit stand. Meine Aufnahme unter die Zahl der Gäste, welche der Kronprinz mit liebenswürdiger Zustimmung des Herrn von Frey, Generaldirectors der Hüttenberger Eisen-Industrie-Gesellschaft als der eigentlichen Festgeberin veranlaßt hatte, machte sich hier zum ersten und einzigen Male in einer mir einige Verlegenheit verursachenden Weise bemerkbar. Man hatte in Mosinz nichts davon gewußt, daß die Zahl der Besucher um Einen sich vermehrt hatte, und daher auch kein Pferd für mich bereitgestellt. Freilich wurde allsogleich Rath geschafft, aber derselbe war leider kein guter. Man führte mir das Pferd eines Forstmeisters vor, welches sich jedoch als ein äußerst widerhaariger Gaul erwies, der, kaum daß ich ihn bestiegen, in recht unangenehmer Weise bockte und ausschlug. Mit einem

eigenthümlichen Gemisch von Besorgniß und jenem Muthwillen, welcher insbesondere jüngere Leute bei dem einer gewissen Komik niemals entbehrenden Anblicke eines Reiters, der seines Pferdes nicht recht Herr werden kann, immer überkommt, sah der Kronprinz meinem Kampfe mit meinem Reitthiere zu. Und obgleich ich mich ziemlich tapfer auf dem Rücken des störrigen Pferdes behauptete, so wurde die Gefahr, mit welcher dessen stetes Ausschlagen nicht nur mich selbst, sondern auch die Mitreitenden bedrohte, doch schließlich zu arg. Mein Pferd wurde ausrangirt; mir aber bot ein junger, eleganter Mann aus einer bekannten kärntnerischen Gewerkenfamilie, ein Herr von Rauscher, das seinige an, einen hohen, prächtigen Braunen, auf dem ich mich ungemein wohl fühlte. Rauscher selbst blieb, des Bergsteigens offenbar gewohnt, mit jugendlich elastischem Schritte uns Reitern immer zur Seite.

Und das war wahrhaftig ein entzückender Ritt, Anfangs durch dichten, mit dem vollen Glanze des Frühlings prangenden Laubwald, dann über üppige, mit dem reichsten Blumenflor bedeckte Wiesen, endlich über rauhes Gestein immer höher und höher. Der Kronprinz, der den geologischen Hammer am Sattelknopfe führte, war in der heitersten Laune und sprach in fröhlichster Weise mit Allen, wie sie im Wechsel des langdauernden Rittes in seine Nähe geriethen. Auch ich befand mich geraume Zeit an seiner Seite, insbesondere während der letzten Augenblicke, als wir die Höhe des Erzberges, einen Punkt mit herrlicher Aussicht erreichten, wo in einem Zelte aus grünem Reisig neuerdings Vorbereitungen zu einem Frühstücke getroffen waren. „Schon wieder essen," seufzte der Kronprinz mit einem schelmischen Seitenblicke gegen mich hin.

Ehe es aber hiezu kam, richtete der Generaldirector Frey eine sehr hübsche Ansprache an den Kronprinzen und bat ihn um Unterzeichnung einer Urkunde, welche in den zur Erinnerung an seine Gegenwart zu errichtenden Obelisk gelegt werden sollte. Mit warmen, augenscheinlich improvisirten Worten erwiederte der Kronprinz und schloß, dem an ihn gerichteten Begehren willfahrend, den Steindeckel, unter welchen die von ihm selbst und uns Allen unterzeichnete Urkunde gelegt worden war, mit drei Schlägen des Hammers und dem Spruche: „Gott schütze den Bergbau."

Hierauf folgte eine Production des althergebrachten Reiftanzes, von den Bergknappen mit großer Präcision ausgeführt. Während desselben und nach ihm wurde das zweite, eigentlich schon das dritte Früh-
ck eingenommen, und ich muß sagen, daß ihm der Kronprinz tapferer
ls es nach seinem anfänglichen Seufzer zu vermuthen gewesen
a der Ritt weiter über den Scharfenstein bis zum

Löllinger Berghause, wo man die Pferde verließ und den Weg bis nach Lölling zu Fuß fortsetzte; hier erreichte die etwa sechsstündige Bergpartie ihr Ende. Im Gartensalon des Freiherrn von Dieckmann, eines Schwagers des Präsidenten von Schmerling und Schwiegervaters des jetzigen Landeshauptmannes der Steiermark, Grafen Wurmbrand, gab es ein glänzendes Diner, während dessen die allgemeine Fröhlichkeit ihren Höhepunkt erreichte. Zu Wagen fuhr man hierauf nach dem Bahnhofe in Mösel, wo der Hofzug des Kronprinzen harrte. Um acht Uhr waren wir in Klagenfurt zurück, wo ich, ohne mich dem Kronprinzen neuerdings zu nähern, noch einen Tag verweilte, um einer dringenden Einladung des Grafen Georg Thurn, eines meiner Collegen im Herrenhause, der mir allzeit ganz besondere Zuvorkommenheit bewies, zu einem Besuche auf seinem Schlosse in Bleiburg zu folgen. Am 7. Juli kehrte ich allein nach Wien zurück.

Bei Weitem gefahrdrohender für mich als das kleine Abenteuer mit dem Pferde des Hüttenberger Försters war ein zweites, welches ich etwa sechs Wochen später in Alt-Aussee bestand, wo ich mit meiner Tochter und meinem Schwiegersohne meine Urlaubszeit zubrachte. Ich war schon so eingewohnt daselbst, daß ich in Compagnie mit meinem Vetter Alois Moser eine eigene Schiffhütte und für mich allein ein Kielboot besaß, mit welchem ich nicht nur mich selbst sehr häufig vergnügte, sondern das ich auch meinen zahlreichen Bekannten zur Benützung gern überließ.

Es war am 24. August, an einem recht kühlen und düsteren Nachmittage, als einer meiner Freunde, Baron Binzer, mit einer jungen Dame aus einer hochangesehenen preußischen Familie, mit deren Mutter auch ich recht genau bekannt geworden war, zu mir kam und mich bat, ihnen nicht nur mein Schiff zu leihen, sondern auch an der von ihnen projectirten Seefahrt theilzunehmen. So bereitwillig ich auch dem ersteren Wunsche willfahrte, so ungern entschloß ich mich hiezu in Bezug auf den zweiten, denn das Wetter war wirklich nicht einladend hiezu. Dennoch wich ich dem beiderseitigen Drängen und bestieg endlich mit meinen zwei Gästen das Schiff. Mich allen an mich gerichteten Begehren fügend, setzte ich mich an das Steuer, während das Fräulein die in der Mitte des Bootes angebrachten Ruder und Binzer die an dessen Spitze befindlichen ergriff. In solcher Weise fuhren wir fast eine Stunde hindurch kreuz und quer über den See, als ich dem Fräulein den Vorschlag machte, sich zur Vermeidung allzu großer Ermüdung an meiner Stelle an das Steuer zu setzen. Nachdem sie zugestimmt hatte, stand ich von meinem Platze vorsichtig auf und trat im Schiffe zur Seite, um sie an

mir vorüber zum Steuer gelangen zu lassen. Statt sich aber auf der anderen Seite des Schiffes dorthin zu verfügen, sprang sie rasch gegen mich her und brachte dadurch ein so starkes und so plötzliches Ueberneigen des Bootes hervor, daß ich, auf nichts dergleichen gefaßt, das Gleichgewicht verlor und rücklings in den See stürzte. Ein unwillkürlicher Griff nach dem Steuer, um mich noch zu erhalten, brachte keine andere Wirkung hervor, als daß das Ruder zerbrach. Durch meinen Sturz aber wurde die Kante des Bootes bis unter den Wasserspiegel herabgedrückt, auch das Fräulein konnte sich nicht mehr halten, sondern fiel mir nach in den See.

Obgleich durchaus kein besonders geübter Schwimmer, war ich doch trotz meines mir äußerst hinderlichen Anzuges und schwerer Beschuhung keinen Augenblick um mich besorgt und hätte mich sehr leicht gerettet, aber der Sturz des Fräuleins in den See versetzte mich in die peinlichste Angst. An ihrem convulsivischen Umherschlagen mit den Händen und den Füßen merkte ich sogleich, daß sie auch nicht die leiseste Ahnung von der Kunst des Schwimmens besitze. Ein einziger Gedanke beherrschte mich: „Nur jetzt um Gotteswillen nicht die Geistesgegenwart verlieren," und so griff ich denn, trotzdem sie mich, der ich unter ihr im Wasser lag, mit ihren stark genagelten Stiefelchen recht empfindlich ins Gesicht, auf die Augen und die Zähne schlug, tapfer zu, erwischte sie an ihren Röcken und drückte sie mit unsäglicher Anstrengung, aber rasch nach oben. Kaum mochte sie jedoch auf der Oberfläche des Wassers erschienen sein, so konnte ich es unter demselben aus Athemnoth nicht mehr aushalten. Es blieb mir daher nichts übrig, als sie loszulassen, noch unter dem Wasser ein paar Stöße nach vorwärts zu machen und dann selbst emporzutauchen.

Erst nachdem dies geschehen war, vermochte ich unsere gewiß besorgnißerregende Lage recht zu überschauen. In dem Augenblicke, in welchem das Fräulein auf der Oberfläche des Wassers wieder sichtbar geworden war, sprang auch Baron Binzer, jünger und ein viel tüchtigerer Schwimmer als ich, der eigenen Gefahr nicht achtend, in den See, packte mit kräftigem Arm das Fräulein und hielt sie über dem Wasser. Als ich gleichfalls hinzukam, gelang es uns, sie ein klein wenig zu beruhigen, so daß sie nicht mehr so umherschlug und es Binzer möglich machte, sie über dem Wasser zu erhalten, denn ich selbst, durch das überlange Verweilen unter demselben gar sehr erschöpft, konnte eigentlich kaum mehr hiezu beitragen. Leider war unser Boot recht weit von uns weggetrieben worden und für uns nicht zu erreichen. Die große Entfernung des Ortes unseres Unfalles vom Ufer erschwerte gleichfalls die Rettung,

aber im letzten, entscheidenden Augenblicke erfolgte sie dennoch. Der rühmlich bekannte Wiener Arzt Dr. Heinrich Obersteiner, seine Gattin, seine Schwägerin Frau Schloß und deren Tochter waren eben im Begriffe, ihr Boot zu besteigen, als sie unsere Bedrängniß gewahrten. Mit Windeseile flogen sie herbei und streckten uns, bei uns angekommen, ihre hilfreichen Hände entgegen. Nachdem das Fräulein sich an das Boot angeklammert hatte, schwamm Binzer um das Schiff, um von der anderen Seite ein Gegengewicht zu bilden, die im Boote Befindlichen aber zogen mit meiner Nachhilfe das Fräulein an Bord und brachten es ans Ufer, wo die im Gasthofe wohnenden Damen es mit trockener Kleidung versahen. Binzer und ich ließen uns, einer Centnerlast entledigt, ins Wasser zurücksinken und warteten dort, still auf dem Rücken liegend, auf die Boote, welche herbeikamen, auch uns ans Ufer zu führen. Spornstreichs rannte ich nach Hause, mich umzuziehen, und dann holte ich eiligst das Fräulein, es zu seiner Mutter zu führen. So kamen wir noch eher zu ihr, als sie irgendwelche Kunde von unserem Unfalle erhielt. Jeglicher Schrecken wurde ihr dadurch vollkommen erspart, aber sie dankte darum doch mit nicht geringerer Wärme unserem Freunde Binzer als dem eigentlichen Retter ihrer Tochter. Auf mich allein angewiesen und ohne das zur Hilfe herbeieilende Schiff wäre sie sicherlich ertrunken, und auch mich hätte wohl dieses traurige Schicksal ereilt.

Als eine That des Muthes von Mutter und Tochter wird es wohl erwähnt werden dürfen, daß die Letztere mit Erlaubniß der Ersteren am folgenden Tage wieder mit mir eine Seefahrt unternahm. Ich hielt dies für zweckmäßig, um in ihr nicht eine an und für sich kaum hinreichend begründete Furcht vor einer bei Beobachtung der erforderlichen Vorsicht doch eigentlich gefahrlosen Vergnügung aufkommen zu lassen.

Durch die Verheiratung meiner Tochter, die am 7. März 1874 ihr erstes Kind, ein wohlgebildetes Mädchen, zur Welt brachte, welchem in den Jahren 1875 und 1876 noch zwei Knaben folgten, wurde ich selbstverständlich der besten und meinem Herzen bei weitem am nächsten stehenden Gesellschaft auf den Kreuz- und Querzügen beraubt, die ich alljährlich während meiner Urlaubszeit unternahm. Im Jahre 1874 erstreckten sie sich auf Oberösterreich, Salzburg und insbesondere auf Tirol, 1875 aber überschritten sie die österreichische Grenze und führten mich nach Baden-Baden, wo mein Bruder mit seiner Familie den Sommer hindurch verweilte. Dort war gleichzeitig die deutsche Kaiserin Augusta anwesend, der ich zwei Jahre früher in Wien aus Anlaß ihres Besuches der Weltausstellung als einer der Vicepräsidenten des Patriotischen Hilfsvereines vorgestellt worden war. Damals hatte sie den Präsidenten

Fürsten Colloredo, meinen Collegen Baron Tinti und mich eigens zu sich beschieden, um uns ihre lebhafte Theilnahme an den Bestrebungen unseres Vereines auszudrücken und dessen Angelegenheiten näher mit uns zu besprechen. Mit mir redete sie freilich weit mehr über meine historischen Arbeiten als über den Hilfsverein, und mit so warmen Lobsprüchen überschüttete sie mich, wie ich sie sonst in Oesterreich kaum jemals zu hören bekam. Da war es denn natürlich nur meine Pflicht, mich nach meiner Ankunft in Baden-Baden in das Buch einzuschreiben, welches zu diesem Zwecke im Vorzimmer der Kaiserin auflag. Kaum hatte ich dies gethan, als auch schon ihr Kammerherr Graf Fürstenstein bei uns erschien, um meinen Bruder, welcher ziemlich häufig bei der Kaiserin verkehrte, und mich für einen der folgenden Tage zum Speisen bei ihr zu laden.

Als wir, dieser Aufforderung folgend, das Zimmer betraten, in welchem die Gesellschaft sich versammelte, wurden wir angewiesen, uns an der Tafel schräg gegenüber von der Kaiserin, zu beiden Seiten des dienstthuenden Kammerherrn zu setzen. Wir waren hiedurch, wie uns Eingeweihte versicherten, zu den eigentlichen Zielpunkten der Conversation Ihrer Majestät erkoren.

Und so war es denn auch wirklich. Kaum war die Kaiserin ins Zimmer getreten, so begrüßte sie alle Anwesenden, aber insbesondere uns Brüder aufs Freundlichste. In den huldvollsten Worten versicherte sie uns der Freude, die sie darüber empfinde, uns einmal gleichzeitig bei sich zu sehen.

Nun verfügten wir uns, Ihre Majestät voran und wir Alle ihr folgend, in den Speisesaal, der aber eigentlich nicht größer als ein geräumiges Zimmer war. In der Mitte der Langseite der ziemlich schmalen Tafel nahm die Kaiserin Platz, neben ihr als die Höchsten im Range Freiherr von Schweizer, vormals badischer, und Graf Seebach, ehedem sächsischer Gesandter in Paris. Aber beide Herren mußten sich diesmal schon bescheiden, von der Kaiserin fast gar nicht ins Gespräch gezogen zu werden, welches sie mit großer Lebendigkeit, aber fast ausschließlich mit uns Brüdern unterhielt. Es erstreckte sich der Hauptsache nach nur auf österreichische Dinge, und es erregte meine Verwunderung, das warme Interesse zu sehen, welches die Kaiserin für dieselben an den Tag legte, während sie sich doch über sie eigentlich recht wenig unterrichtet zeigte. So sehr entbehrten manchmal ihre Behauptungen jeglicher Begründung, daß ich es für unrecht gehalten hätte, sie insbesondere vor einer größeren Anzahl von Zuhörern ganz unberichtigt zu lassen. Aber in so respectvolle Form kleidete ich meinen Widerspruch, daß die Kaiserin sich hie-

durch unmöglich verletzt fühlen konnte. Um so inniger hätte ich dies bedauert, als die sichtlich hervortretende Ueberzeugung der erlauchten Frau, sie habe nicht nur Rechte zu genießen, sondern auch Pflichten zu erfüllen, wirklich die höchste Achtung, und ihre eifrige Bemühung, trotz ihrer erhabenen Stellung auch eine liebenswürdige Hauswirthin zu sein, Bewunderung verdiente. Ueberdies gewann es in meinen Augen fast den Anschein, der mich nicht wenig für sie einnahm, als ob die Kaiserin, natürlich ohne auch nur ein Wort darüber zu sagen, sogar einen Oesterreicher von so wenig bedeutender Stellung, als die meinige war, durch verdoppelte Liebenswürdigkeit dasjenige leichter verschmerzen machen wolle, was von preußischer Seite an seinem Vaterlande gesündigt worden war.

Darum ließ auch mein langdauerndes und eifriges Gespräch mit ihr nur einen wohlthuenden Eindruck in mir zurück. Auch sie schien von der Conversation mit meinem Bruder und mir nicht unangenehm berührt, wenigstens durften wir dies aus dem Umstande schließen, daß wir schon für einen der nächsten Abende wieder zu ihr berufen wurden. Wir trafen sie fast allein, nur eine Hofdame war anwesend. Bald brachte sie das Gespräch auf meine historischen Schriften, in denen sie sich, insbesondere in meiner Lebensgeschichte der Kaiserin Maria Theresia, nicht ganz unbewandert zeigte. Sie bat mich, ihr mein von der gewöhnlichen Tradition, in der sie aufgewachsen sei, mannigfach abweichendes Urtheil über Friedrich den Großen näher zu begründen. Ungescheut folgte ich ihrer Aufforderung, und ich glaube wohl, daß der Ausdruck innerster Ueberzeugung, mit welchem ich dies that, nicht ganz ohne Wirkung auf sie blieb. Freilich ließ sie mir meine Ausführungen nicht ohne alle Einwürfe hingehen, aber da ich in dem Thema, um das es sich handelte, so ganz zu Hause war, fiel es mir wohl nicht schwer, dieselben zu widerlegen. Mein Bruder, welcher dieser Erörterung nicht so sehr als Theilnehmer, sondern mehr als still beobachtender Zuschauer beiwohnte, meinte, die Kaiserin sei in Folge meiner Beweisführungen, mit denen sie sich nicht zu befreunden und die sie doch auch nicht zu entkräften vermochte, allmälig etwas kleinlaut geworden. Ich aber merkte davon nichts, weder während unseres Gespräches, noch bei unserer erst nach mehreren Stunden erfolgenden Verabschiedung.

Wenige Tage später verließ ich das schöne Baden, und ich habe die hohe Frau, mit welcher die Begegnung mir den Aufenthalt daselbst besonders interessant gemacht hatte, nie wiedergesehen.

Meine Ausflüge, von denen ich hier nur einige Episoden, aber diese vielleicht mit zu großer Ausführlichkeit schilderte, nahmen übrigens nur einen geringen Theil meiner Zeit in Anspruch. In weit überwiegendem Maße war sie der Erfüllung meiner amtlichen Pflichten als Director des Staatsarchives, meinen historischen Arbeiten und meiner fortdauernd eifrigen Theilnahme an den Verhandlungen des Herrenhauses gewidmet.

In ersterer Beziehung blieb ich unerschütterlich den Grundsätzen treu, die ich als die einzig richtigen betrachtete und von dem Augenblicke an, in welchem ich an die Spitze des Staatsarchives gestellt worden, daselbst zu ausschließlicher Geltung zu bringen so glücklich gewesen war. Eine sehr lange Reihe hervorragender fremder Historiker hatte schon während der ersten Jahre meiner Amtswirksamkeit durch mich freien Zutritt zum Staatsarchive erhalten. Ich nenne von ihnen nur Bàncroft und Froude, von deutschen Geschichtschreibern aber Ranke, Noorden, Hüffer, Arnold Schäfer und Heinrich von Sybel. Selbstverständlich ließ ich mich durch die etwas denunciatorischen Anklagen, welche aus Anlaß der Zulassung des Letzteren in dem zu Wien erscheinenden Hauptorgane der clericalen Partei gegen mich laut wurden, in der Erfüllung meiner Pflicht, wie ich sie auffaßte, durchaus nicht stören. Hatte ja doch das Ministerium des Aeußern — und es war dies ein neues Verdienst, welches sich der zu jener Zeit auf dem Höhepunkte seines Einflusses stehende Sectionschef von Hofmann um das Staatsarchiv erwarb — schon aus Anlaß der Archivsbenützung durch Ranke mir gegenüber die meinen Anträgen entsprechende Erklärung abgegeben, es gehe von dem Grundsatze aus, bei der Benützung und der Bearbeitung der Archivsschätze seien den Geschichtsforschern ohne Rücksicht auf deren politische Parteistellung möglichst wenige Schranken zu ziehen. Eine Ausnahme hätte nur dann einzutreten, wenn Gefahr vorhanden wäre, daß aus den Materialien des Staatsarchives Stoff zu Publicationen geschöpft werden könnte, durch welche das Andenken an Mitglieder des Kaiserhauses verunglimpft und überhaupt dem Ansehen und der Würde der Dynastie Benachtheiligung zugefügt würde.

Es mag parador klingen, ist aber doch vollkommen wahr, daß nicht nur allgemein wissenschaftliche, sondern auch speciell österreichische Gesichtspunkte mich trotz der in Sybel's Schriften sich bemerkbar machenden Abneigung gegen Oesterreich für seine Zulassung zum Staatsarchive eintreten ließen. Denn seit einer Reihe von Jahren hatten die österreichischen Historiker ihren preußischen Widersachern, und wie ich glaube mit [illegible] tung entaegengehalten, die unleugbare Parteilichkeit

ihrer Darstellungen stamme nicht nur von ihrer eigenen Voreingenommenheit gegen Oesterreich, sondern auch von der Einseitigkeit ihrer preußischen Geschichtsquellen her, während der Inhalt unserer Archivalien die Dinge in einem der österreichischen Politik ungleich vortheilhafteren Lichte erscheinen lasse. Aus der unbestreitbaren Richtigkeit dieser Behauptung ging jedoch meiner Ansicht nach gleichsam von selbst die Nothwendigkeit hervor, den preußischen Historikern die Einsicht in jene Acten zu gestatten, durch welche eine Rectificirung ihrer bisherigen Anschauungen veranlaßt werden sollte, während die Vorenthaltung derselben nur allzu leicht den Verdacht erwecken konnte, die österreichischen Archivalien müßten, statt die von preußischer Seite vorgebrachten Anschuldigungen zu entkräften, die vollste Bestätigung derselben, ja vielleicht noch Aergeres, bisher Unbekanntes enthalten. Denn wenn dies nicht der Fall wäre, besäße man ja keinen Grund, nicht auch einem vielleicht mißgünstigen Auge Einsicht in dieselben zu gestatten.

Ich erlebte die Genugthuung, meine Anschauungen vom Ministerium des Aeußern vollkommen gebilligt zu sehen, so daß ich im Sinne derselben unbehindert fortwirken konnte. Und auch in anderen Ländern, sowie in deren Archiven brachen sie sich allmälig Bahn, so daß dem Vorantritte des österreichischen Staatsarchives das Verdienst davon zugeschrieben werden darf, wenn überhaupt in den civilisirten Staaten Europa's das frühere System überflüssiger Geheimnißkrämerei im Archivswesen mehr und mehr über Bord geworfen wurde.

Meine Stellung als Vorstand des Staatsarchives brachte mich zu jener Zeit — im Februar 1876 — in nähere Berührung mit einem überaus interessanten Manne, dem ehemaligen italienischen Finanzminister Quintino Sella, demselben, dessen für den neugegründeten italienischen Staat so förderliches Wirken erst vor Kurzem durch Errichtung seines Denkmals in Rom in ausgezeichnendster Weise geehrt wurde.

Und nicht nur ein um sein Land hochverdienter Staatsmann war Sella, er besaß auch in der wissenschaftlichen Welt als gelehrter Mineralog einen angesehenen Namen. Hiezu kam noch die wirklich seltene Liebenswürdigkeit seiner Verkehrsweise, so daß man ihn, dieß Alles zusammengenommen, zu den nicht allzu häufig vorkommenden Menschen wird zählen müssen, mit denen in Verkehr gewesen zu sein eine wahrhaft erfreuliche Erinnerung zurückläßt.

Sella war damals von seiner Regierung nach Wien gesendet worden, um in ihrem Namen die Verhandlungen über die Trennung des österreichischen Südbahnnetzes von dem italienischen zu führen. Schon auf dem Punkte, sie zum Abschlusse zu bringen, kam er zu mir ins

Archiv und trug mir die Bitte vor, den daselbst in Verwahrung befindlichen sogenannten Codex Astensis für die Stadt Asti copiren lassen zu dürfen.

Der Codex Astensis, eine dem vierzehnten Jahrhundert entstammende, vierhundertdreizehn Folioblätter umfassende Pergamenthandschrift enthält nach einer kurzen Darstellung der Geschichte der Stadt Asti die ihr von römisch-deutschen Kaisern während des zwölften und des dreizehnten Jahrhunderts ertheilten Privilegien, welche jedoch nur elf Blätter füllen. Den weitaus größten Theil des Codex nehmen andere, auf Asti bezügliche Rechtsurkunden und Aufzeichnungen aus dem zwölften, dem dreizehnten und dem vierzehnten Jahrhundert ein.

Der Anlaß, durch welchen diese Handschrift in das Staatsarchiv gelangte, war wirklich nur ein ganz zufälliger zu nennen. Im Jahre 1845 bat die sardinische Regierung um Auslieferung verschiedener, auf Monferrat bezüglicher Archivalien, welche sich in Mantua befanden. Da jedoch wahrscheinlicher Weise dort Niemand vorhanden war, dem man die Beurtheilung der Frage, welche Archivalien an Sardinien auszuliefern und welche zurückzubehalten wären, hätte anheimgeben können, da überdieß die Absendung eines eigenen Sachverständigen nach Mantua wohl zu kostspielig erschien, ließ man sämmtliche Archivalien, unter denen sich auch der Codex Astensis befand, nach Wien kommen und beauftragte den provisorischen Leiter des Staatsarchives, Joseph Chmel, mit der Sichtung derselben. Auf seinen Antrag wurden sie größtentheils an Sardinien abgetreten, und wenn er hievon den Codex Astensis ausschloß, so wurde Chmel hiezu wahrscheinlich nur durch die Betrachtung vermocht, daß sich darin Diplome und Urkunden römisch-deutscher Kaiser befanden. Auch von sardinischer Seite wurde gegen die Zurückbehaltung dieser Handschrift nicht weiter reclamirt.

Nicht mir, sondern meinem berühmten akademischen Collegen Julius Ficker, welcher den Codex bei seinen gelehrten Forschungen vielfach benützt hatte, gebührt die Initiative des Gedankens, daß derselbe eigentlich in Asti bei weitem mehr an seinem Platze wäre als in Wien, eines Gedankens, dem er auch in dem Vorworte zu einem seiner Werke Ausdruck verlieh. Obgleich ich dieser Ansicht nur beipflichten konnte, so fehlte es mir doch an einer geeigneten Veranlassung, einen hierauf abzielenden Antrag an das Ministerium des Aeußern zu richten. Aber Ficker's Worte kamen mir bei Sella's Bitte allsogleich wieder und um so lebhafter in den Sinn, als mir bei der Menge der in dem Codex enthaltenen farbigen Initialen und fein ausgeführten Miniaturen — unter ihnen auch [illegible]ter Plan der Stadt Asti und ihrer Umgebung —

eine irgendwie befriedigende Copierung desselben kaum ausführbar erschien. Auf diesen letzteren Umstand machte ich Sella unter Vorzeigung der Handschrift aufmerksam, und er begriff leicht, daß ihm kaum Anderes übrig bleibe, als seinem Wunsche zu entsagen.

Ohne natürlich in Sella auch nur die leiseste Ahnung von meinem Vorsatze zu erwecken, berichtete ich, gleich nachdem er mich verlassen, dem Ministerium des Aeußern über seinen Besuch bei mir und legte demselben den Gedanken nahe, Sella den Codex im Original für die Stadt Asti zu schenken. So überraschend auch im ersten Augenblicke mein Vorschlag für das Ministerium sein mochte, so erhielt er doch alsbald dessen lebhaften Beifall, und schon fünf Tage, nachdem er bei mir gewesen, empfing Sella den Codex mit einem äußerst verbindlichen Schreiben des Grafen Andrássy. So wenig man auch, war darin gesagt, den wissenschaftlichen wie den artistischen Werth der Handschrift verkenne, so klar sehe man doch ein, daß der richtige Aufbewahrungsort für sie nicht Wien, sondern Asti sei, dessen ruhmvolle Vergangenheit sie gleichsam verkörpere.

Es geschah vielleicht das erste und einzige Mal, daß die Anerkennung, welche dem Bevollmächtigten eines fremden Staates bei dem Abschlusse einer von ihm geführten Verhandlung zu Theil wurde, nicht in der Verleihung einer Ordensdecoration oder einer Nippe, sondern in der Schenkung eines fünfhundert Jahre alten Manuscriptes bestand. Sella war ganz der Mann, sich durch diesen außergewöhnlichen Vorgang besonders geschmeichelt zu fühlen, wie derselbe denn auch nicht nur in Asti sehr große Freude, sondern in allen gelehrten Kreisen Italiens ungemeines Aufsehen erregte. Allsogleich schritt man daran, die neu erworbene Handschrift wissenschaftlich zu verwerthen, und sie ist seither zu Rom in vier Bänden vollständig erschienen.

Diese Drucklegung des Codex mag Schuld gewesen sein, daß er erst nach Sella's Tode in den definitiven Besitz der Stadt Asti gelangte, der ihn seine Söhne, die Zusage ihres Vaters erfüllend, im September 1884 übergaben. Eine sehr schöne Medaille, welche eigens aus diesem Anlasse geprägt wurde, gibt Zeugniß von dem Werthe, den die Bürger von Asti auf dieses Ereigniß legten. Außer Sella's Brustbild trägt sie eine Inschrift, in welcher der für Asti so erfreulichen Gabe unseres Kaisers dankbar gedacht wird. Und daß man sich in Asti nicht in völliger Unkenntniß der Persönlichkeit befand, von welcher eigentlich die erste Anregung zu dieser Verfügung ausgegangen war, dafür schien mir in der gleichzeitig geschehenden Uebersendung einer solchen Medaille von Seite der Stadt Asti an mich eine nicht mißzuverstehende Andeutung zu liegen.

Hand in Hand mit der Erfüllung meiner Pflichten als Director des Staatsarchives gingen auch meine historischen Arbeiten, denen ich, der Geschäftslast entledigt, welche mit meiner früheren Stellung im Landesausschusse verbunden war, seit diesem Augenblicke mit ganz besonderem Eifer oblag.

Wenn ich bisher verhältnißmäßig nur wenig von meiner schriftstellerischen Thätigkeit erzählte, so ist der Grund davon blos darin zu suchen, daß eine solche sich kaum anregend schildern läßt. In der Einsamkeit der Studirstube, in emsiger Forschung in Archiven und Bibliotheken spinnt sie sich ab und daran ist wohl nicht viel zu beschreiben. Aber das darf ich sagen, daß gerade während der Siebzigerjahre die Summe meiner Arbeit auf historischem Gebiete die auf jedem anderen unendlich weit übertraf. Noch im Jahre 1871 veröffentlichte ich in den Schriften der Akademie der Wissenschaften zwei für die Geschichte der Kaiserin Maria Theresia überaus wichtige, von ihr selbst herrührende Denkschriften. Ihnen folgte ebendaselbst eine Monographie über den einflußreichen Staatsreferendar Johann Christoph Bartenstein und seine Zeit. 1872 gab ich in zwei Bänden die Correspondenz zwischen Kaiser Joseph II. und seinem Bruder Leopold von Toscana heraus. Und von da an concentrirte ich meinen ganzen Fleiß und den größten Theil meiner Arbeitskraft auf die Vollendung meines Werkes über Maria Theresia. 1875 erschienen der fünfte und der sechste Band, welche die Zeitdauer des siebenjährigen Krieges umfassen. Ihnen folgte 1876 der siebente Band, der die Gründung des Staatsrathes, den ungarischen Landtag von 1764, den Tod des Kaisers Franz und die übrigen Wechselfälle in der kaiserlichen Familie schildert, die Mitglieder derselben aber in einer sie charakterisirenden Darstellung vor Augen führt. Der im Jahre 1877 erschienene achte Band erörtert die auswärtige Politik vom Schlusse des siebenjährigen Krieges bis zur Erwerbung Galiziens und der Bukowina. Der neunte Band endlich, der in den letzten Monaten des Jahres 1878 ausgegeben wurde, bespricht die inneren, namentlich die kirchlichen Verhältnisse der Monarchie, das Unterrichtswesen, Wissenschaft und Kunst, die Gesetzgebung und die Staatsverwaltung in ihren verschiedenen Zweigen. Als das Jahr 1879 anbrach, war nur noch ein Band, der zehnte, ausständig, welcher das ganze umfangreiche Werk zum Abschluß bringen sollte.

Was endlich die Verhandlungen des Herrenhauses betrifft, so sei es mir gestattet, auf diejenigen zurückzukommen, welche im April 1874 über das als Regierungsvorlage eingebrachte Gesetz zur Regelung der äußeren Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche stattfanden.

Als ein günstiges Omen betrachteten es wir Mitglieder der Verfassungspartei, und als ein charakteristisches Kennzeichen des gewaltigen Unterschiedes zwischen den damaligen und den jetzigen Zuständen im Herrenhause wird es wohl auch heute noch Erwähnung verdienen, daß von der aus diesem Anlasse gewählten, aus 21 Personen bestehenden Commission, in welcher auch ich mich befand, nicht etwa ein Kirchenfürst oder eine andere clericale Persönlichkeit, sondern Präsident von Schmerling zum Obmann, der frühere Unterrichtsminister Leopold von Hasner aber zu dessen Stellvertreter erkoren wurde. Dadurch wird hinreichend dargethan, daß die freisinnigere Anschauung die Majorität im Ausschusse besaß, welche denn auch nach langer und eindringlicher Berathung den Gesetzentwurf dem Herrenhause zur Annahme empfahl.

Mit sehr großer Spannung sah ich den Verhandlungen im Schooße des Letzteren entgegen. Denn es war wohl mit ziemlicher Bestimmtheit vorherzusehen, daß sich das damalige Haupt der clericalen Partei in Oesterreich, Cardinal Rauscher an denselben betheiligen werde, und ich trug mich mit dem vielleicht vermessenen Gedanken, seinen Ausführungen von meinem Standpunkte aus, dem eines aufrichtigen, aber keineswegs ultramontanen Katholiken entgegenzutreten.

Ich kannte Rauscher schon seit mehr als dreißig Jahren, als er in vormärzlicher Zeit noch Director der orientalischen Akademie war. Und wie denn die Jugend nur allzu leicht nach Aeußerlichkeiten urtheilt, so muß ich sagen, daß mir das pedantische und zugleich eines gewissen Hochmuthes nicht entbehrende, steife und eckige Wesen Rauscher's ihn zu keiner sehr sympathischen Persönlichkeit machte. Durch das unschöne Deutsch, das er gewöhnlich sprach und welches zu dem etwas geschraubten Pathos, in dem er später seine stets in langsamstem Zeitmaße vorgetragenen Reden hielt, in einem so eigenthümlichen Gegensatze stand, wurde dieser wenig günstige Eindruck keineswegs verbessert. Es war der eines vollendeten Stubengelehrten, aber Rauscher war weit mehr als ein solcher, er war ein Gelehrter im vollsten Sinne des Wortes. Von so großem Umfange war sein Wissen, daß ihm hierin von seinen Standesgenossen wohl nur Wenige gleichkamen.

Wie bei so manchem Anderen, geschah es auch bei ihm, daß die Ereignisse des Jahres 1848, obgleich er sie innerlich verabscheute, doch den eigentlichen Anstoß gaben zu seiner glanzvollen Laufbahn. 1849 Bischof von Seckau und 1853 Erzbischof von Wien geworden, entwickelte er insbesondere in dieser letzteren Stellung eine tief eingreifende Wirksamkeit, als deren vornehmstes Resultat das schon im Jahre 1855 mit dem heiligen Stuhle abgeschlossene Concordat bezeichnet werden muß.

Durch und durch ein österreichischer Patriot, war Rauscher als solcher ebenso Absolutist wie Centralist von reinstem Wasser; nur auf das kirchliche Gebiet wollte er die Machtsphäre der Staatsgewalt so wenig als möglich ausgedehnt, sondern es ebenso durch eine absolutistische und centralistische Autorität, die des Papstes beherrscht sehen. Beide Gewalten, die staatliche und die kirchliche, würden dann, so meinte er wohl, noch am ehesten im Stande sein, in untrennbarem Zusammenwirken den Sieg über die revolutionäre Richtung der Neuzeit zu erfechten.

So großartig diese Combination Rauscher's gar Manchem erscheinen mochte, so litt sie doch an einem tief einschneidenden Irrthum, an welchem sie schließlich auch scheitern mußte. Mag man noch so lebhaft eine starke Regierungsgewalt wünschen und noch so bereitwillig zugeben, daß eine absolutistische an und für sich eine stärkere als eine constitutionell gestaltete sei, so wird man doch nicht in Abrede zu stellen vermögen, daß heutzutage die Aufrechthaltung oder die Wiedereinführung einer dauernden absolutistischen Regierungsform in wirklich civilisirten Ländern in das Bereich der Unmöglichkeit gehöre. Das „de nobis sine nobis" sich wieder gefallen zu lassen, dazu wird keine Bevölkerung eines den Culturstaaten angehörigen Landes so bald wieder gebracht werden können, und damit scheint mir auch der Fingerzeig zur Erkenntnis des Uebels gegeben zu sein, welches in der Jetztzeit auf die Stellung der katholischen Kirche schädigend einwirkt. Auch in ihr fällt es den Laien, welche einen geistig etwas höheren Standpunkt als den der „stummen Heerde" einnehmen, immer schwerer, sich Gebote auferlegen zu lassen, auf deren Zustandekommen ihnen nicht der geringste Einfluß gegönnt wird.

Darum hatte denn auch Rauscher von dem Augenblicke an, in welchem in Oesterreich der erste und noch sehr schwache Anlauf zur Erweckung constitutionellen Lebens gemacht wurde, mit nichts so sehr als mit der Vertheidigung des von ihm geschaffenen, aber gleichwohl vor seinen Augen in Trümmer zerfallenden Concordates zu thun. Schon im verstärkten Reichsrathe hatte er in dieser Beziehung, und nicht allein gegen den freisinnigen Maager, der die Abschaffung des Concordates beantragte, sondern auch gegen den clericalen Grafen Georg Apponyi zu kämpfen gehabt, der durch dasselbe die Rechte der ungarischen Krone für beeinträchtigt hielt. Und diese Vertheidigung des Concordates setzte Rauscher denn auch unentwegt, und sogar noch in einem Augenblicke fort, in welchem dasselbe schon seit langer Zeit von Seite der österreichischen Regierung als für sie nicht mehr bestehend erklärt worden war. Trat er ja noch in seiner Rede vom 10. April 1874 für die Giltigkeit des Gesetzes vom 5. November 1855 ein.

Diese Behauptung und so manche andere, welche vom Cardinal im Verlaufe seiner soeben erwähnten Rede vorgebracht worden war, erlaubte ich mir, wenngleich in rücksichtsvollster Form, aber darum doch in nicht minder entschiedener Weise zu widerlegen. Insbesondere trachtete ich den Irrthum darzuthun, in welchem die Träger der Kirchengewalt, die Mitglieder der Hierarchie sich befänden, indem sie unter der Bezeichnung der „Kirche" immer nur sich selbst und ihre Amtsgenossen verständen, die übergroße Anzahl derjenigen aber, die sich zum Katholizismus bekennen, die Laien hiebei vollständig vergäßen. Die Bischöfe selbst würden ja bereitwillig zugeben, sagte ich unter Anderem hierüber, daß sie und die Priester um der Laien und nicht die Laien um der Bischöfe und der Priester willen da seien. Uneingedenk dessen und der früheren Einrichtungen und Gepflogenheiten der katholischen Kirche hätten sie, die Mitglieder der Hierarchie, sich daran gewöhnt, fort und fort über uns, die Laien, willkürlich zu verfügen. Aber das Bewußtsein hätten sie in uns nicht zu erlöschen vermocht, daß zwischen der Hierarchie und der Kirche, welch' letztere auch die Laien umfasse, ein sehr großer Unterschied obwalte.

Zur Unterstützung dieser Behauptung führte ich die Worte des frommen Bischofs Sailer von Regensburg an, der sogar, über meine Anschauung noch hinausgehend, sagte: „Die Hierarchie ist, Gott sei Dank, nicht die Kirche. Jene, die mehr von der Welt in ihrer Hoffart als von dem Geiste Christi und seiner sich selbst verleugnenden Liebe sich leiten läßt, wird und soll untergehen. Ich aber getröste mich der gewissen Hoffnung, daß die Kirche Christi auf dem allein unerschütterlichen Fels des Evangeliums nur um so schöner aufblühen werde."

Im Verlaufe seiner Rede hatte Cardinal Rauscher auch seinen schon von den Aposteln herrührenden Lieblingsausspruch wiederholt, der da lautet: „Man muß Gott mehr gehorchen als dem Menschen." Ich entgegnete hierauf, daß ein Mensch, der in der That die Vorschriften Gottes als alleinige Richtschnur seines Handelns erkenne, ein Mensch, welcher, irdischen Vortheil nicht achtend, ja denselben geradezu von sich weisend, nur nach den Vorschriften der Gotteslehre seine Handlungen einrichte, gewiß ein Gegenstand der höchsten Bewunderung sein müsse. Aber ein solcher Mensch werde niemals mit den Staatsgesetzen in Widerspruch gerathen, denn es sei ja ein Wort Gottes: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," und ein Ausspruch des Stifters unserer Religion schreibe seinen Anhängern vor, sich der Obrigkeit zu unterwerfen.

Der Satz, man solle Gott mehr gehorchen als dem Menschen, scheine mir, fuhr ich fort, sich gerade gegen diejenigen zu kehren, die sich seiner als einer Waffe bedienten. Seien sie doch auch nichts Anderes

als sündige Menschen wie wir selbst, und die Mitglieder der Hierarchie könnten durchaus nicht verlangen, daß ihre Aussprüche in politischen oder socialen Fragen und in ähnlichen Dingen als das Wort Gottes anzusehen seien. Ein solches Begehren würde eine arge Versündigung gegen das Gebot sein: „Du sollst Gottes Namen nicht eitel nennen."

Nachdem ich nicht im Hinblick auf den Cardinal Rauscher — denn er hätte einen solchen Vorwurf wahrhaftig nicht verdient — wohl aber auf so manchen seiner Standesgenossen an den Ausspruch erinnert, welchen mit all' der majestätischen Kraft, die er seinen Worten zu geben wußte, der heilige Gregor seinen Amtsbrüdern zugerufen: „Pastores facti sumus, non persecutores — zu Hirten sind wir bestellt worden, nicht zu Verfolgern", kam ich auf die goldene Regel zu sprechen, welche von Rauscher selbst herrührte: „Das Fernhalten von politischen Agitationen sollte die unverrückbare Richtschnur für den Clerus sein." Von dem Augenblicke, führte ich aus, in welchem die Amtsgenossen des Cardinals die gewissenhafte Befolgung dieser Regel nicht nur ihren Untergebenen vorgezeichnet, sondern bei ihnen auch durchgesetzt haben würden, wäre wohl jegliche Gefahr, welche aus dem vorliegenden Gesetze etwa für sie hervorgehen könnte, vollständig verschwunden.

Durch das bisher Gesagte ist freilich nur ein geringer Theil dessen erschöpft, was ich in meiner Rede darzuthun mich befliß, aber ich glaube hierin doch für jetzt nicht noch ausführlicher werden zu dürfen. Aus der dreitägigen Discussion, welche über diesen Gegenstand stattfand, will ich als besonders hervorragende Redner von der Gegenseite nur den Grafen Leo Thun, von denen für unsere Anschauung aber den Freiherrn von Lichtenfels erwähnen, wobei sich der uns aufs Höchste erschreckende Vorfall ereignete, daß der Letztere, nachdem er sehr lang und in wirklich ausgezeichneter Weise gesprochen, plötzlich, von einer Ohnmacht befallen, auf seinen Sitz zurücksank. Er mußte aus dem Saale getragen werden; zu unserer Freude erholte er sich jedoch wieder.

Der Letzte, welcher von Seite unserer Partei in dieser Debatte, und zwar wie immer wirkungsvoll sprach, war der Berichterstatter Leopold von Hasner. Gern gestehe ich, daß es mir allzeit zur Freude gereichte, Schulter an Schulter mit diesem ausgezeichneten Manne und geistvollen Redner für dasjenige zu streiten, was ich für das Richtige hielt. Um so lebhafter bedauerte ich es daher, wenn dies einmal nicht der Fall war und ich mich, statt wie gewöhnlich an seiner Seite, ihm gegenüber fand.

Im Herrenhause geschah dies, soviel ich mich erinnere, nur ein einziges Mal in einer Angelegenheit von sehr großer Wichtigkeit. Es handelte sich um den aus der Initiative des Abgeordnetenhauses hervor=

gegangenen Gesetzentwurf, durch welchen das bisherige Ehehinderniß der Religionsverschiedenheit beseitigt und somit die Zulassung der bis jetzt gesetzlich verbotenen Ehen zwischen Christen und Juden herbeigeführt werden sollte.

Im Laufe meiner langjährigen Theilnahme an politischen Verhandlungen war ich nicht ganz selten zu dem linken Flügel der Verfassungspartei, zu welch' letzterer ich mich allzeit zählte, in Gegensatz gerathen. Daß dies auch einmal in Bezug auf meine eigentlichen Gesinnungsgenossen, das Centrum und den rechten Flügel dieser Partei der Fall sein werde, hätte ich kaum für möglich gehalten, aber dennoch geschah es. Und daß gerade drei mir besonders werthe Mitglieder unserer Partei, von denen zwei um ihrer politischen Antecedentien und das dritte um seiner persönlichen Stellung willen die höchste Beachtung verdienten, die Herren von Schmerling und Hasner sowie Fürst Friedrich Liechtenstein diese Secession herbeiführten, war mir nicht wenig empfindlich.

Nach dem Fürsten Joseph Dietrichstein und unserem ehemaligen Landmarschall, dem Fürsten Joseph Colloredo war Fürst Friedrich Liechtenstein vielleicht dasjenige Mitglied der vornehmsten Adelsfamilien Oesterreichs, für welches ich die wärmsten Sympathien empfand. Daß er ein überaus tapferer Soldat gewesen, wußte ich gewiß zu schätzen, aber es war doch nicht gerade diese Eigenschaft, die mich am meisten zu ihm hinzog. Sein schlichtes, einfaches Wesen, der Eindruck, den er auf Jedermann hervorbrachte, daß seine Würdigung des Menschen und sein Benehmen gegen ihn nur von dessen persönlichem Werthe abhänge und nicht etwa nach dem Range desselben und seiner sonstigen Stellung eingerichtet werde, vor Allem aber seine erprobte politische Ueberzeugungstreue gewannen ihm meine Achtung, ja meine Zuneigung in sehr hohem Maße. Diese Empfindung für ihn wurde auch durch sein momentanes Zurückweichen von unserem sonstigen gemeinsamen Standpunkte nicht geschwächt, welches ja lediglich aus einem mir wohlverständlichen Bestreben, die eigene Confession vor einer sie vielleicht schädigenden Berührung zu bewahren, entsprang, während es bei Schmerling und bei Hasner aus einer, wie ich wenigstens glaube, unrichtigen Auffassung der Sache selbst hervorging. Ja, was der Letztere in seinen so anziehend geschriebenen Denkwürdigkeiten bei Besprechung dieses Punktes zur Vertheidigung seines Verfahrens anführt, scheint mir vollends zu beweisen, daß er sich damals wirklich in einem bei seiner sonstigen Denkungsart nur schwer erklärlichen Irrthume befand.

Daß bei Eheschließungen im Allgemeinen die Gleichheit der Confession ein äußerst wirksames Moment bildet, um die Erreichung des

wichtigsten Zweckes der Ehe, ein einiges und daher glückliches Zusammenleben der Gatten zu verbürgen, wird wohl vernünftiger Weise von Niemand geleugnet werden können. Nicht in einer verschiedenen Beurtheilung dieser unbestreitbaren Thatsache bestand also die obwaltende Meinungsdifferenz, sondern in der auf folgende zwei Fragen zu gebenden Antwort: „Ist nicht die gemischte Ehe zwischen Christen und Juden, so wenig wünschenswerth sie auch an und für sich sein mag, der jetzt gesetzlich zulässigen Confessionslosigkeit als das geringere Uebel bei Weitem vorzuziehen?“ Und zweitens: „Entspricht es dem Geiste der modernen Gesetzgebung, dem Staate die Machtvollkommenheit zu einer so weitgehenden Einschränkung der Eigenberechtigung der Staatsbürger zuzuerkennen, daß er aus vermeintlicher Fürsorge für deren Wohl ihnen eine Eheschließung verbieten darf, von welcher sie nun einmal die Begründung dieses Wohles erwarten?“

Die Antwort, welche ich mir selbst nach gewissenhaftester Prüfung auf diese beiden Fragen zu ertheilen hatte, konnte für mich keinen Augenblick zweifelhaft sein, und ich bin hierin bis auf den heutigen Tag nicht schwankend geworden. Denn was den ersten Punkt angeht, müssen nach meiner innigsten Ueberzeugung gerade der eifrige Katholik und umsomehr der Priester und der Bischof, so sehr sie auch an und für sich die Ehe zwischen Christen und Juden perhorresciren mögen, dieselbe immer noch für weniger verwerflich ansehen als das Aergste, was der Katholik vom confessionellen Standpunkte aus verüben kann, den Abfall vom Glauben. Und all die Uebelstände, welche man von der Verschiedenheit des Bekenntnisses der Ehegatten für ein einmüthiges Zusammenleben derselben und für die Erziehung der Kinder mit Recht besorgt, werden sich noch weit greller herausstellen, wenn die Ersteren, statt treulich festzuhalten an dem ihnen einmal angeborenen Glaubensbekenntnisse, dasselbe einfach von sich werfen und die Letzteren ohne allen Glauben, das ist confessionslos emporwachsen.

Diese für mich geradezu entscheidende Wahrheit wurde durch die zweite Betrachtung noch verstärkt, daß es, wenn nicht mit dem Wortlaute, so doch mit dem Geiste der Staatsgrundgesetze gewiß nicht zu vereinbaren sei, wenn man eine so weitgehende Beschränkung des Selbstbestimmungsrechtes der Staatsbürger aufrecht erhalte, wie sie in dem Fortbestehen des Ehehindernisses der Religionsverschiedenheit liegt. Daß endlich die Zulassung der Ehen zwischen Christen und Juden ein äußerst wirksames Mittel zu allmäliger Herüberziehung der besseren Classen der Letzteren zum christlichen Glaubensbekenntnisse sein würde, war ein gleichfalls nicht gering anzuschlagendes Argument für die Anschauung, zu der ich mich bekannte.

Darum konnten auch diejenigen, welche nicht gleich den Clericalen und den sogenannten Conservativen Alles beim Alten und die unleugbar vorhandenen, überaus grellen Uebelstände, welche insbesondere von dem Bürgermeister von Wien, Dr. Felder, in einer wirksamen Rede drastisch geschildert worden waren, unbeirrt fortbestehen lassen wollten, nicht viel Anderes gegen meine Anschauung vorbringen, als daß durch die ihr entsprechenden Beschlüsse nur eine theilweise Heilung jener Schäden herbeigeführt würde. Eine vollständige Reform der Ehegesetzgebung, welche nur durch Einbringung einer auf freisinnige Principien aufgebauten Vorlage zu erreichen wäre, würde vor ihr bei Weitem den Vorzug verdienen.

Gegen die Richtigkeit dieser Behauptung ließ sich nur ein einziges Argument in die Wagschale werfen, aber es war geradezu entscheidend. Konnte man denn wirklich nach der ganzen Lage der Dinge von dem Ministerium Auersperg-Lasser, welches sich damals am Ruder befand, die Einbringung einer solchen Vorlage auch nur mit einiger Zuversicht erwarten? Durch die stricte Neutralität, die es bei den obschwebenden Verhandlungen beobachtete, hatte es ja in einer für Jedermann deutlich erkennbaren Weise gezeigt, daß es einer in dieser Beziehung an dasselbe zu richtenden Aufforderung nicht entsprechen wolle, oder vielleicht besser gesagt dies nicht könne. Und selbst wer etwa diese ablehnende Haltung dem Ministerium zum Vorwurfe machte, vermochte doch nicht zu bestreiten, daß es in dieser Sache mit anerkennenswerther Offenheit vorging.

Um so eigenthümlicher war daher auch das Verfahren derjenigen, welche hievor gleichsam die Augen verschlossen und einen Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung mit einer Motivirung stellten, deren Haltlosigkeit sie doch selbst klar und deutlich einsehen mußten. „In der zuversichtlichen Erwartung," so lautete dieser Antrag, „daß die hohe Regierung in naher Zukunft ein vollständiges bürgerliches Ehegesetz einbringen werde, wolle das hohe Haus beschließen, über den dermaligen, von der Commission beantragten Gesetzentwurf zur Tagesordnung überzugehen."

In der Reihe der zahlreichen Unterschriften, welche unter diesem Antrage standen, befanden sich Namen von echt constitutionellem Klange neben solchen reactionärster Färbung. Es fiel mir nicht schwer, dies schlagend nachzuweisen und die Unnatürlichkeit eines Bündnisses darzuthun, welches nur darauf abzielte, die Vorlage zu Fall zu bringen, und ganz die Beweggründe außer Acht ließ, in Anbetracht deren dies geschehen sollte. Aber ich erreichte dadurch nichts Anderes als das mir keineswegs erwünschte Resultat, wenigstens vorübergehend den Aerger, und zwar nicht blos politischer Gegner, sondern auch sonstiger Partei-

genossen auf mich zu laden, welche sich durch meine Behauptung umsomehr getroffen fühlten, als sie wirklich der Wahrheit entsprach.

In welch hohem Maße dies Letztere der Fall war, zeigte sich bei der folgenden namentlichen Abstimmung in ganz unwiderleglicher Weise. Für den von Rauscher's Nachfolger Kutschker eingebrachten Antrag auf einfache Tagesordnung stimmten nur neununddreißig gegen dreiundfünfzig Votanten. Diese neununddreißig gesellten sich aber bei der zweiten Abstimmung zu denen, welche den Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung mit der Aufforderung an die Regierung zu baldigster Einbringung eines vollständigen bürgerlichen Ehegesetzes verbanden. Sie erzielten denn auch mit siebenundfünfzig gegen zweiunddreißig Stimmen die Majorität. Daß die „zuversichtliche Erwartung", unter welcher dies geschah, sich bis heute nicht erfüllte, ist Jedermann bekannt.

Die Aufregung, in welche diese Verhandlung mich immerhin versetzte, war lang schon wieder beruhigt, als ich etwa drei Monate später, im Mai 1877, mit meinen Collegen, dem älteren Plener, Hasner, Winterstein und dem Grafen Rudolf Wrbna vom Herrenhause in die Quotendeputation entsendet wurde, welche, aus fünfzehn Mitgliedern bestehend, mit der gleich starken ungarischen Deputation das Beitragsverhältniß der beiden Reichshälften zu den Auslagen für die gemeinsamen Angelegenheiten feststellen sollte. Als Mitglied dieser Quotendeputation war ich auch gleichzeitig ein solches der zahlreichen Commission, welche das Herrenhaus im October 1877 zur Vorberathung der verschiedenen, auf die Erneuerung des Ausgleiches mit Ungarn bezüglichen Fragen erwählte.

In den sehr langen und recht peinlichen Verhandlungen, welche hierüber stattfanden, befand ich mich allzeit auf dem Standpunkte, daß der Ausgleich mit Ungarn ganz so, wie er beschlossen und zum Gesetze geworden war, vollinhaltlich und mit strictester Loyalität beobachtet, daß es aber mit nicht geringerer Sorgfalt vermieden werden müsse, nach jedesmaligem Ablaufe von zehn Jahren die Zustimmung der Ungarn zur Fixirung des Quotenverhältnisses, welches ja ohnehin bei Festhaltung des Grundsatzes vollständiger politischer Gleichberechtigung für uns ungünstig genug war, sowie zur Erneuerung des Ausgleiches überhaupt mit noch gesteigerten Concessionen erkaufen zu müssen. In den letzteren war aber unsere Regierung wenigstens nach meiner Ansicht und derjenigen einer sehr großen Anzahl meiner Gesinnungsgenossen zu weit gegangen, und daher gab es auch mit ihr gar manchen recht hartnäckigen Kampf. Schließlich endigte er freilich, wie dies auch kaum anders sein konnte, mit dem Siege der Regierung. Aber man durfte ihr hiezu doch nicht

eigentlich Glück wünschen, denn die gewaltige Einbuße, welche sie hiedurch an Ansehen überhaupt und an Sympathie bei den Männern ihrer eigenen politischen Färbung erlitt, mußte ihre Stellung nachhaltig erschüttern.

Bis tief in den Frühsommer 1878 dauerten die Verhandlungen des Herrenhauses hierüber, und sie waren noch lang nicht zum Abschlusse gediehen, als in den letzten Tagen des Mai Rokitansky und ich nun schon zum vierten Male zum Präsidenten und zum Vicepräsidenten der Akademie der Wissenschaften gewählt wurden.

In dem Augenblicke, in welchem dies geschah, befand sich Rokitansky schon in einem recht traurigen Zustande körperlichen Verfalles. Aber die Majorität der Akademie konnte es zu meiner aufrichtigen Freude nicht über das Herz bringen, einem Manne, welcher nicht nur als Gelehrter und als Forscher hochverdient und hochberühmt, sondern auch als Mensch allgemein geliebt und verehrt war, eine Kränkung zuzufügen, wie er sie in seiner Nichtwiederwahl ohne Zweifel erblickt hätte. Die bittere Empfindung, welche von einer solchen wohl immer begleitet ist, blieb ihm also glücklicher Weise erspart, und es war in der wohlthuenden Ueberzeugung der treuen Anhänglichkeit der Akademie an ihn, daß er binnen weniger als zwei Monaten nach seiner erneuerten Wahl, am 23. Juli 1878 starb. Durch seinen Tod aber trat ich als Vicepräsident nach den Satzungen der Akademie einstweilen provisorisch an die Spitze dieser Corporation.

Die letzte Ehre erwies ich Rokitansky, indem ich bei dem feierlichen Leichenbegängnisse, welches unter einer nur selten erhörten Theilnahme der Bevölkerung stattfand, an seiner noch offenen Gruft die Grabrede hielt. Ich trachtete darin den unsterblichen Verdiensten, die er sich um die exacte medicinische Forschung erworben, gerecht zu werden, und den unermeßlichen Segen zu schildern, der durch ihn selbst und durch die Tausende von Aerzten, die aus seiner Schule hervorgingen, der Menschheit erwuchs. Ich vergaß nicht, des maßvollen Freisinnes seiner politischen Anschauungen zu gedenken, und wiederholte das Wort, das er in einer berühmt gewordenen Rede im Herrenhause sprach: „Jeder Tag muß auch ein Fortschritt sein, damit der Stillstand von gestern uns nicht heute dem Verkommen überliefere." Ich erinnerte daran, daß er mit einer wirklich rührenden Anhänglichkeit an die Nationalität, der er entstammte, die tiefste Verehrung für die deutsche Wissenschaft und die klare Erkenntniß verband, daß er nur auf ihrem Boden das geworden sei, was er war. Und ich schloß endlich mit einer Hinweisung auf das, was Rokitansky seiner Familie, seiner Frau, seinen Kindern und

Enkeln gewesen, wie er dadurch klar erkennbar gezeigt, daß er nicht allein ein großer Gelehrter, sondern auch ein guter und ein edler Mensch war.

Das schmerzbewegte Schluchzen der dichtgedrängten Schaaren, welche das Grab umstanden, galt mir als Beweis, daß meine Worte, wie sie meiner innigen Empfindung entstammten, auch zu ihren Herzen den Weg fanden.

1879—1883.

Nur etwa die jüngste Generation ausgenommen, erinnert sich noch heute ganz Wien mit Stolz und mit Entzücken des wirklich herrlichen Festes, mit welchem es vor vierzehn Jahren die Feier der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares beging. Wie fast die ganze Bevölkerung der Hauptstadt, sah natürlich auch ich den von Makart in großartiger künstlerischer Conception erdachten und ausgeführten Festzug mit an. Aber nicht in einer Beschreibung dieses herrlichen Schauspieles will ich mich ergehen, sondern aus der Reihe der damaligen Feste nur ein einziges etwas ausführlicher erwähnen, an dem ich persönlich betheiligt und welches zu schauen nur Wenigen vergönnt war.

Es war gewiß ein sinniger Gedanke des Erzherzogs Carl Ludwig, die Reihe der Festlichkeiten, durch welche die silberne Hochzeit seines kaiserlichen Bruders gefeiert werden sollte, mit einer im engsten Familienkreise stattfindenden Darstellung beginnen zu lassen. Die wichtigsten Marksteine aus der Geschichte des Kaiserhauses sollten in sechs Tableaux zur Anschauung gebracht werden, in denen ausschließlich Angehörige desselben als Mitwirkende erschienen. Mir aber wurde der Auftrag zu Theil, Vorschläge für die darzustellenden Begebenheiten zu erstatten. Meine Anträge wurden insgesammt genehmigt, die Maler Angeli, Gaul und Makart entwarfen die Skizzen zu den Tableaux, Brioschi malte die stylvollen Decorationen und Weilen dichtete eine Art verbindenden Textes, den er bei der Vorstellung selbst declamirte.

Wer je bei ähnlichen Aufführungen hinter den Coulissen gestanden, der kennt aus eigener Erfahrung das fröhliche Leben, welches dort herrscht, und den ungezwungenen Verkehr unter den Mitwirkenden, so chieden auch sonst ihr Rang und ihre Stellung sein mögen. Ein

Gleiches war auch damals der Fall, und die Heiterkeit der Stimmung wurde nicht wenig durch den Umstand gefördert, daß unter den Mitgliedern des Kaiserhauses insbesondere die jüngeren Erzherzoge als Darstellende erschienen. Denn weil die Beobachtung strengster historischer Treue als oberstes Princip vorgeschrieben war, so konnten, da die Mehrzahl der Bilder sich auf Zeiten bezog, in denen keine Bärte getragen wurden, zumeist nur so junge Theilnehmer fungiren, welche noch überhaupt keinen oder nur sehr wenig Bart besaßen. Das hatte aber auch sein Mißliches, denn eine jugendliche Physiognomie wird niemals jene nur von gereifterem Alter und vielfachen Erlebnissen herrührende Durcharbeitung der Gesichtszüge annehmen können, welche einem Charakterkopfe erst seine eigenthümliche Prägung verleiht. So kann man nicht sagen, daß es gelungen wäre, aus dem damals erst zwanzigjährigen Kronprinzen, trotz aller grauen und schwarzen Striche, die man ihm aufkleckste, trotz der gelungenen Perrücke, der treu nachgebildeten Gewandung und der Krone, die er trug, einen richtigen Rudolf von Habsburg herauszubringen. Und auch der schlanke, jetzt so hochgewachsene Erzherzog Eugen sah, so viel Mühe er sich auch gab, Allem eher als dem häßlichen Kaiser Leopold I. mit der dicken Unterlippe gleich.

Mehr als aufgewogen wurden diese an und für sich doch nur geringfügigen Uebelstände durch einige wahrhaft entzückende Frauengestalten und durch die Pracht der zur Anwendung kommenden Costüme, insbesondere der Juwelen und der Waffen. Die Schmuckgegenstände waren zum größeren Theile der kaiserlichen Schatzkammer, die Waffen der Ambrasersammlung entnommen, während ein Theil der Trophäen noch den Türkenkriegen entstammte.

Von den dargestellten Tableaux will ich nur das erste, das dritte und das letzte erwähnen. „König Rudolf I. belehnt auf dem Reichstage zu Augsburg im December 1282 seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf mit Oesterreich, Steiermark, Krain, der windischen Mark und Portenau.“ Mit diesem ersten Bilde wurde die Grundlage zur Anschauung gebracht, auf welcher die Größe des habsburgischen Geschlechtes erwuchs. Das dritte Bild: „Erste Begegnung des Erzherzogs Maximilian mit seiner Braut Maria von Burgund“ sollte das Emporsteigen des Hauses Oesterreich zu seiner Weltstellung andeuten. Und das letzte Tableau zeigte das Kaiserhaus in seiner schönsten und glücklichsten Entfaltung, indem in demselben Maria Theresia, ihren Gemal Franz I. an ihrer Seite und von allen ihren Kindern, dreizehn an der Zahl umgeben, erschien, wie sie im October 1760 in Laxenburg die Braut ihres Sohnes Joseph, die Infantin Isabella von Parma begrüßte.

Ohne mich dem Verdachte der Wohldienerei auszusetzen, werde ich wohl sagen dürfen, daß in diesem letzten Tableau die Hauptfigur, die der Kaiserin Maria Theresia, an der Erzherzogin Elisabeth eine Darstellerin fand, welche wegen der Majestät ihrer Erscheinung sowie der Schönheit und des Ausdruckes ihrer Gesichtszüge mit Recht enthusiastische Bewunderung erregte. Und würdig reihte sich ihr als Isabella von Parma die Gemalin des Erzherzogs Carl Ludwig, Erzherzogin Maria Theresia an, welche sich gegen die historische Tradition nur dadurch ein klein wenig versündigte, daß sie die Infantin, welche sie darstellen sollte, an Schönheit weit überstrahlte. Ihrer nicht unwerth war auch ihr Bräutigam, der Erzherzog Karl Stephan als Kronprinz Joseph. Fast in dem Alter, in welchem der Letztere zur Zeit seiner Vermälung gestanden, riefen auch seine Gesichtszüge und seine Gestalt die Erinnerung an Joseph zurück.

So groß und so aufrichtig auch das Wohlgefallen war, mit welchem ich diese prächtig gelungenen Tableaux mit ansah, so bestand doch nicht in dieser Freude des Beschauens mein hauptsächlicher Gewinn. Ich erblickte ihn darin, daß mir dieses Fest die eifrig benützte Gelegenheit darbot, mit fast sämmtlichen Mitgliedern des Kaiserhauses in nähere Berührung zu kommen. Die huldvollen Kundgebungen, welche von allen Seiten gegen mich laut wurden, konnten Jemand, der so wie ich in treuer Ergebenheit für das Kaiserhaus erzogen worden war, nur auf das Wohlthuendste berühren. Insbesondere war dies bei den geselligen Vereinigungen der Fall, welche sowohl am Abende der Generalprobe als an dem der Darstellung selbst, am 21. und 22. April sich an die letztere schlossen. Sowie ich wohnten auch Angeli, Gaul, Makart, Weilen und Hellmesberger, welch Letzterer den musikalischen Theil des Festes geleitet hatte, dem Souper bei, bei welchem ich am ersten Abende zwischen der Großherzogin Alice von Toscana und der Erzherzogin Elisabeth, am zweiten aber zwischen der Herzogin Maria Theresia von Württemberg und der leider seither verstorbenen Erzherzogin Antoinette von Toscana saß. „Ich kann es Dir wirklich nicht hinreichend schildern,“ schrieb ich meiner Tochter, „wie liebenswürdig diese Damen mit mir waren und wie köstlich ich mich mit ihnen unterhielt. Mein Mund hatte so viel mit Reden zu thun, daß ich gar nicht zum Essen kam.“

Der Anblick der Tafelrunde gewann am zweiten Abende dadurch ganz außerordentlich an Reiz und an Glanz, daß die Mitwirkenden sämmtlich in ihren prachtvollen Costümen geblieben waren. Als der Champagner credenzt wurde, erhob sich der Kronprinz, der während der ganzen Zeit die heiterste Laune entwickelt hatte. Er trug das Costüm

Kaiser Karls V., welche Rolle, wenn man so sagen darf, trotz der Unähnlichkeit der Gesichtszüge doch aus dem Grunde weit besser für ihn paßte als diejenige Rudolfs von Habsburg, weil er sich so ziemlich in dem Alter befand, in welchem, und das war der Gegenstand des vierten Tableau's, Karl im April 1521 seinem Bruder Ferdinand die österreichischen Länder übertrug. Der Kronprinz sprach einen sehr hübschen Toast auf seinen durchlauchtigsten Onkel, den Veranstalter des Festes, welchen dieser in herzlichster Weise erwiederte, auch Denjenigen dankend, die zum Gelingen des Festes Jeder nach seiner Weise mitgewirkt hatten.

Hiemit war das letztere jedoch noch keineswegs zu Ende; auf das Souper folgte ein improvisirter Ball, im wahren Sinne des Wortes improvisirt, denn daß er dies war, erwies sich aus der Verlegenheit, in der man sich wegen Beischaffung der erforderlichen Tanzmusik befand. Der einzige und noch dazu sehr berühmte Musiker unter uns, Hellmesberger bewährte sich — er möge mir verzeihen, daß ich ihn hier so an den Pranger stelle — nicht gerade als Walzerspieler von Fach, und den Tanzenden wäre wohl Strauß lieber gewesen als er. Schließlich kam es so weit, daß sich in willfährigem Erbarmen Erzherzog Wilhelm als Ludwig der Strenge von Baiern, in silberner Rüstung, die weiß-blauen Farben an sich tragend, ans Clavier setzte und einige besonders rhythmische Wiener Walzer mit sehr großer Fertigkeit spielte.

Während der jüngere Theil der erlauchten Gesellschaft sich in solcher Weise aufs Fröhlichste unterhielt, hatte ich mich anregender Gespräche, insbesondere mit dem Großherzoge Ferdinand von Toscana und seinen Brüdern Ludwig und Johann zu erfreuen. Einen mir sehr willkommenen Abschluß des Festes aber bildete es, als der Kronprinz aus freien Stücken mich fragte, ob mir der Besitz seines Buches: „Fünfzehn Tage auf der Donau" Vergnügen bereiten würde. Und auf meine bejahende Antwort sandte er es mir unverzüglich zu.

Genau in den Tagen, in welchen die Hauptstadt Wien die Feier der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares beging, trug sich in aller Stille ein Ereigniß zu, welches für die Oeffentlichkeit gar keine, für mich allein aber eine sehr große Bedeutung besaß. Ende April trat der zehnte und letzte Band meines Werkes über die Regierungszeit der Kaiserin Maria Theresia an die Oeffentlichkeit. In seinen sieben ersten Capiteln erörtert er die Zustände in den einzelnen Ländern des Gesammtstaates Oesterreich während dieser Epoche. Daran schließt sich die Darstellung alles dessen, was sich auf die Erbfolge in Baiern und den hieraus entstandenen Krieg bezieht, der im Jahre 1779 durch den Frieden von Teschen und die Erwerbung des Innviertels für Oesterreich seinen Abschluß fand.

Die Schilderung der ersten Reise Josephs nach Rußland, der Wahl des Erzherzogs Maximilian zum Coadjutor des Kurfürsten von Köln und schließlich des Todes der Kaiserin füllt die letzten Capitel meines Werkes.

Als dasselbe im Drucke vollendet vor mir lag, konnte ich mich einer Empfindung nicht erwehren, welche einerseits eine freudige und doch andererseits auch wieder eine wehmüthige war. Eine freudige, denn trotz aller Bescheidenheit durfte ich doch dem Bewußtsein Raum geben, eine mühevolle Leistung vollbracht und ein Werk geschaffen zu haben, von welchem kein Geringerer als Döllinger am 15. October 1879 mir schrieb, es sei „wahrlich ein Monumentum aere perennius", ein Denkmal, dauernder als Erz, eine Bezeichnung, welche elf Jahre später aus gleichfalls berufener Feder neuerdings auf dasselbe angewendet wurde. Eine wehmüthige aber, denn ich konnte nicht zweifeln, daß die beste Arbeit meines Lebens gethan sei und ich eine ähnliche nicht mehr zu Stande bringen werde.

Ein Gegengewicht zu so trüben Gedanken bildete es, daß ich am 27. Mai 1879, ich glaube sagen zu dürfen, einstimmig zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften gewählt wurde. Denn während ich bei Anwesenheit von 48 Votanten meine eigene Stimme meinem Collegen Freiherrn von Burg gab, trugen 46 Stimmzettel meinen Namen, und nur einer lag, ich weiß nicht ob aus Irrthum oder aus Opposition, unbeschrieben in der Urne. Zum Vicepräsidenten wurde Baron Burg gewählt und durch die Freude, welche der hochbetagte und hochverdiente Mann hierüber empfand, meine eigene nicht wenig erhöht.

Seither hat die Akademie meine Wahl zu ihrem Präsidenten nach je drei Jahren noch viermal erneuert. Irre ich nicht, so habe ich diesen für mich so ehrenvollen Vorgang hauptsächlich dem Umstande zu verdanken, daß meine Collegen von meiner treuen Anhänglichkeit an die Akademie und meiner rückhaltlosen Hingebung an die Interessen derselben überzeugt sind.

Eine zweite Auszeichnung, welche, wenngleich anderer Art als die Wahl zum Präsidenten der Akademie, mich nicht weniger erfreute, war meine im Juni 1880 aus Anlaß der bevorstehenden Vollendung meines vierzigsten Dienstjahres erfolgende Ernennung zum wirklichen geheimen Rathe. Nächst der Gnade des Kaisers verdankte ich sie dem zu meinen Gunsten gestellten Antrage des Freiherrn von Haymerle, welcher nach dem Rücktritte des Grafen Andrássy, und zwar im September 1879 Minister des Aeußern geworden war.

Nicht persönliche Vorliebe Haymerle's für mich konnte ihn zu diesem Verfahren veranlaßt haben. Er war eines der wenigen Mitglieder der

höheren österreichischen Diplomatie, die ich nicht schon von meiner Dienstleistung im Ministerium des Aeußern her kannte. Und auch nachdem er Minister und dadurch mein Chef geworden war, näherte ich mich ihm meiner Gewohnheit nach nicht mehr, als es durch meine dienstliche Stellung unumgänglich nothwendig wurde. Denn allzeit verschmähte ich es, auch nur den leisesten Schritt zu thun, von dem man hätte vermuthen können, er wäre in meinem eigenen Interesse geschehen. Allerdings erfreute es mich dann doppelt, wenn man mir von einer Seite, von der ich es kaum zu erwarten gehabt hätte, und ganz ohne mein Zuthun außergewöhnliche Anerkennung zollte.

Auch von den Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften und den Beamten des Staatsarchives wurde der Tag der Vollendung meines vierzigsten Dienstjahres nicht vergessen. Die Ersteren richteten eine in den liebenswürdigsten und für mich ehrenvollsten Ausdrücken abgefaßte Adresse an mich, die Letzteren aber ließen von Canon mein Bild malen und es zu bleibender Erinnerung an mich im Directionszimmer des Staatsarchives aufstellen.

Wenn ich soeben von meiner treuen Anhänglichkeit an die Akademie der Wissenschaften sprach, so darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen, daß ich noch einer zweiten großen Corporation angehöre, welcher ich bis dahin die gleiche Gesinnung entgegenbrachte, dem Herrenhause des Reichsrathes. Aber in die Zeit des Rücktrittes des Grafen Andrássy fällt auch, wenngleich ohne näheren Zusammenhang mit ihm, wohl aber in Folge des Sturzes des Ministeriums Auersperg-Lasser der erste Beginn jener tiefeinschneidenden Veränderung, welche nicht in Bezug auf seine Satzungen und seine äußere Form, wohl aber seinem inneren Wesen nach mit dem Herrenhause vorging.

Weder zum Lobredner noch zum Ankläger der damals zurücktretenden Regierung will ich mich machen. Gewiß ist, daß sie nicht wenig fachmännisches, insbesondere juristisches Wissen und nicht gewöhnliche Redetalente in ihrer Mitte besaß. Bedauerlich war es hingegen, daß sie es nicht verstanden, ja wohl auch gar nicht mit der erforderlichen Nachhaltigkeit versucht hatte, mit der politischen Partei, aus welcher sie hervorgegangen war, fortwährend Fühlung und gutes Einvernehmen zu erhalten. Darum besaß sie auch nicht hinreichenden Einfluß auf die Partei, um deren Einlenken in Bahnen hintertreiben zu können, auf welchen sie selbst nicht wenig dazu beitrug, ihre bisherige politische Stellung zu untergraben.

Dieser Zwiespalt mit den eigenen Meinungsgenossen und die Art des Rücktrittes des Ministeriums, welcher mehr einem Abbröcklungsprocesse

glich und das in solchem Falle wohl allein angemessene solidarische Vorgehen vollständig vermissen ließ, trugen gewiß viel dazu bei, daß dessen Sturz nur wenig und jedenfalls weit weniger bedauert wurde, als es geschehen wäre, wenn man nicht blos seine positiven Leistungen, sondern auch dasjenige in Betracht gezogen hätte, was es zu verhindern gewußt. Denn so viel es auch im Einzelnen gefehlt haben mochte, in den großen Grundprincipien, auf welche es bei der Leitung eines Staates wie des unsrigen vorzugsweise ankommt, in der Wahrung und dem Schutze des seiner Cultur nach am höchsten stehenden, also des deutschen Elementes, welches trotz vielfacher und beklagenswerther Abweichungen nach rechts und nach links nächst der Dynastie doch den festesten Kitt der Monarchie bildet, in einer maßvollen Centralisirung der Regierungsgewalt und in stetem Festhalten an dem Banner eines besonnenen Fortschrittes blieb es sich ja doch allzeit gleichmäßig treu.

Von dem Allen aber trat nun, und zwar in einer allmälig immer herausfordernderen Form gerade das Gegentheil ein. Dem so eifrig zu widerstreben als ich nur überhaupt vermochte, darin erblickte ich aus innigster Ueberzeugung ebenso sehr ein Gebot meiner Pflicht gegen den Staat als gegen mich selbst, aber durch die stoßweise erfolgende Umgestaltung der Majoritätsverhältnisse im Herrenhause wurde jede Opposition gegen die Regierung mehr und mehr lahmgelegt. Anfangs freilich, ehe diese Umgestaltung gänzlich vollzogen war, gelang es meinen Parteigenossen und mir, hie und da noch einen nicht ganz zu verachtenden Erfolg zu erringen. So geschah dies in den ersten Tagen des Juni 1881, als die Regierung einen Nachtragscredit zur Bestreitung des Aufwandes für die ins Leben zu rufenden Facultäten der neu zu errichtenden Universität mit czechischer Unterrichtssprache in Prag verlangte.

Die Verfassungspartei des Herrenhauses ging von dem allein richtigen Standpunkte aus, daß es ein Unding sei, die Auslagen für ein Object vor dessen gesetzmäßigem Zustandekommen zu bewilligen. Erst wenn die Vorlage, welche sich auf die Errichtung einer czechischen Universität in Prag bezöge, Gesetzeskraft erlangt haben sollte, wäre es, so meinte sie, an der Zeit, über den hiefür verlangten Credit einen Beschluß zu fassen; vorderhand sei derselbe zu vertagen.

Nachdem schon Schmerling für unsere Anschauungen gesprochen, wurde ich durch eine längere Rede des Professors Randa veranlaßt, gleichfalls das Wort zu ergreifen. Zuerst galt meine Erwiederung demjenigen, was Randa zum Lobe der Versöhnungspolitik im Allgemeinen gesagt hatte. Ich hingegen hegte von ihr eine minder günstige Meinung,

denn mir war noch keine andere Kundgebung derselben bemerkbar geworden als eine immer weitergehende Nachgiebigkeit gegen die Anforderungen der slavischen, insbesondere der czechischen und der südslavischen Fractionen, welche hiedurch nur zu stets maßloseren Anforderungen aufgestachelt wurden. Meinen Parteigenossen und mir von einer Versöhnung zu sprechen, während wir uns doch von jeder Feindseligkeit gegen Andersdenkende vollkommen frei fühlten, schien mir eine Anomalie in sich zu schließen, gegen die ich mich ernstlich verwahren mußte. Dagegen gab ich die Existenz einer politischen Gegnerschaft bereitwilligst zu; „diese aber," sagte ich, „ist noch lang keine Feindseligkeit, und sie wird auch durch Versöhnungsprogramme niemals aus der Welt geschafft werden können, ja nicht aus ihr entfernt werden dürfen. Denn die Verwirklichung solcher Programme würde nichts Anderes als ein kolossaler Schiffbruch der edelsten politischen Tugend, der standhaften Ueberzeugungstreue sein."

Auf die Frage selbst eingehend, fiel es mir nicht schwer, den Nachweis zu liefern, daß wenn man nicht gegen alle constitutionellen Principien verstoßen wolle, man unseren Vertagungsantrag annehmen müsse. So klar war die Sache, und so deutlich wurde dies wie schon früher von Schmerling, nach mir noch von Herrn von Plener als Berichterstatter bewiesen, daß sogar das Ministerium von seinem Standpunkte halb und halb zurückwich und wohl zunächst in Folge dessen unser Vertagungsantrag angenommen wurde.

Obgleich nun die Regierung auch den Sommer des Jahres 1881 nicht vorübergehen ließ, ohne durch Berufung einer sehr großen Anzahl neuer Mitglieder — seit zwei Jahren nicht weniger als vierzig — die Reihen der Gegner der Verfassungspartei im Herrenhause noch ausgiebiger zu verstärken, als es ohnedies schon geschehen war, so gelang es uns doch auch noch im December, in einer überaus wichtigen Sache die Oberhand zu behaupten. Schon im April hatten wir einen vom Abgeordnetenhause herübergelangten Gesetzentwurf, durch welchen die achtjährige Schulpflicht auf sechs Jahre verringert werden sollte, zum Falle zu bringen vermocht. Als nun diese Angelegenheit in anderer Form neuerdings vor die Unterrichtscommission des Herrenhauses gelangte, deren Mitglied ich seit meinem Eintritte in dasselbe war, beharrte dieselbe auf ihrem früheren ablehnenden Antrage und legte ihn dem Herrenhause zur Beschlußfassung vor.

Bei der Berathung hierüber trat auch jetzt wieder Hasner mit einer besonders beredten Darlegung der für den Commissionsantrag in die Wagschale fallenden Gründe ein. Außerdem war es erfreulich für uns,

daß ein sehr verdienter General, der sich allseitiger Hochachtung erfreuende Feldzeugmeister Freiherr von Roßbacher gleichfalls zu Gunsten unserer Anschauung sprach. Denn auch er gehörte ja, wie die Mehrzahl jener ausgezeichneten Militärs, an welchen das Herrenhaus so reich war, und von denen ich nur Wenige, wie Tegetthoff, John, Hartung, Friedrich Liechtenstein, Wüllerstorf, Gablenz, Koller hier nennen will, der Verfassungspartei an.

Der Standpunkt der Gegner wurde von dem Grafen Richard Belcredi in einer sorgfältig vorbereiteten, ungemein ausführlichen und gewiß auch sehr wirksamen Rede vertheidigt. Der letzteren mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten, hielt ich für meine Pflicht, und ich that dies in einer Improvisation, von welcher wenigstens meine für mich allerdings vielleicht parteiischen Gesinnungsgenossen behaupteten, daß sie eine glückliche war. Schritt für Schritt folgte ich den Ausführungen des Grafen Belcredi, und von besonderer Wirkung schien mir der Appell an die Familienväter in der Versammlung gewesen zu sein, von denen wohl Keiner auch nur von fern daran denke, seine Kinder von ihrem zwölften Jahre an unterrichtslos zu lassen. Der Unterschied zwischen Reichen und Armen, zwischen Vornehmen und Geringen komme ja ohnedies mehr als wünschenswerth in der Qualität des den Kindern ertheilten Unterrichtes zum Ausdrucke; er sollte nicht auch in der Dauer desselben ein allzu weitgehender sein.

Daß diesmal unser Antrag, wenn auch nur mit der sehr geringen Majorität von 71 gegen 62, also von 9 Stimmen angenommen wurde, war, wenn ich nicht irre, der letzte Sieg, der uns im Herrenhause zufiel. Nur wenige Wochen vergingen, und die in Folge der ausgiebigen Berufungen eingetretene totale Verschiebung der Majoritätsverhältnisse machte sich in unwiderstehlicher Weise geltend.

Hiezu kam noch der recht peinliche Uebelstand, daß in den Commissionen, deren Zusammensetzung noch aus der früheren Zeit herrührte, insbesondere in der damals vielleicht wichtigsten derselben, der für Unterrichtsangelegenheiten, die Mitglieder der Verfassungspartei die Majorität besaßen. Sie mußten somit darauf gefaßt sein, sich vollkommen fruchtlos der Mühe der Berathung in der Commission, der Abfassung der Berichte und ihrer Erstattung im Hause zu unterziehen; in dem letzteren wurden sie ja doch schonungslos niedergestimmt. Besonders grell trat dies bei der Debatte über die Errichtung der czechischen Universität in Prag hervor, nach deren Schlusse der Antrag der Commission mit 82 gegen 55 Stimmen verworfen wurde. Ja sogar eine Resolution, die eine Aufforderung an die Regierung zur Einbringung einer Gesetzes-

vorlage enthielt, durch welche der Nachweis der Kenntniß der deutschen Sprache und der Fähigkeit, sich ihrer zu bedienen, zur Bedingung der Zulassung zur öffentlichen Praxis gemacht werden sollte, blieb, obgleich in der Commission auch unsere Gegner für dieselbe votirt hatten, mit einer Stimme in der Minorität.

Mehr als Maßstab für die nunmehrige Gestaltung des Herrenhauses als um der Sache selbst willen schienen mir diese Abstimmungen von Wichtigkeit zu sein. Denn weit entfernt von einer principiellen Abneigung gegen die Czechen gönnte ich ihnen ihre eigene Universität, und jedenfalls war mir deren Errichtung weit lieber, als wenn die frühere altehrwürdige Hochschule zu Prag entweder durch den Widerstreit der beiden Nationalitäten zu Grunde gerichtet worden oder, worauf es die Czechen doch eigentlich abgesehen hatten, allmälig ganz in ihre Hände gelangt wäre.

Aufs schmerzlichste berührte es mich dagegen, als am 24. Mai 1882 das Herrenhaus in namentlicher Abstimmung — mit 68 gegen 53 Stimmen — jener legislatorischen Monstruosität seine Zustimmung ertheilte, in welcher zwei ganz heterogene Dinge, die Trennung des bisher ungetheilt wählenden böhmischen Großgrundbesitzes in sechs einzelne Wählergruppen und die Herabsetzung des Census in den Städten auf fünf Gulden, in seltsamster Weise durcheinander gewürfelt waren.

Nicht so sehr in seinem ersten als in seinem zweiten Theile mußte ich schon damals diesen Gesetzentwurf, welcher aus der bedauernswerthen Allianz der clericalen und der feudalen mit der czechischen Partei hervorgegangen und im Abgeordnetenhause unter der Pathenschaft der Regierung mit einer freilich nur geringen Majorität zur Annahme gelangt war, als ein wahres Unglück für Oesterreich betrachten. Nicht so sehr in seinem ersten Theile, sage ich mit Vorbedacht, weil er, obzwar einerseits darauf berechnet, die deutsche Nationalität nie mehr in der politischen Repräsentanz Böhmens zur Majorität gelangen zu lassen, doch andererseits einer Anomalie abhelfen sollte, welche ein objektiv Denkender nicht ganz in Abrede stellen kann. Denn eine solche ist es doch immer, wenn man den böhmischen Großgrundbesitz als eine so geschlossene Körperschaft hinstellt, daß es einer Majorität von vielleicht nur sehr wenigen Stimmen freisteht, eine fast ebenso große Minorität mit nahezu gleicher, ja vielleicht noch größerer Steuerleistung von jeder Vertretung vollständig auszuschließen. Wo es sich um die Wahl eines einzigen Abgeordneten handelt, ist die Berücksichtigung einer wenn auch noch so ansehnlichen Minorität natürlich unmöglich. Wo aber dreiundzwanzig Mandate zu vergeben sind, wie bei den Reichsrathswahlen aus dem Großgrundbesitze

in Böhmen, wird eine gänzliche Hintansetzung der Minorität allzeit eine Unbilligkeit sein.

Obgleich ich dies nie auch nur einen Augenblick verkannte, mußte ich doch in Anbetracht seiner deutschfeindlichen Tendenz auch gegen den ersten Theil des neu eingebrachten Gesetzentwurfes stimmen, denn stets war ich von der Wahrheit der Worte des edlen, uns leider viel zu früh entrissenen Abgeordneten Tomaszczuk durchdrungen, welcher bei dieser Verhandlung sagte, jede Schwächung der Verfassungspartei komme den slavischen Fractionen zu Gute. Und daß wenigstens ein Theil derselben von einer solchen Ermuthigung nur allzubald argen, für Oesterreich wirklich gefahrdrohenden Mißbrauch machen würde, dessen war ich mir schon damals gewiß. Dennoch erfüllte mich der erste Punkt des Gesetzentwurfes nicht mit einer so tiefen Erbitterung als der zweite, und gern gestehe ich meinen Fehler ein, wenn es ein solcher ist, daß ich mir hinsichtlich des letzteren durchaus nicht jenen ruhigen Gleichmuth zu bewahren vermochte, den man überhaupt und insbesondere in politischen Dingen allzeit zu behaupten bestrebt sein soll. Aber ich kann nicht leugnen, daß ich es nie dahin brachte, die Wärme der Empfindung, die mich im gewöhnlichen Leben für Alles beseelt, was ich als gut ansehe, als heilbringend und edel, nicht auch auf die öffentlichen Angelegenheiten, insbesondere auf solche zu übertragen, bei denen mir das Wohl Oesterreichs mit im Spiele zu sein scheint. Und daß dasselbe durch jene maßlose Ausdehnung des Wahlrechtes ernstlich bedroht wird, welche damals in Folge der Initiative eines der markantesten Führer der clericalen Partei Gesetzeskraft erhielt, dafür liefern die so traurigen Erscheinungen, welche seitdem in unseren gewählten Vertretungskörpern in grellstem Lichte sich zeigen, einen unwiderleglichen Beweis.

Außerdem erfüllte es mich wirklich mit Schmerz, im Herrenhause eine Reihe hochachtbarer Männer für das Zustandekommen eines Gesetzes handelnd eintreten zu sehen, welches wenigstens in seinem zweiten Theile mit den Principien, zu denen sie sich sonst jederzeit bekannten, durchaus nicht in Einklang zu bringen ist. In der tiefen Verstimmung, in die mich dies Alles versetzte, entschloß sich mich, für die nächste Zukunft wenigstens meine ohnehin vollständig aussichtslos gewordene Thätigkeit im Herrenhause nur auf das Allernothwendigste zu beschränken, und um hierüber keinen Zweifel übrig zu lassen, trat ich aus der politischen sowie aus der Unterrichtscommission aus. Hiemit fiel denn auch die mir übertragene Berichterstattung über eine neuerdings zur Schädigung des Volksschulgesetzes eingebrachte Novelle zu Boden. Und obgleich mein entschlossener Schritt Anfangs von Seite meiner Parteigenossen einigen,

theilweise sogar gereizten Widerspruch erfuhr, so ließ ich mich doch dadurch von dem nicht abbringen, was ich für das Richtige hielt. „Unausgesetzt denke ich", schrieb ich meiner Tochter, „über mein Verfahren nach und trachte es ebenso gewissenhaft als objectiv zu prüfen, wobei es mir immer überzeugender wird, daß es eine solche Prüfung auch wirklich verträgt. Es erinnert mich an meinen gleichfalls auf eigene Faust unternommenen Austritt aus dem Frankfurter Parlament. Dankbar sind solche Situationen gewiß nicht, aber das Bewußtsein, auch in der Widerwärtigkeit mir selbst und meinen Grundsätzen treu geblieben zu sein, hat für mich einen unschätzbaren Werth."

Und wirklich, genau dasselbe, was vor mehr als dreißig Jahren in Frankfurt geschehen war, wiederholte sich auch jetzt; gerade Diejenigen, welche am eifrigsten meinem Entschlusse widersprochen hatten, ahmten ihn baldigst nach. Binnen Kurzem traten auch die noch übrig gebliebenen sieben liberalen Mitglieder der Commission für Vorberathung der Novelle zum Volksschulgesetze aus derselben und wurden durch ebensoviele Angehörige der Rechten ersetzt. Die Partei selbst beschloß, sich nicht mehr in die Ausschüsse wählen zu lassen, sich hingegen die Vertheidigung ihrer Grundsätze in der Vollversammlung des Herrenhauses vorzubehalten.

Während ich in solcher Weise meine früher so eifrige Thätigkeit im Herrenhause freiwillig auf ein Minimum beschränkte, war ein Mitglied desselben, das ich schon von früher Jugend her kannte, plötzlich in überraschender Weise zu sehr hoher Stellung gelangt. Es war dies der Prälat von Kremsmünster, Cölestin Ganglbauer, welcher im März 1881 als Nachfolger Kutschker's zum Erzbischof von Wien ernannt wurde.

Lebhaft bedauerte ich das Ableben des Cardinals Kutschker, obgleich ich seiner mehr bureaukratischen als episcopalen Richtung niemals ganz beipflichtete. Aber abgesehen davon, daß er allzeit gegen mich wie gegen Jedermann die Freundlichkeit selbst war, wußte ich recht wohl, daß wenn er auch nicht activ und mit Entschiedenheit für die Verfassungspartei eintrat, er doch in seinem Innern mit ihr sympathisirte und das aggressive Vorgehen wider sie gar sehr mißbilligte. Glücklicher Weise wurde meine Besorgniß, er werde einen Zeloten zum Nachfolger erhalten, durch Ganglbauer's Ernennung wieder beschwichtigt.

Mit dem Letzteren hatte ich gleichzeitig in Kremsmünster studirt, aber er war dort, obgleich um zwei Jahre älter als ich, doch um zwei Classen hinter mir gewesen, denn er war der Sohn wenig bemittelter Landleute und hatte als solcher weit mehr Hindernisse zu besiegen, ehe er zum Studiren gelangte, als Einer, der vom Glücke begünstigter war. Dieser Zwischenraum in unserer Studienzeit und wohl auch der Umstand,

daß ich im Convicte erzogen wurde, Ganglbauer aber nicht, mochte dazu beitragen, daß ich ihm in Kremsmünster nicht näher kam. Später sah ich ihn wohl bei gelegentlichen Besuchen daselbst als Präfecten des Convictes, und ebenso als er, seit 1876 Prälat, im folgenden Jahre zum Mitgliede des Herrenhauses ernannt worden war. Häufiger wurden unsere Berührungen erst später, und zwar nicht wegen seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Wien, sondern wegen eines recht schmerzlichen Unfalles, der ihn zu jener Zeit betraf. Nach einem Besuche bei dem damaligen Cultusminister Freiherrn von Conrad, welchem er seine Bedenken gegen seine Ernennung vortrug, that Ganglbauer auf der Treppe des Ministerialgebäudes einen so unglücklichen Fall, daß die Strecksehne des linken Beines oberhalb der Kniescheibe entzweiriß. Wochenlang lag er nun in dem seinem Stifte gehörenden Hause in der Annagasse zu Bett, eine Beute der quälendsten Zweifel, ob er dem an ihn ergangenen Rufe folgen solle oder nicht. Denn in seiner ganz außerordentlichen Bescheidenheit traute er sich die Eigenschaften nicht zu, welche er für nothwendig hielt, um den Anforderungen der ihm zugedachten Würde entsprechen zu können. Und wie er seiner ganzen Anlage nach ein sehr ängstlicher Mann war, fand er doch auch den Muth nicht in sich zu einem entschlossenen Nein. Häufig besuchte ich ihn, und unablässig kam er da auf Rauscher, auf Kutschker zurück und meinte, er sei kein passender Nachfolger für sie. Ja wiederholt sprach er den Gedanken aus, der Unfall, der ihn getroffen, könne wohl auch als ein Wink der Vorsehung aufgefaßt werden, welche ihn abhalten wolle, einen Posten zu übernehmen, für den seine Kraft nicht ausreichend sei.

Selbstverständlich bemühte ich mich, ihm Muth zuzusprechen und ihn mit größerem Vertrauen zu sich selbst zu erfüllen. „Rauscher war vorzugsweise ein Staatsmann," sagte ich zu ihm, „Kutschker aber ein Hofrath; seien Sie vor allem ein Bischof, und Sie werden ihren Pflichten nicht weniger genügt haben als Jene. Kümmern Sie sich nicht so sehr um die politischen und die amtlichen als um die geistlichen Geschäfte, stellen Sie die Seelsorge in den Vordergrund Ihres Wirkens, und dasselbe wird gewiß nicht von geringerer Ersprießlichkeit als das Ihrer Vorgänger sein."

Ich bin weit davon entfernt, zu glauben, mein Zuspruch habe irgendwelchen Einfluß auf den nach längerem Zögern doch endlich gefaßten Entschluß des Prälaten ausgeübt, die ihm angebotene Würde auch wirklich anzunehmen. Nachdem dies geschehen war, sah ich ihn, obgleich unsere freundschaftlichen Beziehungen ungeschmälert fortbestanden, im Ganzen doch nur bei den sehr seltenen Besuchen, die wir mit einander

austauschten, oder hie und da im Herrenhause, in welchem er jedoch in keiner Weise hervortrat.

Ich bin nicht voreingenommen genug, zu glauben, der Erzbischof von Wien könne in den meisten politischen, insbesondere den religiösen und den freiheitlichen Fragen mit der liberalen Verfassungspartei stimmen. Aber manchmal — und ich will da beispielsweise nur den Fall erwähnen, in welchem es sich um die Wahrung der deutschen Sprache bei den Anstellungen in Böhmen handelte — konnte ich mich doch bei Ganglbauer's Abstimmungen eines leisen Seufzers und des Gedankens nicht erwehren, wenn Rauscher noch lebte, hätte er und mit ihm vielleicht die ganze deutsche clericale Partei anders gestimmt.

Aber selbstverständlich wurde hiedurch keine Entfremdung zwischen Ganglbauer und mir veranlaßt. Ja es schien ihn mit Rührung zu erfüllen, als ich ihn bei der Feierlichkeit, bei welcher ihm der Kaiser im November 1884 das Cardinalsbarett aufsetzte, an unsere gemeinsame Jugend in Kremsmünster und daran erinnerte, wie damals wohl kein Mensch auch nur von fern geahnt haben konnte, zu welch hohen kirchlichen Würden der aus den bescheidensten Lebensverhältnissen hervorgegangene anspruchslose Knabe emporsteigen werde.

Bescheiden und anspruchslos blieb er denn auch geradeso wie er es allzeit gewesen war, und wenn auch hie und da in Kreisen, welche mehr auf den äußeren Schein als auf den inneren Kern des Menschen zu schauen gewohnt sind, über sein manchmal linkisches, verlegenes Benehmen, über den oberösterreichischen Dialekt, welchen er sprach, und über seine nichts weniger als wohlklingende Stimme bei den kirchlichen Functionen gespottet worden sein mag, so wagte sich doch niemals die Verleumdung an ihn heran, und Niemand hat gegen den frommen und sittenreinen Mann, der kein Eiferer, aber ein milder katholischer Bischof im besten Sinne des Wortes war, berechtigten Tadel aussprechen können. Mir aber gab der Cardinal einen letzten Beweis seiner stets sich gleichbleibenden freundschaftlichen Gesinnung, indem er auf meine Bitte im Februar 1888 in seiner Hauscapelle meinen Neffen Constantin traute. Schon damals schien mir seine Gesundheit in argem Zerfall, aber er hielt sich doch noch durch längere Zeit aufrecht, bis er am 14. December 1889 verschied.

Ich kehre von diesem traurigen Ereignisse zu einem ähnlichen zurück, welches schon acht Jahre früher sich zutrug, dem Tode des Ministers Freiherrn von Haymerle, der am 10. October 1881, noch nicht ganz 53 Jahre alt, plötzlich am Herzschlage starb. Ich hatte ihn, wie ich bereits erwähnte, nur wenig gekannt und war auch, nachdem er mir einen sehr großen Beweis seiner Werthschätzung gegeben, eigentlich in keine

nähere Berührung mit ihm getreten. Aber die Dankbarkeit, die ich ihm schuldete, ließ mich seinen plötzlichen Tod recht schmerzlich empfinden. Sie veranlaßte mich auch, mich einem Wunsche der Witwe zu fügen und einen Rückblick auf das Leben des Dahingeschiedenen zu schreiben. Im Allgemeinen ist es mein Grundsatz, mich nicht zu Aehnlichem zu verstehen, denn man läuft immer Gefahr, entweder den Hinterbliebenen in der Lobpreisung des Verstorbenen nicht genug oder dem unparteiischen Publicum gegenüber hierin zu viel zu thun. Aber mit dem hilfreichen Beistande der Baronin Haymerle, einer ebenso hochgebildeten und kenntnißreichen als energischen Frau, welche mich nicht nur mit Mittheilungen reichlich versorgte, sondern mir auch sonst mit Rath und That an die Hand ging, glaube ich eine Arbeit zu Stande gebracht zu haben, welche einerseits dem Verstorbenen die von ihm vollauf verdiente Anerkennung seiner Fähigkeiten, seiner Leistungen sowie seines Charakters zollt, und andererseits auch vor dem parteilosen Urtheile der Mitlebenden bestehen kann.

Ungefähr in dieselbe Zeit fällt auch die Veröffentlichung der Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde, welche ich im Jahre 1881 in vier Bänden erscheinen ließ. Die hauptsächlichste Veranlassung hiezu gab mir die erst nach Vollendung meines Werkes über die Kaiserin durch mich geschehene Auffindung der ununterbrochenen Reihe ihrer Briefe, über tausend an der Zahl, an ihren Sohn Ferdinand in Mailand und dessen Gemalin Beatrix im Estensischen Archive zu Wien. So sehr ich es auch bedauerte, daß ich von der Existenz dieser Briefe erst nach dem Abschlusse meiner Arbeit über Maria Theresia Kenntniß erhielt, so erfreulich war mir doch die Wahrnehmung, daß durch ihren Inhalt die Schlußfolgerungen, zu denen ich in meinem Buche gelangt war, überall nur Bestätigung und nirgends Widerspruch erfuhren.

Von den unendlich vielen Punkten, hinsichtlich deren die Aeußerungen der Kaiserin lediglich eine Bekräftigung der schon bekannten Thatsachen enthalten, will ich nur die Stelle eines Briefes hier anführen, welchen sie am 17. September 1772 an ihren Sohn Ferdinand über die Theilung Polens schrieb. „Du wirst," so lautet sie, „den ganzen unseligen Gang dieser Angelegenheit sehen. Durch wie lange Zeit habe ich mich dagegen gewehrt! Nur die Schlag auf Schlag sich folgenden Unglücksfälle der Türken, die Aussichtslosigkeit, von Frankreich oder England Beistand zu erhalten, die Wahrscheinlichkeit, allein einen Krieg gegen Rußland und Preußen führen zu müssen, Elend, Hungersnoth und verderbliche Krankheiten in meinen Ländern zwangen mich, einzugehen auf diese unseligen Anträge, welche einen Schatten werfen auf meine ganze Regierung.

Gott wolle, daß ich dafür nicht noch in der anderen Welt zur Verantwortung gezogen werde! Ich gestehe Dir, ich finde über diese Sache kein Ende, so sehr liegt sie mir am Herzen, verfolgt mich und vergiftet meine ohnedies nur zu traurigen Tage. Ich muß aufhören, hierüber zu schreiben, um mich nicht zu sehr aufzuregen und in die schwärzeste Melancholie zu verfallen."

Aber freilich, vollständig mangelt es auch in diesen Briefen der Kaiserin nach Mailand nicht an Aussprüchen derselben, welche auf ihre Anschauungen und Bestrebungen ein neues, überraschendes Licht werfen. Ist es schon von Interesse, von ihr, zu deren größten Verdiensten bekanntlich die Aufhebung der Tortur gezählt wird, das offene Geständniß zu vernehmen, daß sie sich wider diese Maßregel als eine jener Neuerungen erklärt habe, gegen welche sie nun einmal sei, so ist das, was sie im entgegengesetzten Sinne über die Beseitigung der Leibeigenschaft sagt, wohl noch von weit größerer Bedeutung.

Durch die Angelegenheiten Böhmens und durch die Nothwendigkeit, ein bleibendes System für sie festzustellen, werde sie, schreibt Maria Theresia am 30. Januar 1777 an Ferdinand, in hohem Maße in Anspruch genommen. „Nicht daß es jetzt dort," fährt sie fort, „Tumult oder Ungehorsam gäbe. Wohl aber ist dies für den Sommer zu befürchten, wenn man bis dahin nicht die nothwendigen Maßregeln ergreift, denn die Bauern sind durch die Excesse der Grundherren aufs Aeußerste gebracht. Die Letzteren aber haben während der sechsunddreißig Jahre, die ich sie regiere, sich gerade so wie jetzt aus der Sache zu ziehen und es so anzustellen gewußt, daß man niemals ins Klare komme, der Unterthan aber noch fortan in der bisherigen Unterjochung gehalten werde. Ich glaube, daß wenn der Kaiser,*) ich sage nicht mich unterstützen, aber nur neutral bleiben wollte, ich noch an das Ziel kommen könnte, die Leibeigenschaft und die Frohnen abzuschaffen; dann würde sich noch Alles beilegen lassen. Aber unglücklicher Weise haben sich diese Herren, als sie sahen, daß ich mir nicht mehr imponiren lasse, auf die Seite des Kaisers geworfen, und jener Geist des Widerspruches, der ihn beherrscht, macht mich viel leiden. Wenn übrigens nur das Gute geschieht, so will ich nichts über das sagen, was es mich kostet."

Kaum zwei Wochen vergingen, und schon hatte Maria Theresia die Erfahrung gemacht, daß sie ihre heilsamen Absichten nicht durchsetzen könne. „Unsere böhmischen Angelegenheiten," schreibt sie an Ferdinand, „bereiten mir viel Schmerz, und das umsomehr, als der Kaiser und ich

*) Joseph II.

über die zu ergreifenden Maßregeln nicht einig sind. Die Unterdrückung dieser armen Leute und die Tyrannei, unter welcher sie leiden, sind bekannt und bewiesen, man mußte also billigere Grundsätze feststellen. Ich war auf dem Punkte ihrer Durchführung, als plötzlich die Grundherren, zu denen, im Vorbeigehen gesagt, alle Minister gehören, den Kaiser wieder wankend zu machen wußten. Von einem Schritte zum anderen verstanden sie es, das ganze Werk von zwei Jahren wieder zu vernichten. Ich wünsche, daß die Mittel, zu denen man jetzt sich entschloß, ausreichend seien zur Wiederherstellung der Ruhe und des Gehorsams. Aber ich besorge, man werde zu Thätlichkeiten schreiten müssen; Menschen ohne alle Hoffnung haben nichts zu verlieren und sind zu fürchten. Ich wollte, daß man zugleich mit der Forderung des Gehorsams ihnen Erleichterung gewähre. Man behauptet, das sei zu viel, da sie es jetzt nicht verdient hätten. Ich gebe das zu, aber die Noth kennt kein Gebot."

Es wird an den vorstehenden Proben genügen, um den Gewinn darzuthun, welcher sich aus der Veröffentlichung dieser Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde für ihre eigene Charakteristik sowie für die ihrer Beziehungen zu Joseph II., endlich für die Geschichte ihrer ganzen Regierungszeit ergibt.

1884—1890.

So viele Bücher ich auch im Verlaufe von mehr als dreißig Jahren selbst geschrieben und herausgegeben hatte, so war mir doch noch kein Fall vorgekommen, in welchem ich bei einem fremden Werke gleichsam zu Gevatter stehen sollte. Unser Kronprinz war es, der hiezu im Beginne des Jahres 1884 eine Aufforderung an mich ergehen ließ.

Seit jener gleichzeitigen Anwesenheit bei der Enthüllung des Theresien-Denkmals in Klagenfurt hatte ich den Kronprinzen ziemlich häufig gesehen und von ihm stets sich gleichbleibende Beweise von Güte und Wohlwollen erhalten. So oft ich mit ihm zusammentraf, würdigte er mich längerer Gespräche, in welchen er mit einem mich ehrenden Vertrauen vorzugsweise politische Fragen erörterte. Ich glaube mich dessen würdig zu erweisen, wenn ich auch jetzt noch der Versuchung widerstehe, dasjenige

zu veröffentlichen, was er mir hierüber sagte und einmal auch schrieb. Es ist daher nur ein von mir nicht veränderter, wohl aber verstümmelter Brief, welchen ich hiemit zum Abdrucke bringe Er lautet:

„Lieber Hofrath!

„Unser gemeinsamer Freund Wilczek theilte mir unlängst in Siebenbürgen mit, daß Sie gern meine Orientreise in Ihre Bibliothek aufnehmen möchten. Wenn es Sie unterhält, dieses schlichte Wanderbuch, diese einfachen Reisebilder zu durchblättern, so wird mich dies sehr freuen. Es ist nichts daran an diesem kleinen Werke, doch das Publicum war mild gestimmt und mein Buch hat seinen Weg gemacht; es wird viel gelesen und weit über Verdienst gelobt.

„Hoffentlich wird es Sie manchmal zerstreuen und nach angestrengter Arbeit am Schreibtisch und nach den jetzt so unerquicklichen Mühen des parlamentarischen Lebens und den heißen Stunden, verlebt im Herrenhause, für Momente hinübergeleiten in den ewig sonnigen Orient. Jedem, der jetzt an das öffentliche Leben gefesselt ist, wird ein zerstreuender Gedanke, ein lichter Sonnenblick nicht von Schaden sein.

„Mit vielen Grüßen

Ihr

Rudolf.

„Prag, 24. November 1881."

Etwas mehr als zwei Jahre später schrieb mir der Kronprinz folgenden Brief:

„Lieber Herr von Arneth!

„Falls Sie sich nicht vor den Schafblattern scheuen, an denen meine Frau in den letzten Tagen krank darniederlag, wäre ich sehr froh, wenn Sie mich Freitag den 25. um vier Uhr Nachmittag besuchen würden. Bis dahin hat meine Frau auch schon das vorgeschriebene Bad genommen, womit die Contumaz eigentlich zu Ende ist. Ich möchte sehr gern mit Ihnen eine Angelegenheit besprechen, die zu weitläufig ist, um auf brieflichem Wege zu einem raschen Resultate zu führen.

„Mit der Bitte um Antwort bin ich, Sie herzlichst grüßend,

Ihr

Rudolf.

„Wien, 22. Jänner 1884."

Ich kann nicht leugnen, daß ich mich in einiger Spannung zu dem Kronprinzen begab, denn da ich in der letzten Zeit fast immer nur über

politische Dinge mit ihm gesprochen hatte, bildete ich mir ein, es werde sich auch diesmal um solche handeln. Aber wie weit war doch das, was der Kronprinz mir mittheilte, von demjenigen verschieden, was ich erwartet hatte! Darum war ich wohl auch ein klein wenig enttäuscht, als er mir die Absicht kundgab, unter Mitwirkung einer großen Anzahl von Schriftstellern und Künstlern ein umfassendes Werk ethnographischen und beschreibenden Inhaltes über die österreichisch-ungarische Gesammtmonarchie erscheinen zu lassen. So Feuer und Flamme war der Kronprinz für die Ausführung dieses Projectes, daß ihm meine Aufnahme desselben vielleicht etwas kühl vorkommen mochte. Aber wenn er mir auch, was bei seiner Jugend nicht zu verwundern war, die politische wie die wissenschaftliche Bedeutung des herauszugebenden Werkes allzu hoch anzuschlagen schien, so wäre es doch geradezu thöricht gewesen, ihn in der Verfolgung eines Planes wankend machen zu wollen, von welchem für ihn selbst wie für die Sache, um die es sich handelte, doch nur Erfreuliches zu erwarten war. Aus vollem Herzen versprach ich ihm daher meinen eifrigen Beistand zur Durchführung seines Projectes, und ich habe dieses ihm gegebene Versprechen redlich erfüllt.

Fast das Liebste war mir an dieser Sache, daß bei den zahlreichen Sitzungen, welche stattfanden, um sie in Gang zu bringen und in demselben zu erhalten, Graf Wilczek und ich die beiden Nachbarn des Kronprinzen waren, wodurch ich vollauf Gelegenheit erhielt, die Lebhaftigkeit seines Geistes, die Schärfe seiner Auffassung und die Liebenswürdigkeit seines Wesens ganz in der Nähe zu beobachten. Sehr häufig ergab sich außerdem ein Anlaß zu kurzem Zwiegespräch, welches stets nur angenehme Eindrücke auf mich hervorbrachte. Und daß er mir das frühere Zutrauen fortwährend bewahrte, bewies er mir bald durch den folgenden, gleich allen übrigen von ihm mit eigener Hand geschriebenen Brief:

„Laxenburg, 14. November 1884.

„Lieber Hofrath!

„Erzherzog Wilhelm kam gestern zu mir, um mich aufzufordern, an die Spitze eines Unternehmens zu treten, welches es sich zur Aufgabe stellt, ein Armeemuseum in den Räumen des Arsenals zu gründen. So viel ich aus allen Andeutungen und Bemerkungen des Erzherzogs entnehmen konnte, scheint die ganze Sache bis jetzt nicht über das Stadium frommer Wünsche und vager Pläne einiger Herren hinausgelangt zu sein. Da es mir vor Allem, bevor ich mich definitiv an die Spitze stelle, darum zu thun ist, die Ansichten mehrerer sachverständiger Herren kennen

zu lernen, bitte ich Sie, falls Sie Zeit und Lust haben, am Donnerstag der nächsten Woche um zwölf Uhr in meine Wohnung in Wien zu kommen.

„Mit den herzlichsten Grüßen bin ich

Ihr

Rudolf."

Auch dieses schöne Unternehmen wurde glücklich verwirklicht, und das neugegründete Heeresmuseum verdankt es vorzugsweise der unermüdlichen, ja ich möchte fast sagen zärtlichen Fürsorge des Erzherzogs Wilhelm, wenn es sich zu einer der werthvollsten Sammlungen auf diesem Gebiete entfaltete.

Nachdem ich soeben von zwei Mitgliedern des Kaiserhauses, dem Kronprinzen Rudolf und dem Erzherzog Wilhelm gesprochen, sei es mir gestattet, hier auch eines dritten und zugleich der schönen Feier zu gedenken, welche ihm zu Ehren am 10. März 1886 in dem großen Festsaale der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften veranstaltet wurde. An diesem Tage vollendete sich nämlich das fünfundzwanzigste Jahr, seitdem Erzherzog Rainer zum Curator der Akademie und Anton Ritter von Schmerling zu dessen Stellvertreter ernannt worden waren.

Das Verdienst des ersten Gedankens, diesen Tag festlich zu begehen, gebührt, wenn ich nicht irre, dem damaligen Generalsecretär der Akademie, Professor Heinrich Siegel, seine würdige Durchführung aber war unser Aller gemeinschaftliches Werk.

Man wird wohl sagen dürfen, daß seit hundertunddreißig Jahren, seit dem 5. April 1756, an welchem Tage Maria Theresia in Person der Wiener Universität den für sie neuerbauten Palast übergab, sich keine so zahlreiche und hochansehnliche Versammlung in den prächtigen Räumen des dortigen Festsaales zusammengefunden haben wird, als dies bei der von uns veranstalteten Feier geschah. Mitglieder des Kaiserhauses, die obersten Würdenträger des Hofes und des Staates, der Kirche und der Armee, fremde Botschafter und Gesandte, sowie eine so große Anzahl von Personen in ausgezeichneter Stellung waren erschienen, daß der weite Raum bis auf das letzte Plätzchen von ihnen gefüllt war. Umgeben von meinen akademischen Collegen, begrüßte ich den Erzherzog-Curator und dessen Stellvertreter mit einer Ansprache, in welcher ich, fern von jeder Schmeichelei und nur der Wahrheit die Ehre gebend, das Glück pries, welches der Akademie vor fünfundzwanzig Jahren durch die Ernennung gerade dieses Curatoriums zutheil wurde. Denn während kurz zuvor durch den damaligen Staatsminister Grafen Goluchowski der Ver-

ſuch gemacht worden war, die Akademie als einen gewöhnlichen Verein zu behandeln und lediglich den für das Vereinswesen geltenden Vorſchriften unterzuordnen, ſei ſie nun neuerdings in jene bevorzugte Stellung getreten, welche ihr kaiſerlicher Gründer ihr durch die in ihren Statuten enthaltenen Worte, ſie habe ſich ſeines beſonderen Schutzes zu erfreuen und in Bezug auf die Staatsverwaltung die Poſition eines ſelbſtſtändigen Körpers einzunehmen, zuerkannt wiſſen wollte.

„Aber nicht nur was Eure kaiſerliche Hoheit für die Akademie gethan haben,“ fuhr ich fort, „ſichert Ihnen eine glanzvolle Stelle in deren Annalen. Auch daß Sie jede noch ſo leiſe Bevormundung derſelben ſorgfältig vermieden und ihr in edelſter Auffaſſung ihrer Aufgaben bei deren Erfüllung vollkommen freie Hand gönnten, iſt ein kaum geringeres Verdienſt. Eure kaiſerliche Hoheit haben es ja klar erkannt, daß einengende Hemmung die ſchädlichſte Feindin aller gedeihlichen Entwicklung genannt werden muß. Darf alſo die Akademie getroſt von ſich ſagen, daß ſie ſich in einer hinter den Intentionen ihres erhabenen Gründers nicht zurückbleibenden Weiſe entwickelte, ſo verdankt ſie dies neben dem hingebungsvollen Eifer ihrer Mitglieder für das Vorwärtsſchreiten der Wiſſenſchaft, neben deren ſcharfſinnigem Forſchergeiſte und unermüdlichem Fleiße zum großen Theile ebenſo der huldvollen Förderung, welche ſie von Seite Eurer kaiſerlichen Hoheit erfuhr, als der ungeſtörten Bewegung, deren ſie ſich unter Ihrer mächtigen Aegide erfreuen durfte.“

Meine Anſprache, welche ich mit den wärmſten Dankſagungen an den durchlauchtigſten Curator und deſſen Stellvertreter, ſowie mit der an ſie gerichteten Bitte ſchloß, ihre bisherigen Geſinnungen der Akademie auch fernerhin zu bewahren, beantwortete der Erzherzog in ſo liebenswürdiger und für unſere Leiſtungen ſo anerkennender Rede, daß eine tiefe Bewegung durch die Verſammlung ging. Mit einem ausgezeichneten Vortrage des wirklichen Mitgliedes der Akademie, Profeſſors Wilhelm Ritter von Hartel über die griechiſchen Papyri der vom Erzherzog Rainer erkauften Sammlung ſchloß in würdigſter Weiſe unſere Feier.

Im März 1887 kam eine ſchwere Heimſuchung über mich, indem ich genau vierzig Jahre, nachdem ich die erſte überſtanden, von einer ſo ernſten Krankheit befallen wurde, daß die Beſorgniß nur allzu begründet erſchien, ſie werde meine Auflöſung herbeiführen. Ein combinirtes Herz- und Nierenleiden war es, an welchem ich litt, und nur der Gnade der Vorſehung, tüchtiger ärztlicher Behandlung und aufopferndſter Pflege von Seite meiner häuslichen Umgebung verdankte ich es, daß es ſich mit mir wieder beſſerte. Rührend war die Theilnahme, welche

sich in weiten Kreisen für mich kundgab, und das eclatanteste Zeichen hievon hatte ich darin zu erblicken, daß am 7. Juni in dem Wiener Gemeinderathe eines seiner verdienstvollsten Mitglieder, Herr Wilhelm Ritter von Mauthner auf Verleihung des Ehrenbürgerrechtes an mich antrug. So warme Lobsprüche enthielt dieser Antrag, daß ich mich unmöglich entschließen kann, ihm hier seinem vollen Umfange nach Aufnahme zu gönnen. Nur einen einzigen Satz möchte ich mir zu wiederholen erlauben, weil er mich ganz besonders erfreute.

Nach Hervorhebung meiner Leistungen als österreichischer Geschichtsschreiber wurde ich ein „gesinnungstreuer Patriot" genannt, „der seine in den Traditionen der Theresianischen Zeit wurzelnde Ueberzeugung, unbekümmert um die Fluctuationen der Tagesmeinung, ohne Rücksicht auf Gunst und momentanen Erfolg allzeit mit ebensoviel Maß und Wärme als unerschütterlicher Festigkeit zu vertreten gewußt hat." Darin war in markigen Worten dasjenige gesagt, was ich auf politischem Gebiete allzeit angestrebt hatte. Und daß diese anerkennenden Worte über mich wenigstens keine ganz unverdienten waren, dafür sprach das Zeugniß meiner Mitbürger, indem trotz der sonstigen Zerfahrenheit des Gemeinderathes achtundachtzig Mitglieder desselben den Antrag Mauthner's mit unterschrieben und er in einer der nächsten Plenarversammlungen einstimmige Annahme fand.

Um meine Reconvalescenz zu vollenden, verließ ich am 16. Juni Wien und nahm meinen Aufenthalt in Ischl, wo ich mich allmälig, aber schließlich auch vollständig erholte. Zwei mir während meines Verweilens in Ischl zu Theil gewordene Auszeichnungen glaube ich hier nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, weil sie mir, als nicht in die Kategorie gewöhnlicher Ordensverleihungen gehörig, wirkliche Freude bereiteten. Am 20. August kam mir mit der Post das zwei Tage zuvor von Sr. Majestät dem Kaiser gestiftete österreichisch-ungarische Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft zu. Ich war hiedurch ebenso überrascht als geehrt; das Erstere, weil ich von der Absicht, ein so hochzuhaltendes Merkmal der Anerkennung für hervorragende Leistungen auf literarischem oder artistischem Gebiete zu schaffen, gar keine Ahnung besaß, das Letztere aber, weil ich es mir nur zu sehr großer Ehre anrechnen konnte, in der Reihe der Ersten zu erscheinen, welche es erhielten.

Einen ähnlichen Eindruck brachte auf mich die mir kurz darauf zukommende Ernennung zum Ritter des königlich baierischen Maximilian-Ordens für Kunst und Wissenschaft hervor. Dessen Verleihung empfängt bekanntlich dadurch ihren eigentlichen Werth, daß sie auf Grundlage eines Vorschlages des betreffenden Ordenscapitels geschieht.

Das für mich bedeutungsvollste Ereigniß des Jahres 1888 war die am 13. Mai erfolgende Enthüllung des Denkmals, welches auf Befehl des Kaisers seiner großen Vorgängerin, der Kaiserin Maria Theresia zwischen den beiden neu erbauten Hofmuseen errichtet wurde.

Schon früher war ich hie und da zur Entwerfung von Inschriften für öffentliche Monumente herangezogen worden. So hatte ich diejenige für das Denkmal des Prinzen Eugen in Wien und eine zweite für das des Viceadmirals Tegetthoff in Pola verfaßt; die letztere mag als die gelungenere hier eingeschaltet werden. Sie lautet:

„Tapfer kämpfend bei Helgoland,
Glorreich siegend bei Lissa,
Erwarb er unsterblichen Ruhm
Sich und Oesterreichs Seemacht."

In weit höherem Maße nahmen mich die Vorarbeiten für die Errichtung des Theresien-Denkmals in Anspruch. Schon im März 1873 hatte ich als Mitglied des betreffenden Comité's das Programm für die Concurrenz der Bildhauer entworfen, und insbesondere die Personen namhaft gemacht, welchen die Auszeichnung zugedacht wurde, auf dem Monumente die Umgebung der Kaiserin zu bilden. Und als nach einer Reihe von Jahren die plastische Gestalt des Denkmals vollendet war, erstattete ich nicht nur die Vorschläge über den bei der Enthüllung zu beobachtenden Vorgang, sondern arbeitete auch die Denkschrift über das Monument aus, welche bei dieser Gelegenheit Seiner Majestät dem Kaiser eingehändigt und an das Publicum vertheilt werden sollte.

Ich behaupte wohl nicht zu viel, wenn ich sage, daß seit der Feier der silbernen Hochzeit des Kaisers im Jahre 1879 Wien kein so herrliches Fest mehr gesehen hatte als die Enthüllung des Theresien-Monumentes, ja es war sogar weit mehr als die erstere vom Wetter begünstigt. So kalt und unwirthlich war dasselbe an den vorhergehenden Tagen gewesen, daß man, allzeit rasch mit Vorwürfen bei der Hand, mir einen solchen aus der Wahl eines „Eismannes" zum Festtage machte, als ob ich die Schuld daran trüge, daß Maria Theresia gerade am 13. Mai geboren war. Aber tiefblauer Himmel wölbte sich über Wien, und die strahlendste Morgensonne erglänzte, als die erlesensten Kreise der Bevölkerung in dichten Schaaren dem Festplatze zuströmten, auf welchem das ganze Kaiserhaus in einer Vollzähligkeit und mit einer Pracht sich einfand, wie sie seit 1879 nicht mehr gesehen worden war. Und als endlich die Hülle von dem Standbilde der erhabenen Frau fiel, deren Schilderung und Verherrlichung ich die zwanzig besten Jahre meines

Lebens gewidmet hatte, da durchzitterte eine tiefe Bewegung mein Gemüth. Aber sie wurde mir, ich scheue mich nicht, es offen zu gestehen, nicht wenig dadurch verbittert, daß keiner der so zahlreich Anwesenden, selbst der Kronprinz nicht, mir gegenüber auch nur ein einziges freundliches Wörtchen der Rückerinnerung an meine Leistungen und Arbeiten für die Geschichte der Kaiserin Maria Theresia fallen ließ. Sie schienen von Allen vollständig vergessen zu sein.

So empfindlich mich auch diese Unterlassungssünde im ersten Augenblicke berührte, so übte sie doch keine nachhaltige Wirkung auf mich aus, am allerwenigsten dem Kronprinzen gegenüber, für welchen mich immer die gleiche Gesinnung treuer Ergebenheit erfüllte. Allzeit neue Nahrung erhielt dieselbe durch die unveränderte Freundlichkeit, die mir der Kronprinz bei jeder zufälligen Begegnung stets gleichmäßig bewies. Die letzte derselben fand Donnerstags den 24. Januar 1889, etwa um halb drei Uhr Nachmittags statt. Als ich zu dieser Stunde das in der kaiserlichen Hofburg untergebrachte Staatsarchiv verließ, sprang mir ein junger Ulanen-Officier die Treppe, die sogenannte Batthyanystiege herauf, entgegen. In meiner Kurzsichtigkeit erkannte ich ihn nicht gleich, als er mir aber in liebenswürdigster Weise die Hand reichte und mir freundliche Begrüßungsworte zurief, sah ich, wen ich vor mir hatte. Da er meine Hand einmal gefaßt, ließ er sie nicht sogleich los, sondern zog mich gleichsam die eine oder zwei Stufen, welche ich schon herabgeschritten war, wieder zurück und an das einzige Fenster, das sich dort vor dem Eingange zum Staatsarchive befindet. „Sie werden sich wundern, daß ich so die Treppe heraufrannte," sagte er mit fröhlichem Lachen, „aber ich bin so schrecklich durchfroren, daß ich mir nothwendig etwas Bewegung machen mußte. Die ganze Zeit saß ich bei dem Maler Ajdukiewicz, der mein Reiterporträt anfertigt, zu Pferde, und das Bild muß demnächst vollendet werden, weil wir schon Anfangs Februar nach Pest gehen." Und während der Kronprinz so heiter in mich hineinsprach und gleichzeitig, wie um sich zu erwärmen, sich von einem Beine auf das andere wiegte, fiel sein Blick durch das Fenster auf die chaotischen Trümmer des alten Burgtheaters, welche gerade vor demselben zu sehen waren. „Welches Bild der Zerstörung," sagte er nun, ernster werdend, zu mir, „so gut wie von hier habe ich es noch nirgends gesehen. Welches Ende für einen Tempel der Kunst, in welchem wir so Schönes geschaut und so herrliche, genußreiche Stunden verlebt haben! Wer weiß, ob in dem neuen, um soviel prachtvolleren Hause die Kunst sich auf der gleichen Stufe erhalten wird?"

Mitten in diesen Betrachtungen unterbrach sich jedoch der Kron-

prinz: „Aber ich plaudere hier und muß zu Seiner Majestät.“ Und sich aufs Freundlichste von mir verabschiedend, sprang er eben so rasch, wie er gekommen war, die Treppe hinauf, um in das obere Stockwerk zu gelangen.

So wie ich hier das letzte Wort mit dem Kronprinzen wechselte, so sah ich ihn drei Tage später in einer großen Abendgesellschaft, welche Sonntags den 27. Januar der deutsche Botschafter Prinz Reuß gab, zum letzten Male. Er schien mir weniger beweglich und gesprächig als sonst, ich erklärte mir dies jedoch durch die bescheidene Zurückhaltung, die er sich wegen der Anwesenheit seines kaiserlichen Vaters aufzuerlegen schien.

Für Dienstag den 29. Januar hatte der Kronprinz als Protector des Heeresmuseums dessen Curatorium zu einer Sitzung in das Arsenal entbieten lassen. Wie immer waren wir, den Erzherzog Wilhelm an unserer Spitze, vor der anberaumten Stunde, ein Uhr, vollzählig versammelt. Aber fruchtlos harrten wir des Kronprinzen, und im Vergleiche zu seiner sonstigen Pünktlichkeit war dies wirklich auffallend zu nennen. Bei dem Ausbleiben jeglicher Nachricht entschloß sich endlich Einer von uns, der seither leider gleichfalls schon verstorbene Graf Meran, mir seit seiner Frankfurter Knabenzeit wohlbekannt und immer äußerst sympathisch, nach der Stadt zu fahren, um Erkundigungen einzuziehen. Nach kurzer Zeit kam er mit schäumenden Pferden zurück und theilte dem Erzherzog mit, der Kronprinz sei nicht in Wien. Da sonach die Sitzung nicht stattfinden konnte, entließ uns Erzherzog Wilhelm mit den Worten: „Ich sehe den Kronprinzen heute noch bei Seiner Majestät und werde den Herren dann allsogleich Tag und Stunde der Sitzung bekanntgeben.“

Diese Voraussetzung des Erzherzogs erfüllte sich jedoch nicht, indem der Kronprinz durch seinen Schwager, den Prinzen Philipp von Coburg, sein Fernbleiben vom Hofdiner entschuldigen ließ. Ich wußte dies damals noch nicht und wohnte daher ohne jegliche Besorgniß Mittwoch den 30. Januar zur Mittagsstunde einer kurzen Sitzung des Herrenhauses bei, in welcher wenigstens mir noch gar nichts von dem gräßlichen Unglücke zu Ohren kam, das inzwischen über das Kaiserhaus und die ganze Monarchie hereingebrochen war. Gegen ein Uhr nach meinem Bureau in der Burg zurückkehrend, bemerkte ich dort eine auffallende Ansammlung größerer Volksmengen, aber erst im Archive erfuhr ich die Schreckensnachricht von dem plötzlichen Tode des Kronprinzen, welche mich mit dem äußersten Entsetzen erfüllte. Lange Zeit hindurch konnte ich mich von diesem furchtbaren Schlage nicht erholen.

Die Rückkehr zur Arbeit und zu einer Reihe anderer ablenkender Beschäftigungen half mir allmälig über die tiefschmerzliche Stimmung hinaus, in welche mich dieses unglückselige Ereigniß versetzt hatte. Um zuerst von der Arbeit zu sprechen, so seien hier die eifrigen Vorbereitungen zur Herausgabe des Briefwechsels des kaiserlichen Botschafters in Paris, Grafen Mercy-Argenteau, mit Kaiser Joseph II. und dem Staatskanzler Kaunitz erwähnt. Man erinnert sich des Aufsehens, welches im Jahre 1872 die Veröffentlichung der Correspondenz desselben Staatsmannes mit der Kaiserin Maria Theresia erregte. Aber freilich läßt sich nicht verkennen, daß diese erstere Publication der späteren wenn auch nicht gerade hinsichtlich des allgemeinen historischen Werthes, wohl aber in Bezug auf das specielle, mit dem Andenken an die Königin Marie Antoinette verknüpfte Interesse ziemlich weit voranstand. Denn während bei Maria Theresia der Antheil an Allem, was ihre Tochter anging, das Uebrige sehr überwog und sie ununterbrochen von der Lebensweise derselben, ihrem Thun und Lassen genau unterrichtet sein wollte, trat bei Joseph diese Seite der Verbindung mit Mercy mehr in den Hintergrund zurück. So kommt es, daß während die Correspondenz Mercy's mit der Kaiserin eine ebenso unvergleichliche als unerschöpfliche Fundgrube für die persönliche Geschichte der Königin bildet, diejenige mit Joseph dieses Reizes großentheils entbehrt und mehr für die politischen Beziehungen zwischen Oesterreich und Frankreich, für diese aber freilich von ganz besonderem Werth ist.

Wie bei der früheren Publication mit Herrn August Geffroy, setzte ich mich bei der jetzigen mit Herrn Jules Flammermont, Professor der Geschichte an der Facultät zu Lille, in Verbindung, welchen ich während seiner langen Anwesenheit in Wien und seiner eifrigen historischen Forschungen im Staatsarchive kennen gelernt hatte. Die Frucht unserer gemeinschaftlichen Arbeit wurde von dem französischen Unterrichtsministerium in die von ihm herausgegebene Sammlung von Documenten aufgenommen, welche sich auf die Geschichte Frankreichs beziehen. Im Jahre 1889 erschien, in der Pariser Imprimerie Nationale ganz prächtig gedruckt, der erste Band, welchem der zweite 1891 folgte.

Was meine sonstigen Beschäftigungen betraf, auf welche das Wort „Arbeit" eigentlich keine Anwendung finden darf, so sei hier vor Allem diejenige mit dem Werke erwähnt, welches der Kronprinz mit so großer Vorliebe unternommen, und, wieviel auch davon schon bei seinen Lebzeiten erschienen war, doch nur als unvollendetes Bruchstück hinterlassen hatte. Seit dem Tode des Kronprinzen bemühte ich mich noch eifriger für sein Werk, als dies früher geschehen war, weil es mir dessen be-

dürftiger zu sein schien. Und insbesondere ging ich nach dem frühzeitigen Hinscheiden seines ersten Redacteurs Joseph von Weilen darauf aus, es zu Wege zu bringen, daß dessen Platz mit einem Manne besetzt werde, welcher seiner schwierigen Aufgabe in jeder Beziehung gewachsen sei. Mit Genugthuung darf ich constatiren, daß dieses Ziel durch die von mir vorgeschlagene Wahl des Professors von Zeißberg zum Nachfolger Weilen's vollständig erreicht wurde.

Mit nicht geringerer Befriedigung kann ich auf das Gelingen einer anderen Unternehmung hinweisen, mit der ich mich zu jener Zeit emsig beschäftigte. Gleich nach dem Tode Grillparzer's im Januar 1872 war unter dem Protectorate des Erzherzogs Carl Ludwig ein Comité zusammengetreten, welches sich die Errichtung eines würdigen Denkmals für unseren großen vaterländischen Dichter zur Aufgabe stellte. Anfangs wollte Alles in diesem Comité sein, und es wurde denn auch aus höchst angesehenen Persönlichkeiten zusammengesetzt. Aber theils riß bald der Tod sehr empfindliche Lücken in dasselbe, theils war das frühere Strohfeuer rasch wieder verglommen, und im Laufe der Zeit schien es fast gar nicht mehr gelingen zu wollen, eine auch nur halbwegs vollzählige Comitésitzung zu Stande zu bringen. Glücklicher Weise war aus Nikolaus Dumba, Weilen und mir ein Executiv-Comité eingesetzt worden, als dessen Obmann ich nun die Weiterführung der Sache energisch in die Hand nahm. Insbesondere war es Dumba, welcher treulich mit mir aushielt; im Vereine mit einer Anzahl vortrefflicher Repräsentanten der Akademie der bildenden Künste und der Künstlergenossenschaft bildeten wir die Jury, welche die Ausführung des Monumentes überwachte. Ueber die Hauptfigur, diejenige Grillparzer's selbst, war nicht viel zu sagen, denn gleich im ersten Entwurfe war sie dem Professor Kundmann vorzüglich gelungen. Dagegen boten die sechs Reliefs, auf welchen bezeichnende Scenen aus Grillparzer's berühmtesten Dramen dargestellt werden sollten, Anlaß zu mancher Verschiedenheit der Meinungen, welche aber allzeit rasch und friedlich geschlichtet wurde.

Ich kann versichern, daß ich mich der damals im Atelier des Bildhauers Rudolf Weyr zugebrachten Stunden immer nur mit Vergnügen erinnere. Auch seine Entwürfe waren mit seltenem Sinne für plastische Schönheit, mit liebevollem Eingehen auf die Intentionen des Dichters, endlich mit einer wirklich genialen Leichtigkeit gearbeitet, welche freudige Bewunderung erregte. Aber während die Kunstverständigen in der Jury hie und da hinsichtlich einzelner Details in der Ausführung Einwendungen erhoben, ergab sich zwischen dem Bildhauer und mir manchmal eine Differenz der Ansichten über die Wahl der darzustellenden Scenen. Und

jedesmal gab Weyr, nachdem wir die Sache ruhig und leidenschaftslos durchgesprochen hatten, ohne irgendwelche Empfindlichkeit nach und gestaltete sogar zwei Entwürfe vollständig neu, um gerade die Scene zur Darstellung zu bringen, welche er nun selbst als die bezeichnendste für das betreffende Drama erkannte.

Nachdem ich in aller Stille und ohne irgendwelches Aufsehen zu erregen, im Volksgarten einen in jeder Beziehung passenden Platz für das Denkmal mit dem Ausblicke auf das neue Burgtheater ausfindig gemacht und hiezu die Zustimmung des durchlauchtigsten Protectors sowie des Ersten Obersthofmeisters Fürsten Hohenlohe erwirkt hatte, wurde an die Errichtung und nach ihrer Beendigung an die Enthüllung des Monumentes geschritten; am 23. Mai 1889 fand sie statt.

Auch diesmal begünstigte uns das Wetter, und die ebenso zahlreiche als gewählte Gesellschaft, welche dem Rufe des Executiv-Comité's gefolgt war, nahm sich in den frühlingsgrünen Laubgängen des Volksgartens anziehend genug aus. Die Feier, bei deren Arrangement uns das Obersthofmeisteramt thatkräftig unterstützte, begann mit dem vom Männergesangvereine ausgeführten Vortrage eines Schubert'schen Chores, welchem für diese Gelegenheit Worte von Weilen unterlegt worden waren. Hierauf hielt ich eine kurze Ansprache, in der ich Rechenschaft ablegte über das Zustandekommen des Monumentes, der Künstler ehrend gedachte, welche hiezu mitgewirkt hatten, und Grillparzer's Stellung zu Oesterreich, seine Vorliebe für sein Geburtsland und seine Vaterstadt Wien zu charakterisiren versuchte. Zum Schlusse wies ich auf die wehmüthige Befriedigung hin, mit der es uns Alle erfüllen müsse, daß der Platz, auf dem wir ihm sein Denkmal errichtet, so ganz der Schilderung entspreche, die er selbst in einem seiner zartesten Gedichte von dem Oertchen entwirft, an welchem er nach seinem Tode geborgen sein möchte.

Nach Beendigung meiner Rede fiel die Hülle des Denkmals, und nun declamirte von dessen Stufen herab der damalige Director des Burgtheaters, August Förster, das schöne Festgedicht von Ferdinand von Saar. Ein zweiter Vortrag des Männergesangsvereins schloß die vielleicht allzu prunklose, dafür aber um so gemüthvollere Feier, welche wohl dem schlichten Sinne des Dichters am besten entsprach.

Wo von meiner Betheiligung an dem Zustandekommen öffentlicher Denkmäler die Rede ist, darf ich es nicht mit Stillschweigen übergehen, daß mir auch von Seiner kaiserlichen Hoheit dem Feldmarschall Erzherzog Albrecht die Auszeichnung erwiesen wurde, in das Comité berufen zu werden, welches im Jahre 1886 unter seinem Präsidium zu dem Zwecke zusammentrat, die Errichtung eines Denkmals für den Feldmar-

schall Grafen Radetzky zu Wege zu bringen. Unsere Bemühungen wurden von dem besten Erfolge gekrönt, und ich darf der wohlthuenden Empfindung mich hingeben, daß auch in diesem Comité meine Anwesenheit keine völlig fruchtlose war. Denn auf meine Anregung geschah es, daß das ursprüngliche und nach meiner Ueberzeugung ganz verfehlte Project zur Ausschmückung des Sockels verworfen und die Anbringung von zwei Reliefs an dessen Langseiten beschlossen wurde. Das eine stellt Radetzky, von seinen ausgezeichnetsten Generalen umgeben, das zweite aber wieder den Feldmarschall, umwogt von den Schaaren seiner treuen Soldaten dar, welche bekanntlich an ihm wie an einem Vater hingen. Wie viel das Monument durch diese beiden Reliefs gewann, wird wohl keinem seiner gegenwärtigen Beschauer zweifelhaft sein.

In den letzten Tagen des Mai 1890 wurde ich ganz gegen meinen Willen veranlaßt, nach Verlauf einer Reihe von Jahren wieder einmal im Herrenhause in einer anderen als einer gewöhnlichen Geschäftssache meine Stimme zu erheben. Es handelte sich um die Gesetzvorlage, durch welche dem Königreiche Galizien die zu Lasten desselben aufgelaufene Grundentlastungsschuld von hundertundsechs Millionen erlassen werden sollte.

Wie gegen alle Angehörigen der österreichisch-ungarischen Monarchie, wenn sie nur an dem dieselbe verbindenden Staatsgedanken festhalten, fühle ich mich auch von jeder Abneigung gegen die Bewohner Galiziens vollkommen frei, ja ich wünsche ihnen als Reichsgenossen von ganzem Herzen alles Gute. So wie vor Jahren, als mich die ungarische Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede erwählte, fand ich mich später auch durch die gleiche Wahl von Seite der Krakauer Akademie geehrt und erfreut. Von so wohlwollender Gesinnung für Galizien durchdrungen, hätte ich diesem Lande gern den ungeheuren Vortheil gegönnt, der ihm aus der einfachen Auslöschung seiner Grundentlastungsschuld erwuchs. Nicht als ob ich der Meinung gewesen wäre, um die Frage des Rechtes sei es für Galizien so günstig bestellt, als die Abgeordneten dieses Landes im Reichsrathe und ihre dortigen Bundesgenossen vorgaben. Ich hielt vielmehr die Schuld Galiziens an den Staat für eine zu Recht bestehende, und war daher der Meinung, daß es sich um einen Act der Großmuth des Letzteren handle, welcher freilich wieder dadurch erleichtert werde, daß jene Schuld eigentlich doch als eine uneinbringliche erscheine. Denn daß Galizien sie nicht zu bezahlen vermöge, bedurfte in meinen Augen kaum eines besonderen Beweises.

Darum besaß denn auch meines Erachtens der Antrag der Minorität des Abgeordnetenhauses, die Sache zur Beurtheilung ihrer juristischen

Seite vor das Reichsgericht zu verweisen, unleugbaren politischen Werth. Hätte das Letztere den Anspruch Galiziens auf Löschung seiner Grundentlastungsschuld als rechtsgiltig erkannt, so wäre dadurch die Entscheidung gefällt und es den Abgeordneten der übrigen Reichstheile nicht wenig erleichtert worden, für diesen Nachlaß zu stimmen, denn sie hätten sich nicht dem Vorwurfe auszusetzen gebraucht, auf Kosten ihrer Committenten dem Lande Galizien ein überreiches Geschenk zu machen. Würde aber das Verdict des Reichsgerichtes — und dies hielt ich für den wahrscheinlicheren Fall — gegen die Rechtsbeständigkeit der Ansprüche Galiziens ausgefallen sein, so würde ein durch die Unfähigkeit des Landes, diese Schuld zu bezahlen, herbeigeführter Nachlaß derselben auch wirklich jener Act der Großmuth gewesen sein, für welchen ich ihn überhaupt hielt. Er hätte aber dann auch als ein solcher im Lande Galizien erkannt, dort mit Dankbarkeit aufgenommen werden und dazu dienen müssen, dieses Land noch viel fester an die österreichische Monarchie zu knüpfen, von welcher ihm schon so viel Gutes zu Theil wurde.

Wie verkehrt aber der entgegengesetzte Weg war, den man in dieser Angelegenheit einschlug, wurde durch die Taktlosigkeit, welche zwei sonst sehr hervorragende Abgeordnete Galiziens sich hiebei zu Schulden kommen ließen, bald sattsam dargethan. Gleichwie zum Danke für die thatkräftige Unterstützung, welche die österreichische Regierung ihrer Sache angedeihen ließ, wußte der Eine nichts Besseres zu thun, als die Organe ihrer Vorgängerinnen in Galizien zu beschimpfen und sie als eine corrupte Horde darzustellen, welche auf nichts Anderes als die Ausbeutung des Landes zu ihrem eigenen Vortheile ausging. Und als diese Invectiven im Abgeordnetenhause nicht etwa von Seite des Ministeriums, wohl aber von einem der Bekämpfer der Vorlage Widerspruch erfuhren, da erhob sich ein zweiter Abgeordneter aus Galizien und wollte durch Citate aus meinem Werke über die Kaiserin Maria Theresia die Wahrheit der von seinem Landsmanne aufgestellten Behauptungen darthun.

Hiedurch sah ich mich zu meinem Bedauern in die dringende Nothwendigkeit versetzt, den Beweis zu führen, daß aus meinem Buche gerade das Gegentheil von dem, was von galizischer Seite hieraus deducirt worden war, sonnenklar hervorgehe. Und außerdem drängte es mich, die ganz ungerechtfertigten Anklagen zu widerlegen, welche gegen die früheren österreichischen Behörden in Galizien vorgebracht worden waren. Denn so bereitwillig ich auch zugeben will, daß unter den dorthin entsendeten Beamten gar manches räudige Schaf gewesen sein mag, so wenig schien mir doch deren Wirken im Allgemeinen eine so wegwerfende Verurtheilung zu verdienen. Und am allerwenigsten konnte ich

sie aus dem Munde von Angehörigen jenes Landes für gerechtfertigt halten, die ja am besten wissen mußten, in welch' trostlosem Zustande es von Oesterreich übernommen wurde und wem dessen auffallendes Zurückbleiben in der Cultur im Vergleiche mit den deutsch-österreichischen Provinzen eigentlich zur Last fällt. Besser, als mit Anschuldigungen gegen Andere hervorzutreten, würden meines Erachtens die Polen thun, in dieser sowie auch sonst in gar mancher Beziehung recht fleißig vor der eigenen Thüre zu kehren.

Als ich mein Vorhaben, diese Anklagen zurückzuweisen und zu widerlegen, in einer Versammlung der Verfassungspartei des Herrenhauses kundgab, fand ich bei keinem meiner Gesinnungsgenossen ein so verständnißvolles Entgegenkommen als bei Herrn von Plener, einem der wenigen Ueberbleibsel aus jener Glanzzeit des Herrenhauses, in welcher dasselbe nicht nur an Männern von Wissen und Talent, sondern auch an politischen Charakteren so reich war. Plener schloß sich mir an, um in der Versammlung des Herrenhauses gleichfalls in dem von mir beabsichtigten Sinne zu sprechen. Und schon der Umstand, daß in seiner Person einer der berufensten Gewährsmänner für die Integrität des im Ganzen und Großen so ehrenhaften österreichischen Beamtenstandes auftrat, trug nicht wenig dazu bei, daß das, was wir sagten, einen nicht gewöhnlichen Eindruck hervorbrachte. Sogar das Ministerium sah sich zu dem freilich nicht gerade gelungenen Versuche genöthigt, wenigstens durch einige nachträgliche Worte das Versäumniß wettzumachen, welches es sich im Abgeordnetenhause hatte zu Schulden kommen lassen.

Etwa zehn Monate vor dieser Verhandlung, am 10. Juli 1889 hatte ich mein siebzigstes Lebensjahr vollendet. Ueberhaupt kein Freund von Jubiläen, entging ich auch diesmal einem solchen, aber ich nahm doch die zahlreichen Beweise von Theilnahme, von Anhänglichkeit und Freundschaft, welche mir bei diesem Anlasse zukamen, dankbarst auf. Der vorderste Platz unter ihnen gebührte einem sehr schönen Album, welches die photographischen Bildnisse sämmtlicher wirklichen Mitglieder der Akademie der Wissenschaften enthielt.

Noch stiller verfloß im folgenden Jahre ein anderer Tag, der auch vielleicht Anlaß zu einer Jubiläumsfeier hätte darbieten können, der 18. September 1890, welcher derjenige der Beendigung meines fünfzigsten Dienstjahres war. Nur meine Tochter und mein Schwiegersohn gedachten dieses Tages durch Uebersendung eines sinnigen Geschenkes, eines Albums mit den Photographien der öffentlichen Gebäude, in denen sich, von der Frankfurter Paulskirche angefangen, während meines langdauernden Lebenslaufes meine Thätigkeit abspann.

Ich verbrachte diesen Tag in Alt-Aussee, wo ich seit meiner Wiedergenesung nunmehr alljährlich, wie es in früherer Zeit schon so oft der Fall war, meinen Urlaub verlebe. Zu all dem, was mich dorthin zieht, ist nun ein neuer Magnet gekommen, das mir so befreundete Haus des Professors Seegen, in welchem ich allzeit nicht nur den liebenswürdigsten Empfang von Seite vortrefflicher Menschen voll geistiger Interessen, sondern auch einen gewählten geselligen Kreis finde, in dem ich mich stets mit Vorliebe bewege. So vertraut ich aber in demselben auch bin, so verlor ich doch kein Wort über die Bedeutung jenes Tages für mich, der denn auch ganz unbeachtet vorüberging. Und ebenso erhielt ich auch brieflich keine Zeile, welche sich hierauf bezog.

Mit dem Augenblicke meiner Rückkehr nach Wien veränderte sich dies jedoch plötzlich. In ihrer Anhänglichkeit an mich geriethen die Beamten des Staatsarchives auf den Gedanken, mein Jubiläum am 27. December als dem Tage zu feiern, an welchem ich vor fünfzig Jahren zum Archivspraktikanten ernannt worden war. Sie sammelten in den wissenschaftlichen, politischen und geselligen Kreisen, in welchen sie Theilnahme für mich voraussetzen durften, Beiträge für eine mir zu Ehren zu prägende Medaille, sowie Unterschriften unter eine Adresse, welche an mich gerichtet werden sollte.

In einer für mich außerordentlich schmeichelhaften Weise werden in derselben meine Leistungen auf verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens besprochen. Vor Allem gedenkt sie meiner Thätigkeit als Director des Staatsarchives und der durch mich veranlaßten Freigebung des Zutrittes zu demselben, sowie des Aufschwunges, welchen hiedurch die Entfaltung der historischen Studien nicht nur in Oesterreich, sondern auch in anderen Staaten erfuhr, weil durch unseren Vorgang auch ihre Archive zur Betretung gleicher Bahnen gedrängt wurden. Ueber das, was die Adresse von meiner Thätigkeit als Geschichtschreiber und als Theilnehmer an wichtigen politischen Verhandlungen, sowie von meinen persönlichen Eigenschaften sagt, gehe ich hier stillschweigend hinweg, denn ich bringe es nicht über mich, es auch nur andeutend zu wiederholen. Aber ich freute mich doch innig, daß man überhaupt, ohne Widerspruch zu erregen, in solcher Weise von mir zu reden vermochte, sowie daß es durch fünfthalbhundert Unterschriften aus allen Kreisen der Bevölkerung Oesterreichs und aus allen Theilen von Europa Bestätigung fand.

Auch außerdem kamen mir an diesem Tage Ordensauszeichnungen von Seiner Majestät dem Kaiser und von fremden Regierungen, sowie sonstige Beweise der Anerkennung, der Werthschätzung und der Theilnahme von nah und von fern, von Vornehmen und von Geringen in

Hülle und Fülle zu. Nicht nur meinetwegen freute ich mich über sie, sondern auch weil diese Aeußerungen der Uebereinstimmung mit meinen Gesinnungen mir zeigten, daß der Geist der Vaterlandsliebe in den besseren Classen der Bevölkerung doch noch nicht so sehr im Schwinden begriffen sei, als man dies gemeiniglich annimmt und nach so vielen betrübenden Erscheinungen, welche in die Oeffentlichkeit treten, anzunehmen auch leider Ursache hat. Denn von all den Lobpreisungen, welche mir zugingen, bezogen sich doch bei Weitem die meisten auf meinen Patriotismus und auf die Bethätigung desselben durch die Art meiner Theilnahme an den Verhandlungen des Herrenhauses, sowie durch meine historischen Schriften, insbesondere durch meine Geschichte der Kaiserin Maria Theresia. Am prägnantesten wurde dieser letzteren Anschauung in einem schönen, von einem hochgestellten Staatsbeamten herrührenden Gedichte Ausdruck verliehen, welchem ich daher auch, obgleich wegen des für mich darin enthaltenen Lobes nur mit gewaltigem inneren Widerstreben, hier Aufnahme zu gönnen mich entschließe. Es lautet:

„Aere perennius.

„Das Denkmal ragt der großen Kaiserin
Vor ihrer Burg, ein mächtig Erzgebilde,
Und spricht zu ihrer treuen Hauptstadt Wien
Von ihrer Weisheit, ihrer Kraft und Milde.
Es zeigt uns hier um ihren Thron gereiht,
Die mit des Krieges, mit des Friedens Waffen
Für sie gekämpft, sich ihrem Werk geweiht,
Ein neues, großes Oesterreich zu schaffen.

„Ein größ'res Denkmal, mächtiger als Erz,
Es baut sich auf aus Worten und aus Zahlen,
Und zeigt den Herrschersinn, das Mutterherz
Der hohen Frau in ihrer Zeit Annalen.
Den Forscher preis't darum das Vaterland,
Der solchen Herrscherruhm in gold'nen Lettern,
Aus reinstem Quell geschöpft, mit Meisterhand
Verzeichnet in der Weltgeschichte Blättern!"

Diese und ähnliche Worte der Anerkennung, von so berufener Seite gesprochen, mußten mich innig erfreuen, und es wäre wohl eitel Ziererei, dies nicht auch ehrlich einzugestehen. Mit tiefempfundener Dankbarkeit, aber doch auch nicht ohne einen Anflug von Wehmuth nahm ich sie entgegen, denn es wurde mir klar, daß dieser Tag einen letzten Markstein bedeute in meinem Leben. Und immer wieder kamen mir die Worte der Kaiserin Maria Theresia in den Sinn, welche sie, anderts

halb Jahre vor ihrem Tode, nach Abschluß des Teschner Friedens an Kaunitz schrieb. So sehr beherrschten sie mich, daß ich auf die Gefahr hin, arger Unbescheidenheit geziehen zu werden, weil ich so Großes mit so Kleinem zu vergleichen mir erlaube, sie dennoch hier anführe. Mit einer leichten Variante lauten sie: „Ich habe heute meine Carriere glücklich geendigt; das Uebrige wird nicht mehr in Vielem bestehen."

Und so verhält es sich denn auch in der That. Weder meine Erlebnisse noch meine Leistungen seit jenem Tage sind der Art, daß sie das Niederschreiben verlohnen; ich schließe daher meine Aufzeichnungen, und wie ich sie mit der Erinnerung an meinen Vater begann, will ich sie auch in gleicher Weise beenden. Mit tiefer Gemüthsbewegung lasen mein Bruder und ich nach seinem Tode in seinem Testamente die folgenden Worte:

„Ich scheide mit den glühendsten Wünschen für das Wohl und den Ruhm des in sich geeinigten Oesterreich, mit dem Wunsche, daß keine Sonderinteressen dessen herrliche Bestandtheile trennen, sondern daß sie stets ein und dasselbe Ziel ins Auge fassen mögen. Denn vereinigt sind sie groß und stark, getrennt aber klein und die Beute feindseliger Nachbarn."

Wenn sich diese Worte auch nicht in meinen letztwilligen Aufzeichnungen finden werden, so glaube ich doch sagen zu dürfen, daß die Gesinnung, welche sie meinem Vater vor fast vierzig Jahren in die Feder dictirte, auch mich bis zu meinem letzten Athemzuge beseelt.

Personen-Register.*)

A.

*) Die Namen meiner Eltern, meiner Frau, meiner Tochter und meines Bruders wurden wegen ihres häufigen Vorkommens in das Register nicht aufgenommen.

D.

E.

M.

N.

O.

T.

U.

V.

W.

Z.

